Das Kreuz am Ferner.

Das

Kreuz am Ferner.

Ein

hypnotisch-spiritistischer Roman

von

Karl du Prel.

Zweite Auflage.

Stuttgart 1897.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung

Nachfolger.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

An den Leser.

Die im vorliegenden Buche geschilderte merkwürdige Welt dürfte manchem Leser noch gänzlich unbekannt sein, und das könnte ihn verleiten, gerade diejenigen Teile meiner Erzählung für reine Produkte meiner Phantasie zu halten, die es am allerwenigsten sind. Weil ich nun aber den Leser nicht nur unterhalten, sondern auch unterrichten will, muß ich meinem Buche die Erklärung voraussenden, daß ich von der dichterischen Freiheit gerade dort den geringsten Gebrauch gemacht habe, wo man es recht eigentlich vermuten könnte. Ich kenne die von mir geschilderte Welt aus eigener Erfahrung, und habe sie im wesentlichen so dargestellt, wie ich sie kennen gelernt habe, mag sich auch das, was ich erzähle, nie und nirgend so begeben haben, wie ich es erzähle. Sollte diese meine Erklärung dem einen oder andern Leser den Drang nach weiterer Belehrung erwecken, so werden ihm die am Schlusse beigegebenen Anmerkungen willkommen

sein. Vielleicht wird er alsdann mit zagenden Schritten das Gebiet betreten, das vor ihm aufgethan wird; aber einmal darin heimisch geworden, wird er sich in ganz ungeahnter Weise belohnt finden. So ist es mir ergangen, und darum wünsche ich das gleiche Schicksal auch dem freundlichen Leser.

Schwarzach im Pongau.
Im Sommer 1890.

Der Verfasser.

I.

In dem weitläufigen Bibliotheksaale des Schlosses Karlstein fielen durch die drei hohen, gotisch zugespitzten Fenster mit ihren rautenförmig abgeteilten Scheiben die Strahlen der Morgensonne. An jedes dieser Fenster war ein umfangreicher Tisch gerückt, davor ein Lehnstuhl mit braunem Lederpolster. Tische und Stühle waren von großer Einfachheit, aber von jener soliden Arbeit, die auf den Gebrauch vieler Generationen berechnet schien.

Auf den etwas verstaubten Tischplatten hoben sich von der Naturfarbe des Eichenholzes bauchige schwarze Tintenfässer ab, deren Inhalt aber längst vertrocknet war. Hier war schon lange niemand mehr gesessen, um zu arbeiten; aber mancher Tintenfleck, schon tief ins Holz gedrungen, zeugte von fleißigem Gebrauche des Schreibzeugs in früheren Zeiten.

Der junge Mann, der, den Stuhl verschmähend, am mittleren Tische stand, gehörte gewiß nicht zu denjenigen, die hier schon viel Tinte verspritzt hatten. Nachlässig lehnte er am Tische und blätterte in einem kleinen Pergamentbande, während er eine Melodie vor sich hinsummte. Seine geschmeidige jugendliche Gestalt, sein blühendes Gesicht, dem fast noch etwas Kindliches anhaftete, paßten wenig zu dem schweren Ernst in der Einrichtung des Saales, den ein moderiger Geruch erfüllte. An den breiten Wandflächen zwischen den hohen Fenstern, sowie an der gegenüberliegenden Langseite des Saales seiner ganzen Ausdehnung nach, endlich noch, unterbrochen nur durch die hohen

Flügelthüren an beiden Schmalseiten des Saales, standen hohe eichene Bücherrepositorien. Mit ihren profilierten Gesimsen reichten sie bis fast an die Decke, und die Fächer waren bis zur Höhe mit Büchern angefüllt.

Auf den ersten Blick schon war zu erkennen, daß diese Bibliothek vorwiegend aus früheren Jahrhunderten stammte. Schwere dunkle Lederbände, andre in gepreßtem Pergament oder in Schweinsleder reihten sich aneinander. Auf dem untern Teile ihres Rückens klebten mit großer Einförmigkeit kleine viereckige Zettel, je mit einem Buchstaben und einer Zahl beschrieben. Damit war der Bücherkundige ohne Mühe auf Zettelkästen verwiesen, die er auch nicht lange zu suchen brauchte. Durch die ganze Mitte des Saales zogen sich niedere Schränke, die nur in der Mitte einen freien Durchgang ließen und an beiden Enden von den Repositorien abstanden. Ebenfalls von Eichenholz, zeigten sie übereinander gereiht seichte Schubladen, die wohl zur Aufbewahrung von Karten oder Bildwerken bestimmt waren. Auf diesen Schränken nun standen, ebenfalls mit Buchstaben und Zahlen bezeichnet, die Zettelkästen, lange Holzschachteln, teilweise mit zurückgeschlagenem Deckel, und nach diesen offenstehenden Exemplaren zu schließen, waren sie mit losen Oktavblättern gefüllt, auf denen, teilweise in vergilbter Schrift, die ausführlichen Büchertitel zu lesen waren.

So schien diese Bibliothek eine sehr wohlgeordnete, von kundiger Hand eingerichtete zu sein; dafür sprach für den Kenner auch der Umstand, daß auf das Format der Bücher in deren Nebeneinanderstellung keine Rücksicht genommen war; da und dort blickte neben einem schweren Foliobande bescheiden ein Duodezbändchen herab.

Zu dieser einfachen, den Prunk verschmähenden Einrichtung paßte auch die hohe weißgetünchte Decke des Saales. Nur die Ecken zeigten sich mit Stuccaturarbeit abgerundet und sandten konvergierend bis gegen die Mitte der Decke einige Arabesken,

die dort in eine phantastische Sonne zusammenliefen. Aus dem Mittelpunkt derselben hing ein schwerer Glaslüster herab, in dessen unzähligen Prismen die Sonnenstrahlen irisierten.

Für einen Bücherwurm wäre dieser Bibliotheksaal trotz seiner Ausdehnung von großer Heimlichkeit gewesen. Der junge Mann aber, der noch immer in seiner nachlässigen Haltung nur zerstreute Blicke in den Inhalt eines Buches warf, war für diese Reize des Saales unempfänglich. Dann und wann murmelte er unverständliche Worte, wenn er mißvergnügt eines der Bücher hinwarf und aus dem kleinen Vorrat neben sich auf dem Tische ein andres aufnahm. Sein schwarzes, ziemlich kurz geschnittenes Haar war umspielt von den Strahlen der Sonne und das feingeschnittene Profil hob sich vom Fenster ab. Der Anflug von Bart auf der Oberlippe aber wäre ohne seine schwärzliche Färbung vielleicht kaum sichtbar gewesen.

Fast schien es der junge Mann als eine Erlösung zu begrüßen, als die lautlose Stille durch Schritte unterbrochen wurde, die sich außen vernehmen ließen. Ein Zug von Zufriedenheit glitt über sein Gesicht; rasch legte er das Buch weg und begrüßte freundlich eine im Rahmen der Flügelthüre erscheinende junge Dame, die auf den ersten Blick als seine um mehrere Jahre ältere Schwester erkenntlich war. Waren auch ihre Gesichtszüge mehr gerundet, so war doch die Aehnlichkeit mit ihrem Bruder sehr auffallend. Dieselben schwarzen Haare, und — wie sich nun zeigte, da sie nebeneinander standen — derselbe seelenvolle Blick aus tiefblauen Augen. Gleich ihrem Bruder, der einen einfachen Sommerrock trug und in nichts, wenn nicht etwa im Schnitt der Kleidung, Eleganz verriet, war auch sie höchst einfach gekleidet. Ein brauner Ledergürtel mit altertümlicher Schließe umschloß an der schlanken Taille einen hellen Morgenanzug, eine schmale Spitzenkrause umgab den Hals. Die üppigen, in Flechten aufgebundenen Haare zeigten keinen andern Schmuck, als ein paar dunkle Nelken, die darin staken.

„Puh!" stieß das Mädchen, kaum daß es eingetreten war, hervor. „Welch ein moderiger Geruch!" Und eilig öffnete sie das nächstliegende große Fenster, durch das nun der frische Luftzug eines herrlichen Maimorgens hereinströmte. „Sieh nur den herrlichen Tag! Einer bricht schöner an als der andre. Dich aber, Alfred, begreife ich nicht. Noch kürzlich waren deine Briefe ganz erfüllt von Sehnsucht nach dem Landleben, und nun, da du auf dem Lande bist, steigst du schon seit einer Woche jeden Morgen in diesen dumpfen Saal herauf und durchstöberst stundenlang die alten Scharteken, in denen doch sicherlich nichts Vernünftiges steht. Du würdest wahrlich am besten thun, diese ganze Bibliothek zu beseitigen und durch eine neue zu ersetzen. Was hat unsre moderne Zeit, unser modernes Bewußtsein zu thun mit diesen alten Grüblern, deren Ideen schon ebenso abgestorben und längst begraben sind, wie die Leiber der Autoren selber? Freilich, fuhr sie plötzlich sich besinnend fort, freilich thut es mir leid, so sprechen zu müssen, da doch unser edler Vater, je älter er wurde, desto mehr in diese geheimnisvollen Studien sich vertiefte. Aber haben wir ihn nicht vielleicht gerade darum so frühzeitig verloren, weil er es nicht lassen konnte, immer wieder, oft bis tief in die Nacht hinein, sich hier zu vergraben, statt durch die Wälder zu streifen und geselligen Freuden sich hinzugeben? Wer weiß, ob er nicht heute noch unter uns wäre, wenn er nach meinem Rezept gelebt hätte? Aber du wenigstens sollst ein andres Leben führen! Von einer um manches Jahr älteren Schwester darfst du wohl Ratschläge annehmen. Mit deinen zwanzig Jahren und dem noch kaum sichtbaren Bart passest du nicht in diese Bücherwelt. Komm nur gleich! so schloß sie, als sie einen nachdenklichen Ausdruck in der Miene ihres Bruders bemerkte. Laß uns in den Wald gehen und uns besprechen, wie wir unser Leben in dem alten und doch so lieben Karlstein einrichten wollen."

— „Schon bin ich im Begriffe aufzuräumen," entgegnete Alfred, indem er die herausgenommenen Bücher da und dort wieder in ihre Reihen stellte. „Du hättest dir übrigens deine ganze Predigt ersparen können; denn die Gedanken, die mir durch den Kopf gingen, bevor du hereinkamst, waren denen sehr ähnlich, die du nun in wohlgesetzter Rede vorgebracht hast. Vielleicht ist mein Interesse an diesen alten Scharteken nicht größer als das deinige. Ja vielleicht waren es nur Gefühle der Pietät gegen unsern Vater, die mich da heraufgetrieben haben. Bei der großen Verehrung und Liebe, die ich für ihn bewahrt habe, kann ich zwar nicht dein abfälliges Urteil über die mystische Ideenwelt teilen, die in dieser Bibliothek niedergelegt ist; aber das will ich dir gerne zugeben, daß ich mich noch zu jung fühle, zu viel Freude am Leben habe, um mich in mystische Gedanken versenken zu können. Sie verwirren mir den Kopf, und so sehr ich überzeugt bin, daß unser Vater von allem Aberglauben ganz frei war, so finde ich doch keinen vernünftigen Zusammenhang in diesen Büchern. Noch bevor du kamst, war es bei mir schon beschlossen, dieser Beschäftigung zu entsagen."

— „Bravo! Das lobe ich mir!" sprach Leonore freudig erregt. „So habe ich es also gar nicht nötig, dich zu erinnern, daß der Vater selbst dich einmal gewarnt hat, in seine Fußstapfen zu treten."

— „Allerdings, liebe Schwester; er meinte jedoch nur, daß ich es nicht zu früh thun sollte. Gar manchmal, wenn er in diesem Saale über seinen Manuskripten und Büchern die Essensstunde vergaß und ich ihn holen mußte, wies er auf diese Repositorien hin und prophezeite mir, daß sie die Freude auch meines Alters sein würden. Wollte ich aber Näheres wissen, so vertröstete er mich auf die Zukunft. Er selbst wollte mich in diese Gedankenwelt einweihen, wenn es Zeit sein würde, da es nicht jedem gegeben sei, sich von selbst darin zurecht zu finden."

— „Mir ist diese Liebhaberei des guten Vaters immer ein Rätsel gewesen," sprach Leonore nachdenklich.

— „Das kommt eben von deinem Vorurteil, darin nur Aberglauben sehen zu wollen. Nur die Gefahr des Aberglaubens ist damit verknüpft. Das aber wußte der Vater sehr wohl. Er nannte eine verfrühte Beschäftigung mit diesen Dingen gefährlich und meinte, ich müßte vorerst meine Kollegien über Physik, Chemie und — worauf er besonders Gewicht legte — über Astronomie hinter mir haben. Nur wessen Geist die normalen Erscheinungen der Natur umfaßt habe, könnte das Gebiet der abnormen, wenn auch ebenso gesetzmäßigen Erscheinungen ungestraft betreten, ohne Gefahr zu laufen, in Aberglauben zu versinken, wie schon so mancher Adept der Geheimwissenschaften."

„So sprach unser Vater häufig zu mir, und eben darum kann ich dein abfälliges Urteil über diese mystischen Dinge nicht unterschreiben. Wenn der Vater so häufig betonte, daß mir das Prinzip der modernen Wissenschaft, die Gesetzmäßigkeit aller Erscheinungen, erst in Fleisch und Blut übergegangen sein müßte, bevor ich es wagen dürfte, auf dem uferlosen mit Nebeln bedeckten Ozean der Mystik herumzuirren, so gibt mir das die feste Ueberzeugung, daß dieses Gebiet einer wissenschaftlichen Behandlung fähig ist, und daß es lediglich an mir selbst liegt, wenn mir diese Dinge so unverständlich vorkommen. Es fehlt mir eben der Ariadnefaden, und den hätte mir der Vater sicherlich in die Hände gegeben."

— „Ich hoffe, Alfred, du wirst diesen Faden nie finden; denn, offen gestanden, graut mir vor allen diesen Dingen. Auch sind sie mir vollkommen entbehrlich; denn wenn ich den Sinn unsres Vaters richtig verstanden habe, so war für ihn das Hauptproblem immer die Unsterblichkeit der menschlichen Seele. Diese aber hat mich mein einfacher Katechismus gelehrt, und es bedarf für mich keiner Gespenstererscheinungen."

— „Schwesterchen, Schwesterchen! Das verstehst du nicht. Wir Männer wollen nun einmal wissen, und nicht bloß glauben. Ich begreife die Gefühle eines Faust, und fast scheint es mir, daß etwas davon auch in meiner Brust schlummert. Es steckt nun einmal uns Karlsteinern etwas Mystisches im Blute. Diese Bibliothek wäre wohl nie zusammen gekommen, wenn nicht bei unsern Vorfahren das Interesse an den Geheimwissenschaften fortgelebt hätte, von jenem Grafen Robert Karlstein angefangen, dessen Bild im Speisesaal hängt, und den wir in der Kindheit immer den Alchemisten nennen hörten."

— „Er ist mir noch immer unheimlich, Alfred. Sein Studierzimmer und Laboratorium befand sich aber nicht im Schlosse, sondern in dem nun halbzerfallenen Turme, der abseits auf dem Waldhügel wie ein Vorposten steht. Noch jetzt wissen unsre Landleute haarsträubende Geschichten von dem „Goldgrafen" zu erzählen, und wenn sie es auch uns nicht zugestehen werden, so weiß ich doch, daß es der allgemeine Glaube in unsrer Gegend ist, der Teufel hätte schließlich den Goldgrafen geholt. Unser alter Förster hat das schon mehrmals zu hören bekommen."

Alfred lachte hell auf.

— „Richtig ist, daß man einst den Goldgrafen tot in seinem Laboratorium gefunden hat. Aber er hielt eine zerbrochene Phiole in der Hand, lag auf dem Boden, und das deutet offenbar auf ein chemisches Experiment, bei dem er verunglückte. Für die Erklärung brauchen wir also den Satan nicht zu bemühen."

— „Nun gut, Alfred! Wir sind ja im reinen. Ich habe keinen ausgesprochenen Trieb zu predigen, und habe dich viel zu lieb, um dir ein strenger Vormund zu sein. Im Gegenteil möchte ich dich ja nur bitten, nicht alt zu werden, bevor du jung gewesen. Sei jung, sei jung! Du hast ein schönes Leben vor dir. Wenn du einmal ergraut sein wirst, magst du

dich mystischen Studien hingeben. Dann thue ich vielleicht selber mit. Jetzt aber sind wir noch zu jung und wollen unser Leben genießen. Sieh nur den goldenen Sonnenschein, der da draußen auf Feldern und Wäldern liegt! Das lockt doch ganz anders als diese unheimliche Bücherwelt!“

Damit trat Leonore ans Fenster, schloß es dann aber eilig und zog den Bruder gegen die Flügelthüre. Noch einmal wandte sie sich dort um und mit einem komischen Knix sprach sie: Adieu, ihr alten Herren! Was ihr auch gewesen sein möget, Teufelsbeschwörer, Forscher nach dem Stein der Weisen und dem Lebenselixier, Nekromanten, Zauberer, Alchemisten und Kabbalisten — adieu! Ihr werdet uns so bald nicht wiedersehen! Wir sind noch zu jung für euch, und empfehlen uns einstweilen ganz gehorsamst!“ —

Alfred und Leonore waren, wie wir schon aus ihrem Gespräch entnommen haben, Waisen. Sie hatten den Vater, einen von ihnen innig geliebten und hochverehrten Vater, vor einem Jahre verloren und die Trauerkleider erst kürzlich abgelegt. Ihre Mutter war gestorben, als sie Alfred das Leben gab, und sie stand nur mehr in der Erinnerung von Leonore als eine sehr schöne, milde Frau, die niemals ihrem Kinde oder den Schloßleuten ein hartes Wort gegeben hatte. Beim alten Pfarrer und den Bewohnern der Umgebung stand sie in unvergeßlichem Andenken.

Nun bewohnten ihre beiden Kinder das weitläufige Schloß allein mit einiger Dienerschaft, die ihre treue Anhänglichkeit auf die junge Herrschaft übertragen hatte. Dann und wann nur kam Besuch aus der Provinz-Hauptstadt; doch im Herbste stellte sich regelmäßig für längeren Besuch der vom verstorbenen Grafen für den minderjährigen Sohn aufgestellte Vormund ein, ein alter verdienstvoller General, der noch im aktiven Dienste stand und in Wien eine angesehene Stellung einnahm. Er verwaltete das beträchtliche Vermögen des jungen Grafen mit

großer Gewissenhaftigkeit, und unterließ es nicht, jedes Jahr gelegentlich seines Besuches Rechenschaft abzulegen über das gesteigerte Erträgnis zweier Güterkomplexe in Ungarn, die einen Bestandteil des Karlsteinschen Majorats bildeten. Nur seine Bemühungen, Leonore passend zu verheiraten, waren bisher immer an ihrem Widerstreben gescheitert, das väterliche Schloß und ihren herzlich geliebten Bruder zu verlassen. Die Verheiratung ihres Bruders abzuwarten und dann in der Nähe sich anzukaufen, das war ihr Plan, wenn sie über die Vorschläge des Vormunds nachsann. Die Heiratsgelegenheiten, die sich ihr bisher geboten, hätten ihr alle die Trennung auferlegt, und sie hatte schon darum in keine gewilligt, weil die Liebe sich nicht hatte einstellen wollen, die ihr als die notwendigste Voraussetzung einer jeden Ehe erschien. So war sie bereits in das sechsundzwanzigste Jahr eingetreten, ohne doch in ihrem Leben irgend etwas zu vermissen. Jetzt wenigstens war sie damit vollständig ausgesöhnt, seitdem Alfred wieder ins Schloß gezogen war, nachdem er ein Jahr auf der Universität in Graz verbracht, ein zweites Jahr aber die Akademie in Wien besucht hatte, um seine bedeutenden künstlerischen Talente — ein Erbteil der Karlsteinschen Familie — auszubilden.

Aber auch Alfred, der schon lange in sehnsüchtigen Briefen sich angekündigt hatte, war nun glücklich, wieder in dem alten Karlstein und bei seiner Schwester zu sein. Es waren mehr die Pietät und Verehrung für den verstorbenen Vater, als Faustische Gefühle, die ihn in die Bibliothek getrieben hatten, und darum bedurfte es in der nächsten Zeit auch keiner Abmahnung mehr von seiten seiner Schwester. Die Bibliothek blieb verschlossen, und da der an Regentagen sich einstellende Bedarf an Lektüre vollauf aus der kleineren ausschließlich modernen Büchersammlung befriedigt werden konnte, die in den Wohnzimmern verteilt war, so betrat lange Zeit niemand mehr

den großen Saal, und nur mehr die Sonnenstrahlen tasteten an den hohen Repositorien herum.

Oft wanderten nun die Geschwister schon sehr früh durch den Schloßpark, streiften in der Umgebung umher und ließen sich an malerischen Punkten nieder um die mitgebrachten Skizzenbücher mit Zeichnungen zu füllen, wobei Leonore als gelehrige Schülerin unter der Anleitung ihres Bruders bald treffliche Fortschritte machte. Wenn sie dann beide unter dem großen, dem Bergstock aufgepflanzten Schirm saßen, der sie vor den Sonnenstrahlen schützte, so waren das köstliche Stunden. In edlem Wetteifer nahmen sie oft die gleichen Objekte auf und prüften gegenseitig ihre Leistungen. Zur Mittagszeit wandten sie sich nur mit Bedauern wieder dem Schlosse zu.

So kam es bald dahin, daß sie ihre Wanderungen noch weiter ausdehnten, und mit einem kleinen Proviantkorb versehen, den ganzen Tag, teils zeichnend, teils plaudernd, im Freien verbrachten. Wenn dann, etwa in der Nähe einer Quelle, Leonore auf dem Rasen oder einer geeigneten Steinplatte die mitgebrachte kalte Küche ausbreitete, und Alfred dem frischen Wasser noch roten Wein beimischte, dann vermißten die Geschwister wahrlich nicht das vornehme Speisezimmer im Schlosse mit seiner reichen Vertäfelung. Der Platz, auf dem sie heute rasteten, bot eine weite Fernsicht auf dunkle Waldgründe. Graue Bergrücken ragten über das Laubdach und wölbten sich wie die enormen Leiber von Riesenelefanten. Man sah zu Füßen die um die Kirche gescharten Dorfhäuser, dahinter Felder und Wiesen, durch die sich der Fußpfad schlängelte, dann in Waldeseinsamkeit verschwand und jenseits wieder in ein sehnsuchtoffenes schmales Thal einmündete. Die entlegeneren und höheren Teile desselben waren dem Blick entzogen, schienen aber seltene Naturschönheiten zu bergen; denn dort, wo von beiden Seiten die Bergrücken gegeneinander sich senkten, war der Winkel, in dem die Linien ihrer Umrisse sich schnitten, von

einem glänzenden Schneefeld, das herüber silberte, ausgefüllt. Es bildete einen Teil des größeren Gletschers, der in der Touristenwelt großer Berühmtheit sich erfreute und als „Elendgletscher“ bekannt war. Schon manchmal war zwischen den Geschwistern die Rede davon gewesen, auch dahin vorzudringen; indessen wollte Alfred vorher nachsehen, wie es dort mit Verpflegung und Unterkunft bestellt sei, so sehr es auch der Schwester in ihre Romantik gepaßt hätte, sich sogar mit einem Heulager begnügen zu müssen.

II.

So wanderte denn einst Alfred, mit Bergstock und dem von der Schwester wohlversorgten Rucksack versehen, jenem Thale zu, in dessen Tiefe das Schneefeld blinkte. Er hatte die Zeit seiner Abwesenheit unbestimmt gelassen; denn er war nicht gesonnen, im Hintergrund des Thales wieder umzukehren, wie es die bequemeren Touristen thun, welche nicht bedenken, daß die eigentliche Herrlichkeit der Gebirgswelt nur denen sich offenbart, die auf hohen Jochpfaden die trennenden Bergwände der Thäler übersteigen. Aber freilich: vor das Schöne haben die Götter den Schweiß gestellt.

Alfred war scharf gegangen ohne anzuhalten, wiewohl sich auf dieser Wanderung ein ganzer Reichtum von Naturschönheiten seinen Künstlerblicken eröffnet hatte, die er gelegentlich seinem Skizzenbuch zu vertrauen beschloß.

Noch stand die Sonne nicht im Zenith, und schon hatte er den Hintergrund des Hochgebirgsthales erreicht, das hier nach allen Seiten weit auseinander trat. Schon wurden Tannen und Föhren seltener, und wo auf den bereits verkleinerten Wiesenflecken Bäume zusammentraten, waren es Lärchen. Einem Wildbach entlang ging es aufwärts auf sonnigem Fußpfad. Das steinige Bett des Gewässers zeigte aber infolge der an=

haltenden Trockenheit der letzten Wochen nur eine schmale Wasserader, die sich zwischen mächtigen Granitblöcken hindurchwand. Und doch konnte dieses Gestein nur durch das Wasser selbst seine rundlich abgewaschenen Formen erhalten haben und so gigantisch übereinander gestürzt sein. Wäre Alfred, statt an einem trockenen Sommertage, bei einem der furchtbaren Gewitter hierher gekommen, wie sie häufig über diese Bergwelt strichen, dann hätte er den Wildbach gesehen, wie er hoch geschwollen und tosend über und zwischen diesen mächtigen Steinen unaufhaltsam sich Bahn brach; er hätte dann den dumpfen Donner vernommen, wenn unter dem schäumenden Gewässer wieder einer dieser Blöcke von der Stelle rückte; kurz, er hätte in seiner Entstehung gesehen, was ihm jetzt nicht recht erklärlich erschien. Immerhin war es für sein Malerauge schöner so, wie er es sah; denn jetzt war das Wasser so klar, daß, wo es einigermaßen zu größeren Flächen sich ausbreitete und ruhiger floß, man bis auf den Grund sehen konnte. Hier, über einen gerundeten Felsblock hinweggleitend, überzog es denselben wie mit einem Glassturz, dort plätscherte es über Steinstufen herunter oder versank gurgelnd in einen Trichter; und wo es trotz seiner Schmiegsamkeit nicht durchdringen konnte, oder ein Steinungetüm geradezu sich ihm entgegenstemmte, da löste sich der ganze Bach in zornigen Schaum auf.

Weiter oben aber, wo das Bett seichter wurde und demgemäß das Gewässer gleich flüssigem Krystall auch breiter dahinfloß, da huschte es über die ruhigere Wasserfläche oft wie ein kleiner, schneller Schatten, so daß Alfred unwillkürlich nach oben sah, den Vogel zu erspähen, dessen Schattenbild er gesehen zu haben meinte. Erst nach mehrmaliger Enttäuschung erkannte er, daß es die flinken Forellen waren, die unter dem Wasser so schnell dahinschossen, daß es schwer war, ihnen mit dem Blicke zu folgen.

In lässiger Wanderung strebte nun Alfred einer jener Lärchengruppen zu, unter deren allerdings spärlichem Schatten

der frische kurze Grasboden schon von ferne ihn zur Rast einzuladen schien. Er war schon einigermaßen hungrig geworden und dachte nun, dort angesichts der hohen Wölbungen, Grate und Spitzen der Berge dem mitgenommenen Proviant zuzusprechen. In mächtiger Ausdehnung war hier schon fast die ganze Bergkette des Thalabschlusses sichtbar.

Als nun aber Alfred die Lärchengruppe erreichte, sah er erst, was diese ihm verdeckt hatte, die Fortsetzung des Fußpfades, der zwischen spärlichem und rauhem Geklippe zu einer steinigen Schlucht sich emporwand, in deren Vertiefung der letzte Ausläufer des bisher verdeckten Gletschers herabzüngelte. Er war gleichwohl von ansehnlicher Breite, und wo er in zwei übereinander liegenden Absätzen steiler zu Thal floß, sah man direkt hinein in das blaugrüne Geschlüfte von Eisspalten. In halber Höhe des Gletschers aber, mit dem am Rande desselben fortführenden steinigen Pfade durch ein schmales Felsenband verbunden, sprang wie eine große Kanzel ein breitgewölbter Steinbuckel vor, um den sich der Eisstrom herumzog, auf drei Seiten ihn umfließend. Dort stand, scharf von der Eisfläche und dem blauen Himmel sich abhebend, eine hochragende Fichte, gleichsam die letzte Triumphfahne der Vegetation, da weiter hinauf nur da und dort noch spärliches Zwergholz gedieh.

Dieser erhöhte Felsenbuckel mußte zu einer prächtigen Umschau sich eignen, und kurz entschlossen setzte Alfred seine Wanderung fort, die ihn ja rasch ans Ziel bringen mußte. Elastischen Schrittes stieg er den Felsenpfad hinan, die Stütze des Bergstockes verschmähend, den er wagrecht in der Rechten trug. Nun aber, nachdem er den schmalen Felsengrat überschritten hatte, bei der Fichte die Spitze des Bergstockes in den Boden stieß und den abgenommenen Rucksack, um die Fichte herumgehend, niederlegen wollte, sah er auf der abgekehrten Baumseite eine weibliche Gestalt am Boden liegen. Er trat näher. Ein runder Strohhut, an dessen roter Schnur Edelweiß stak,

verdeckte vollständig das Gesicht der Schläferin und schützte sie vor den Strahlen der Sonne. Schwere blonde Haarflechten quollen unter dem Hute hervor. Dies und die ganze Gestalt verriet ein junges Mädchen. In gleichmäßigen Atemzügen hob und senkte sich die junge Brust unter dem knappen schwarzen Mieder, dessen vordere Seite mit gebuckelten Silberknöpfen besetzt war. Ein kurzer roter Wollrock deckte, eng sich anschmiegend, die Gestalt, ließ aber einen Streifen der weißen Strümpfe und die Füße frei, die trotz der schwer genagelten Stiefel sehr zierlich waren.

So verführerisch nun auch für Alfred der Anblick dieser geschmeidigen Gestalt war, die unverkennbar auf ein noch sehr jugendliches Gesicht schließen ließ, so widerstrebte es ihm doch, sich dieser Augenweide hinzugeben und den Zustand der Schläferin auszunutzen. Er räusperte sich, aber erst als er es stärker wiederholte, erwachte das Mädchen, zog rasch den verdeckenden Strohhut vom Gesicht, und auf den rechten Arm sich stützend, setzte sie sich mit einem Ruck auf. Ein Paar dunkle, braune Augen schauten auf Alfred, ganz befremdet über diese plötzliche Versetzung aus dem Traumlande, und noch unfähig, in die neue Lage sich gleich zu finden. Dann aber übergoß flammende Röte die gebräunten Wangen des Mädchens. Rasch zog sie die Füße unter den Wollrock, fuhr mit den Fingern beider Hände über die verschlafenen Augen und erhob sich.

Dem jungen Grafen that das Mädchen in seiner Verlegenheit leid. Er beeilte sich, zu versichern, daß er in diesem Augenblick erst gekommen. Dem Anzuge nach konnte Alfred weder auf ein Bauernmädchen der Umgebung schließen, noch auf eine Fremde, die ja wohl nicht ohne Begleitung hierher gekommen wäre, und voll Verwunderung betrachtete er dieses ungewöhnlich schöne Mädchen, das, noch immer schweigend, die Zöpfe zurückwarf und an dem Rocke glättete. Nur um etwas zu sagen, fuhr Alfred in seinen Entschuldigungen fort und erklärte,

auf dem Wege zum Doblaner, dem Steinklauber, zu sein, ohne doch zu wissen, wo das Haus stehe.

Nun erst fing es in ihren dunklen Augen zu glänzen an, der volle rote Mund verzog sich in freundlicher Weise. Sie sei in der warmen Sonne eingeschlafen, erklärte sie, und nach dem hohen Stand der Sonne blickend stellte sie die Störung ihres Schlafes als willkommen hin. Sie deutete nach einem fernen Lärchenwald, an dessen Saum, wie ein kleiner weißglänzender Würfel ein Haus stand, dort wohne ihr Vater, der Steinklauber.

„Ihr Vater? Dann sind Sie ja Marietta! Wie sich das trifft!" rief Alfred, der sich nun eines ihm von seiner Schwester erteilten Auftrages erinnerte, und froh, das Gespräch fortsetzen zu können, nannte er seine Schwester Leonore, von der er freundliche Grüße bestellte. Zum Rucksack sich niederbeugend, zog er ein Schächtelchen hervor, das er ihr, als von seiner Schwester kommend, geschlossen bot. Eine kindliche Freude überflog das Antlitz Mariettas, als sie eine Korallenschnur hervorzog; sie legte sie um den Hals und ließ die silberne Schließe einschnappen. Aber sogleich schaute sie wieder beschämt zu dem Fremden auf und lud Alfred ein, zum Vater zu kommen.

Aber so leichten Kaufes wollte dieser seine Gefangene nicht freigeben. Er sei zu Fuß gekommen und, wenn sie nicht etwa Eile hätte, würde er gerne ein wenig rasten. Sie schaute ihm einen Augenblick in die tiefblauen Augen, die so freundlich blickten, und wieder färbten sich die braunen Wangen rötlich, als sie kopfnickend beistimmte.

Alfred setzte sich sogleich zu Füßen der Fichte. Als aber Marietta ihm gegenüber in der Sonne sich niederließ, sprang er wieder auf, zog den Bergstock aus dem Boden und stieß ihn neben ihr wieder kräftig hinein. Die bequeme Vorrichtung benutzend, spannte er sodann seinen Schirm auf und befestigte ihn am Bergstock. Er fand selber ein künstlerisches Gefallen

an der Scene, als er, neben ihr stehend, hinabschaute, ob der Schatten des Schirmes auch richtig falle, während Marietta, etwas befremdet über sein Thun, zu ihm hinaufblickte. Der rote, zum Küssen geschaffene Mund blühte ihm entgegen. Die Korallenschnur lag teils auf dem freien Hals, teils auf dem glänzend weißen Busenhemd, das, am Hals zusammengezogen, strahlenförmig seine Falten gegen das Mieder entsandte, über dem die eine Goldflechte herabhing.

Es war nicht eben ein auf die Verlängerung dieser Situation abzielender bewußter Plan Alfreds, als er nun von Hunger und Durst sprach. Er tauchte abermals seine Hände in den Rucksack, zog ein Weinglas hervor, reinigte es mit der Serviette, und noch bevor sie dagegen gesprochen, hatte er von dem roten Weine eingeschenkt und bot ihr das in der Sonne glitzernde Getränk. Er breitete dann zwischen ihnen die Serviette auf dem Rasen aus, brach ein Brot und öffnete die Dose, die Leonore sorglich mit kaltem Huhn versehen hatte.

Marietta, mit dem Gedanken an die Gastfreundschaft, die sie zu Hause ihrerseits bieten wollte, ließ sich nicht nötigen, und bald war ein lustiges Geplauder im Gang. Ihre Augen begegneten sich selten, sahen aber forschend auf, wenn sie sich unbeachtet glaubten.

Erst jetzt begann Alfred, seine Blicke auch ringsumher schweifen zu lassen. In ungeheurem Halbkreis schloß das Thal mit Bergen ab, an deren Fuß die aus der Thalsohle aufdunkelnden Wälder sich dehnten. Allmählich stiegen sie an den grauen Felswänden an und gingen in Zwergholz über, während die Schultermassen der Berge, wie bleiches Gebein der Erde, in fahler Beleuchtung glänzten und ihre Umrisse teils in vielgezackten Linien, teils in mächtigen Wölbungen oder steil ansteigenden Spitzen ins Blaue getaucht waren. Glänzende Wolkenbänke schwebten in halber Berghöhe und zerflatterte Ballen ließen das nackte Gestein mit den letzten Ausläufern

der Vegetation hindurchschimmern. Gerade gegenüber, aber getrennt durch die ganze Ausweitung dieses Thales, erblickte man unter einem steilen, von Wolken umspielten Gipfel den schmalen Ansatz einer Steinmur, die, in der herablaufenden Bergfalte immer breiter nach beiden Seiten ausgreifend, den Thalboden mit dem chaotischen Gewirr einer zerschmetterten Steinwelt bedeckte. Feine weißliche Linien, trotz der großen Entfernung als Felsenpfade erkennbar, überquerten, da und dort ansteigend, das aufwärts züngelnde Gestrüpp des Zwergholzes oder auch die nackten Wände, griffen als Serpentinen immer weiter aus und mündeten ein, wo ein Bergsattel sich senkte, dessen Umrisse von dem stahlblauen Himmel sich abhoben. Schneereste des Winters lagen noch in einigen Falten des Gesteins. Großartiger noch zeigte sich die unmittelbare Umgebung des Steinbuckels, auf dem Alfred und Marietta saßen. Er klebte wie eine Riesenwarze an einer Berglehne, die silberweiß überzogen war. Es war dies der Ausläufer des Elendgletschers, der an dieser Felsenwarze sich staute und sie umfloß, daß nur mehr der schmale Felsengrat frei blieb, auf dem Alfred herübergekommen war. Wo bei stärkerer Neigung dieser schneebedeckten Berglehne brüchige Stellen zum Vorschein kamen, da war die vereiste Unterlage sichtbar und bläuliche Spalten liefen quer über das Schneefeld. Die breite Stirnmoräne floß in verschmutzten Schneeflächen zu Thal und schob ihr Steingewirr weit auf dem Thalboden vor. Hoch oben aber, wo der Gletscher breit herunterquoll, da war der ganze Berg in die Fesseln dieser milchweißen Erstarrung geschlagen, und noch weit zu beiden Seiten dehnte sich die glanzvolle Eiswüste.

Alfred war ganz geblendet von dieser Pracht und Majestät und gab es unwillkürlich in wiederholten Ausrufen kund; Marietta aber schien ganz entzückt über die Freude ihres Genossen. Sie benannte ihm jeden Gipfel, sie wußte jedes Joch zu bezeichnen. Ueberall war sie schon gewesen, und die kahlen Schrofen,

zu denen der Blick hinüberschweifte, waren ihr ebenso vertraut, wie der Gletscher zu ihren Füßen und hoch über ihr.

Alfred war ganz erstaunt, wenn dieses junge Kind, das erst im Begriffe war, zur Jungfrau zu erblühen, von seinen Bergfahrten erzählte, wenn es diesen oder jenen Punkt so realistisch bezeichnete, daß er sogleich wußte, welchen sie meinte; wenn sie dann gleich einem Maler, der in wenigen Strichen das Charakteristische gibt, die prächtige Aussicht zu schildern wußte, die da und dort dem geboten sei, der die Mühe des Ersteigens nicht scheue, und wie gar auf der vereisten Schneide des Gletschers der Blick tief hinabtauche in ein südliches Querthal, wo schon Kastanienwälder die Stelle des Nadelholzes einnehmen und ganze Berglehnen mit Weinreben bedeckt seien. Aber nie noch, sprach sie bedauernd, sei sie in dieses südliche Thal hinabgekommen.

Dort, wo ihr Vaterhaus glänzte, auf zwei Seiten von lichter Lärchenwaldung umgeben, zwischen deren Bäumen der frische, wollige Grasboden heraufgrünte — eine Idylle in dieser mächtigen Bergwelt — dort war sie geboren. Diese Welt, die das Auge in weitem Bogen umspannte, war ihre ganze Welt, so weit gedehnt für das Auge des hierher verschlagenen Fremdlings, und doch so eng für ein Wesen, dessen ganzes innerliches Leben sich hier abspielen sollte.

Manchmal nur, so fuhr Marietta fort, begleite sie ihren Vater thalabwärts, hinunter ins Dorf; auch in das ihr wohlbekannte Schloß Karlstein sei sie schon mehrmals gekommen, nachdem ihre Mutter gestorben, und Gräfin Leonore habe viel gethan, ihren Kummer zu lindern. Vor achtzehn Jahren, eben erst verheiratet, sei die Mutter in dieses Thal gekommen, wo der Vater nach kurzem Besinnen das durch den Tod des Besitzers erledigte Anwesen gekauft habe, seither in unermüdlichen Wanderungen, weit und breit als der „Steinklauber“ bekannt, die Gegend nach Krystallen und edlen Steinen durchsuchend.

Seit dem Tode der Mutter jedoch halte sie sich noch mehr an den Vater, ihm die Einsamkeit erträglich zu machen, und so erstreckte sie ihre Spaziergänge selten weiter, als bis hierher zur Teufelskanzel, wo die Pracht des Gletschers immer wieder sie anziehe, so böse auch sein Ruf sei, schon manches Opfer in seinen Spalten verschlungen zu haben.

In mehr und mehr ungeteilter Aufmerksamkeit lauschte Alfred der natürlichen Rede des kaum der Kindheit entwachsenen Mädchens und den einfach schmucklosen Antworten auf seine Fragen. Noch kannte er sie kaum, und doch lag ihr ganzes, so ruhig dahinfließendes Leben vor ihm, sonnig wie der Erdenfleck, darauf ihr Vaterhaus stand, und doch manchmal schon überschattet von einer darüberziehenden düstern Wolke.

Als Marietta zum Aufbruch drängte, war es Alfred, als kenne er sie schon seit Jahren, so klar und natürlich hatte sie ihr jugendliches Dasein an ihm vorüberziehen lassen. Es gab sich nun ganz von selbst, daß Alfred mit ihr ging, hinüber über das schmale Felsenband und dann abwärts auf dem steinigen Pfade am Rande der Moräne fort. Sie trippelte sicheren Schrittes vor ihrem Gefährten her und manchmal nur klirrte die Spitze ihres Bergstockes an dem Gestein. Ihre blonden Flechten liefen am Rücken herunter, aber auch in die Augen blickte er ihr manchmal, wenn sie sich umwandte, auf die schwierigeren Stellen des Pfades sorgsam hinweisend. Dann aber überquerten sie den Ausläufer der Moräne und blickten in die trichterförmigen Schneelöcher, in deren Tiefe das Wasser gurgelte. Endlich war noch eine längere Eisspalte zu umgehen, aus deren blauen Klüften es kalt heraufwehte, und Marietta legte ängstlich ihre Hand auf seinen Arm, als Alfred, dem Rande näher tretend, hinabblicken wollte. Durch ein schmutziges Schneethor brach unten der unterirdische Abfluß des Gletschers zu Tage, und nun konnten sie nebeneinander hergehen, erst dem Bach entlang, dann über kurzgrasige Wiesen und vorüber noch

an manchem gigantischem Felsblock, den in der Vorzeit der Gletscherstrom vorgeschoben und bei seinem schmelzenden Rückzug liegen gelassen hatte. Endlich erreichten sie den lichten Saum der Lärchenwaldung, wo nun das freundliche Haus des Steinklaubers im Sonnenschein auf grüner Fläche lag.

Wie ein schnelles Reh eilte das Mädchen über die Wiese und verschwand in der Hausthüre. Ihr Vater, die kurze, geschwärzte Holzpfeife im Munde, stand in der Stube und war eben damit beschäftigt, die abgestumpften Spitzen seiner Steigeisen einer Besichtigung zu unterziehen. Mit fliegendem Atem erzählte sie, der junge Graf stehe draußen, und mit leuchtenden Augen wies sie auf das Geschenk der Gräfin, die rote Korallenkette, die auf der atmenden Brust auflag.

Inzwischen betrachtete Alfred das freundliche Wohnhaus mit den grünen Fensterläden. Im obern Stock, auf dem Gesimse des Eckfensters, glühten rote Geranien und blässere Steinnelken bogen sich herab. Das war ohne Zweifel Mariettas Wohnstube. Neben dem Hause befand sich ein eingezäuntes Gärtchen, halb von Blumen-, halb von Gemüsebeeten ausgefüllt; lange Königskerzen ragten in der Ecke auf, und große Mohnblumen senkten ihre leuchtenden Köpfe über den Zaun und schauten mit großen schwarzen Augen befremdet auf den Wanderer.

Da trat der Steinklauber heraus, und die breite Hand entgegenstreckend, in der die des jungen Grafen fast verschwand, begrüßte er ihn in rauhen Gutturaltönen, die ihm aus der Kehle lärmend hervorkollerten. Ein ganzer Wald von Haaren deckte ihm das Haupt und quoll über die breite Stirne, unter der, von buschigen Brauen überwölbt, die grauen, fast stechend blickenden Augen lagen, die doch wieder mit biederer Herzlichkeit auf den Grafen blicken konnten. Ein breiter Ledergurt lief um die Hüfte der gedrungenen, kräftigen Gestalt und die ledernen Hosenträger waren über der breiten Brust mit einem Quer-

streifen verbunden. Die kurze schwarze Lederhose ließ das Knie nicht frei, wie es häufig gesehen wird, sondern schloß sich, unter dem Knie sich verengend, an die zottigen Wollstrümpfe an, die in den genagelten Bergschuhen verliefen.

Als nun Marietta heraustrat, hieß sie der Vater, Wasser „vom Sprung" zu holen. Er bezeichnete damit die Quelle, die unter dem Wurzelwerk einer mächtigen Fichte gurgelnd aus dem Gestein brach. Dann trat der Steinklauber mit dem Gast in die untere Stube, wo Marietta alsbald dem Grafen einen frischen Trunk bot. Aber eilig trat sie wieder hinaus und verschwand im Hintergrund der Flur in der rauchgeschwärzten Küche, wo über dem offenen Herdfeuer an schwerer Kette ein bauchiger Kessel von der Decke herabhing. Die alte Vefi, die Haushälterin, war eben damit beschäftigt, Reisig zuzulegen, als sie Kunde von dem Besuch des Grafen erhielt.

„Jökas! Jökas!" rief sie erschrocken, in dieser angewöhnten Weise den Namen des Erlösers hervorstoßend, zog dann die Schleifen des roten Tuches fester, das ihr das knochige Gesicht einfaßte, und einen prüfenden Blick auf die blaue Schürze werfend, vertauschte sie sie eilig mit einer neuen. Rasch eilte sie dann auf ein Wort Mariettas hinaus zu dem Fischkalter, in den die Quelle hineingeleitet war, um an der jenseitigen, wie ein Sieb durchlöcherten Holzwand wieder herauszufließen.

Inzwischen plauderte Alfred mit dem Steinklauber, in dem er doch einen Bauern zu finden erwartet hatte, der aber nun im Gespräche sich in einer Weise gab, die ganz im Widerspruch mit seiner Kleidung und dem Geschäft eines Steinklaubers stand, über die sich aber Alfred vergeblich bemühte, klar zu werden. Wie er schon in Marietta einen solchen eigentümlichen Widerspruch entdeckt hatte, so nun auch in ihrem Vater; er hatte schon öfters von diesem als einem Originale gehört, aber er besann sich vergeblich auf die nähern Umstände. Dem äußern Ansehen nach konnte Doblaner für einen Bauern gehalten

werden; aber dieser Eindruck schwand, wenn er im Gespräche lebhafter wurde und dann einen Umfang geistiger Interessen verriet, den der Hörer nicht erwartet hatte. Das Gleiche galt aber auch von seiner Tochter, und dieser Zwiespalt ihres Wesens erstreckte sich bis auf ihren Namen. Nach ihrer italienischen Mutter war sie Marietta getauft worden, im Thale aber war sie nur als das Steinklaubermoidele bekannt. Der Vater selbst schwankte zwischen beiden Namen; wenn er strenge sprach, oder gar grollte, nannte er sie Marietta; wurde er zärtlich, so hieß sie Moidele. Das war auch der Name, den ihr die alte Vefi gab, die nur Fremden gegenüber von Marietta sprach, was ihr vornehmer zu lauten schien.

Alfreds Aufmerksamkeit ward wieder abgelenkt, als nun das Mädchen hereintrat und geschäftig die Vorbereitung für das Mahl traf. Der Schublade des schweren Eichentisches entnahm sie ein Tischtuch und breitete es darüber; aus dem in die Mauer eingelassenen Kasten wanderten Teller und Gläser auf den Tisch und ein runder Brotlaib lag auf dem Holzteller. Dann kam noch die alte Vefi, brachte Speck, in Scheiben geschnitten, Forellen, auf länglichem Zinnteller aufgehäuft, und stellte zuletzt noch den bauchigen Weinkrug auf den Tisch.

Das mundete nun alles ganz vortrefflich, während die frische Bergluft durch die offenen Fenster strich und der warme Sonnenschein auf den reinlichen Dielen des Fußbodens lag.

Marietta war in einem beständigen Lächeln und hörte den Männern zu, wie sie von dem und jenem sprachen. Wohl hatte der Steinklauber den Grafen als Knaben gesehen, jetzt aber erkannte er in ihm ganz das Ebenbild des Vaters, der häufig zu ihm heraufgestiegen war und seine Meinung austauschte über die geheimen Kräfte der Gesteine und Krystalle, deren Sammlung des Steinklaubers einzige Beschäftigung war. In diesem Gebiete war er bewandert wie keiner, und sein Handel, so lässig und mehr als Liebhaber er ihn auch trieb,

warf ihm einen beträchtlichen Gewinn ab. Manche Bestellung, oft aus weiter Ferne, kam an ihn, aber die seltensten und schönsten Stücke behielt er alle in seiner eigenen Sammlung, die sein ganzer Stolz war.

Er führte denn auch, kaum daß das Mahl beendet war, den Grafen über die Treppe hinauf, ohne Mariettas Verlegenheit zu bedenken, in die von ihr bewohnte Eckstube. Dort barg ein altertümlicher Kasten mit vielfach übereinander gelagerten seichten Schubladen die merkwürdigen, in mehrfachen Farben glänzenden Gesteine. Alles war wohl geordnet, jedes Stück führte seine Bezeichnung, wie es nur bei einem wissenschaftlichen Sammler hätte der Fall sein können. An manches Stück knüpfte Doblaner Bemerkungen, den Fundort und besondere Eigentümlichkeiten betreffend.

Der junge Graf aber schien nur das von der Höflichkeit gebotene Interesse an der Sache zu besitzen; er ließ manchmal seine Blicke in dem behaglichen Zimmer herumschweifen. An zwei Wandseiten lief eine Holzbank herum, in der einen Ecke stand ein breites Himmelbett, in der andern der mächtige Ofen mit den grünen Schüsselkacheln. Am Fenster mit dem Blumengesimse stand ein Arbeitstisch. Ordnung und Reinlichkeit drängten sich dem Blick förmlich auf, und bei aller Einfachheit machte das Zimmer doch einen so heimeligen Eindruck, daß Alfred es bemerkt haben würde, auch wenn der Gedanke, in Mariettas Zimmer zu stehen, nicht vorwiegend gewesen wäre.

Inzwischen war Marietta unten geblieben, bis die dröhnenden Schritte auf der Treppe wieder vernehmlich wurden. Es war fast ein kleiner Schrecken für sie, als der Vater, seiner tagtäglichen Gewohnheit entsprechend, den Rucksack über die rauhe Lodenjoppe nahm, zum Bergstock griff und an einen Haken des Ledergurtes die Steigeisen hing. Ohne alle Umstände nahm er mit derbem Händeschütteln Abschied vom Grafen, Moidele nur ein kurzes Wort zuwerfend. Sie schaute ihm nach,

wie er gemessenen Schrittes, ohne umzublicken, den Bergen zuging, und glaubte ihn entschuldigen zu sollen, daß er an keinem Tage der bessern Jahreszeit von seiner Wanderung sich abhalten lasse. Aber auch der Gedanke, daß der Vater sie mit ihrem Gaste allein gelassen, schien ihr einige Verlegenheit zu bereiten, daher denn Alfred, um eine unbefangene Situation herzustellen, sein Skizzenbuch holte, an dessen Bildern er ihr den Zweck seiner Wanderung in dieses unter Touristen berühmte Elendthal erläuterte. Marietta war in diesen Dingen nicht ganz fremd. Vor einigen Jahren war ein Maler, ein entfernter Verwandter, wochenlang im Hause gewesen und hatte Zimmereinrichtungen und Studienköpfe in der Umgegend gesammelt. Aber auch auf Landschaftliches ging er aus, und nachdem sie allmählich es verstanden, worauf es einem Maler ankomme, habe sie ihn an die verschiedensten Plätze geführt. Der arme junge Mann sei bald von dannen gezogen, dem fernen Rom zu, und ein Jahr später kam die Nachricht, daß er dort an der Schwindsucht verstorben. Marietta war bei dieser Erzählung ganz weichherzig geworden, dann aber mit raschem Kopfschütteln verscheuchte sie die traurige Erinnerung und deutete auf einen Platz in einiger Entfernung, wo auf grauem Felsengrunde eine Tanne stand; von dort aus sei ihr Wohnhaus mit dem weiten Bergkranz als Hintergrund schon manchmal aufgenommen worden.

Mit keinem passenderen Bilde konnte Alfred die Reihe der Skizzen beginnen. Das Haus lag im Mittelpunkt der Naturherrlichkeiten, die nach allen Seiten sich dehnten, und er wollte recht oft zu den einfachen, herzlichen Bewohnern dieses Hauses kommen, zwischen welchen es ihm so schnell wohl geworden war. Bald war die Stelle erreicht und hatte Alfred auf einem bemoosten Stein sich niedergelassen, der aus dem Grasboden brach. Schnell und sicher übertrug sein Bleistift auf das weiße Papier das freundliche Haus mit dem Lärchenwald, darüber im Hintergrund die grauen Bergrücken anstiegen. Marietta saß

ein paar Schritte abseits auf dem Rasen und blickte wie befremdet in die seelentiefen Augen des jungen Künstlers, der ihr nur dann und wann einen freundlichen Blick zuwarf.

Sie sprach viel von ihrem Vater. Um ihn drehte sich ja der ganze Inhalt ihres Lebens, seitdem die Mutter tot war; daß er die Verstorbene nicht zu sehr entbehren sollte, war ja ihr beständiges Trachten, und wenn ihr das auch nur teilweise gelingen konnte, so hatten sich doch diese beiden Menschen in so hehrer Einsamkeit innig aneinander geschlossen, und der Vater, der früher oft stundenlang vor sich hingebrütet hatte, schien allmählich zu begreifen, daß seine heranwachsende Tochter nun auf ihn angewiesen sei. Freilich konnte er ihr die Mutter nicht ersetzen, die es so wohl verstanden hatte, dem Kinde seine frische Natürlichkeit zu bewahren, und doch, besonders in den langen Wintern, seinen Unterricht in sehr verständiger Weise geleitet hatte. In der That war in dem Blondkopfe ein ganz beträchtlicher Vorrat nützlicher Kenntnisse aufgespeichert, nur daß eben Marietta beim Mangel eines Vergleiches mit Mädchen gleichen Alters selber am wenigsten von ihren Vorzügen wußte.

Mariettas Mutter hatte insofern unter ihrem Stande geheiratet, als sie der Familie eines vermöglichen Oekonomen angehörte. Dieser hatte für seine Tochter eine weit vornehmere Heirat geplant und hatte es nicht gern gesehen, daß sie dem Doblaner die Hand reichte. Er sah in diesem nur ein Zwitterding zwischen einem Herrn und einem Bauern, — nicht ganz mit Unrecht. Doblaner hatte sich ursprünglich dem Studium der Naturwissenschaften gewidmet, — wovon er seine Leidenschaft bewahrt hatte; — dann aber, nachdem äußere Hindernisse aufgetreten, hatte er es versäumt, irgend einen entschiedenen Beruf zu wählen. Gleichwohl, und nicht einmal in dieser jahrelangen Einsamkeit im Elendthale, hatte es die Mutter nie bereut, dem von ihr gewählten Manne gefolgt zu sein. Oft hatte es Marietta von ihr gehört, daß es für das Lebensglück eines Mädchens

auf die Liebe allein ankomme, und daß es um so leichter zu erreichen sei, je einfacher die Verhältnisse, in die wir uns gestellt finden. Marietta verstand freilich wenig von diesen Dingen, wenn die Mutter so sprach; aber nach deren Tod war dem vereinsamten Mädchen manches von den Worten der Mutter wieder in die Erinnerung gekommen, was nun gleich einem testamentarischen Belehrungsvermächtnis in ihrem Innern auftauchte und mit eigenen Gedanken vermischt fortwucherte.

Allmählich wurde Marietta in ihrem Geplauder mit Alfred ganz heiter; aber als er ihr etwas erzählte, worüber sie hell auflachen mußte, kamen ihr gleich wieder Erinnerungen an die Vergangenheit. Damals, sagte sie, sei es ganz anders gewesen als jetzt: oft habe eine ausgelassene Fröhlichkeit im Doblanerhause geherrscht, das doch nur bewohnt gewesen von einigen Menschen, die, fernab von aller Welt, kein andres Glück kannten, als daß sie sich lieb hatten. Manchmal habe die Mutter ganz ernste Tage gehabt, wenn ihr Sorgen um Mariettas Zukunft kamen; aber der Vater konnte schnell die alte Fröhlichkeit durch seinen unverwüstlichen Humor herstellen. Davon sehe man ihm jetzt gar nichts mehr an. Noch kurz vor der letzten Krankheit der Mutter seien sie einmal alle drei in die Stadt gefahren. Der Zufall wollte, daß sie im Coupé einen ehemaligen Freier der Mutter trafen, der inzwischen eine sehr behäbige Stellung als Besitzer eines großen Bauernhofes errungen. Seine Anspielungen darauf und auf die jetzige Steinklaubereristenz seines damaligen Rivalen hatten offenbar den Zweck, seine Niederlage gelinde zu rächen. Da war es denn sehr lustig zu sehen, wie Mariettas Vater mit der größten Ruhe die Sticheleien des Gegners ihm hinausgab. Dann aber bei einer Haltestelle verließ der Bauer den Wagen; herrisch rief er in der Einsteighalle nach einer Flasche Wein, und da niemand kommen wollte, zog er laut über die schlechte Wirtschaft los. Doblaner aber, zum Wagenfenster sich hinausbeugend und wohl wissend, daß der

reiche Bauer zum erstenmal auf der Eisenbahn fahre, machte ihn auf die große — zum Abläuten der Züge bestimmte — Glocke aufmerksam; die hänge ihm ja vor der Nase, und wenn er daran läute, werde er gleich einen Kellner heranstürzen sehen. Der Bauer läutete denn auch gerade so herrisch, wie er vorher gerufen hatte, sah sich aber alsbald umringt von den Bahnbediensteten, die ihn beim Kragen packten und zum Stationsvorstand schleppten. Nur mit ohnmächtiger Faust konnte er dem Doblaner noch nachdrohen, der, aus dem davonfahrenden Wagen herausgelehnt, dem Gefoppten noch in freundlichster Weise zunickte.

Nun war an Alfred die Reihe laut zu lachen, und er meinte, sie hätte wohl selbst etwas von dem Humor ihres Vaters geerbt, so hübsch hätte sie die Sache erzählt. Marietta aber bedauerte nur, daß der Vater jetzt nicht mehr derselbe, aller Humor ihm entschwunden sei.

Auf ihn kam sie immer wieder zu sprechen. So wenig auch ihre Worte den Sinn von Klagen hatten, so fand Alfred doch heraus, daß sie dem Vater immer noch ein Kind war, daß er sie noch ganz als solches behandelte, freilich als ein Kind, das er ganz ins Herz geschlossen hatte, soweit darin noch Raum war neben seiner Leidenschaft für die mineralogischen Geheimnisse der Bergwelt. Alle Belehrung, die er ihr zu teil werden ließ, bezog sich auf diesen Gegenstand, gleich als wäre sie ein Sohn, der einst in seine Fußstapfen treten könnte. Oft begleitete sie ihn auf seinen Wanderungen, die sich mit Vorliebe nach den wenig gangbaren Plätzen richteten, nach den Steinmuren, die, oft schon unter den Gipfeln der Berge ansetzend, gleich Felsenkatarakten zu Thal flossen, oder nach den Gletschermoränen, wo auf schmutzigen Schneemassen Steingetrümmer lag. Hatte ein arges Gewitter gehaust, das dort wieder beträchtliche Verschiebungen verursacht hatte, dann besonders war Doblaner unermüdlich, die ganze Umgebung wieder

abzusuchen. Aber wenn er auch dann und wann Schätze nach Hause brachte, daran seine Augen tagelang sich weiden konnten, so blieben doch sehr viele Gänge ganz fruchtlos, trotz des beschwerlichsten Herumsteigens; ja, es war schon manchmal vorgekommen, daß sie und der Vater, wenn sie sich allzu weit verstiegen hatten, in der Dunkelheit das Thal nicht mehr erreichten und in einer der roh aus Baumstämmen gezimmerten, zur Aufbewahrung des Heus bestimmten Hütten übernachten mußten, die verstreut waren, soweit die Graslehnen an den Bergen sich hinaufzogen.

Zu Hause aber saß Doblaner oft lange Abende schweigsam am Tische, in abgegriffenen Büchern mit altertümlichen Lettern nach verborgener Weisheit forschend, dann und wann vor sich hinmurmelnd, während Marietta entweder mit einer Arbeit beschäftigt war oder auch ihre Hände unthätig im Schoße ruhten und die Bilder der Vergangenheit an ihr vorüberzogen, in deren Vordergrund immer die verstorbene Mutter stand.

Manches schöne Märchen, womit diese die Phantasie des Kindes erfüllt hatte, stieg dann wieder auf; seine Gedanken schweiften dann in die weite Welt hinaus, von der die Mutter so viel zu erzählen gewußt, wo ferne Menschen ein wunderbares Leben, wenngleich voll Unruhe und Mühsal führten, ganz anders, als es ihr beschieden war. Und doch sehnte sie sich nicht hinaus aus ihrem Thal, wo ihr Leben so gleichmäßig dahinfloß, daß es ihr war, als könnte es für sie gar nie anders werden; und wenn selbst Regungen nach einer Veränderung in ihr auftauchten, so waren sie doch so unbestimmt, daß sie die Form von eigentlichen Wünschen gar nicht annahmen.

Die kleinen Sorgen des Haushalts füllten ein paar Stunden des Tages; dann saß sie oft stundenlang auf der Bank vor dem Hause, wo der Vater eine Pfeife rauchte und plauderte, oft aber auch in die Sonne blinzelnd einschlief; war er aber abwesend auf seinen Bergwanderungen, dann streifte sie durch den

Wald — oft brachte sie das ganze Netz voll köstlicher Schwämme nach Hause — oder sie setzte sich wohl auch mit einem Buch unter einen Baum, oder stieg die nächsten Anhöhen hinan, oft allein, oft auch an der Leine die Ziege führend, deren Pflege sie, gleich ihrer Mutter, selbst auf sich genommen hatte.

Nachbarn kamen nur selten auf Besuch; sie wohnten alle weit verstreut im Thale. Aber auch wenn Marietta an hohen Festtagen ins Dorf hinunter ging, gelang es ihr doch nicht, sich dort heimisch zu fühlen; sie hatte keine Ruhe, bis sie noch am gleichen Tage heimkam und im Hintergrunde des Thales die aufragenden Gipfel und weißen Schneegründe wiedersah.

Der Winter freilich war lang, aber da gab es zu flicken und zu nähen und gar vieles zu lesen; sinnende Gedanken füllten die übrigen Stunden, wenn unwirtliches Wetter jede Bewegung im Freien verbieten wollte. Desto freudiger wurden aber dann wieder die ersten Schwalben begrüßt, die im Doblanerhause nisteten; dann konnten wieder die schneefreien, alten, lieben Plätze besucht werden.

So war es heuer, so im vergangenen Jahre, und soweit zurück, als sie sich erinnern konnte; und so, dachte sie, würde es fortgehen, bis, bis — nun ja, an die weitere Zukunft hatte sie niemals gedacht.

In dieser Weise ungefähr stellte sich für Alfred der einfach-idyllische Lebensgang des Mädchens dar. Nicht als ob sie alles so genau erzählt hätte; aber seiner mit freundlichem Anteil weiter ausführenden Phantasie wurde es leicht, die Lücken des Geplauders zu ergänzen.

Dann und wann nur hatte er sie durch Zwischenfragen unterbrochen und dabei fleißig fortgezeichnet, so daß er schließlich selber über die hübsche Skizze erfreut war, die ihm gelungen. Das Doblanerhaus, mit dem rückwärts angebauten Heuschober an eine erhöhte Grasterrasse sich anlehnend, auf der man, aus dem Schober tretend, stand; das Gärtchen daneben und darüber

das mit besonderer Sorgfalt gezeichnete Eckfenster mit den Geranien und Nelken, weiter der Lärchenwald und im Hintergrund die vom Gletscher umflossene Teufelskanzel, wo er Marietta schlafend gefunden hatte, — das alles war zu einem hübschen Bilde zusammengestellt. Als nun gar Marietta aufstand und mit seitwärts geneigtem Kopfe einen prüfenden Blick auf Alfreds Skizze warf, so daß ihre lange Flechte ihm die Wange streifte, als er die sichtliche Freude erkannte, die ihr in den Augen glänzte, da überkam auch ihn eine freudige Stimmung und, zu dem Mädchen emporblickend, rief er in gehobenem Gefühle des Künstlers aus: Es gibt kein schöneres Leben, Marietta, als das des Künstlers, das ganz aufgeht darin, das Schöne zu schauen und nachzubilden. Dabei schaute er ihr in das liebliche Gesicht, und wenn seine Gedanken eine bestimmte Gestalt gewonnen hätten, so hätte er noch weiter gesprochen: Das Schönste aber auf Erden ist doch so eine junge, unschuldige Menschenblüte, die kaum dem Knospenzustand entwachsen ist! Aber das fühlte er nur, während er, wie von neuem befremdet von dieser Erscheinung, seine Augen von ihr nicht abwenden konnte, bis sie, in Verlegenheit geratend, rasch mit den Worten davonsprang, für die Gräfin einen „Buschen“ pflücken zu wollen.

Die Berglehne stieg hier ziemlich steil und steinig an, aber der kurze Rock Mariettas ließ erkennen, wie fest und sicher sie ihre kleinen Füße aufsetzte, bald rechts bald links sich wendend, denn der ganze Hang erglühte von Alpenrosen, deren dunkles Blätterwerk auf dem steinigen Boden hinkroch. Alfred, nachdem er sein Zeichnungsmaterial versorgt hatte, erfreute sich an der lieblichen Gestalt, die, da und dort sich bückend, bald einen Strauß beisammen hatte, den sie schließlich mit einer ausgerissenen Wurzelfaser fest zusammenband.

Leichtfüßig sprang sie den steilen Berghang hinunter, und indem sich ihre jugendliche Brust von der kleinen Anstrengung

hob und senkte, bat sie Alfred, den Strauß seiner Schwester zu bringen.

„Und ich?" fragte Alfred, ohne die sogleich verstandene Bitte näher zu erläutern. Eine leichte Röte flammte auf ihren Wangen auf, und sie senkte verlegen den Blick, der dabei auf einige Steinnelken fiel, die, von den weißen Hemdfalten sich abhebend ihr im Mieder staken. Einen Augenblick noch zögerte sie, zog aber dann die Blumen heraus und reichte sie ihm ohne ein Wort. Sogleich aber wandte sie sich und entlief eiligst auf dem steinigen Pfade. Erst nachdem sie eine beträchtliche Strecke zurückgelegt hatte, wagte sie anzuhalten und umzuschauen. Alfred stand noch immer am gleichen Platze und schaute ihr nach. Dann aber sah sie ihn den Hut schwenken, daran er die Nelken gesteckt hatte, und sie hörte seinen hellen Abschiedsgruß: „Auf Wiedersehen, Marietta!" Bald war der rasch Dahinschreitende ihren Blicken entschwunden.

III.

Am Tage darauf richtete sich Alfred ein leerstehendes Zimmer des weitläufigen Schlosses als Atelier ein. Es bestand kein Mangel an den vielerlei Dingen, die für nötig gehalten werden, ein solches Atelier wohnlich einzurichten, und sein Diener, Franz, der ihm schon auf der Akademie Dienste dieser Art geleistet hatte, war sehr findig, vom Speicher herunter und aus unbewohnten Räumen herbeizuschleppen, was sich nur verwerten ließ: alte Rüstungen, die mächtige Lanze, die der Goldgraf im Turnier zu führen pflegte, schwere Lehnstühle, mit Leder oder alten Stoffen überzogen, verschossene Gardinen, die in weichen Falten herabflossen, gotische Kästchen, Pokale 2c. Dazu lieferte der Gärtner Epheu, der sich an dem hohen Fenster hinaufrankte, und in der Ecke breitete eine Stechpalme ihre Zweige über einen bequemen Lehnstuhl.

Die Staffelei wurde an die geeignetste Stelle gerückt, und auch für Leonore, die ja statt des Pinsels nur den bescheidenen Bleistift führen wollte, fand sich ein Plätzchen. In dem traulichen Gemach verbrachten nun die Geschwister gar manche Stunde, teils arbeitend, teils plaudernd, oder auch beides zugleich. Auf Alfreds Staffelei sah Leonore erfreut die hübsche Farbenskizze entstehen, die das Steinklauberhaus mit dem majestätischen Hintergrund darstellte. Auch zwei Figuren waren in ihren Umrissen schon angedeutet; der Doblaner, mit der kurzen Pfeife im Mund auf der Bank vor dem Hause sitzend, daneben stehend ein junges Mädchen, dem eine schwere blonde Haarflechte über die Brust lief.

Oft, wenn das Gespräch längere Zeit gestockt hatte, wollte es Leonore scheinen, als leite Alfred die Wiederaufnahme fast regelmäßig mit einer Bemerkung über den Doblaner oder Marietta ein, und mit dem sicheren Instinkt der älteren Schwester begann sie zu vermuten, daß Alfred dem hübschen Kinde etwas zu tief in die Augen geschaut habe, und daß auch seine Schweigpausen mit Gedanken an dasselbe ausgefüllt seien.

War Alfred allein in seinem Atelier, dann schweiften seine Blicke oft zum hohen Fenster hinaus bis zum schluchtartigen Eingang des Elendthales, zu dem sich von beiden Seiten dunkle Waldgründe herabsenkten, bis der Blick von dem einsamen, wüsten Trümmergipfel aufgehalten wurde, der über die Wälder herüberlugte. In diesem Trümmergipfel erkannte Alfred die Profilansicht eines merkwürdigen Felsengebildes, das als höchste Spitze jenes Berges, der über dem Doblanerhaus aufragte, sich in die Höhe reckte. Schon von der gegenüberliegenden Teufelskanzel aus hatte Alfred dieses phantastische Gebilde bewundert; in den Umrissen seiner drei Gipfel glich es Riesenflammen, die im Auflodern von der Versteinerung betroffen worden. Am Fuße dieses Gipfels — Marietta hatte ihn Flammenberg benannt — mußte also ihr Vaterhaus stehen, und darum

war es Alfred lieb, daß er von seinem Atelier aus gerade dieses Gebilde sah; denn der ganze übrige Bergkranz im Hintergrund des Thales blieb hier verdeckt. Wenn Alfred den Pinsel weglegte und hinüberschaute, dann stand das junge braune Kind mit den Goldflechten vor den Augen seiner Phantasie, er hörte gleichsam den Silberklang ihres Geplauders, und zuletzt mündeten seine Erinnerungen immer bei dem hübschen Bilde ein, wie sie die Steinnelken aus dem Mieder zog und dann mit Windeseile davonlief.

Und Marietta? -- Ihre Tage floßen in der gewohnten Weise dahin. Einmal hatte sie die Teufelskanzel wieder besucht, und war errötet bei der Erinnerung, daß Alfred sie schlafend überrascht. Noch jetzt wirkten seine damaligen Worte beruhigend auf sie, daß er in dem Augenblick ihres Erwachens erst gekommen. Sie dachte viel an jene Begegnung; aber wenn der Doblaner sein Kind mehr beobachtet hätte, so hätte es ihm auffallen müssen, daß sie über Alfred ganz schwieg. Er dagegen sprach einigemal von ihm, und es wurde ihr innerlich ganz warm, als er sagte, was für ein schöner Bursche der junge Graf geworden, und wie er so ganz das Ebenbild des verstorbenen Grafen sei.

War der Vater abwesend, so saß Marietta häufig vor dem Hause auf der Bank. Blickte sie, die Hände im Schoße, gerade aus, so übersah sie der ganzen Länge nach den steinig auslaufenden Wiesenpfad, auf dem er fortgegangen, bis er mit dem Pfade selbst in Waldeseinsamkeit verschwunden war. Jeder einzelne Vorgang jenes Tages stellte sich ihr mit großer Lebhaftigkeit dar, und auch sie — wenn gleich mit ganz andern Gefühlen als Alfred — dachte schließlich immer an die Steinnelken, die sie ihm geschenkt. Sie schämte sich. Was würde er wohl von ihr denken? Wie sollte sie ihm wieder vor die Augen treten, wenn sie ihm etwa im Dorfe begegnete? Die Frage, ob er je wiederkommen würde, kam ihr nicht einmal

deutlich zum Bewußtsein. Unmöglich war es ja nicht; vielleicht einmal oder ein anderes Mal; dann aber war mit dem Sommer auch dieser Traum vorüber, und sie blieb dann wieder in ihrer Einsamkeit zurück, durch weitgedehnte Schneemassen von aller Welt abgeschnitten, — ein Winter, wie eben auch die verflossenen waren. So wurden ihr die Gedanken zu Träumereien, bei denen es ihr kaum bewußt wurde, wie es mit ihr stand.

In dieser Weise saß sie eines Tages wieder auf der Bank. Sie dachte dem Dahinschwinden des Sommers nach, und zum erstenmal dehnte ein schwerer Seufzer ihre Brust. Noch lag freilich warmer Sonnenschein auf den aschgrauen Bergkämmen, die wie schläfrig durch den blauen Duft schimmerten, der die ganze Natur überzog. Ihre Augen blieben an dem fahlen Gestein haften, das als letzter Ausläufer des Bergkranzes den Wald überspannte; sie folgten der tiefen Falte im Gestein, die höher hinaufziehend sich verzweigte, je höher, desto zahlreicher und dünner in Verästelungen übergehend. Es waren das die Ansammlungsrillen des herabtriefenden Regenwassers und abschmelzenden Schnees, ausgewaschen und gebleicht, so daß sie wie ein ungeheueres aufgezeichnetes Baumgerippe auf dem grauen Gestein lagen. Das hatte sie noch nie so gesehen, und jetzt sah sie es doch plötzlich, der Vergleich drängte sich ganz unwillkürlich auf, und der dicke Hauptstamm setzte sich fort bis zum Thalboden.

Dort aber lehnte sich der Wald an den Berghang, und mit einem Male trat zwischen den vordersten Bäumen eine Gestalt hervor, die sie auf den ersten Blick trotz der Entfernung erkannte.

Es war Alfred, der eiligst dem Hause zustrebte. Je weiter er in dem Thale vorgedrungen war, desto mehr hatte er seinen Schritt beschleunigt. Als er den weiten Bergkessel mit den phantastisch ins Blaue sich reckenden Gipfeln überblickte, da dehnte sich seine Brust, mit Behagen die Höhenluft einzuatmen. Als

er aber dann das Doblanerhaus liegen sah, aus dessen Dach eine blaue Rauchsäule senkrecht aufstieg und in der Höhe zerfloß, da wurde es ihm doch klar, daß nur dieses eigentlich der Punkt war, dem sein Herz entgegenschlug.

Marietta war in freudigem Schrecken aufgesprungen. Wie gerne wäre sie ihm entgegengeeilt! Aber im Zwiespalt dieses Gefühls mit der mädchenhaften Scheu blieb sie stehen und ging erst zuletzt dem Nahenden entgegen. Nun standen sie einander gegenüber und reichten sich die Hände. Es erglänzte die ganze Bergwelt ringsum, und es erglänzten die beiden Augenpaare, die fragend sich ineinander versenkten und ein gegenseitiges Geheimnis durchdringen zu wollen schienen.

Auch Doblaner freute sich herzlich, den Grafen zu sehen, und rauher noch als gewöhnlich gurgelten ihm die Begrüßungstöne aus der Kehle, wie immer, wenn er erregt war. Alfred hatte ihm ein paar Prachtwerke über Mineralogie, Petrefaktenkunde und Krystallographie gebracht, in deren künstlerische Ausstattung mit kolorierten Abbildungen er sich alsbald vertiefte. Mit seinen buschigen Brauen über die Bücher gebeugt saß er in der Stube, während Marietta und Alfred bald wieder unter den beiden Tannen auf dem Felsengrund lagerten. Diesmal nahm Alfred die gegenüberliegende Thalseite sich zum Vorwurf, wo die weiße Eiswelt in glanzvoller Erstarrung lag und in halber Höhe des Gletschers die Teufelskanzel vorsprang. Die Stunden schwanden rasch in harmlosem Geplauder; sie waren beide vollauf glücklich im Genusse der schönen Gegenwart und es kostete sie keine Ueberwindung, Worte der aufkeimenden Liebe zurückzuhalten.

Zu Hause zeigte Marietta mit freudigem Stolze das Skizzenbuch dem Doblaner, der nun verschiedene Punkte bezeichnete, die der in Rom verstorbene Maler aufgenommen, und wohin sie den Grafen führen sollte; und war das auch ohnehin ihre Absicht, so leuchteten ihre Augen doch freudig auf, da sie

nun die Einwilligung des Vaters vorweg erhielt. Für den Nachmittag jedoch begnügten sich beide gegen die Moräne unterhalb der Teufelskanzel zu schlendern, von wo aus das Doblanerhaus so freundlich in der Ferne lag. Besonders entzückt aber zeigte sich Alfred, als hinter ihm die Sonne über dem Firnfeld stand. Das untergehende Gestirn sandte nun intensive Strahlen quer über die Thalbreite gerade auf den versteinerten Flammengipfel des Berges über dem Doblanerhaus. Je tiefer die Sonne sank, desto mehr erglühte nun das merkwürdige Steingebilde, das unter Tags nur in gespenstiger Bleiche aufragte und nur den Umrissen nach aufstrebenden Flammen vergleichbar war, während nun züngelndes Leben in den erstarrten Fels zu kommen schien, der wie ein riesenhafter Opferbrand in tiefer Glut aufloderte. Bald waren nur mehr die Spitzen rot gefärbt, bis endlich auch diese erbleichten, mit dem Grau der Felsenwand sich vermischend.

Sie brachen auf und fast schweigsam gingen sie nebeneinander her. Marietta begleitete Alfred noch bis zum Waldsaum, der quer über den Thalboden laufend den weiten Bergkessel vom übrigen Thal abschnitt und um so mehr als abgeschlossene Scenerie zur Geltung brachte. So war aber auch dem Abschied am Waldsaum die Allmählichkeit genommen. Und das war gut. Alfred hielt ihre weiche kleine Hand in der seinigen, und da er sie fragte, ob es ihr lieb wäre, wenn er bald wieder käme, da gaben ihre Augen allein ihm die Antwort.

Alfred hielt bald Wort, und Marietta führte ihn dieses Mal nach einem der vom Vater bezeichneten Plätze, wo das bewegliche Schaumband eines Baches über einen steilen Hang herabeilte und dann zwischen dem Geschiebe phantastisch zerschmetterter Felsblöcke, die breit den Thalboden deckten, sich hindurchschlängelte. Sie verweilten dort sehr lange, aber weder die Arbeit noch auch das Gespräch wollte heute sonderlich von statten gehen. Sie war etwas stiller und sinniger geworden,

und da der Abschied, weil sie bereits thalabwärts sich befanden, gleich hier genommen wurde, überflog es ihr Gesicht wie ein Schatten der Betrübnis. Alfred erkannte es wohl, daß darin mehr sich ausdrückte als der Schmerz über eine doch nur kurze Trennung. Er legte ihr den Arm sanft um den Leib und drückte ihr einen Kuß ins Haar. Sie nahm ihn hin ohne Erschrecken, nur leicht errötend; denn schon war er ihnen beiden nur mehr das äußerliche Symbol für die ihnen klar gewordenen Empfindungen. Je mehr sie dieses Gefühl erkannt hatte, desto weniger vermochte sie es, dem Glück des Augenblicks unbefangen sich hinzugeben; wenn auch mitunter Stunden der höchsten Lebensfreudigkeit kamen, so drängte sich doch häufig die Frage nach der Zukunft in ihrem Innern vor. Auf diese Frage aber wußte sie keine Antwort.

So folgten denn die Besuche aufeinander, viele Wochen lang und in immer kürzeren Pausen. Das Herz ging Alfred auf, so oft er wieder aus dem Walde tretend den majestätischen Bergkranz vor sich liegen sah, eingehüllt in den bläulichen Duft, der schon nicht mehr sommerlich darüber lag. Die kräftige Luft weitete ihm die Lunge und kühlte die vom raschen Gang erhitzte Stirne. Von Jugendlust und Liebesfreude erfüllt, machte sich sein Gefühl oft Luft durch einen weitschallenden Juhschrei, wenn er das Doblanerhaus erblickte. Dann trat wohl Marietta vor die Thüre und schaute nach ihm, die Augen mit den Händen gegen die Sonne schützend; wenn sie ihn aber erspäht hatte, lief sie dem Geliebten entgegen, der sie freudig in die Arme schloß und den roten Mund ihr küßte, der oft unter dem Kusse noch sein hellklingendes freundliches Geplauder begann.

Manchmal hatte sie auch Ueberraschungen für ihren Geliebten. Als er einst wieder unter den Tannen auf dem Felsengrund arbeiten wollte, fand er ein bequemes Sitzbrett zwischen den Bäumen, so daß er nicht mehr auf den harten Felsen angewiesen war und zudem im Schatten zeichnen konnte. Neben

dieser Bank aber, und niedriger als diese, hatte sie für sich einen Sitz hergerichtet, den ganzen Charakter ihrer Liebe in dieser Weise sinnig ausprägend. Dort saß sie nun manche Stunde, den Arm auf seinem Knie, und sah zu ihm empor, während sein Bleistift auf den weißen Blättern der Mappe manches Bild entwarf und er nur manchmal absetzte, um flüchtig ihr goldiges Haar zu küssen.

Ein anderes Mal fand Alfred einen Wiesenplatz, auf den er beim letzten Besuche ungern als Standort verzichtet hatte, weil dort die Sonne den Morgentau nur verspätet aufzehrte, von ihr selbst in der Runde abgemäht. Die freundlichen Blicke, die ihr solche Aufmerksamkeiten eintrugen, waren ihr eine herrliche Belohnung. Mancher Standort aber, mit dem sich allmählich mehrfach die Erinnerung an glücklich verlebte Stunden verwob, ward dann selber der Gegenstand von Alfreds Darstellungskunst, und immer wußte er die Figur Mariettas in sinniger Weise anzubringen.

Mußte auch immer wieder Abschied genommen werden, so war er doch nicht mehr beklommen wie früher. Sie waren sich beide gegenseitig sehr klar geworden, darum vertrauten sie auf die Zukunft, und wenn sie sich trennten, so geschah es nicht mehr zögernd, sondern schnell und heiter. Sie fragte nie, wann er wiederkommen würde, dazu war sie in ihrer Liebe zu bescheiden; aber sie hatte die innerliche Gewißheit, daß sie nicht lange zu warten hätte. Ja, manchmal hatte sie ihn gebeten, allfällige Regentage doch ja vorübergehen zu lassen. Jetzt konnte sie ihm auch nachsehen ohne schwere Seufzer; und wenn er so schlank und kräftig dahinschritt, mischte sich in ihre Liebe ein Gefühl des Stolzes, daß dieser so schöne, in seiner Liebe so zärtliche junge Mann ihr angehörte.

Als einst das Gespräch wieder auf den in Rom verstorbenen Maler kam, führte der Steinklauber seinen Gast in das von jenem bewohnt gewesene Zimmer, um ihm einige

zurückgelassene Oelskizzen zu zeigen. Alfred gestand bescheiden seine eigene geringere Kunst ein, nicht ohne jedoch beizufügen, daß er bei gleich günstiger Gelegenheit rascherer Fortschritte sicher wäre. Marietta erschrak nun aber förmlich, als der Vater in der unbefangensten Weise dem Grafen das Zimmer anbot, nur dessen bescheidene Einrichtung entschuldigend; und doch jubelte sie innerlich auf, als Alfred, die Bedenken des Vaters zerstreuend, den Vorschlag ebenso unbefangen annahm.

Es wurde gleich alles verabredet, und Marietta gab sich gar keine Mühe, ihre kindliche Freude zu verbergen. Allerdings fiel dem Doblaner am andern Morgen die Geschäftigkeit auf, womit sie alles zum Empfang bereitete; er hatte jedoch keine Zeit, weiter darüber nachzudenken: es war in der Nacht ein arges Gewitter über das Thal niedergegangen, das im Geröll der Bergfalten und im Geschiebe der Moränen mächtige Veränderungen hinterlassen haben mußte; damit war den Gedanken und der Beschäftigung des Steinklaubers auf längere Zeit wieder eine bestimmte Richtung erteilt. Er ließ sich fast nur mehr abends sehen, wenn er ermüdet von seinen beschwerlichen Wanderungen heimkehrte.

So waren denn, da Alfred nun in der That ins Haus gezogen war und von dem glänzend reinlichen, mit Blumen geschmückten Zimmer Besitz ergriffen hatte, die beiden Liebenden ganz auf sich angewiesen, da die alte Vefi für die Besorgung des einfachen Haushaltes vollkommen genügte. Es war ein Gefühl vollster Lebensfreude, womit Alfred am Morgen erwachte und die Strahlen der längst aufgegangenen Sonne auf den Dielen seines Zimmers wie draußen auf den Bergen liegen sah. Er erhob sich rasch und schlürfte mit Behagen die durch das geöffnete Fenster dringende kräftige Morgenluft ein. Auf der Wiese vor dem Hause traf er Marietta, die den Langschläfer mit freundlichem Spott empfing. Es schien ihm, als hätte er sie nie so schön gesehen. Wie auf der ganzen Natur ringsum,

so lag auch auf ihrem jungen Gesicht ein so taufrischer Morgen, daß die gleichmäßige Bräunung ihrer Wangen zurücktrat, die sonst ihrem Gesicht ein fast südliches Gepräge gab, dem freilich das Blond ihrer Flechten eigentümlich widersprach.

Scherzend fuhr sie in der Arbeit fort, ihre Wäschestücke auf den Rasen zu breiten oder, auf den Fußspitzen stehend, an gespannten Stricken aufzuhängen. Alfred sah das glänzend weiße Linnen, das ihren Leib umschließen sollte, und vom Luftzug in körperlicher Plastik geschwellt herabhing. Sie fuhr in ihrer Unschuld in ihrer Beschäftigung fort, bis ihr Blick wieder auf Alfred fiel, der ihr träumerisch zuschaute.

Ein paar Stunden später saßen sie am Berghang auf dem mit spärlichem Gras bedeckten Steinboden und blickten, Hand in Hand, nach der jenseitigen Thalseite, wo der hoch herabflutende Gletscher um die Teufelskanzel sich herumzog. Dort oben hatte begonnen, was seither zu so seligen Stunden geführt und so glücklich sich ausgestaltet hatte. Sie sprach von jener ersten Begegnung. Es sei ihr beim Erwachen gewesen, wie wenn plötzlich einer jener jungen Prinzen vor ihr stünde, die in den Kindermärchen ihrer Mutter vorkamen, und die sich in das nächste beste Mädchen verlieben, das ihnen im Walde begegnet; sie hätte sich kaum getraut, ihm in die so eigentümlich tiefen Augen zu schauen, die ihr bis ins innerste Herz zu dringen schienen.

Mit dem Verlieben hätte es nun ja, meinte Alfred, auch seine Richtigkeit gehabt, und so hoffe er auch im übrigen einen Verlauf wie im Märchen; denn ein andrer, so versicherte er in zärtlicher Liebkosung, sei ihm nicht denkbar.

Es wurde verabredet, an einem der nächsten Tage hinaufzugehen und die Erinnerungen aufzufrischen. „Dort oben,“ sprach Alfred, „wo ich dich zum erstenmal gesehen, will ich unsre Namen in die Rinde der Fichte schneiden. Wenn wir dann längst gestorben sein werden, wird das Zeichen mit der Fichte

noch fortwachsen. Kommt dann einmal ein großer Dichter vorüber, den die Schönheit des Thales hereingelockt hat, dann wird er sinnend vor dem Baume stehen und in herrlichen Versen das ihm unbekannte Mädchen besingen, von dem er doch genau weiß, daß es ebenso jung und ebenso schön war wie du."

Marietta jauchzte auf bei dem Vorschlag Alfreds, der in so zärtlichen Worten vorgebracht war.

So schlenderten sie denn an einem der nächsten Tage zur westlichen Thalseite, denselben Weg, den sie damals in umgekehrter Richtung gegangen. Die Mittagssonne stand noch fast über ihren Häuptern und brannte heiß herab. Sie hielten daher bald an und rasteten im Schatten einer aus rohen Baumstämmen gezimmerten Hütte, wie sie zur Aufbewahrung des Heus da und dort im Thale verstreut lagen. Nahe der Hütte floß der Wildbach vorüber, dessen spärliches Wasser sie nach der Ruhepause auf bequemen Trittsteinen überschritten. Im Sonnenbrande stiegen sie sodann den steilen Felsenpfad aufwärts, nicht ohne sich gegenseitig Worte des Mitleids zu geben. Endlich überschritten sie den Felsengrat, der sie von der Kanzel trennte. Sie hielt ängstlich ihren Begleiter vom Rande der Kanzel zurück, als er in die Gletscherspalte hinabschauen wollte, und da sie so herzlich bat, trat er zurück und sie lagerten sich im Schatten der mächtigen Fichte, schauend und plaudernd und ihre Blicke ineinander versenkend.

In der Ferne lag weißschimmernd das Doblanerhaus auf grüner Wiese, eine glänzende Sommerwolke zog hoch darüber hin. Darüber aber ragte in fahler Beleuchtung der Berg mit der Flammenspitze. Alfred zog sein Skizzenbuch hervor, um auch dieses für ihn so denkwürdige Bild zu fixieren. Er entwarf es nur leicht, die spätere Ausführung sich vorbehaltend. Schon eine ganz stattliche Reihe von Zeichnungen hatte sich in der Mappe angesammelt. Sie betrachteten jede einzeln und wußten genau, was da und dort gesprochen worden war,

manches auch, was sie nur für sich gedacht und in der Befangenheit ihrer aufkeimenden Liebe nicht über die Lippen gebracht hatten, was sie nun aber ohne jeden Rückhalt sich gegenseitig aufdeckten.

Endlich aber wurde Alfred an die Lösung seines Versprechens gemahnt, ihre Namen einzuschneiden. Nun erst, da sie sich erhoben, wurden sie gewahr, was sie, weil auf der abgewendeten Seite der Fichte sitzend, nicht bemerkt hatten. Ueber der hohen Schneide des Gletschers, den sie bisher im Rücken gehabt hatten, war ein schweres, drohendes Gewitter im Anzug. Dunkle Wolkenschatten rückten langsam über das fahle Schneefeld. Alfred zog gleichwohl sein Messer heraus, und die starke, im Griffe feststehende Klinge drang in die weiche Rindenmasse ein, wiewohl Marietta, ängstlich nach Westen blickend, zum Aufbruch mahnte. Sein Hinweis, daß sie ja leicht in einer halben Stunde das Doblanerhaus erreichen könnten und das Wetter sicher nicht so schnell kommen würde, beruhigte sie nicht. Sie war besser bewandert in dieser Bergwelt als Alfred. Sie hatte es schon häufig gesehen, wie ungemein rasch die Gewitter ausbrachen, die von jener Seite heraufzogen. Alfred mußte ihren ängstlichen Bitten nachgeben und die halb vollendete Arbeit einstellen.

Schon setzte der Wind, vorauseilend, die Zweige der Fichte in schwerfällige Bewegung, und da Marietta flink über den Grat vorausging, preßte der anwachsende Wind den kurzen roten Rock so fest gegen ihre Glieder, daß sie Mühe hatte, sich zu halten. Mit klopfendem Herzen sah sie sich nach ihrem Begleiter um, der eben die Schneide überschritt und sie einholte.

Ueber den hohen Firngrat des Gletschers war nun ein schwarzer Wulst heraufgezogen und überspannte schief den weiten Bergkessel. Manchmal zuckte darin ein schwacher Blitzstrahl wie aus drohender Wolkenwimper. Höher und höher rückte die schwarze Wolke herauf, die darunter befindliche grau zerflossene

Regenwand gleich einem Vorhang emporziehend. Ein Berg nach dem andern wurde erst in schwärzliches Dunkel getaucht und verlor dann seine Umrisse im Regen.

Nun brach der Sturm heulend ins Thal, daß der ganze Wald zu ächzen begann, dem die Flüchtlinge zustrebten. Die Bäume neigten erschreckt ihre Wipfel, den Sturm über sich wegsausen zu lassen, und rangen verzweifelt die Aeste, als er sie erfaßte. Ein wolkenbruchartiger Regen prasselte nieder, so daß Marietta, indem sie Alfred vorauszugehen bat, genötigt war, ihren Rock heraufzunehmen und über den Kopf zu schlagen, um nur einigermaßen vor der strömenden Nässe sich zu schützen. Und doch verlor sie in diesem Toben der Natur den Mut nicht; wandte er sich nach ihr um und sah er ihr in das grell vom Blitze beleuchtete Gesicht, so lachte sie ihn freundlich an und rief ihm Worte zu, die er im Tosen des Sturmes nicht vernahm. Schon hatten sie vorstürmend den Wald erreicht, aber sie wagten es nicht, unter einem der Bäume Schutz zu suchen; denn die Blitze folgten jetzt so rasch aufeinander, daß das Waldesdunkel sich in fast beständige Helle verwandelte und der Pfad, auf dem sie weiter eilten, so genau erkenntlich war, als läge er im Mondlicht. Der Donner rollte so unaufhörlich, daß der gewaltige Wiederhall in den Bergen wie ununterbrochenes Schlachtenfeuer dröhnte.

„Zur Hütte!" rief Alfred, sich zurückwendend, und eilte voraus in der Richtung des Holzbaues, bei dem sie ihre Rast gehalten hatten. Schon hatten sie den Wildbach an jener Stelle erreicht, wo sie ihn erst kürzlich so bequem überschritten hatten. Aber Marietta stieß nun einen Schrei aus und ihr bis dahin so freudiger Mut sank nun plötzlich, da sie das Bett hoch geschwollen und die Trittsteine gänzlich überflutet fand.

Da galt es, ohne langes Besinnen zu handeln. Daß die richtige Uebergangsstelle getroffen war, das zeigte der Pfad. So tief also auch die Trittsteine unter dem wahnsinnigen Strudel

und dem geisterbleich aufkochenden Schaum liegen mochten, der Uebergang mußte doch gewagt werden. Zwar rollte es dumpf unter dem tosenden Gischt, wenn in der Gewalt des Anpralls die Steine übereinander kollerten; aber Alfred, fest seinen Bergstock hineinstoßend, setzte mutig den Fuß vor. Er versank bis ans Knie und ein Schrei Mariettas vermischte sich mit dem Rollen des Donners. Die richtige Stelle war gleichwohl getroffen. Zwar spritzte der Schaum hoch auf, aber Alfred hatte festen Fuß gefaßt, und vorsichtig unter dem Wasser weiter tastend, fand er Schritt für Schritt die breiten Steine und erreichte das Ufer.

Marietta hatte ihm klopfenden Herzens nachgeblickt, bald nur als dunkle Masse über dem tosenden Gewässer stehend, bald grell in der Beleuchtung des Blitzes. Sie versuchte es, ihm zu folgen, aber da sie keinen Grund fand, irrte sie am Ufer hin und her, vergebens nach einer bessern Uebergangsstelle suchend. Sie mußte wieder zurück, sie nahm die Röcke auf und hoch geschürzt tauchte sie den Fuß ins Wasser, aber trotz allem ließ sie die Röcke wieder fallen, da die unaufhörlichen Blitze ihre ganze Gestalt in Feuerschein tauchten und sie von Alfred in solcher Weise nicht gesehen werden wollte. Er rief ihr laut zu, ihn zu erwarten, aber sie vernahm nicht den Sinn seiner Worte. Schon war er jedoch wieder in das tosende Wasser getreten und suchte mit vorgesetztem Bergstock und Fuße wieder nach den Trittsteinen. Ein Schritt nach dem steilen Rande und nun stand er vor ihr. Ohne ein Wort zu sagen, nahm er sie um die Hüfte, und mit dem andern Arm ihre Röcke unter dem Knie zusammenfassend, hob er sie kräftig in die Höhe. Ein drittes Mal versank er tief in dem wild fortschießenden Gewässer und forderte sie mit lautem Ruf auf, sich fest an ihn zu halten. Sie umklammerte den Kopf des Geliebten und drückte ihn gegen ihre Brust. Schwer fühlte er ihr Herz pochen und bei jedem Blitz sah er ihr Gesicht geister-

bleich übergossen im Rahmen des übergeschlagenen Rockes. Und doch war es nur die Scham, sich so fest umschlungen zu fühlen, was ihr Herz klopfen ließ, und die Angst für den Geliebten, wenn er einen Augenblick zu wanken schien.

Endlich war das Ufer abermals erreicht, und der Blitzstrahl, der krachend hinter ihnen in einen Baum fuhr, ließ zugleich die ersehnte Hütte schwefligweiß in geringer Entfernung aufleuchten.

Alfred jubelte in seinem Herzen, und nun erst die berückende Last an sich drückend, die er in den Armen trug, sprang er gegen die Hütte zu. Ein kräftiger Stoß, und die Thür flog auf. Sie waren geborgen. Durch die verschobenen Schindeln des Daches zuckte der Feuerschein des Gewitters; er beleuchtete das Innere der zur Hälfte mit Heu gefüllten Hütte und das gespensterbleiche Gesicht des Mädchens, das mit geschlossenen Augen in seinen Armen lag. Er küßte ihr die nassen Wangen, und indem er sie zwischen seinen umstrickenden Armen zu Boden gleiten ließ, rief er leidenschaftlich: „O Moidele! Dich habe ich lieb über alle Maßen!“ — —

So rasch das Gewitter ausgebrochen war und so fürchterlich es getobt hatte, so war es doch, wie so häufig im Hochgebirge, ebenso schnell vorübergezogen. Längst hatte der letzte Donnerhall, im weiten Bergkessel sich verlierend, ausgegrollt. Der Sturm war fast gänzlicher Windstille gewichen und die Tannen des Waldes wiegten nur traumhaft ihre Wipfel. Der Himmel war dunkel, aber wolkenlos, übersät mit einem Uebermaß funkelnder Sterne. Nur der Wildbach rauschte noch laut durch die stille Nacht.

Eine Stunde darauf, vom wolkenlosen Monde beschienen, trat Alfred aus der Hütte, hinter ihm Moidele. Er zog sein Messer aus der Lederscheide und ein über die Seitenwand der Holzhütte hinausragendes Endstück eines Balkens wählend, begann er, tief die Umrisse eines Herzens einzuschneiden. Moidele

stand hinter ihm, und mit gekreuzten Händen auf seine Schultern sich stützend, weinte sie bitterlich. Alfred sprach kein Wort zu ihr. Er schnitt eifrig in das Holz, setzte noch die verschlungenen Anfangsbuchstaben ihrer Namen hinein, dann noch in Ziffern Tag, Monat und Jahr. Sie schaute schweigend zu und eine Thräne nach der andern rann ihr, schimmernd im Mondlicht, über die Wange. Ihr Herz war übervoll von Schmerz und Liebe; aber sie wagte es nicht, zu schluchzen, aus Furcht, ihren Geliebten zu betrüben.

Mit den Fingern säuberte Alfred noch die Einschnitte von zurückgebliebenen Splittern und verwahrte dann das Messer. Erst jetzt wandte er sich gegen Moidele; er küßte ihr die von Thränen benetzten Wangen, und sanft bat er sie, ihm gut zu sein; denn so tief, als nun diese Buchstaben in den Baumstamm, so tief sei auch seine Liebe ihm ins Herz gegraben. „Du bist mein Weib vor Gott und wirst es auch vor den Menschen sein. Daran mußt du unumstößlich glauben, und, was auch kommen mag, du sollst es nie vergessen und kein Zweifel daran darf je in deinem Herzen auftauchen.“

Moidele fand keine Erwiderung. Er nahm sie bei der Hand und wieder den Pfad suchend gingen sie im Walde fort.

Der Vollmond war hoch über den bleichen Firngrat heraufgezogen und übergoß die vereisten Zinnen und die hohen Bergkuppen in der weiten Runde mit fahlem Schimmer. Seine Strahlen drangen durch die Wipfel der Tannen und warfen die gezackten Schatten der Zweige auf den beleuchteten Moosboden. Er umhüllte ganz mit seinem milden Scheine die beiden Gestalten, wenn sie über die lichteren Stellen des Waldes gingen. Während ferne Wildbäche gedämpft durch die zauberische Nacht rauschten, gingen die beiden Liebenden Hand in Hand schweigend dahin, — zwei junge Wesen mit den jungen Herzen, die zum erstenmal das Wunder der Liebe erfuhren.

IV.

Es gelang Moidele in der nächsten Zeit nicht, ihrem Vater gegenüber die Unbefangenheit der früheren Tage zu finden. Sie vermied es, viel mit ihm allein zu sein, und vermochte die prüfenden Blicke nicht zu ertragen, die oft auf ihr ruhten.

Doblaner zweifelte nicht mehr daran, daß in das Herz seines Kindes die Liebe sich eingeschlichen, und daß sie vom Grafen geteilt wurde, war ebenfalls unverkennbar. Man brauchte nur das Aufleuchten seiner Augen zu sehen, so oft Moidele in die Stube trat. Immer war es der allererste Blick, mit dem die Liebenden sich trafen. Die Brauen des Vaters zogen sich buschig zusammen, wenn er der Sache nachsann, die er durch seine übereilte Einladung gewissermaßen selbst verschuldet hatte. Es erschien ihm wie ein großes Unglück, wenn er bedachte, daß sein junges Kind die Schmerzen und Kämpfe zu bestehen haben würde, die ja mit der Trennung und mit der schließlichen Entsagung unvermeidlich sich einstellen müßten. Schwer empfand er es, daß dem armen Kinde keine Mutter zur Seite stand. Und doch vermochte er es nicht, die Trennung selber einzuleiten, und vermied es, mit dem Grafen darüber zu reden. Er versenkte sich wieder in seine Bücher oder trat die gewohnten Wanderungen an.

So waren Alfred und Moidele, nach wie vor, viel allein beisammen. Oft gab es leidenschaftliche Aufwallungen und Versicherungen. Oft aber, wenn er wenigstens den Versuch machte, seine Zeichnungen wieder vorzunehmen, schaute sie ihm mit glanzlosen bekümmerten Augen zu, denen gar manchmal eine Thräne entfiel. Dann drückte er sie wohl mit bittenden Worten an sich und meinte sie trösten zu können, und doch weinte sie dann erst recht an seiner Brust. Erst wenn er ihr das thränenüberströmte Gesicht emporhob und von glücklicher Zukunft zu reden begann, dann leuchtete der Sonnenblick der

alten Herzlichkeit durch ihre Thränen wie ein Regenbogen in einem Strichregen. Denn an den Worten Alfreds, die er an jenem Gewitterabend zu ihr gesprochen, zweifelte sie in der That nicht einen Augenblick, und die glückliche Zukunft kam für sie gar nicht in Frage, wenn sie ihm in die tiefen treuen Augen schaute. Sie hielt sich für undankbar, daß sie sich weniger glücklich fühlte als er, und es gelang ihr oft ganz, ihren Gram zu unterdrücken und dem Augenblick zu leben. Abends aber, wenn sie allein war, kam wieder tiefe Betrübnis über sie; denn für die nächste Zukunft waren ihr ja doch Trennung und Sehnsucht und Schmerzen vorbehalten. Aber bei dieser Zwischenzeit verweilten ihre Gedanken nicht lange und sie mündeten immer bei demselben Bild ein: sie sah sich an Alfreds Seite im Hochzeitszug schreiten; aber nicht ins Schloß zogen sie ein, sondern in ihr Heimathaus, während rings, ganz gesättigt von Sonnenschein, die Bergwelt glänzte. Dann schlief sie ein, und ein letztes seliges Lächeln glitt über das Gesicht mit den bereits geschlossenen Lidern.

Alfred seinerseits war unbeschreiblich glücklich. Mit der ganzen Leidenschaft seiner Jugend gab er sich den neuen Gefühlen hin und er wollte es nicht begreifen, wenn sie sich weniger glücklich zeigte als er. Für ihn stand jetzt dieses schöne Kind ganz im Vordergrunde seiner Welt und diese Welt reichte nicht weiter als die Berge ringsum. Eine andre Zukunft als mit Moidele war ihm nicht denkbar. So mit ihr zu leben wie jetzt, geteilt zwischen seiner Liebe und seiner Kunst, — mit diesem Bild allein vermochte er seine Zukunft auszufüllen. Er war ja frei oder wollte es wenigstens werden, sobald er der Vormundschaft entwachsen; an andere Schwierigkeiten aber dachte er nicht. Für seine Schwester — davon war er überzeugt — war sein eigenes Glück maßgebend, und sie würde Moidele herzlich lieben. Für die junge Gräfin war Doblaner nie der Steinklauber — wie er etwas mitleidlos von den Thal-

bewohnern genannt wurde; — sie schätzte ihn, und bedauerte nur, daß äußere Umstände ihn genötigt, den Studien zu entsagen, durch die er sich auf das naturwissenschaftliche Lehrfach vorbereitet hatte. Um die ganze übrige Welt aber kümmerte sich Alfred nicht. Der Widerstand seines Vormunds war zwar sicher zu erwarten, konnte aber schlimmsten Falls nur bis zu seiner Großjährigkeit dauern.

So fühlten es denn beide, daß ihr Leben in eine ganz bestimmte Richtung gedrängt war, und bei dem unbedingten gegenseitigen Vertrauen mußte sich naturgemäß allmählich wieder die reine Freude am Glück der Gegenwart einstellen. Ein Meer von wogenden Gefühlen war in ihnen erregt und diesen Gefühlen mußte die Zukunft ihr Recht werden lassen. Anfänglich zwar war Moidele viel zu bescheiden, um ihr Glück für gesichert zu halten; sie wollte in dieser Liebe ihr ganzes Glück oder ihr ganzes Unglück finden, und war darauf gefaßt, vielleicht auch letzteres zu erfahren. Jetzt aber war dieses Zagen längst gewichen, und sie harrte mit Zuversicht der Dinge, die nun kommen sollten, ohne sich doch zu verhehlen, daß zunächst Schwierigkeiten sich auftürmen müßten. Das hatte ihr Alfred selbst ganz offen gestanden.

In der That schnell genug verdüsterte eine Wolke den Himmel ihrer Freuden. An einem der nächsten Tage traf in aller Frühe ein Brief aus dem Schloß ein. Leonore teilte ihrem Bruder die Erkrankung seines Vormundes mit. Außer Stande, den alljährlichen Besuch in Karlstein zu machen, wünschte derselbe dringend, Alfred zu sehen, teils um ihn vom Stande der Vermögensverwaltung in Kenntnis zu setzen, teils um, entsprechend dem Wunsche des verstorbenen Grafen, Alfreds weitere Studien zu besprechen. Leonore hatte bisher mit wachsender Unruhe auf Alfreds Rückkehr gewartet, und der verlängerte Aufenthalt im Hause eines so außergewöhnlich schönen Mädchens schien ihr nicht ohne Gefahr für den ohnehin schwärmerisch angelegten

Bruder zu sein; denn Moidele war im ganzen Thale als das hübscheste Mädchen bekannt, und Leonore selbst war von der jugendfrischen Erscheinung immer entzückt gewesen. Wenn Moidele zwischen den übrigen Dorfmädchen in der Kirche kniete, so fiel sie schon durch die eigentümliche und etwas farbenreichere Tracht vor allen auf, die nicht die des Thales war, sondern auf die südlichere Heimat der Mutter hinwies und die Schönheit des Mädchens hervorhob. Die Burschen waren denn auch bezaubert von ihr, und schon mancher war ins Doblanerhaus gekommen, in der Hoffnung, die Tochter eines bloßen Steinklaubers leicht gewinnen zu können. Aber keiner hatte den Versuch wiederholt; schon den ersten Anzeichen einer Bewerbung entzog sich Moidele in wenn auch nicht beleidigender, so doch in nicht mißzuverstehender Weise. Sie war gewiß nicht hochmütig, aber als Bauersfrau — das fühlte sie wohl — wäre sie durchaus nicht an ihrem Platz gewesen. Sie war eben in der That, gleich ihrem Vater, ein Zwitterding, und die Dorfmädchen selbst wußten nicht, ob sie in ihr ihresgleichen anerkennen sollten, oder auf die Steinklauberstochter herabsehen, oder ihr den Rang des Fräuleins zusprechen sollten.

Der Vater seinerseits drängte durchaus nicht zu einem Heiratsentschluß. Mit ihren siebzehn Jahren konnte Moidele warten, und da sie nicht unvermöglich war, konnte sie auch wählerisch sein. Wenn aber je die Sprache auf den Gegenstand kam, fiel ihm Moidele um den Hals und erklärte, ihn überhaupt nie verlassen zu wollen.

Leonore war über alle diese Dinge wohl unterrichtet; sie traute dem ihr selbst lieb gewordenen Moidele durchaus nicht die Absicht zu, dem Grafen gefährlich werden zu wollen; wohl aber traute sie ihrer Schönheit die Macht zu, ihm gefährlich werden zu können. Sie zweifelte nicht mehr daran, daß der von ihr gefürchtete Fall eingetreten sei.

Unter diesen Umständen kam ihr der Brief des Vormunds

sehr gelegen. In der Abreise des Bruders sah sie das einfachste Mittel, ihn der Gefahr zu entziehen. Sie fügte daher dem Briefe noch eigene Ratschläge bei: Sie erinnerte Alfred an die treue Freundschaft des Vormunds für den verstorbenen Vater, die er nun auf die Kinder übergetragen, und da Alfred sein zwanzigstes Jahr überschritten, wäre es ja immerhin Zeit, für einen Lebensberuf sich zu entscheiden; ein besserer Ratgeber aber als der Vormund wäre gewiß nicht zu finden.

Dieser Brief verfehlte in der That seine Wirkung nicht. Damit allein, daß es sich um Wünsche des verstorbenen Vaters handelte, war für Alfred die Sache entschieden. Denn das Andenken an diesen war ihm gleich sehr mit Verehrung wie Liebe verknüpft. Die Reise mußte also unter allen Umständen angetreten werden. Auch mußte Alfred wenigstens den Versuch machen, des Vormunds Einwilligung zur Heirat zu erhalten; und wenn sie ihm auch sehr zweifelhaft schien, so war sie doch, wenn überhaupt, nur in mündlicher Besprechung zu erlangen, Gewißheit aber, der einen oder andren Art, wollte er baldmöglichst erreichen. Zwar zog sich ihm das Herz zusammen bei dem Gedanken an die Trennung von Moidele; aber gerade ihretwegen war es ja geboten, die Entscheidung nicht auf die lange Bank zu schieben. In wenigen Wochen konnte er wieder zurückgekehrt sein, und dann war ja noch immer eine lange Reihe goldiger Herbsttage zu erwarten.

Moidele führte eben an der Leine ihre junge Ziege, von einer Morgenwanderung heimkehrend, in den Stall zurück, als Alfred den Brief in der Hand auf sie zutrat. Das schmerzhafte Wort, daß er abreisen müsse, kam ihm ohne jeden Umschweif über die Lippen, aber er erschrak über die Wirkung desselben auf das unvorbereitete Mädchen. Moidele erbleichte und führte die Hände gegen die schweratmende Brust, aber sie fand keine Erwiderung. In ausführlicher Weise begründete Alfred die Notwendigkeit seines Entschlusses, dem Vormund ihre Herzens-

angelegenheit mitzuteilen, und wenn er auch seine Bedenken über den Erfolg nicht verhehlte, so suchte er doch Moidele durch die Aussicht baldiger Rückkehr zu trösten.

In ihrer bescheidenen Liebe hätte Moidele sich nie erlaubt, ihm abzureden; und auch davon abgesehen, empfand sie mit größter Dankbarkeit seinen guten Willen, den in ihr nagenden Kummer durch einen entscheidenden Schritt zu beseitigen. Aber den Mut der Zuversicht brachte sie nicht auf. Sie hörte ihrem Geliebten betrübt zu, und seine Bitten, tapfer zu sein und nicht schon bei der ersten Prüfung den Mut zu verlieren, seine Vorstellungen, daß ihm die Tage der Abwesenheit nur noch schwerer fallen würden, wenn er sie unglücklich wüßte, hatten wenig Erfolg. Er hatte ja recht: Ein Unglück lag ja noch nicht vor, ja er durfte es als ein Zeichen ihres Vertrauens in seine Liebe verlangen, daß sie sich mutig benahm. In der Gewißheit, daß er ihr niemals entsagen würde, durfte sie sich von einem vorübergehenden Kummer nicht überwältigen lassen.

Aber zu solchen Beteuerungen schüttelte sie abwehrend das Haupt. Sie bedurfte ihrer nicht, und solche Zweifel waren es nicht, die sie bekümmerten. Bei aller bescheidenen Ergebenheit, die in ihrer Liebe lag, kam ihr doch die Möglichkeit, daß Alfred sie je verlassen könnte, seit jener Gewitternacht gar nicht mehr in den Sinn. In dieser Hinsicht hatte Moidele etwas von dem stolzen südlichen Blute ihrer Mutter geerbt. Sie hatte von ihm schon alle Versicherungen erhalten, die je aus dem Munde eines Liebenden gehört worden waren; sie hatte ihm geglaubt und hatte sich ihm ganz in die Hände gegeben. Diese Seite der Sache war damit ein für allemal entschieden, und jeder Zweifel an der Zukunft war beseitigt. Aber die nahe Trennung war ihr ganz plötzlich und unvorbereitet vor die Augen gerückt worden; darum allein war sie erblaßt. Darum gelang es ihr auch unter dem Einfluß von Alfreds Worten, ihren Schmerz niederzuhalten; noch hatte sie nicht Zeit gehabt,

in Thränen auszubrechen, und schon vermochte sie es, sie nicht fließen zu lassen. Es war, als hätte sie in diesem Augenblick aufgehört ein Kind zu sein und wäre zum liebenden Weibe geworden, sein ganzes Glück auf eine Karte, aber auch ohne alles Zaudern, setzend. Gewiß, Alfred hatte recht. Liebe und Vertrauen, — das war alles. Waren diese vorhanden, so war auch kein Unglück mehr da, kein übermäßiger Schmerz durfte mehr Platz greifen.

Sie war ganz feierlich, als sie nun den Geliebten bei der Hand nahm. Komm, Alfred, sagte sie und führte ihn in ihr Wohnzimmer hinauf. Dort nahm sie aus seiner noch vorhandenen Verpackung ein kleines Oelbild, sie selbst darstellend. Der verstorbene, ihr verwandte Maler hatte es ihr vor zwei Jahren zum Abschied geschenkt. Moidele konnte schon wieder ganz vergnügt blicken, als sie es nun ihrem Geliebten übergab, damit ihm die Trennung nicht allzu schwer falle.

Moidele halb Kind noch, halb Jungfrau, das war ein entzückendes Bild, und Alfred betrachtete es so freudig, als könnte es ihm in der That ein Ersatz sein für das lebenswarme Wesen vor ihm, das er nun in seine Arme schloß. Er nahm vom Finger einen mit einem Rubin geschmückten Goldreif und bat sie, dieses von seiner verstorbenen Mutter stammende Andenken als von dieser selbst ihr geschenkt zu betrachten. Moidele nahm ganz gerührt das zarte Geschenk in Empfang. —

Der Doblaner war am gestrigen Abend nicht eingetroffen wie das häufig der Fall war, wenn er seine Wanderungen weiter ausdehnte. Die Liebenden konnten daher den Tag nach eigenem Gutdünken verbringen. Alfred schlug vor, wieder zur Teufelskanzel hinaufzusteigen, um dort, die Scene der ersten Begegnung erneuernd, ein Mittagsmahl im Freien einzunehmen. Moidele klatschte vor Freude in die Hände, und erst die weiteren Worte Alfreds, daß sie dort oben Abschied nehmen wollten, brachten sie wieder zur Besinnung und trübten ihr die Augen.

Vefi, kopfschüttelnd den eilig gegebenen Auftrag anhörend, traf die Vorbereitungen. Geräuchertes Fleisch, Brot, Käse und eine Flasche Rotwein wurden rasch in den Rucksack verpackt, und nachdem Alfred noch das wohlgeborgene Bildnis Moideles darin versorgt hatte, wurde die Wanderung nach der westlichen Bergseite angetreten. Es war ein herrlicher Tag. Die Berge lagen wie schläfrig im warmen Sonnenschein; der vor ihnen liegende Gletscher, dem sie zustrebten, glitzerte, und an den steileren Stellen seiner Senkung sah man, wie bläuliche Krystallwände, das Eis hindurchschimmern.

Als der schmale Felsengrat erreicht war, der zur Kanzel hinüber führte, ging Moidele mit gewohntem sicheren Schritte voran; aber mit einem halbunterdrückten Schrei preßte sie die Hand aufs Herz, als sie die hohe Fichte vom Blitzstrahl gespalten vorfand. Ohne Zweifel war sie bei einem der betäubenden Donnerschläge, die sie bei ihrer Flucht vor dem Gewitter in ihrem Rücken vernommen, getroffen worden. Zwar grünten noch ihre Zweige, aber wie lange würde es anstehen, so blieb von dieser stolzen Fichte nichts mehr übrig als eine aufrecht stehende Baumleiche. Alfred selbst konnte sich einer unangenehmen Empfindung nicht erwehren, als er die Rindenteile zerrissen sah, in die er damals eilig noch die Buchstaben eingeschnitten hatte, und Moidele gar, vom Aberglauben der Gebirgsbewohner nicht vollständig frei, blickte darauf, wie auf ein böses Vorzeichen. Aber ihr Vorstellungsleben war schon ganz dem ihres Geliebten unterthan, und als Alfred erklärte, nicht in dem Baume, sondern in ihren Herzen wurzle ihre Liebe, wo kein Sturm und kein Blitzstrahl sie schädigen könnte, da blieb ihr nur mehr der eine Schmerz, daß gerade dieser Baum ihres Lieblingsplatzes, der Zeuge ihrer ersten Begegnung, nun unfehlbar dem Untergang geweiht sei.

Wie damals wurde auch heute das Mittagsmahl ausgebreitet, nur daß Alfred diesmal keinen Malerschirm zu Moideles

Schutz aufzustellen brauchte; denn heute saß sie neben ihm unter dem Baume, und er brauchte nur den Kopf zu wenden, um ihren roten Mund zu küssen. Und was damals als leiser Wunsch in ihm sich geregt hatte, die Lippen dort an das Glas zu setzen, wo Moidele getrunken hatte, das that er nun wirklich, als er mit ihr auf ein baldiges Wiedersehen anstieß. Sie vermochten es beide, vom Abschied zu reden, ohne daß Betrübnis in ihre Mienen kam; aber freilich ging es dabei nicht ohne Heuchelei ab; sie wollten sich nur gegenseitig ihren Kummer verbergen. Noch hatten sie einige Stunden vor sich; es genügte ja, wenn Alfred vor einbrechender Nacht das Schloß erreichte.

Sie konnten beide die Sorge nicht unterdrücken, daß Alfreds Reise die von ihnen gewünschte Entscheidung kaum bringen würde; aber die weitere Zukunft lag vor ihnen wie ein gesicherter Besitz, und so rosig war sie ihnen noch nie erschienen, wie heute. Pläne aller Art wurden besprochen. Die Tage wurden festgesetzt, die Stunden ausgerechnet, zu welchen Moidele, ohne Enttäuschung zu erfahren, auf der Dorfpost zweimal wöchentlich nach Briefen fragen dürfte, die sie natürlich auch beantworten würde. Die gute Vesi würde ja mit Freuden ins Dorf laufen, schon von weitem ihr mit dem Briefe in der Hand entgegenwinken und strahlenden Gesichts ihn übergeben.

So kam denn das Gespräch nicht ins Stocken und immer wieder gab es Neues zu planen und zu raten. Die Sonne freilich ging dabei ihren Gang weiter und sie neigte sich schon bedenklich gegen den Firngrat. Moidele vermochte manchmal kaum den Seufzer zu unterdrücken, der ihr die Brust spannte. Mit den Augen maß sie im voraus den Pfad, auf dem ihr Geliebter ihr entschwinden sollte, und dieser Pfad erschien ihr so kurz und doch wieder so schmerzlich gedehnt, daß sie schließlich nach einigem Sinnen sanft bat, nicht hier Abschied zu nehmen, wo sie, so mutterseelenallein zurückbleibend, ihm nachschauen müßte. Lieber sollten sie am Waldsaum sich trennen, wo dann

Alfred ihr schnell aus den Augen käme, sie aber gewiß nicht sich umschauen, sondern geradeswegs nach Hause gehen und an nichts andres denken wollte, als an das baldige Wiedersehen.

Alfred hatte wahrlich nichts einzuwenden; er würde ja nur schwer von der Stelle kommen, meinte er, solange noch die Möglichkeit gegeben wäre, Moidele, ja auch nur ein Stück ihres Kleides zu sehen. Moidele aber fügte zärtlich bei, daß sie ihm das Versprechen, nicht umzuschauen, auch gar nicht abnehmen würde; aber doch wäre es für sie beide nur eine Qual, den Abschied auch noch zu verlängern.

So brachen sie denn auf. Alfred warf noch einen Blick hinunter ins Thal, wo das Doblanerhaus herüberglänzte, hinauf nach dem glänzenden Firnfeld, und rings noch über die gewölbten Rücken, Zacken und Grate. Dann überschritten sie das Felsenband und stiegen zu Thal, nur wo es der Pfad gebot, die Hände trennend. Sie wurden schweigsamer, als im Thalboden der Wald vor ihnen lag, und ihre Schritte verlangsamten sich. Dort lag jenseits des Wildbaches die Blockhütte, und dort sollten sie sich trennen.

Alfred zog sie an die Stelle, wo er ihre Namen eingeschnitten hatte. Er setzte sich auf einen abgesägten Baumstrunk, der noch vom Bau der Hütte übrig war, und zog das Mädchen an sich. Er hielt sie mit beiden Armen umfangen; er sprach ihr zu, tapfer zu sein und an alles zu denken, was er ihr gesagt. Jedes Versprechen wurde wiederholt, das schon gegeben war, aber es bedurfte keiner Schwüre von Liebe und Treue. Moidele nickte nur beständig zu, aber sie schwieg, und es gelang ihr nur mühsam zu lächeln, wenn sie ihn ansah.

Aber Alfred selbst machte keine Anstalten zu gehen. Er hielt sie im Arm, ihr Kopf lehnte an seiner Brust. Er sah ihr in das blühende und doch so traurige Gesicht. Er neigte sich an ihr Ohr und flüsterte, daß er tausendmal lieber wieder im Sturm und Regen und Donnerhall stehen möchte. Als er

dann aber forschend sie ansah, schloß sie die Augen und über das zurückgelehnte Gesicht des in seinen Armen bebenden Mädchens flog ein Wetterleuchten inneren Glückes. —

Die Sonne war längst hinter dem Firnfeld hinabgesunken und säumte nur mehr rosig die langgezogene Wolke, die darüber stand, während violette Schatten bereits an den Bergen hinaufkrochen.

Alfred trat aus der Blockhütte mit Rucksack und Bergstock. Er schlug sich entschlossen waldeinwärts. Rasch ging er vorwärts, zehn Schritte, zwanzig Schritte, dann wandte er sich um und rief mit lauter Stimme zurück: „Moidele, auf Wiedersehen!"

Aus der Hütte aber drang ein schwacher, schmerzlich gedehnter Schrei zu ihm herüber: „Alfred!"

V.

Sehr spät traf Alfred in Karlstein ein; aber seine Schwester hatte bestimmt auf ihn gerechnet und ihn erwartet. Er begrüßte sie herzlich und suchte ihr seine Gemütsbewegung zu verheimlichen, aber sie entging nicht ihrem prüfenden Blick, und schon der Umstand, daß er von Moidele nicht sprach, verriet ihr, daß er um so mehr an sie dachte. Er war freilich entschlossen, zu allererst seiner Schwester sich anzuvertrauen, aber dazu wollte er erst zu größerer innerlicher Ruhe kommen und verschob es bis zu seiner baldigen Rückkehr von Wien.

Hätte Leonore gewußt, wie es in seinem Herzen stand, so würde sie selbst ihn zurückgehalten haben, um die Sache nach allen Seiten zu besprechen. Hätte sie die Tiefe seiner Leidenschaft gekannt, so würde sie ihn zwar vor übereilten Schritten gewarnt, sie würde ihm geraten haben, seine Liebe durch die Zeit zu erproben; dann aber wäre Moidele von ihr wie eine liebe Schwester aufgenommen worden.

Für Leonore gab es nur Mesalliancen der Seele. Die

Liebe war ihr nie ernstlich nahe getreten, und darum hatte sie eine sehr schwärmerische Vorstellung von ihr. Von den Vernunftheiraten, wie sie ja manchmal im Kreise ihrer Verwandten und Bekannten vorkamen, hatte sie stets eine verächtliche Meinung gehabt und war darin nur bestärkt worden durch den unerfreulichen Ausgang mancher dieser Verbindungen. Einer wirklichen Leidenschaft aus äußerlichen Gründen und Vorurteilen zu entsagen, schien ihr unwürdig. Zwar hing das bei ihr mit sehr unbestimmten Vorstellungen über Liebe und Ehe zusammen, und es wäre ihr schwer geworden, ihre Theorie in verstandesmäßiger Sprache zu begründen, aber desto bestimmter lag sie ihr im Gefühle. Sie ahnte es, daß in diesen Dingen ganz allein die Stimme der Natur gehört werden müsse, und jede auf Grund andrer Rücksichten eingegangene Verbindung, wenn auch von glänzendem Schein, war für sie geradezu Unnatur, mochte sie auch bei der Zergliederung ihrer Gedanken sich ins Unbestimmte verlieren.

So betrachtete sie indessen den vorliegenden Fall nicht. Daß ihr Bruder in das schöne Mädchen sich verliebt hatte, schien ihr sehr wohl begreiflich, aber da sie von seiner Leidenschaft keine Ahnung hatte, wollte sie ihm behilflich sein, die ohne Zweifel nur vorübergehende Neigung zu überwinden. Sie sah ihm die Bemühungen an, womit er versuchte, den Gesprächston früherer Tage zu finden; aber da es ihm nicht gelang, wollte sie seine Qual nicht verlängern und zog sich zurück, herzlich den Bruder bedauernd, den sie inniger als sonst küßte.

Noch in der Nacht schrieb Leonore einen ausführlichen Brief an den Vormund, worin sie von Alfreds trefflichen Eigenschaften ein liebevolles Bild entwarf und von dessen in Anbetracht des Gegenstandes begreiflichem Liebeskummer sprach, welchen zu überwinden eine längere Abwesenheit sicherlich genügen würde. Sie bat daher, den Bruder zurückzuhalten, bis der Heilungsprozeß eingetreten wäre, der sich ja bei der Offen-

heit, womit jede innere Regung bei ihm ihren äußeren Ausdruck fand, leicht erkennen lassen würde.

Damit glaubte Leonore nicht nur ihrer Pflicht genügt, sondern auch im Sinne des Bruders selbst gehandelt zu haben, der ja ohne Zweifel entschlossen sei zu entsagen, aber vielleicht die Kraft nicht besitzen würde, seiner Sehnsucht zu widerstehen. Im Falle einer ernstlichen Liebe würde er sie ja sicherlich ins Vertrauen gezogen haben, und er schwieg ohne Zweifel nur, weil er sich der Sache als einer kleinen Verirrung schämte. Leonore wollte also das Opfer bringen; sie mußte sich auf einige Zeit vom Bruder trennen, so leid es ihr auch that und so sehr sie die schönen Stunden gemeinschaftlicher Kunstbestrebungen vermissen würde.

Es war ein entzückend schöner Morgen, der im Hintergrund des Elendthales anbrach. Ueber Nacht war ein Gewitter niedergegangen und taufrisch schien die ganze Erde erquickt, als in alter Herrlichkeit die Sonne vom grauen Gezack des Feuerberges schwankend sich losriß und mit einem Mal jeder Tropfen an den Halmen der Wiese wie an den Zweigen des Nadelholzes erglänzte. Aus den durchfeuchteten Wäldern, die an den Berghängen sich hinaufzogen, schwebten lockere Nebelballen empor zu den grauen Felsenhäuptern und zerflossen im blauen Aether. Tief unten krochen schwerfällige Nebeldrachen an den Schluchten hinauf oder hingen sich an die Vegetationsgrenze der Berge langgezogen hin, so daß die hohen Häupter, riesenhaft emporgereckt und gleichsam getrennt vom Rumpfe, in greller Beleuchtung der Sonne vom blauen Himmel sich abhoben.

Moidele trat aus der Hausthür, zierlich gekleidet wie immer; wie ein Häubchen dem Kopf anliegend, ließ ein buntes Tuch die schöne Form desselben erkennen und unter dem Knoten am Nacken hingen die Flechten herab. Ihre Augen waren gerötet und unempfänglich für die Herrlichkeit dieses Morgens. Sie schweiften hinüber nach dem nahen Waldsaum, aus welchem

Alfred so manchmal ihr entgegenjubelnd herausgetreten war; hinüber nach der abgerundeten Teufelskanzel, wo sie gestern noch so glücklich gewesen war. Aber nur verstohlen blickte sie nach der fernen Blockhütte; sie hatte nicht den Mut, darauf zu verweilen, und tiefgeholte Seufzer dehnten die junge Brust.

Sie vernahm die schweren Tritte des Vaters auf der Holztreppe und trat ins Haus zurück, ihm guten Morgen zu wünschen. Doblaner war gestern abends wieder eingetroffen und hatte die Abreise des Grafen vernommen. Moidele war den ganzen Abend so schweigsam gewesen, daß ihm zur völligen Gewißheit wurde, was er geahnt hatte. Jetzt sah er ihre geröteten Augen und nahm sich vor, mit ihr vernünftig zu reden und ihr recht eindringlich das Zwecklose einer solchen Herzensspielerei vorzustellen. Aber er verschob es für den Augenblick und wollte dazu den Abend abwarten, wenn sie allein beisammen säßen und Vefi zur Ruhe gegangen wäre. Nicht rauh wollte er in die Seele seines Kindes eingreifen, sondern als liebender Vater. Es konnte ja nicht schwer fallen, sie von der Unvernunft einer solchen Neigung zu überzeugen, und wenn das einmal erreicht war, würde sie auch bald wieder das frische, lustige Kind werden, das noch jeder mit Entzücken betrachtet hatte, der ihre hellklingende Stimme gehört.

So überließ er denn Moidele den ganzen Tag über sich selbst. Er sah, wie sie die Ziege aus dem Stall führte und wie ihr das treue Tier folgte, da sie im Walde verschwand. Solche kleine Schmerzen, meinte er, müssen sich ausleben, und unter dem Einfluß der gewohnten Beschäftigung würde Moidele bald wieder ins alte Geleise kommen. Von dem Erfolge seines vernünftigen Zuredens hoffte er sehr viel, wie eben alle älteren Leute, die sich in ihre eigenen Jugendempfindungen nicht mehr so recht hineinzudenken vermögen.

Daß er sich unter dem Einfluß seiner Lieblingsneigungen in den letzten Monaten zu wenig um sein Kind bekümmert

hatte, sah Doblaner ein; er gab sich selber die Schuld, die Liebe der jungen Leute gefördert zu haben, und nahm sich vor, das wieder gut zu machen. Er wollte Moidele nicht mehr so viel allein lassen, wollte sie auf seinen Wanderungen mitnehmen und selber wieder die Heiterkeit zu finden trachten, die er vor dem Tode seines Weibes besessen hatte.

Es kam jedoch anders, und der Vater sollte bald einsehen, daß er sein Kind nicht richtig beurteilt hatte. Nachdem Vefi ihre geräuschvollen Hantierungen, die sich bis in die Stube vernehmen ließen, in der Küche vollendet, das Herdfeuer ausgelöscht, den Speisetisch abgeräumt und gute Nacht gewünscht hatte, schritt Doblaner im Zimmer auf und ab. Moidele saß am Tische, mit einer Arbeit beschäftigt. Sie hatte ihr Kopftuch abgenommen und ihre Flechten aufgelöst. Das blonde Gewoge ihrer Haare floß ihr weit über die Schultern hinab und Doblaner, wenn seine Blicke sie streiften, machte sich Gedanken über die ungewöhnliche Schönheit seines Kindes. Diese Schönheit war ihm in der That nie so sehr aufgefallen als jetzt, da im Scheine der Lampe die blonden Haare so weich zu beiden Seiten des feingeschnittenen Gesichts herabfloßen, das ihm jetzt nur etwas blasser und schmaler vorkam als sonst.

Es war dem Doblaner nicht gegeben, sein Gespräch allmählich einzuleiten. Er konnte das rechte Wort nicht finden, und so fiel er denn schließlich mitten in die Sache hinein. Er blieb vor ihr stehen, strich ihr sanft über die Haare und sprach es geradeswegs aus, daß die Geschichte mit dem Grafen nicht gut thue.

Er beschwichtigte das erschreckende Mädchen; er wollte ihr nur zureden, es sei ja ganz natürlich, daß sie Alfred gut sei, und er selbst trage die Schuld, da er ihn eingeladen, bei ihnen zu wohnen. Er habe eben gemeint, Moidele sei noch immer ein Kind, und so habe er sie denn unbedachtsamerweise mit dem braven jungen Grafen allein gelassen.

Nicht vor den rauh aus der Kehle dringenden Worten war Moidele erschrocken. Sie war diese Sprache gewöhnt, die in der größten Herzlichkeit nicht anders tönte. Nur daß sie so plötzlich mit dem Vater von ihrer Liebe reden, daß sie ihm gestehen sollte, wie tief diese Liebe sei, das hatte sie erschreckt. Ihre Brust hob sich schwer und sie konnte nicht sprechen.

Doblaner nahm seinen Gang durchs Zimmer wieder auf; er stellte ihr vor, daß bei der Sache nichts herauskommen könnte, daß sie sich also diese Liebe aus dem Sinn schlagen müßte.

Aber schon vor dem bloßen Gedanken daran bebte Moidele zurück. Es war keineswegs kindlicher Trotz, sondern das tiefe Gefühl eines liebenden Weibes, womit sie fest entgegnete: „Vater, ich muß ihn lieben."

Doblaner blieb mitten im Zimmer stehen, indem er fragend das Wort wiederholte, das ihn mit einem Mal in längstvergangene Zeiten zurückversetzte. Gerade so, mit derselben Bestimmtheit hatte einst in seiner Gegenwart Moideles Mutter gesprochen, als man seiner Bewerbung um sie ein Ende bereiten wollte. Diesem festen Entschluß hatte er es damals zu danken, daß jeder Widerspruch aufgegeben wurde und er bald darauf die Braut heimführte. Und nun hörte er das gleiche Wort von den Lippen seines Kindes, und seine Bedenken vorweg abschneidend, fügte Moidele bei: „Alfred ist mir gut, so gut, wie ich ihm."

Aber so schnell durfte Doblaner nicht nachgeben. Er stellte ihr vor, wie unüberlegt es sei, den schmeichelnden Worten eines jungen Mannes sich hinzugeben, der selber kaum älter sei als sie, ja der noch unter Vormundschaft stehe und nicht nach seinem Willen handeln könnte, selbst wenn er die Absicht hätte zu heiraten. Was würden denn die vornehmen Verwandten des Grafen zu einem so einfachen Mädchen sagen!

„Du bist ja ein schönes Mädchen, Moidele, und brav. Aber man wird eben doch sagen, daß du nur die Tochter des ‚Steinklaubers' bist."

Es kam Doblaner nicht leicht an, das Wort auszusprechen, das die ganze Geschichte seines verfehlten Lebens enthielt. Aber er war es Moidele schuldig, sie vor übereilten Hoffnungen zu warnen, und bei allem Stolz, den er im Bewußtsein seiner gescheiterten Lebenspläne dennoch bewahrt hatte, mußte er doch den Umstand bezeichnen, an dem alle überschwenglichen Gedanken seines Kindes scheitern mußten. Es entfiel ihm ein bitteres Wort über den Grafen, der so wenig bedenke, daß er Moidele nur unglücklich mache.

Dieses Wort schmerzte Moidele tief. Mit der Beredsamkeit der Liebe verteidigte sie den Abwesenden. Sie bat den Vater, ihm nicht böse zu sein, nahm die Schuld auf sich. Und nun schilderte sie dem Doblaner, der sein Kind nicht mehr kannte, wie allmählich sich die Liebe bei ihnen eingeschlichen, wie glücklich sie gewesen und wie unbefangen sie sich diesem Glück hingegeben. Sie hätten es selbst nicht bemerkt, was sich in ihnen vorbereitete, und wie sie es endlich eingesehen, sei es auch schon zu spät gewesen. Den einen Gedanken des Vaters aber, daß Alfred es nicht aufrichtig meine, wies Moidele mit großer Bestimmtheit zurück. Er selbst habe ihr keine Hoffnung gemacht, den Widerstand des Vormunds besiegen zu können. Nie zwar, sprach Moidele, würde sie den Grafen bitten, sie nicht unglücklich zu machen; aber auch niemals würde es jemand gelingen, ihr das Vertrauen in Alfred zu rauben.

Sie unterdrückte nur schwer ihre Thränen; sie war ganz zerknirscht, dem Vater nicht alles gestehen zu können. Aber doch fand sie den Mut energischer Verteidigung, als ihr der Vater ihre Vertrauensseligkeit vorwarf, da doch die vornehmen jungen Männer durchaus keine Sicherheit bieten, es ehrlich mit einem unerfahrenen Mädchen zu meinen. Niemals war ihr Alfred im Lichte eines Verführers erschienen. Lag eine Schuld vor, so war es eine gemeinsame, und mit dem ihr zukommenden Teile wollte sie nicht Alfred belasten lassen. Sie

bezeichnete ganz bestimmt die Sachlage, indem sie einerseits beteuerte, dieser Liebe nicht entsagen zu können, selbst wenn es ihr Unglück wäre, andrerseits aber lebhaft für die Ehrlichkeit des jungen Grafen eintrat. Auf diesen wollte sie keinen Vorwurf kommen lassen, und da sie kein andres Mittel sah, den Vater zu überzeugen, verwies sie ihn auf den zu erwartenden Brief Alfreds.

„Wollen's abwarten," entschied der Doblaner, „und dann wollen wir von der Sache weiter reden!"

Er nahm wieder seine Bücher vor und suchte sich in dieselben zu vertiefen. Moidele saß ihm schweigend gegenüber; aber wenn sie einen scheuen Blick nach ihm warf, bemerkte sie es an dem häufigen Zucken seiner buschigen Brauen, daß er den Faden des Gelesenen verlor und an andres dachte. Sie sann der Wendung nach, welche die Sache genommen, und nur das Plätschern des Brunnens draußen mischte sich in die nächtliche Stille, die das Doblanerhaus einhüllte.

In den nächsten Tagen sprach Doblaner nicht mehr von Alfred. Er ließ es aber an Freundlichkeit nicht fehlen. Es war für Moidele eine große Erleichterung, ihn so versöhnlich, ja sogar seinen größeren Eifer zu sehen, sich mit ihr abzugeben. Sie war ihm dafür so herzlich dankbar, daß sie sich nun grämte, ihm nicht alles sagen zu können. Manche Thräne widmete sie nun dem Andenken ihrer Mutter, die ihr in diesen schweren Tagen liebevoll hätte beistehen können, und der sie sich auch — sie fühlte das wohl — rückhaltlos anvertraut hätte.

Wenn solche Gedanken über sie abends kamen, und sie merkte es dem Vater an, daß er von seinen Büchern ganz in Anspruch genommen war, dann schlich sie wohl vor das Haus und saß oft lange auf der Bank. Wie ein gerader dunkler Streifen lag der Waldsaum vor ihr, und sie dachte der schönen Tage, da er aus dem Walde tretend über den Wiesenpfad so jugendlich kräftigen Ganges auf sie zukam, und wenn sie ihm

entgegensprang, mit glänzenden Augen sie in seine Arme schloß. Es überflutete sie heiß bei diesen Erinnerungen. Dann sann sie darüber nach, was er wohl jetzt in der fernen Stadt thue, aber dabei kam sie zu keinen klaren Bildern, und schließlich sah sie ihn immer wieder, wie er sich hier gezeigt hatte.

Ueber dem schwarzen Walde keimten immer mehr Sterne auf. Es kam ihr die Erinnerung an den verstorbenen Maler, dem sie auf dieser Bank oft aufmerksam gelauscht hatte, wenn er von diesen Sternen zu ihr sprach, wie ungeheuer fern sie seien, wie groß, viel größer als unsre Erde. Einmal gar hatte er ihr gesagt, daß es dort oben noch unermeßlich viele bewohnte Sterne gäbe, und dieser befremdliche Gedanke war ihr seither nicht mehr aus dem Sinn entschwunden. Es überkam sie nun die Sehnsucht, mit Alfred auf einem dieser Sterne zu wohnen. Sie malte sich ein Paradies aus, wo es keine Trennung liebender Herzen gebe, nur ein Aufeinanderfolgen goldiger Tage — immer — ewig!

So saß sie, bis es sie zu frösteln begann, oder bis ein paar gurgelnde Worte vom Selbstgespräch des Vaters aus der beleuchteten Stube zu ihr drangen. Sie trat dann ins Haus, ihm gute Nacht zu bieten, und in der Zärtlichkeit, womit sie ihn umarmte, lag der stille Dank für sein Schweigen.

VI.

Heiter waren Moideles Gedanken am andern Morgen, als der Lärchenbaum vor ihrem Fenster, ganz übersät mit glitzernden Tautropfen, mit seinen Armzweigen an ihr Fenster klopfte, daß sie davon erwachte. Es war ihr erster Gedanke, daß Alfreds Brief heute kommen müßte. Sie kleidete sich rasch an und trat vor das Haus. Von den hohen Zinken und Schrofen senkten sich kühle Luftströme herab und füllten das ganze Thal mit Frische. Alles schwamm im goldenen Licht.

Am liebsten wäre sie selbst ins Dorf hinuntergelaufen, um möglichst schnell in den Besitz des Briefes zu gelangen; aber sie hätte es nimmermehr vermocht, nach einem solchen zu fragen. Vor dem Postbeamten, der schon manchmal in etwas täppischer Weise sein Wohlgefallen an dem schönen Kind verraten hatte, wäre ihr verräterische Glut ins Gesicht gestiegen. Nun, da ihr Vater in Kenntnis gesetzt war, bedurfte es überhaupt keiner Heimlichkeit mehr. Von nun an konnten die Briefe an ihren Vater gerichtet werden, und sie beschloß, Alfred darum zu bitten, damit jeder Anlaß zum Gerede vermieden würde.

Für heute freilich mußte ihr Vefi aus der Verlegenheit helfen. Vefi hatte einige mütterliche Rechte an Moidele; seit dem Tode der Mutter war sie ihr noch näher gerückt und war ihre Vertrauensperson in allen Angelegenheiten geworden, die ein weibliches Verständnis erheischten. Schon vor Moideles Geburt war Vefi ins Haus gekommen, in dem sie wie ein Familienglied gehalten war. Sie hatte Moidele aufwachsen sehen, hatte sich in die Sorgen um das Kind mit der Mutter geteilt, und diese schließlich in mancher Beziehung ersetzt.

Unter diesen Umständen fiel es Moidele nicht schwer, ihre Bitte vorzubringen, aber doch überflammte es sie rot, als Vefi sogleich den Grafen nannte. Was dem Vater entgangen war, war dieser kein Geheimnis geblieben. Daß der Graf an Moidele Gefallen fand, hatte sie vom ersten Tage an bemerkt; sie hatte seine Leidenschaft wachsen sehen und darüber die größte innerliche Freude gehabt. Daß die Sache mit einer fröhlichen Hochzeit enden würde, verstand sich für Vefi von selbst. Moidele mußte als Gräfin ins Schloß kommen; denn ein schöneres und braveres Mädchen konnte der Graf in der ganzen Monarchie nicht finden.

Mit jugendlicher Eile trippelte Vefi in der Küche herum, gab einige Anweisungen bezüglich des Kochens, versprach möglichst

schnell wieder zurückzukommen und eilte davon, während Moidele ihr klopfenden Herzens nachblickte.

Es war gut, daß Moidele in der Küche zu thun hatte. So konnte sie leichter die langsam fließende Zeit ertragen. Sie atmete tief auf, wenn sie an den Brief dachte, sie berechnete wiederholt, daß Vesi bei aller Eile erst gegen Mittag würde kommen können, und doch trat sie immer wieder hinaus und blickte nach dem Waldsaum.

Endlich aber mußte sie doch wirklich etwas erschaut haben; mit einem Aufschrei flog sie über den Wiesenpfad dahin. Schon von weitem hielt Vesi etwas in die Höhe und legte nun ein ganzes Paket in Moideles Hände. So sehr hatte sie sich geeilt, daß sie vorerst gar nicht sprechen konnte und ganz erschöpft war, während Moidele nur ein paar gerührte Dankesworte fand, weil sie bereits hastig daran arbeitete, die Umschnürung zu beseitigen. Sie setzte sich auf den Grasboden und griff zunächst nach dem Briefe, der oben auflag, und den sie mit glänzenden Augen überflog. Ein paar schön gebundene Bücher hatte sie zunächst gar nicht angesehen, wohl aber schien der Brief auf etwas andres sie hinzuweisen; denn sie kramte nun mit eiligen Fingern in den Papieren und fand ein Schächtelchen, aus dem sie eine Goldmünze zog, in die jenes Erinnerungszeichen eingraviert war, das Alfred in den Balken der Blockhütte eingeschnitten hatte. Sie küßte die Münze, während ihr ganzes Gesicht von Seligkeit erglänzte. Aber bei dem plötzlichen Gedanken an Vesi geriet sie in Verlegenheit. Sie wendete den Kopf ringsum: es war niemand da; Vesi hatte sich unbemerkt entfernt und war eben im Begriffe ins Haus zu treten. Wieder nahm Moidele den Brief auf und las ihn zu Ende. Sie saß da, ganz umflossen von Sonnenlicht, und bei jedem Liebesworte, das sie las, kam stilles Entzücken in ihr Gesicht.

Noch einmal küßte sie den Brief; dann griff sie die ganze Sendung auf und eilte zurück. Sie trat in die Stube des Vaters,

legte alles auf den Tisch, und bevor er noch Zeit gefunden zu fragen, war sie wieder davon. In der Küche umhalste sie Vefi ganz stürmisch; aber auch da litt es sie nicht. Sie setzte sich vor das Haus auf die Bank, den Vater erwartend, und schon wieder bereuend, den Brief nicht vorher ein zweites Mal gelesen zu haben.

Sie schielte manchmal verstohlen nach dem offenen Fenster, bis der Doblaner den Kopf herausstreckte und, da er Moidele sitzen sah, herauskam. Daß die Sache viel weiter gediehen war, als er geahnt, war ihm aus dem Briefe klar geworden; aber auch daß die Liebe des Grafen eine ganz ernsthafte war, und daß der junge Mann die größte Entschlossenheit hatte, alle Hindernisse zu überwinden. Mit Vorwürfen wäre der Doblaner unter diesen Umständen zu spät gekommen, und als Moidele die gesenkten Augen errötend aufschlug, blickte sie in die des Vaters, die voll Güte auf ihr ruhten. Aber während für Moidele die überschwenglichen Liebesbeteuerungen, die der Brief enthielt, ganz den Vorrang einnahmen, stand die Sache für den Doblaner doch etwas anders. Alfred hatte kein Hehl daraus gemacht, daß der Vormund seine Einwilligung zu der Verbindung mit Moidele rundweg verweigert hatte. Das hatte diese erwartet, sie war also nicht enttäuscht, und aus Alfreds Brief sprach eine so aufrichtige Liebe und eine solche Zuversicht, daß sie sich nur an diese hielt. Doblaner sprach ihr zwar liebevoll zu, aber daß das ganze Glück seines jungen Kindes gleichsam auf eine Karte gesetzt sei, ängstigte ihn, wiewohl er dem Grafen alle Gerechtigkeit widerfahren ließ, ja es betonte, daß wohl auch von dem jüngsten Sprößling dieses Geschlechtes gelte, was der Volksmund seit Jahrhunderten sprichwörtlich aussprach:

Vom Karlsteinerhaus
Geht niemals Unrecht aus.

An der Thatsache aber, daß bis zur Mündigkeitserklärung des Grafen eine schwere Probezeit ausgehalten werden

mußte, war eben doch nichts zu ändern. Dies betonte Doblaner. Er wollte einstweilen Moidele in ihren Hoffnungen nicht bestärken. Konnte eine so plötzlich aufgeloderte Leidenschaft eine lange Probe bestehen? Daran wollte Doblaner noch immer zweifeln, und er verhehlte es nicht. Moidele ihrerseits baute zwar fest auf Alfred, und selbst die lange Probe erschreckte sie nicht; aber ihr Herz stand doch erschrocken still bei dem Gedanken, daß sie in der That ihr ganzes Lebensglück auf eine Karte gesetzt hatte, daß sie — was sie ihrem Vater nicht gestehen konnte — unwiderruflich an den Grafen gebunden sei und für alle Zeit elend sein würde, wenn der Vater mit seiner Besorgnis recht behalten sollte. Sie hatte sich an ihr junges Glück hingegeben, aber in ihren Erinnerungen lag doch eine, die mit bitterer Reue verknüpft war. Das war ein innerer Zwiespalt, über den sie nicht hinauskam. Und gerade dieses eine mußte sie vor ihrem Vater verbergen, der eben noch dem Grafen so viel Lob gespendet, aber es in Anklagen verkehren würde, wenn er alles wüßte. Es fiel ihr schwer, ihrem Vater gegenüber, der sich so gütig zeigte, ein Geheimnis zu haben; aber es mußte so sein. —

Alfreds Briefe trafen in den nächsten Wochen mit großer Pünktlichkeit ein. Sie waren von nun an an den Vater gerichtet, und es war Sorge getroffen, daß sie nicht erst abgeholt werden mußten. Seine Auseinandersetzung mit dem Vormund war gänzlich erfolglos gewesen, wohl aber hatte sie für beide die größte Klarheit in die Situation gebracht. Alfred seinerseits, durch die Stärke seiner Empfindungen und die Festigkeit seines Entschlusses zum Manne gereift, hatte mit respektvollen Worten dem Vormund klar gemacht, daß er sich durch seine Gefühle eben so sehr wie durch seine Ehre gebunden halte, sein förmlich gegebenes Versprechen zu erfüllen; der General dagegen, der alsbald einsah, daß mit Hinweisen auf Jugendthorheiten und Liebeständeleien, die von selbst vorübergehen würden, hier

nichts auszurichten war, konnte nur seine Rechte als Vormund entgegenstellen, und da Alfred mit größter Unterwürfigkeit sich denselben fügen zu wollen erklärte, solange dieselben bestünden, sah sich der General schon bei dieser ersten Gelegenheit genötigt, seinen letzten Pfeil zu versenden, indem er das Bild des verstorbenen Grafen heraufbeschwor und Alfred mit den Entschlüssen desselben für die Zukunft seines Sohnes bekannt machte. Es war der Wille des Verstorbenen, daß Alfred die diplomatische Laufbahn einschlagen und daneben sein Majorat verwalten sollte. Ein selbstverständlicher Bestandteil dieses Planes war eine eheliche Verbindung, wodurch das ohnehin hohe Ansehen des gräflichen Hauses noch vermehrt und Alfred für seine Carriere günstige Chancen gewinnen sollte. Das konnte bei den vielen und vornehmen Verbindungen des Vormunds nicht schwer fallen, und mit diesem hatte der verstorbene Graf selbst noch kurz vor seinem Ableben das Nötige besprochen.

Bei der kindlichen Pietät und dem verehrungsvollen Kultus, die Alfred dem Andenken seines Vaters widmete, waren für ihn die Eröffnungen des Vormunds von verpflichtender Bedeutung, und es kam ihm nicht in den Sinn, ihnen Widerstand entgegensetzen zu wollen, bis auf den einen Punkt, der seine Liebe betraf. Ihr zu entsagen stand nicht in seiner Macht, und um so weniger konnte der Vormund für den Augenblick etwas dagegen einwenden, als Alfred auf das Beispiel seines eigenen Vaters sich berufen konnte. Auch dieser war in den diplomatischen Dienst getreten, hatte aber eine von den beiderseitigen Familienhäuptern beschlossene Ehe zwischen ihren Kindern ausgeschlagen und einen Bund geschlossen, den sein Herz begehrte. Er hatte dem diplomatischen Dienste entsagt, um sich ganz den Studien hinzugeben, nach denen er ein unüberwindliches Verlangen trug, und die ihn, wie wir bereits wissen, schließlich als modernen Faust in den Bibliotheksaal in Karlstein bannten. Es entsprach dies durchaus nicht den Wünschen der Eltern, die

ihren hochbegabten Sohn für Höheres bestimmt hielten, und erst nach mehrjähriger Entfremdung, während welcher sie die ungarischen Güter bewohnten, sich wieder versöhnen ließen. Graf Erich selbst, Alfreds Großvater, der in seiner diplomatischen Laufbahn gar manche Enttäuschungen erfahren hatte, das schöne Gleichgewicht im Leben seines Sohnes erkannte, dem stilles Familienglück, anregende Studien und die wirtschaftlichen Sorgen die Tage füllten, erkannte gar bald, daß dieser Sohn den besseren Teil erwählt, indem er innere Zufriedenheit dem äußeren Glanze vorzog. Alfred hatte bei der Durchsicht der Korrespondenz seines Vaters Aufklärung über diese Verhältnisse erhalten, und nun konnte er mit einigem Rechte sich sagen, daß er selbst nur dem Beispiel seines Vaters zu folgen die Absicht trage.

Gegen solche Argumente konnte der General um so weniger einwenden, als Alfred dem ungeachtet den Willen seines Vaters heilig zu halten erklärte, wodurch er zunächst sich verpflichtet fand, unter den Augen seines Vormundes seine Universitätsstudien in Wien fortzusetzen. Nur machte er kein Hehl daraus, daß er mit Eintritt seiner gesetzlichen Reife den Gebrauch seiner Freiheit in derselben Weise sich vorbehalte, wie seinerzeit sein Vater es gethan.

Mit diesem Resultate war der General vollkommen zufrieden. Auf diese Weise waren die Liebenden vorläufig getrennt, und er zweifelte nicht im geringsten daran, daß unter dem Einflusse des großstädtischen Lebens sein Schützling diese Jugendthorheit bald vergessen würde.

So störte denn kein Mißton mehr das Verhältnis zwischen Vormund und Mündel, und eine aufrichtige Umarmung schloß das Gespräch. Alfred wußte es längst, daß er gleich einem leiblichen Sohn im Herzen des Generals gehalten sei, und diesem genügte vollständig die Gewißheit, daß der junge Graf sein Versprechen loyal halten würde.

Noch am gleichen Abend schrieb Alfred in ausführlichster Weise an Moidele. Er berief sich auf den Willen seines Vaters, welchem pietätvoll sich zu beugen seine Pflicht sei; aber er stellte an sie die förmliche Frage, ob sie gesonnen sei, treu auszuhalten, durch nichts, was es auch sei, sich irre machen und nie den geringsten Zweifel an seiner Liebe aufkommen zu lassen, bis er mit Eintritt seiner Volljährigkeit sie heimführen würde.

Moideles Antwort lautete bestimmt, und sie gab sich darin alle Mühe, die Thränen zu verbergen, die ihr im Schreiben geflossen waren; ja sie suchte selbst ihren Geliebten zu trösten, auf die nicht allzu ferne Zukunft verweisend, in der sie vereinigt sein würden. Und doch war sie selbst dieses Trostes noch weit mehr bedürftig. In dem Verhältnis zwischen Moidele und ihrem Vater war zwar, nachdem er Kenntnis von Alfreds loyaler Erklärung genommen, jeder Mißton beseitigt, und weit inniger, als es in der letzten Zeit gewesen, schlossen sie sich nun aneinander. Aber unbegreiflich erschien es ihr, wie sie die trübe Zukunft ertragen sollte, in die sie hineinsah, und in der nicht einmal ein tröstender Brief ihres Geliebten sie aufrichten sollte. Alfred hatte ihr nicht verhehlt, daß er seinem Vormunde gegenüber nur dieses jetzige Schreiben sich noch vorbehalten habe und nur ein einmaliger Besuch in den Ferien jedes Jahres als äußerstes Zugeständnis ihm bewilligt worden war.

Mit der Erinnerung an goldige Tage im Herzen und mit der Aussicht auf ein Jahr der Trennung, das ihr im trübsten Lichte erschien, befand sich nun Moidele in jenem Zustand, den der italienische Dichter mit den Worten schildert: Nessun maggior dolore che ricordarsi del tempo felice nella miseria!

VII.

Der Spätherbst war längst ins Thal gezogen. Die Grashügel zu Füßen der aufstrebenden Felsenmassen hatten ihr frisches Grün verloren und begannen sich bräunlich zu färben. In mancher frostigen Nacht hatte sich schon eine Reifdecke darüber gebreitet, die freilich rasch aufgezehrt wurde, wenn über dem Flammenberge die Sonne aufstieg. Die Linie der zurückweichenden Schatten im Thale fiel dann zusammen mit der Grenze der bereiften Flächen, und in den Stunden des mittägigen Glanzes konnte man noch immer in sommerliche Täuschungen sich wiegen. Aber die Morgen und Abende waren empfindlich kalt und schon der nächste Umschlag der Witterung mußte das ganze Hochthal weiß überziehen und die Bewohner des Doblanerhauses von der übrigen Welt abschneiden.

Aber nur darüber ängstigte sich Moidele, daß sie alsdann ihren Kummer nicht mehr so leicht vor ihrem Vater würde verbergen können. Jetzt war es ihr noch ein willkommener Vorwand, daß sie auf ihren stillen, gedankenschweren Wanderungen ihre Ziege mitnehmen konnte, um ihr den Vorteil der freien Weide zukommen zu lassen, welcher bald die Stallfütterung des Winters folgen sollte. Oft auch überwand sie sich und begleitete ihren Vater auf seinen Streifereien; aber es fiel ihr dann schwer, mit ihm im Gespräch zu bleiben. Am liebsten ging sie ganz allein, und dann waren es immer jene Stellen, an welchen sie mit Alfred glückliche Stunden verlebt hatte, wo sie nun unwillkürlich wieder anhielt und sich niederließ. Sie wußte genau, was er da und dort gesprochen, seine frische Stimme klang ihr hörbar im Ohr, und es leuchteten ihr alle Pfade, auf denen sie Hand in Hand mit ihm dahingegangen war. Wenn in der Entfernung die Blockhütte vor ihr auftauchte, dann warf sie angstvolle Blicke darauf, und doch trugen dann ihre Füße sie unwillkürlich dahin. Mit einem Gemisch

von Wehmut und Glück betrachtete sie dann die eingeschnittenen Buchstaben an dem vorstehenden Balkenende; aber niemals fand sie den Mut, die Hütte selbst zu betreten, wo sie unter Donner und Blitz seinen Liebesschwüren gelauscht und seine heißen Küsse empfangen hatte. Unnennbare Gefühle durchwogten sie bei solchen Erinnerungen, aber doch war es ein unaufhörlich nagender Wurm, der ihr Herz quälte, so daß sie oft mit tiefem Atemzuge ihre Hand an die Brust drückte.

Wenn sie abends beim Schein der Lampe ihrem Vater gegenübersaß, versuchte sie es mit einer jener Handarbeiten, deren sie von ihrer Mutter gar manche erlernt hatte; aber schließlich ruhten ihr doch immer wieder die Hände im Schoße und die langbewimperten Augen blickten verloren vor sich hin. Goldig flossen ihr die aufgelösten Haare auf die Schultern herab. Ueber sein Buch hinweg und durch den Qualm seiner Pfeife warf Doblaner manchmal besorgte Blicke auf sein Kind, das sich so sichtlich abhärmte und doch sich Mühe gab, ihm glücklich zuzulächeln, wenn er ihr zuredete, der Zukunft zu vertrauen, von der er jetzt nur mehr wie von einer beschlossenen Sache redete. Aber Moideles Ruhe war dahin, und je liebevoller sich ihr Vater zeigte, desto schwerer fiel ihr der Gedanke, ihn getäuscht zu haben. Wenn sie, bevor sie sich zurückzog, seinen Nachtkuß empfing, schauerte oft ihr ganzer Körper zusammen; denn sie sagte sich, daß sie nie auf seine Verzeihung würde rechnen können.

Oft fuhr sie mitten in der Nacht auf, und es war ihr dann, als sähe sie Alfreds Augen leidenschaftlich auf sich geheftet, gerade so, wie sie es in jener Nacht gesehen hatte, wenn ein niederfahrender Blitz das Dunkel der Blockhütte erhellte, während prasselnde Regenschauer lärmend auf das Dach fielen. Dann schwur sie in Gedanken dieselben Schwüre, die sie mit Alfred getauscht hatte, aber sie verband sie mit festen Gelübden, für welche sie doch in Gedanken von ihrem Geliebten Ver-

zeihung erflehte, als hätte er sie vernommen. Mit dem Schlafe war es dann oft für Stunden vorbei, und in der Stille der Nacht hörte sie dann gedämpft den Schlag der Kuckucksuhr aus dem untern Zimmer heraufttönen und Stunde auf Stunde schlagen, bis endlich ihre brennenden Augen sich wieder schlossen.

Gleichsam Schritt vor Schritt, aber nicht ohne manchmal wieder zurückzuweichen, hatte sich die Schneegrenze von den Bergen ins Thal vorgeschoben, und endlich war eine gleichmäßige weiße Decke über den ganzen Felsenkessel gelegt und gab der Fläche rings um das Wohnhaus jene optische, den beschneiten Landschaften eigentümliche Ausdehnung. Damit war die von Moidele so sehr gefürchtete Zeit da, in der sie, mit dem schweren Geheimnisse in der Brust, den forschenden Augen des Vaters sich nicht mehr zu entziehen vermochte.

Sie hatte es ohne Rückhalt und ganz vertrauensvoll gutgeheißen, als Alfred ihren Verzicht auf seine Briefe verlangte. Sie hatte die Zukunft angenommen, wie er sie ihr geboten hatte; aber da sie nun eingetreten war, vermochte sie sie kaum zu ertragen. Sie hatte nun kein Verständnis mehr dafür, daß Alfred, nur um den Wünschen eines harten Vormunds nachzukommen, sie ganz ohne Trost lassen konnte. Es wurde ihr mit jedem Tage schwerer, sich darein zu finden, und sie ertappte sich manchmal auf bittern Vorwürfen gegen den Geliebten. Freilich bat sie ihm sogleich in Gedanken ab. Sie zog dann aus dem Busentuch den letzten Brief, den er geschrieben, und las immer wieder die glühenden Worte, die doch ihrem Gedächtnis so tief eingeprägt waren, daß sie auch in Gedanken sie hätte wiedergeben können.

In einer ihrer kummervollen Nächte waren Moideles Thränen so bitter geflossen, daß ihr das Kissen durchnäßt wurde. Sie gab sich zwar am Morgen alle Mühe, die Spuren ihrer Thränen hinwegzuwaschen, um dem Vater in gewohnter Weise den Morgengruß bieten zu können; aber die geröteten und ge-

schwollenen Augenlider verrieten ihm, was sie verbergen wollte. Mitleidig sprach er ihr zu, aber diesmal verfehlten seine Worte ihre Wirkung, und als er darüber seine Zärtlichkeit nur verdoppelte, da vermochte Moidele nicht mehr, sich zurückzuhalten. Sie stürzte schluchzend vor ihm nieder, sie umklammerte seine Kniee und ihr ganzer Körper wurde stoßweise erschüttert. Sie fand nicht den Mut, ihr Gesicht zu erheben und ihm in die Augen zu schauen; sie griff nur nach seinen Händen und in einem Schrei der Verzweiflung flehte sie immer wieder um seine Verzeihung.

Eine plötzliche Blutwelle übergoß das Gesicht Doblaners; seine Kniee zitterten, als er zu verstehen begann, was dieses Flehen bedeuten sollte. Er riß sie heftig vom Boden auf. Ihre Gestalt stand bebend vor ihm, und die vor das Gesicht geschlagenen Hände vermochten nicht, die Schamröte zu überdecken, die ihr bis in den Hals hinunterfloß, als der Vater seine Ahnung in bestimmte Worte kleidete. Sie vermochte nicht zu antworten und schluchzte nur hinter ihren Händen fort, bis sie endlich, von den Zornesworten des Vaters gedrängt, sich nicht mehr enthalten konnte, bestätigend zu nicken.

Nun stieß er sie aber rauh von sich und eilte zur Thüre. Als er sie hinter sich zuwarf, hörte er einen dumpfen Fall im Zimmer, aber auch das brachte ihn nicht zur Besinnung. An Vefi vorüber, die erschreckt in sein hochgerötetes Gesicht sah, eilte er vors Haus, und sie sah mit Entsetzen, wie er gleich einem Wahnsinnigen mit geballten Fäusten die Arme in der Luft schüttelte und dabei Worte ausstieß, aus welchen sie klar erkannte, um was es sich handelte. Nun eilte sie die Treppe hinauf und fand Moidele wie leblos zu Boden gestreckt. Mit einem Schrei stürzte sie auf das Kind hin, hob es mit kräftigen Armen auf und trug es eilig zum Bett, wo es bleich und mit geschlossenen Augen lag. Von Schrecken gelähmt riß Vefi das Busentuch hinweg und löste Moideles Mieder. Mit

den zärtlichsten Namen sie rufend, bedeckte sie Gesicht und Hände des Kindes mit Küssen; aber da Moidele in tiefer Ohnmacht verblieb und kein Lebenszeichen zurückkehren wollte, verlor Vefi alle Fassung. Sie stürzte hinunter und vors Haus, wo der Alte noch immer, mit beiden Händen durch das Gewirr seiner Haare fahrend, drohende Worte ausstieß. Aber Vefis Schrei: „Sie stirbt! sie ist tot!" brachte ihn zur plötzlichen Besinnung. Alles Blut strömte ihm nach dem Herzen zurück; einen Augenblick nur hielt er an, sich zu fassen, dann aber eilte er Vefi über die Treppe nach. Als er sein todbleiches Kind auf dem Bette liegen sah, da war aller Zorn verflogen; er warf sich schluchzend über die leblose Gestalt, stürzte aber dann sogleich gegen das in die Mauer eingelassene Kästchen, dem er mit zitternden Händen entnahm, was ihm zur Wiederbelebung der Ohnmächtigen geeignet dünkte.

Er rieb ihr die Schläfen, aber da der Erfolg nicht sogleich eintrat und auch Vefi alle Fassung verlor, da überkam ihn das entsetzliche Bewußtsein, durch sein hartes Benehmen den Tod seines Kindes verschuldet zu haben, und in sein Flehen, Moidele solle ihn nicht verlassen, mengte er immer wieder das Wort, daß er alles, alles verzeihe.

Es war dies das erste Wort, das Moidele vernahm, als sie unter den fortgesetzten Wiederbelebungsversuchen endlich die Augen öffnete. Ihr Arm legte sich um den Hals des Vaters, der ganz erschöpft seine Verzeihung wiederholte, noch ganz in Angst, das zurückgekehrte Leben könnte abermals und dann vielleicht für immer entfliehen.

So hatte es denn eines Ereignisses bedurft, das zwischen Vater und Kind fast einen Bruch herbeigeführt hätte, um diese beiden Wesen inniger aneinander zu schließen, als es seit langem der Fall gewesen war. Doblaner mußte sich bei ruhigerem Blute sagen, daß er selbst einen großen Teil der Schuld trage. Er hatte es nicht verstanden, seinem Kinde die verlorene Mutter

in einem Alter zu ersetzen, in dem es mehr als je des Schutzes bedurft hätte. Es blieb nur dieser Selbstvorwurf in seinem Herzen zurück und ein inniges Mitleid mit Moidele, die, nun von ihrem schwersten Kummer befreit, neu aufzuleben begann. Nur in einem Punkte blieb Doblaner unversöhnlich. Den Namen Alfreds, den Moidele lange nicht mehr auszusprechen gewagt hatte, den sie aber einst doch zagend wieder aussprach, wollte er nicht mehr hören. Auf ihn übertrug er jenen Teil der Schuld, von dem er sein Kind entlastet hatte. Er sah in Alfred nur den gewissenlosen Verführer. Sein Stolz bäumte sich auf bei dem Gedanken, in solcher Weise von dem hintergangen worden zu sein, den er ins Haus aufgenommen hatte. Noch in den letzten Tagen, wenn er Moidele tröstete, war es ihm ganz Ernst mit dem Gedanken an eine glückliche Zukunft gewesen. Jetzt aber lag die Sache für ihn ganz anders. Er verwarf vollständig jeden Gedanken, an den Vater des Kindes auch nur die gesetzlichen Ansprüche zu stellen. Er verbot es Moidele aufs strengste, an Alfred zu schreiben, und es reifte in ihm der Entschluß, sein Anwesen zu verkaufen, alle Brücken abzubrechen und in die Fremde zu ziehen, wo keine Kunde von Alfred ihn mehr erreichen könnte. Freilich war er sich bewußt, seinem Kinde eine schwere Last aufzuerlegen; aber wie er die Sache ansah, war er überzeugt, zum Besten Moideles zu handeln. Wie er unfähig war, Alfred in gerechter Weise zu beurteilen, so vermochte er es auch nicht, in der Kindesseele Moideles richtig zu lesen. Dieser gelang es nicht, in Alfred nur den Urheber ihres Unglücks zu sehen. Sie hatte es ja an sich selbst erfahren, wie die natürliche Allgewalt der Liebe das menschliche Herz zu unterjochen vermag; nie hätte sie auch nur ahnen können, daß es so weit mit ihr kommen sollte, als es in der That gekommen war, und darum vermochte sie es nicht, Alfred Vorwürfe zu machen. Für sie war er nicht der Verführer, sondern sie teilten sich beide in die Schuld, wenn von

einer solchen die Rede sein konnte. Ihre Liebe zu Alfred hatte keine Erschütterung erlitten; aber das ihr von ihrem Vater zugemutete Opfer wollte sie doch voll und ganz auf sich nehmen. Und doch war das kein Widerspruch in ihrem Herzen, daß sie auf den verzichten zu müssen glaubte, der ihr doch teurer war, als je. Sie hatte die weitestgehenden Schwüre Alfreds als eine von selbst verständliche Sache hingenommen; ihr war in ihrem kindlichen Sinne die Anschauung ganz fremd gewesen, daß Alfred, wenigstens in den Augen der Welt, ein Opfer brachte, wenn er, den Vorteilen seiner Geburt entsagend, ein einfaches Mädchen zur Frau nahm. Aber für ihr zartes Empfinden hatte die Sache nun ein andres Ansehen gewonnen. Auf Rechnung der Liebe hatte sie an Alfred die höchsten Anforderungen gestellt; jetzt aber, da sie wirkliche Rechte erworben, widerstrebte es ihr im tiefsten Gefühle, auf denselben zu bestehen. In diesem Punkte gab ihr Stolz dem des Vaters in nichts nach. Auch sie war entschlossen, daß Alfred nichts erfahren sollte, und es war ihr nicht schwer gefallen, ihrem Vater dieses Versprechen zu geben. Aber bei ihr, im Gegensatz zu ihrem Vater, war mit diesem Entschlusse kein Zweifel an Alfred verknüpft. Daß er wiederkommen, daß er sein Versprechen einlösen würde, das war für sie eine ausgemachte Sache. Selbst dem Auswanderungsplane setzte sie keinen Widerstand entgegen. Sie wußte, daß Alfred sie finden würde, wenn er nur wollte, und an seinem Willen zweifelte sie nicht. Aber auch darin war sie von einem andern Beweggrund geleitet, als ihr Vater. Wenn sie in ihrem Herzen auf keines ihrer Rechte verzichtete, so war es doch ganz nach ihrem Sinne, sie äußerlich vollständig preiszugeben. Nicht von ihr, sondern nur von Alfred und seinem gänzlich freien Willen durfte jener Abschluß ausgehen, auf den sie mit aller Sicherheit rechnete. Bis dahin aber wollte sie die schwere Last tragen, die ihr Vater ihr aufgebürdet hatte. An ihrem Geliebten zweifelte sie nicht; der Liebe ihres Vaters

war sie nun wieder sicher, die übrige Welt aber kümmerte sie nicht. In ihrem natürlichen Empfinden war kein Platz für den Gedanken, daß Alfred Schande über sie gebracht habe; gerade darum, weil sie sich unwiderruflich an ihn gekettet fühlte, hätte sie es als ein Unrecht empfunden, sich seiner zu schämen. Hätte sie freilich an ihrem Geliebten nur im geringsten zu zweifeln vermocht, dann wäre ihr ihre Lage ganz anders erschienen; aber auf der Grundlage ihres Vertrauens war sie sich nur bewußt, daß sie auf dem Altare ihrer Liebe noch ein weiteres Opfer bringen müßte, dessen Wert Alfred einst sicher schätzen würde.

Ganz anders dachte Doblaner. Für ihn war sein Kind den berechneten Verführungskünsten des jungen Grafen zum Opfer gefallen, und das unerschütterliche Vertrauen Moideles in Alfred erschien ihm nur als eine Verblendung. Das war sie aber nicht, und daraus allein erklärte es sich, daß Moidele in der ihrem Geständnis folgenden Zeit durchaus keine Verzweiflung über ihre Lage zur Schau trug, ja daß gar manchmal, wenn sie in Gedanken verloren ihm gegenüber saß, ein seliges inneres Lächeln wie ein Sonnenblick über ihr Gesicht flog. Es verriet sich darin — dafür kannte der Vater Moidele gut genug — nicht der Leichtsinn des gefallenen Mädchens, sondern die tiefe, von edlem Vertrauen getragene Liebe, die auch die schwerste Prüfung geduldig zu tragen entschlossen war. Für Doblaner galt es nun zunächst, Moidele vor dem Gerede der Leute zu schützen. Das Geheimnis, von dem Alfred selbst nie etwas erfahren sollte, war leicht zu bewahren. Von der Heimat entfernt, würde aber Moidele allmählich von ihren Erinnerungen losgelöst werden, und war ihr auch die bittere Enttäuschung nicht zu ersparen, die ihrem felsenfesten Vertrauen in Alfred folgen mußte, so war es doch möglich, ihr den Gedanken der Entsagung ganz allmählich einzuflößen. Doblaner vermied es daher ganz und gar, die Vergangenheit zu erwähnen, dagegen

sprach er um so häufiger von der Zukunft und stellte ihr ein inniges Zusammenleben in dem herrlichen Süden in Aussicht.

Vertraulicher als je gestaltete sich aber jetzt das Verhältnis zwischen Moidele und der alten Vefi. Hatte diese schon bisher an dem allmählich heranwachsenden Mädchen Mutterstelle vertreten, so war sie jetzt die einzige Vertraute desselben. Wenn Doblaner längst schlief, saßen die beiden Frauen in Moideles Stube oft noch lange beisammen, und dann konnte diese ihren Gefühlen freien Lauf lassen. Auch für Vefi lag die Zukunft klar vorgezeichnet. Alles, was ihr Moidele erzählte, befestigte sie in ihrem Vertrauen. Sie sah richtiger als Doblaner, und wenn sie schweigend den Erzählungen des Mädchens lauschte, dann erschien ihr alles ganz unvermeidlich, wie es gekommen war. Wo gab es wieder einen jungen Mann wie Alfred, wo ein schöneres Mädchen als Moidele? Es war ja ganz natürlich, daß sie aneinander Gefallen fanden und daß unter so förderlichen äußeren Umständen dieses Gefallen zu leidenschaftlicher Liebe gesteigert werden mußte.

Diese Beurteilung der Sache war eben die, deren Moidele bedurfte, und darum waren ihr die Stunden so trostreich, die sie mit Vefi verbrachte. Mit ihr konnte sie von Alfred reden, ohne daß ihr Geliebter angeklagt wurde. An Vefi würde sie auch einen Halt haben in der schweren Zeit, die ihr bevorstand, und so fühlte sie sich denn durch sie immer getröstet und aufgerichtet.

So ging allmählich der Winter dahin. Die Wiesen grünten langsam wieder, und nur auf den hohen Bergen lasteten noch die schweren Schneemassen. Reichlicher entströmten ihnen jetzt die zahlreichen Wasseradern, die in vielfachen Gestaltungen zu Thal stürzten. Doblaner begann allmählich, öfter von der bevorstehenden Abreise zu reden, und Moidele, da sie das Versprechen hatte, daß Vefi sie begleiten sollte, machte sich leichter mit dem Gedanken vertraut. Wenn sie, vors Haus tretend,

die weite Gegend überblickte, wo alles mit ihren Erinnerungen an Alfred verwachsen war, dann seufzte sie freilich oft tief auf. Sollte auch die Trennung von der Heimat keine ewige sein, so war doch die glückliche Zeit unwiderruflich dahin, die sie hier verlebt, und bald sollte ein andres Dasein für sie beginnen, von dessen innerer Seligkeit, aber auch von dessen schweren Sorgen sie sich nur unbestimmte Vorstellungen bilden konnte.

Wenige Wochen später stand das Doblanerhaus verlassen. Keine Rauchsäule stieg mehr aus dem Kamin in die blauen Lüfte; die grünen Läden waren geschlossen, und nur der Brunnen vor dem Hause plätscherte, wie er es in vergangenen Tagen gethan. Die Bewohner waren fortgezogen. Weit unten im Süden, umgeben von der üppigen Vegetation der Riviera, stand ein einsames Haus, nicht weit von dem Orte Rapallo, in hügeliger Umgebung. Dort hatte vor zwanzig Jahren Doblaner das Mädchen kennen gelernt, das er nach langem Widerstande von Seite ihrer Eltern schließlich heimführte. Dort hingen die schönsten Erinnerungen seines Lebens. Der Ort war für ihn verklärt. Und doch war damals seines Bleibens nicht gewesen. Es wollte sich kein gutes Einvernehmen mit den Schwiegereltern herstellen lassen. Gegen seinen Charakter zwar hatten sie nichts einzuwenden; aber er blieb ihnen doch ein Fremdling, ein Tedesco, und dieser Name hatte damals in Italien keinen guten Klang. Doblaner war nicht ohne Vermögen, aber er hatte es zu keiner bestimmten Stellung bringen können. Seine Studien waren sehr unregelmäßig und wechselnder Art gewesen. Schließlich hatte er sich seinem Lieblingsfach, der Mineralogie, zugewendet; aber mit diesem verspäteten Lebensplane erreichte er kein Ziel mehr und blieb in einem abgehackten Bildungsgange stecken. Er war gescheitert, ein Mittelding zwischen einem Gelehrten und einem Landmann. Um sich den mißgünstigen Bemerkungen seiner Schwiegermutter zu entziehen, und ohne noch von einem bestimmten Entschlusse geleitet zu sein,

zog er wieder nordwärts. Nach einigem Wandern war er auf einem seiner mineralogischen Ausflüge ins Elendthal gekommen, wo er das wegen Ablebens seines Besitzers verkäufliche Anwesen fand, das er nach kurzem Besinnen erwarb. Hier wurde bald darauf Moidele geboren, und nun, mit Frau und Kind, bei reichlichem Auskommen und in einer Gegend, die seiner Liebhaberei vollständig entsprach, dachte Doblaner an keine Veränderung mehr. Auf seine früheren Lebenspläne hatte er verzichtet, und als schon nach wenig Jahren seine Frau starb und ihn mit Moidele allein in der Welt zurückließ, hatte er sich allmählich ganz von selbst jener Existenz angepaßt, die dieser Umgebung entsprach. In seinem Aeußeren unterschied er sich bald nicht mehr von den benachbarten Bauern, die zerstreut im Thale wohnten. Man hätte eines längeren Umgangs mit ihm bedurft, um aus seiner unscheinbaren Erscheinung den unbestreitbaren Gelehrten herauszuschälen. Dazu war aber sehr selten Anlaß gegeben, und bei der Schweigsamkeit, die ihm mehr und mehr zur Gewohnheit wurde, vermied er sogar solche Anlässe. Nur der Graf Karlstein, Alfreds Vater, war allmählich in vertrauteren Umgang mit ihm geraten und sprach häufig in dem einsamen Hause zu. Auf dem gemeinsamen Boden ihrer mineralogischen Interessen, die freilich für den Doblaner Selbstzweck, für den Grafen aber nur ein Bestandteil seiner mystischen Interessen waren, hatte sich allmählich ein freundschaftliches Verhältnis zwischen beiden gebildet. Die Bewohner des Thales aber sahen in Doblaner nur einen der Ihrigen, und weil er eben nicht anders einzureihen war, nannten sie ihn kurzweg den Steinklauber.

Inzwischen waren Doblaners Schwiegereltern längst gestorben, und das Anwesen an der Riviera war in fremde Hände übergegangen. Nun aber, da es sich für ihn darum handelte, mit Moidele und Vefi einen verborgenen Erdenwinkel aufzusuchen, überkamen ihn wieder seine Jugenderinnerungen, und er

zog zum Meeresstrande hinunter, den seine rückblickende Phantasie nie vergessen hatte. Er traf es eben recht. Das Haus war erst kürzlich von einem aus Ungarn eingewanderten deutschen Ehepaare bezogen worden, das, kinderlos wie es war, es als einen günstigen Zufall betrachtete, einen Teil desselben vermieten zu können. Erfreut, in der Fremde mit einem Landsmann verkehren zu können, hatten sie sich mit Doblaner bald befreundet und sein schönes Kind hatten sie gar ins Herz geschlossen. Die geheimnisvollen Andeutungen Vefis ließen Moidele als ein schwergeprüftes, durch die Mißgunst übelwollender Verwandten des Bräutigams in diese prekäre Lage versetztes Mädchen erscheinen, aber um so interessanter erschien ihr Geschick, als Vefi nicht unterließ, die baldige Lösung des romantisch geschürzten Knotens und die glänzende Zukunft Moideles anzudeuten.

Moidele war denn auch der Gegenstand der allgemeinen Fürsorge aller Hausbewohner, als die bange Stunde, der sie entgegensah, endlich eintrat. Nach ein paar Wochen großer Schwäche aber konnte sie die eigenen mütterlichen Sorgen dem kleinen Geschöpfe widmen, das vor ihr in der Wiege lag. Sie konnte Stunden lang vor dem schlummernden Knaben, dem kleinen Emanuel, sitzen und nach jedem seiner Züge spähen, der sie an Alfred erinnern wollte. Wenn aber der Kleine, der ihr den größten Teil des Tages hindurch seine Blicke vorenthielt, seine Lider aufschlug, und seine großen stahlblauen Augensterne befremdet auf sie sahen, dann war es für Moidele immer ein neues Entzücken, in dieses ihr so wohlbekannte Augenpaar zu schauen. Sie beugte sich dann über das Kind, sprach mit ihm, als könnte es das verstehen, von seinem Vater, der weit weit weg wäre, aber bald kommen würde. Dann eilte ihre Sehnsucht Alfred entgegen, aber sie wurde von Röte übergossen bei dem Gedanken, daß sie ihm einst das Kind entgegentragen sollte, in welchem sie doch nur ein großes Glück zu sehen vermochte.

Doblaner selbst schien seit der Geburt des Knaben alle Bitternis verloren zu haben. Seine großen rauhen Hände bewegten sich mit derselben Zartheit, wie die von Moidele selbst, wenn er sich mit dem Kinde zu schaffen machte. Es geschah das nicht eben selten; denn Doblaner bestand häufig auf Moideles Entfernung, die dem Gebote des Arztes gemäß zu langen Spaziergängen im warmen Sonnenschein angehalten werden mußte. Es war dann meistens Elena, die Hausfrau, die es sich nicht nehmen ließ, Moidele zu begleiten und ihr die Stütze ihres Armes zu geben. Wenn sie am Ufer des Meeres langsam dahinwandelten, dann kam kein andres Gespräch zu stande, als immer wieder über das schöne Kind, das so vortrefflich zu gedeihen schien. Es war für Moidele eine große Beruhigung, sich immer mehr von der herzlichen Zuneigung Elenas zu ihrem Kinde zu überzeugen. Sie wollte die Wiege des kleinen Wesens von allen Seiten vom Sonnenschein der Liebe umflossen sehen; denn wiewohl sie sich mit jedem Tage mehr erholte und die anfängliche Schwäche immer mehr sich verlor, so überkam sie doch manchmal der Gedanke einer möglichen Erkrankung, und dann beruhigte sie sich in der Gewißheit, daß sie bei allen Bewohnern des Hauses auf Liebe und Sorgfalt für ihr Kind rechnen durfte. Manchmal, wenn Moidele den Tag über sich nicht hatte entschließen können, ihr Kind zu verlassen, mußte sie der streng eingeschärften Vorschrift des Arztes wenigstens abends nachkommen. Wenn sie dann das Kind fest eingeschlummert wußte und Vefi oder die Hausfrau versichert hatten, die Wiege nicht zu verlassen, kam das Bedürfnis nach Einsamkeit über sie. Sie lehnte dann jede Begleitung ab und lenkte die Schritte dem Meeresstrande zu, von dem her noch immer laue Lüfte ihr entgegenwehten. In solchen Stunden stiegen die alten Erinnerungen in ihrer ganzen Macht und Lieblichkeit wieder in ihr auf. Wie ein Schuldbewußtsein kam es über sie, daß nun fast all ihr Denken dem Kinde galt und der entfernte Geliebte

in den Hintergrund ihres Bewußtseins gerückt war. Dann trugen ihre schwachen Füße sie dem Orte zu, wo sie ganz in die Erinnerung an Alfred sich versenken konnte. Ein steiniger Pfad wand sich um einen ins Meer vorspringenden Felsen, der alsdann landeinwärts halbkreisförmig zurückweichend einen von der Welt abgeschiedenen Winkel bildete. Ein Mulde im Gestein mit der Felsenwand als Rücklehne bot ihr einen natürlichen Sitz. Die Unendlichkeit des Meeres, im Dämmerschein des Abends sich verlierend, lag vor ihr, und fast lautlos rieselten die Wellen über den leichten Sand des Ufers; über ihr aber spannte sich die Unendlichkeit des Himmels, an dem immer mehr Sterne aufkeimten. Wenn sie am Tage diesen Platz aufsuchte, mußte sie auf diesen Ruhesitz verzichten; denn das graue Gestein, den sengenden Strahlen der Sonne ausgesetzt, war dann so erhitzt, daß sie es kaum zu berühren vermochte. Abends jedoch strahlte die aufgesaugte Wärme allmählich wieder aus, und hier fand sie dann die Abgeschiedenheit, die sie für ihre Gedanken an Alfred brauchte. Die erdunkelnde Meeresfläche vor ihr hob und senkte sich langsam, wie in tiefen Atemzügen. Nur das Rieseln des Sandes war hörbar. Heller und heller erglänzten die Sterne, zur Ueberzahl sich vermehrend, bis sie das ganze Gewölbe überdeckten. Allen voran an Größe und Helligkeit strahlte der Mond. Von seinem Spiegelbilde im Meere bis an das sandige Ufer zu ihren Füßen wogte es wie flüssiges Gold.

Es überkam Moidele eine Empfindung, die ihr bis dahin fremd geblieben, die aber nicht ohne Pein für sie war. Alfred in dem fernen Wien war doch in Gedanken für ihre Sehnsucht erreichbar; er aber, der doch eben so sehnsüchtig ihrer dachte, konnte nicht einmal in Gedanken den Weg zu ihr finden. Seine Seele suchte sie noch immer im Elendthale, und sie empfand es wie ein Unrecht, wie eine Täuschung, ihn in diesem Irrtum gelassen zu haben. Nur dann, wenn vielleicht auch Alfred in

sternhellen Nächten nach oben blickte, dann trafen — vielleicht geschah es eben jetzt — ihre Blicke zusammen und vereinigten sich auf jenem hellfunkelnden Sterne, den sie als Jupiter wußte, oder auf dem so großen und stillen Monde, an dem nur manchmal ein leichtes Wölkchen vorüberzog. Dann verweilten ihre Blicke absichtlich auf diesem Gestirne; aber gar bald stellte sich das Ungenügen ein, und eine Thräne trat ihr in die Augen, die ganze Unnatur irdischer Verhältnisse beschwerte sie, wenn sie bedachte, daß Alfred noch immer in Ungewißheit über ihr Schicksal war. —

Der Arzt von Rapallo, der seine Pflege und Ratschläge bisher so freundlich Moidele zugewendet hatte, kam noch immer ein paarmal in der Woche ins Haus. Er konnte sich dem Zauber dieser jungen Mutter nicht ganz entziehen und sah es ja selbst, wie sehr ihr, weniger für sie selbst als für ihr Kind, die Fortsetzung dieser Besuche zur Beruhigung gereichte. Nicht als ob die Gesundheit desselben irgend etwas zu wünschen übrig gelassen hätte; es gedieh vielmehr vortrefflich, und nur Moidele selbst war es, deren Befinden den Arzt nicht zufrieden stellte. Sie litt noch immer an großer Schwäche und wollte sich nur sehr langsam erholen. Es war für den Arzt nicht schwer, den geheimen Kummer zu erraten, der sie bedrückte. Er hielt es für seine Pflicht, eine diskrete Anfrage an Doblaner zu richten, und da dieser die Berechtigung dieser Anfrage anerkennen mußte, hielt er mit seinen Aufschlüssen nicht zurück. Es war für den Arzt klar, daß Moidele in der kräftigeren Luft ihrer Heimat nicht nur physisch sich schneller erholen würde, sondern daß sie dort, wo ihre liebsten Erinnerungen hafteten, auch seelisch beruhigt würde. Es waren dem Arzte diese häufigen Besuche im Hause zum eigenen Bedürfnis geworden, er empfand im voraus die Leere, welche Moideles Abreise ihm lassen würde; aber er war gewissenhaft genug, seine ärztliche Ueberzeugung nicht zu unterdrücken.

Moidele jauchzte innerlich auf, als sie ihn so sprechen hörte. Ihre Sehnsucht nach der Heimat war in der That immer größer geworden, je näher die Zeit rückte, da Alfred seinem Versprechen gemäß wieder kommen sollte. Aber nicht ohne tiefen Kummer vernahm sie, daß der Arzt für das Kind einen Wechsel des Aufenthalts widerriet. Seine Worte waren so überzeugend, daß sie die Triftigkeit seiner Gründe anerkennen mußte. Anfänglich zwar wollte sie davon nichts wissen, daß sie auf ein paar Monate in die Heimat ziehen und erst im Spätherbst zu ihrem Kinde zurückkehren sollte; aber schließlich siegte die Mahnung des Arztes, sie sei es ihrem Kinde schuldig, für schnelle und gänzliche Wiederherstellung ihrer Gesundheit Sorge zu tragen. Von der vollständigen Verläßigkeit Elenas war Moidele im Innersten überzeugt, und in dieser Hinsicht bedurfte es der Bürgschaft des Arztes nicht. Aber der freundliche Mann sicherte ihr auch noch zu, fleißig nach dem Kinde zu sehen, und ihr regelmäßig Nachricht über dessen Befinden zu geben, und so gab denn Moidele schließlich tiefbekümmerten Herzens nach.

Doblaner, durch die Bestimmtheit des ärztlichen Rates in einige Sorge versetzt, wollte nun auch nicht länger mehr zögern.

Den damaligen Verkehrsverhältnissen entsprechend mußte man die Reise im Wagen zurücklegen, und sollte sie auf bequeme Tagreisen verteilt werden, so durfte man eine Woche dafür ansetzen. Der Arzt selbst nahm es auf sich, in Rapallo ein bequemes Gefährte zu mieten, dessen Führer gehalten war, die Reisenden bis ans Ziel zu geleiten. Die übrigen Vorbereitungen erforderten nur wenige Tage. Moidele verließ während derselben kaum mehr die Wiege des Knaben. Trotz der Gewißheit, das Kind in den besten Händen zurückzulassen, war ihr doch bange; ja sie klagte sich des Unrechts an, und in ihre Küsse mengte sie die Bitte um Verzeihung, die sie an das kleine Wesen richtete. Das Beste und Kostbarste von dem, was sie besaß, wollte sie dem Kinde zurücklassen: jene goldene Münze mit der venezia-

nischen Kette, die ihr Alfred gesendet hatte. Sie nahm sie vom Halse, und es war ihr, als machte sie durch ein schweres Opfer ihr Unrecht gut, da nun die Münze am Halse des Kleinen hing. Sie hatte daran eine Veränderung vornehmen lassen, die nun erst recht am Platze war. Sie hatte vor der Geburt des Kindes Besi nach Genua geschickt, und auf der flachen Rückseite der Medaille war das Bildnis der Madonna eingraviert worden, unter deren Schutz sie in der schweren Stunde, der sie entgegensah, das Leben ihres Kindes, wie ihr eigenes, gestellt wissen wollte. Sie brachte das Opfer dieses teuren Andenkens und lächelte in Thränen, da das Kind mit ungeschickten Fingern nach dem glänzenden Gegenstande griff. Sie ließ sich in aller Form von Elena schwören, daß das Kind niemals das Amulett ablegen sollte, und immer wieder kam sie auf dieses Verlangen zurück.

So wurde denn nach einem letzten Abschied vom Kinde die Reise angetreten; aber trotz des herrlichen Wetters und der Naturschönheiten, für die Moidele unter andren Umständen so empfänglich gewesen wäre, war sie doch von widersprechenden Empfindungen beseelt. In den ersten Tagen saß sie schweigsam neben ihrem Vater und Besi gegenüber, und sie empfand es nur, daß die rasch ziehenden Pferde immer weiter und weiter von ihrem Kinde sie hinweg trugen. Wohin? Dafür hatte sie noch keinen Gedanken. Erst später, als die Südabhänge der Alpen immer näher rückten, als der Wagen zwischen Tannenwäldern dahinrollte, deren würziger Geruch an die Heimat mahnte, als frische Luftzüge, von den Berghäuptern herabfließend, ihr die Lungen dehnten und alle mit diesen Empfindungen vergeschwisterten Erinnerungen in ihr auftauchten, kam auch das Gefühl zur Geltung, daß sie mit jeder Stunde dem Schauplatz ihres Glückes näher kam, wo sie, vielleicht schon in Bälde, Alfred wiedersehen würde, den lang entbehrten Geliebten und den Vater ihres Kindes. Sie errötete freilich bei dem Gedanken, daß sie ihm dann das Geheimnis mitteilen sollte;

aber darüber war sie mit sich im reinen, daß es schon im ersten Augenblick des Wiedersehens geschehen müßte. Wenn sie, der Zukunft vorgreifend, sich die Scene der ersten Wiederbegegnung ausmalte, dann löste sich der Widerspruch ihrer Gefühle, von welchen sie bald zurück an den Strand des blauen Meeres, bald vorwärts zum Heimatshause am Fuße des Flammenbergs getragen wurde.

Ihr Herz schlug rascher, und ihre Wangen röteten sich, als endlich am letzten Tage der Reise der Wagen langsam im Elendthale anstieg. Es duldete sie nicht mehr in dem Gefährte und sie erbat sich von Doblaner die Erlaubnis, auf den ihr wohlbekannten, die Windungen der Straße abkürzenden Waldwegen in Vefis Begleitung vorauszugehen. Moidele, die ihre Gangart unwillkürlich in Uebereinstimmung mit ihrer Sehnsucht brachte, war ihrer Begleiterin stets voran, und immer wieder mußte diese sie mahnen, sich Zeit zu lassen und sich nicht zu erhitzen. Jede Biegung des Weges brachte neue Erinnerungen; eine nach der andern tauchten jene Stätten auf, die so beredsam auf sie einwirkten. Vefi ging mit ihr Hand in Hand, um ihre Eile zu mäßigen, aber Moidele hatte kein Wort für sie. Sie schaute nur, und nur der Glanz ihrer Augen sprach von ihrer Erregung.

Dort stand jene hohe Doppeltanne, die so oft ihr Befremden erregt hatte. In gerader Richtung wuchsen die Stämme empor; aber in halber Höhe des Wachstums bog sich der schwächere nach dem Gefährten und bildete wie eine Schleife um ihn, während die oberen Teile wieder in paralleler Richtung emporstrebten, ihre Zweige zu einem Gewirre vermengend. Hier war es gewesen, daß Alfred ihr den ersten Kuß gab. Sie hatte nichts gethan, ihn abzuwehren, und war an seiner Brust gelegen, während er, nach der Doppeltanne weisend, darin das Bildnis ihres eigenen Schicksals erkennen wollte. So nahe bei einander, und doch ohne sich zu kennen, waren sie aufgewachsen; jetzt

aber umschlangen sie sich, und für die weitere Dauer ihres Lebens waren sie nun unzertrennlich verbunden.

Jetzt trat Moidele aus dem Walde, und die ganze Herrlichkeit der ersehnten Heimat lag nun mit einem Male vor ihr. Sie riß sich von ihrer Begleiterin los und hörte nicht auf das gutmütige Schelten derselben. Ueber die Wiese lief sie dem Hause zu; aber überwältigt von ihren Empfindungen sank sie auf die Bank vor der Hausthüre und weinte bitterlich hinter den vorgehaltenen Händen. Und doch, als Vesi erschreckt ihr die Hände vom Gesichte zog, war es von innerer Seligkeit verklärt, wie eine von Regen überzogene Landschaft durch den farbigen Regenbogen. —

Moideles Leben bewegte sich nun wieder in den alten Geleisen, soweit es die äußeren Verhältnisse betraf. Aber in ihrem Inneren war eine Verwandlung eingetreten. Sie vermochte es nicht zu begreifen, wie sie in die Trennung von ihrem Kinde hatte einwilligen können. Ueber sein Befinden war sie zwar beruhigt. Elena und der Arzt sandten ihr regelmäßige Berichte, und es fehlten darin nicht jene Kleinigkeiten, die nur für das Herz einer Mutter wichtig sind, für dieses aber auch das höchste Interesse besitzen. Der Arzt war geradezu entzückt davon, wie prächtig der kleine Emanuel unter Elenas sorgsamer Pflege gedieh. Er ließ es auch nicht an Ratschlägen für Moidele selbst fehlen, der er hauptsächlich empfahl, sich möglichst viel im Freien zu ergehen, damit sie, selbst eine blühende Mutter, in wenigen Monaten ihr blühendes Kind wieder umarmen könnte.

An Befolgung dieses Rates ließ es Moidele nicht fehlen. Soweit es die Witterung gestattete, war sie beständig im Freien. Bei dem entfernten Nachbarn, dem die Ziege zur Pflege anvertraut worden war, holte sie das treue Tier wieder ab, das ihr sogleich gutwillig meckernd folgte, ihre Hand und die Taschen beschnuppernd, aus welchen es Wohlthaten zu empfangen gewohnt war. Zwar konnte Moidele ihre Spaziergänge nicht

mehr so weit ausdehnen, wie früher; sie fühlte sich noch immer schwach. Auch war sie häufiger, als sonst, von ihrem Vater begleitet, der, wenn er es auch noch immer vermied, von Alfred zu reden, doch um so häufiger vom Kinde sprach, das sie ja nun bald wiedersehen, aber ein zweites Mal gewiß nicht mehr zurücklassen würden.

Doblaner war unerschöpflich in solchen Gesprächen, und das war für Moidele ein großes Labsal. Aber von Alfred durfte sie nicht reden, und darum suchte sie viel die Einsamkeit auf, wobei sie nur von ihrer Ziege begleitet war. In dem großen Schweigen dieser ungeheuren Natur, von der sie umgeben war, verwebten sich ihre Erinnerungen mit Bildern der Zukunft, und wenn auch dabei mancher schwere Seufzer ihre jugendliche Brust hob, so lag darin doch nur die Sehnsucht nach dem Geliebten, aber kein Zweifel an ihm, noch an ihrem künftigen Glück, an das sie fest glaubte. Kam nur Alfred wieder zurück und sprach in einfachen Worten und mit seinen treuherzigen Augen mit ihrem Vater, dann würde dieser sehr schnell wieder versöhnt sein. So fest baute Moidele auf diese Zukunft, daß sie längst das Zimmer wieder in stand gesetzt hatte, das Alfred bewohnen sollte, und sie hatte es sich nicht nehmen lassen, alles selber zu besorgen. Doblaner war das nicht entgangen; er sprach nicht davon, aber es war sein beständiger Kummer, diese unvertilgbare Zuversicht Moideles zu sehen, da seiner Meinung nach die Enttäuschung ganz unvermeidlich war. Anders dachte Vefi. In ihren Gedanken stand das ganze Programm der Zukunft fest: die Rückkehr des Grafen, dessen Liebe nur mehr jener Steigerung fähig sein würde, die das Geheimnis von Rapallo nach sich ziehen mußte; die gemeinschaftliche Reise dahin, und endlich, wie er es ja versprochen hatte, die Trauung in der Schloßkapelle am Tage selbst seiner Volljährigkeit. Wenn Moidele selbst in Gedanken nur manchmal so weit in die Zukunft sich vorwagte, so that es Vefi um so häufiger, und schon ein

paarmal, nachdem sie mit energischen Worten alle Bedenken und Befürchtungen bekämpft hatte, war es ihr gelungen, Moidele zum Ausbruch einer ausgelassenen Lustigkeit zu bringen.

Die Frauen waren in diesem Falle scharfsinniger, als Doblaner. Im Herzen Alfreds sah es aus, wie Moidele nur immer es wünschen konnte. Sein Vormund hatte falsch gerechnet. Es sind nur die kleinen Leidenschaften, bei welchen die Trennung allmählich Vergessen bringt; aber jene seltene große Liebe, die in ihrer wunderbaren und ewig unbegreiflichen Weise die Tiefen des menschlichen Herzens aufwühlt, diese wird durch die Trennung nicht abgeschwächt, sondern zur lodernden Flamme angefacht, die den Menschen verzehrt. Das war Alfreds Fall, und das hatte der Vormund nicht bedacht. Für ihn handelte es sich um eine jener Liebeständeleien, wie sie im Leben eines jungen Menschen fast unvermeidlich sich einstellen müssen, und mit dieser hoffte er leichtes Spiel zu haben. Der Erklärung Alfreds, daß er zwar willig dem Verbote des Briefwechsels sich unterwerfen wolle, daß er es aber als ein Gebot der Ehre selbst ansehe, Moidele aufzusuchen, sobald er wieder in der Heimat wäre, — dieser Erklärung hatte der Vormund keinen Widerstand entgegengesetzt; er hatte dabei innerlich nur gelächelt über den Mangel an Selbsterkenntnis seines Mündels, der an die Dauer seiner Liebe über das Trennungsjahr hinaus glauben konnte. Seinen Studien oblag Alfred mit großem Eifer; seinen gesellschaftlichen Verpflichtungen entzog er sich nicht, und wenn er auch daran keinen innerlichen Anteil nahm, so sah der General darin doch die ersten Anzeichen einer Besserung. Ganz unauffällig führte er die Gelegenheiten herbei, wobei Alfred mit den schönen vornehmen Mädchen bekannt wurde, an denen in der Kaiserstadt kein Mangel war. Er war beständig darauf bedacht, Alfred zu zerstreuen und ihn so schnell als möglich seine Jugendthorheit vergessen zu machen; dieses Zerstreuungssystem schien ihm vom besten Erfolge begleitet zu

sein, denn Alfred unterzog sich willig allen Vergnügungen in und außerhalb des Hauses des Generals, er zeigte nichts von einem sentimentalen Hang zur Einsamkeit und vermochte es, jedes sichtbare Zeichen seines Sehnens zu unterdrücken. Das konnte er aber nur, weil eben für ihn die Zukunft unwiderruflich fest stand, und diese Zukunft mit jedem Tage näher rückte. Nur in den Stunden der Nacht gab er sich seinen Empfindungen ungestört hin. Er saß dann oft lange in seinem Zimmer, und was er Moidele nicht schreiben durfte, vertraute er doch seinem Tagebuch an. Darin gab er ihr Kunde von seinen Beschäftigungen und Empfindungen. Mußte er auch vorläufig diese Blätter für sich behalten, so sollte doch Moidele sie später erhalten und daraus erkennen, daß in der langen Zeit der Trennung kein Tag vergangen war, an dem er nicht in Liebe ihrer gedacht hätte.

Das freilich entzieht sich der Berechnung, was Alfred gethan hätte, wenn er gewußt, was ihm Moidele noch immer verborgen hielt. Es entsprach das nicht nur dem bestimmt ausgesprochenen Willen Doblaners, sondern auch ihren eigenen Erwägungen. Sie wollte Alfreds schwierige Stellung zu seinem Vormunde nicht auch noch verschärfen, der alsdann erst recht alles daran setzen würde, ihn von ihr entfernt zu halten. Der Gedanke seiner baldigen Rückkehr war ja das einzige, was sie aufrecht erhielt, und von diesem Gesichtspunkt aus sah sie sogar in der Trennung von ihrem Kinde, so schwer ihr dieselbe fiel, einen Vorteil; denn nur auf diese Weise konnte das Geheimnis bewahrt bleiben.

So wuchs denn Moideles Unruhe mit jedem Tage, der sie dem ersehnten Augenblick näher brachte. Im Herbste — so hatte Alfred geschrieben — würde er wiederkommen; und der Herbst hatte sich in diesem Hochthale schon früh eingestellt. Der blaue Sommerduft lag nicht mehr über den Bergen; in der klareren Beleuchtung traten die Steinmassen in festeren

Umrissen und deutlicheren Faltungen massiver vor Augen. Wenn Moidele an den frischen Morgen hinaustrat und gegen den Waldsaum schlenderte, dann sah sie die sonst kaum wahrnehmbaren Spinnengewebe zahllos zwischen den Zweigen hängen, und der an den dünnen Fäden glänzende Morgentau offenbarte die ganze Feinheit dieser Gebilde. Selbst auf der Rasenfläche vor dem Hause war nun schon ein paarmal morgens der Reif gelegen, der allerdings rasch aufgezehrt wurde, wenn von den Zacken des Flammenberges das Tagesgestirn schwankend sich losriß und tausendfache Blitze ins Thal sandte. Einst aber wogten über dem Gletscher schwere Nebelmassen, die das aufsteigende Gestirn in Wallung brachte, und wo immer durch einen Nebeltrichter der Blick hindurchdrang, da schimmerte der Berg in einem fast unerträglichen Glanze. Das war der erste Neuschnee, über Nacht gefallen. Allerdings war er nur ein Vorbote des Winters, wie er diesem oft lange vorherging; auch war es nur diese vergletscherte Bergseite, die so silberweiß glänzte, während die übrigen Kuppen, Hörner und Schrofen in fahler Beleuchtung, wie sonst, scharfumrissen ins Blau des Himmels hineingezackt waren. Aber Moidele erschrak denn doch tödlich, als der Vater beim gemeinschaftlichen Spaziergang vor der Essensstunde meinte, die Luft sei schon ziemlich rauh, und die Absicht kundgab, den Arzt in Rapallo bezüglich der Rückkehr zu befragen.

Und doch handelte es sich um die Heimkehr zu ihrem Kinde! Wie wäre sie unter andren Umständen entzückt von dieser Aussicht gewesen! Sie klagte sich der Herzlosigkeit an, daß sich nun bittere Empfindungen in ihre Freude mischten. Freilich konnte sie sich selbst wieder freisprechen; denn es handelte sich nicht allein darum, den Geliebten wiederzusehen, sondern dem Kinde den Vater zu gewinnen. Alfred zu sehen, ihm alles zu gestehen und dadurch unwiderruflich ihn an sich zu ketten, das war der Gedanke, der ihr bisher das Opfer der Trennung

erträglich gemacht hatte. Und nun sollte sie wieder fortziehen; das ganze schwere Opfer sollte umsonst gebracht sein. Sie fand kein Wort der Erwiderung an ihren Vater und ging schweigend neben ihm her. Eine Woche mußte verfließen, bis eine Antwort aus Rapallo eintraf. Es war ihr also noch eine Frist gewährt. Es war nun Mitte September, und noch in jedem Jahre — das wußte sie — war Alfred um diese Zeit im Schlosse eingetroffen. Jeder Tag konnte also Nachricht bringen. Wenn aber Alfred nicht eintraf, dann war sie fest entschlossen, nicht fortzuziehen, ohne ihm das Geheimnis zu offenbaren, von dem sie täglich mehr sich beschwert fühlte; denn mochte es auch ein Unrecht sein, daß sie ihr Schweigen brach, so war es jedenfalls ein größeres Unrecht, Alfred noch länger in einer Täuschung zu erhalten.

Aber schon der nächste Tag brachte die Entscheidung. Moidele saß am Nachmittage mit Vefi vor der Bank und horchte zerstreut ihren Worten über Alfreds Rückkehr; denn für Vefi war dieselbe über jeden Zweifel erhaben. Aber heute vernahm Moidele die Trostesworte fast ungläubig. Und doch schweiften ihre Blicke unwillkürlich über den Wiesenpfad, der vor ihr lag und im Waldsaum sich verlor. Es war ihr, als schritte Alfred schon leibhaftig daher, eilig dem Hause zustrebend und schon von ferne winkend. Plötzlich fuhr sie auf von der Bank. Es trat in der That eine Gestalt aus dem Walde. Auf den ersten Blick hatte Moidele den kleinen buckligen Landbriefträger erkannt, der schon so lange sich nicht mehr gezeigt hatte. Der breite Riemen, der ihm über die Brust lief und woran die weite Ledertasche hing, ließ keinen Zweifel. Sie mußte sich wieder setzen und drückte die Hände gegen ihr laut klopfendes Herz. Aber auch Vefi hatte schnell die Lage erfaßt. Sie eilte dem Boten entgegen und dann wieder zurück zu Moidele, die mit zitternden Händen den Brief öffnete und überflog. Mit einem Freudenschrei ließ sie ihn zu Boden fallen und schnell wie eine Gazelle eilte sie über den Rasen.

Vefi rief ihr vergeblich nach, nahm aber dann den Brief auf, um wenigstens zu erfahren, was diese Flucht bedeutete. Dann aber eilte sie ins Haus und benachrichtigte Doblaner, daß der Graf über den Elendgletscher noch heute ins Thal kommen würde, und daß Moidele ohne Zweifel ihm entgegengelaufen sei. Doblaner fühlte es im ersten Augenblick, daß er durch die Rückkehr des Grafen mit seiner bisherigen Auffassung der Sache ins Unrecht versetzt sei, und er verdeckte nur scheinbar seine Niederlage, da er hinaustretend mit brummigen Worten über die Kopflosigkeit Moideles schalt, die so besinnungslos dem Geliebten entgegenlief. Er beschloß sie zurückzuholen; gewohnheitsgemäß nahm er vom Thürpfosten seine Steigeisen und folgte der von der Entfernung schon verkleinerten Gestalt, die der Teufelskanzel zustrebte.

Rüstig stieg Moidele bereits an. Sie fühlte jetzt nichts mehr von der Schwäche in ihren Füßen, der sie doch bei ihren Spaziergängen noch immer hatte Rechnung tragen müssen. Schneller, als je, hatte sie die Teufelskanzel erreicht, wo sie hochklopfenden Herzens und atemlos anlangte, so daß sie auf dem noch schneefreien Boden sich erschöpft niederließ. Erst jetzt begann sie zu überlegen und sich zu erinnern, was Alfred geschrieben. Er war spät am Nachmittage des vorigen Tages in St. Ulrich angekommen, einem zerstreuten Dorfe am jenseitigen Fuße des Elendgletschers. Unter Weiterbenutzung des Wagens, der ihn hergebracht, der aber nun den ganzen riesenhaften Gebirgsstock hätte umfahren müssen, hätte Alfred besten Falls am Abende des andern Tages in Karlstein eintreffen können. Als er aber die hohe Bergscheide vor Augen hatte, die allein noch ihn von Moidele trennte, da faßte er einen andern Entschluß, der ihn um einen Tag früher zu ihr bringen sollte. Er schrieb ihr, daß er über die Elendscharte kommend noch vor Sonnenuntergang bei ihr sein würde. Gegen freigebige Bezahlung fand sich leicht ein Bote, der noch in der

Nacht die Botschaft nach Karlstein trug und dort für sichere Weiterbeförderung zu sorgen versprach.

Dies war der Inhalt des eiligen Schreibens gewesen, und Moidele überlegte erst jetzt, daß sie vielleicht noch ein paar Stunden auf Alfred würde warten müssen. Zwar bot der Uebergang über die Elendscharte keine besonderen touristischen Schwierigkeiten, aber es war doch eine sehr lange Wanderung, die einen Tag vollauf in Anspruch nahm. Aber in ihrem Herzen erhob sich eine Stimme, die ihr zuraunte, daß Alfred ohne allen Zweifel in aller Frühe aufgebrochen war und unterwegs sicherlich sich keine lange Rast gönnte. In diesem Falle aber konnte er schon bald über die Schneide herüberkommen, zu der Moidele erwartungsvoll emporstarrte.

Es schwirrten ihr die Gedanken im Kopfe, und sie konnte damit nicht ins reine kommen, wie dieses Wiedersehen sich gestalten würde. Darüber aber war sie sich in ihrem Gewissen klar: sie durfte nicht einen Augenblick zögern, ihm das so schwer zurückgehaltene Geheimnis mitzuteilen. Aber wie sollte sie das anfangen, wie sollte sie den Mut aufbringen zu einem solchen Geständnis? Sie blickte ängstlich in die Höhe, fast in Furcht vor der Annäherung ihres Geliebten.

Aber in dem Buche ihres Schicksals stand es geschrieben: nicht aus ihrem Munde sollte Alfred das freudevolle Geheimnis erfahren!

Jetzt löste sich hoch oben an der Schneide ein schwarzer Punkt von der glänzenden Schneefläche ab. Er zeigte sich beweglich und schien langsam herabzukommen. Bald sah Moidele noch einen zweiten solchen Punkt, der dem erstern in geringem Abstand folgte. Sie zweifelte keinen Augenblick mehr: das war Alfred in Begleitung seines Führers. Es beruhigte sie, für seine Sicherheit gesorgt zu wissen. Sie erhob sich, ihm entgegenzusteigen, aber gleich wieder verlor sie allen Mut dazu, und das errötende Gesicht in ihren Händen bergend,

rief sie mit thränenerstickter Stimme: „Mein Kind! Mein Alfred!“

Jetzt aber klang, zwar noch gedämpft durch die Entfernung, aber doch hell ein Juhschrei zu ihr herab. Das war seine Stimme, wie sie sie so oft vernommen. Jetzt vermochte sie sich nicht mehr zu halten. Laut tönte ihr Gegengruß. Alle Bedenken waren verschwunden; sie eilte über die Felsenzunge, und ohne zu überlegen, daß sie weder mit Bergstock noch Steigeisen ausgerüstet war, stieg sie an, während Alfred eben mit dem Führer in der letzten Schneemulde verschwand, nach deren Ueberwindung er angesichts der Teufelskanzel stehen mußte.

Alfred hatte es bemerkt, daß Moidele ihm entgegen geeilt war, und er beschleunigte nun um so mehr seine Schritte, um ihr den beschwerlichen Anstieg zu ersparen. Im Einverständnis mit dem Führer entschloß er sich zum Abfahren in die Schneemulde, die eine glatte Böschung zeigte. In hockender Stellung und die durch das Körpergewicht tief in den Schnee gedrückte Eisenspitze des Bergstockes als Bremse benutzend, sausten sie zum flachen Boden des Beckens hinab. Nun war nur mehr die jenseitige Böschung zu ersteigen, ein nicht sehr beschwerliches Stück Arbeit. Alfred war voran, und schon tauchte sein Kopf über den Rand des Beckens empor, schon suchte sein Blick nach Moidele, aber er sah sich nur dem Doblaner gegenüber, der eben mit dem letzten Schritte den Rand betrat, dann aber mit schlotternden Knieen sich aufrichtete. Seine Züge waren verzerrt von Schrecken, und mühsam würgte er das furchtbare Wort hervor: „Moidele ist abgerutscht!“

Alfred protestierte energisch und in voller Ueberzeugung. Vor wenigen Augenblicken hatte er sie ja noch gesehen. Das war auch bei Doblaner der Fall gewesen, und da er bemerkt hatte, wie mühsam sie vorwärts kam, hatte er ihr zugerufen, stehen zu bleiben und ihn abzuwarten. Aber die Mahnung war zu spät gekommen! Eben war Doblaner um die Teufelskanzel

herumgegangen, die ihm für den Augenblick Moidele verbarg; da hörte er einen gellenden Schrei, und da er nun oberhalb der Kanzel anlangte, war der Platz, auf dem Moidele gestanden, leer! Mit einer Stimme, die niemals mit solcher Gewalt sich hatte vernehmen lassen, rief er nach ihr; aber kein Laut antwortete.

Der Führer allein bewahrte jetzt seine Kaltblütigkeit. Er suchte nach Spuren im Schnee und fand die eingedrückten Schritte Moideles, die zum Rande der Schneemulde aufwärts liefen und zu einer Stelle führten, wo sie sich unregelmäßig verwischten. Hier war die Unglückliche offenbar ins Wanken gekommen. Doblaner und Alfred, halb gelähmt, hörten schaudernd der kurzen Erklärung des Führers zu. Er wies mit der Hand nach einer weiter unten gelegenen Stelle, wo augenscheinlich ein schwerer Körper über die Schneelehne hinabgeschleift worden war. Die Spur davon zog sich fort bis zu einer höckerigen Erhebung, aber nicht weiter. Durch dieses Hemmnis mußte der Körper ohne Zweifel in die Höhe geworfen worden sein. Aber welche weitere Richtung hatte er genommen? Das war vorerst noch unklar; denn weiter unten war dem Schnee keine Spur mehr aufgedrückt. Moidele war also höchst wahrscheinlich, an diesen beschneiten Höcker anprallend, sehr hoch nach vorwärts geschleudert worden und erst tief unten wieder auf dem Boden angelangt. Dort aber lag eine ganze Parallelreihe von Gletscherspalten, und nur in diesen konnte sie gefunden werden.

Das alles erläuterte der bewanderte Führer eilig, aber mit fürchterlicher Deutlichkeit. Ohne einen Augenblick zu zaudern, schwang er nun seinen Eispickel und führte mächtige Hiebe in die weiche Schneedecke, die, wie er es erwartet hatte, nur sehr dünn war und auf einer festgefrorenen Schichte auflag. Dünner weicher Neuschnee, über eine vereiste Fläche gebreitet, das sei, bemerkte er während der Arbeit, in der Mehrzahl solcher Fälle

die Ursache des Unglücks. Er verdoppelte seine Anstrengung und hieb in die Eisdecke, daß die absplitternden Stücke nach allen Seiten auseinanderflogen, während Doblaner noch immer mit gellender Stimme nach seinem Kinde rief und Alfred mit angehaltenem Atem horchte, ob nicht vielleicht doch eine Antwort sich vernehmen ließ.

Indessen hatte der Führer die Eisdecke durchgeschlagen, so daß ein mächtiger Stein ringsum freigelegt war. Nun stemmte er sich daran und rüttelte ihn mit nervigen Armen, bis derselbe ins Wanken geriet, hob ihn mit Riesenkraft mit beiden Armen und, die Kniee von der Last gebogen, trug er ihn bis zu jener Stelle, wo den eingedrückten Fußspuren nach Moidele ins Straucheln gekommen war. Er legte den gewaltigen Stein mit der Flachseite auf den Schnee und brachte ihn ins Rutschen. Man sah nun die schwere Masse mit wachsender Schnelligkeit in derselben Richtung hinabgleiten, in der sich die Rutschfläche der Verunglückten fortzog. Hinabsausend erreichte nun auch der Stein den Höcker, heftig anprallend wirbelte er die Schneemasse auf und nun hoch in der Luft die Wurflinie fortsetzend, schlug er jenseits der Spalten dumpf auf und blieb dort im tieferen Schnee stecken. Der Führer hatte es vorausgesagt, daß dieser schwerere Körper, weil schneller hinabsausend, die Spalten überfliegen würde. Aber die Richtung, die er genommen, mußte auch der Körper der Verunglückten eingeschlagen haben, und damit war ungefähr der Punkt bezeichnet, wo gesucht werden mußte. Rasch schlang nun der Führer, wie immer seine Absicht kurz erläuternd, um Doblaner das Gletscherseil und gebot ihm, bis zur ersten Spalte hinabzusteigen. Langsam ließ er das gespannte Seil durch die rauhen Hände gleiten, bis Doblaner die Stelle erreicht hatte und von der Umschlingung sich befreite. In derselben Weise wurde sodann Alfred hinabgelassen; dann folgte der Führer ohne weitere Hilfe, als die ihm Bergstock und Steigeisen verliehen.

Nun flach auf den Schneeboden sich legend, schob sich der Führer so weit vor, bis seine Augen in das wirre Geschlüfte der Eisspalten hinabtauchen konnten. Es waren Spalten von fürchterlicher Tiefe und von der unregelmäßigsten Gestaltung, die es verwehrte, bis auf den Grund zu sehen. Aber auch der Ruf nach Moidele, so oft er sich wiederholte, blieb unbeantwortet. Noch waren mehrere andre Spalten zu untersuchen. Sie waren getrennt durch breite Schneebänder, aber auf keinem derselben zeigte sich auch nur die Spur eines Eindrucks von einem aufgefallenen Körper. Moidele mußte also direkt in eine der Spalten geschleudert worden sein, und es wurde dem Führer zu immer größerer Gewißheit, daß sie sich zu Tod gefallen. Nur so erklärte es sich auch, daß die beständigen Rufe nach ihr unbeantwortet blieben. Die Rettungsarbeiten hatten sich bisher so rasch abgewickelt, daß an eine Erstarrung der Verunglückten noch nicht zu denken war. Sie war also ohne Zweifel schon durch den fürchterlichen Anprall gegen die scharfen Eiskanten getötet oder mindestens bewußtlos gemacht worden, dann aber in irgend einen der labyrinthisch verschlungenen Trichter hinabgeglitten. In diesem Falle aber bestand kaum eine Hoffnung mehr, auch nur die Leiche aus der schauerlichen Tiefe wieder heraufholen zu können.

Der Führer wurde immer kleinlauter, und seine Gefährten lauschten mit schweigendem Entsetzen seinen Worten, die immer hoffnungsloser klangen. Alfred schlang sich das Seil um den Leib und verlangte hinabgelassen zu werden. Er ließ keine Einrede gelten, und da die Sache keine sonderliche Gefahr bot, ging man darauf ein und ließ ihn an verschiedenen Stellen hinabtauchen. Es war schauerlich zu hören, wie er in der Tiefe immer wieder nach Moidele rief, bis seine Stimme in krampfhaftem Schluchzen abbrach. Thränen rannen über das wettergebräunte Gesicht Doblaners, der mit dem Führer das Seil gespannt hielt; aber immer wieder erfolglos wurde Alfred

heraufgezogen. Als aber der Führer sich überzeugte, daß Alfreds Gesicht und Hände schon ganz eisig anzufühlen waren, widersetzte er sich der Wiederholung mit aller Entschiedenheit. Alfred mußte sich darein ergeben, daß die Rollen wenigstens wechselten. —

Die Sonne war längst hinter dem Grate hinabgesunken; geisterhafter Dämmerungsschein verbreitete sich über die Schneefelder und kroch höher und höher an den Bergen hinan, bis auch die Häupter derselben sich verdunkelten und hoch über ihnen die ersten Sterne glitzerten. Jeder Eistrichter und alle Spalten ihrer ganzen Länge nach waren durchsucht worden. Es war aber nicht möglich, bis auf den Grund derselben zu kommen, und als die Dämmerung eintrat, war in dem haushohen, unentwirrbaren eisigen Geschlüfte überhaupt keine Orientierung mehr möglich. Der Führer selbst war nun von eisiger Kälte bis auf die Knochen durchschauert und begann den freien Gebrauch der erstarrten Glieder zu verlieren. Mit seinem langen Barte, der in einen Wald von Eisnadeln sich verwandelt hatte, trat er auf Doblaner zu, legte ihm die Hand auf die Schulter und, so schwer ihm auch das Wort fiel, sprach er doch von der Hoffnungslosigkeit eines weitern Beginnens. Davon wollte dieser nichts wissen und verlangte nun seinerseits, an die Reihe zu kommen. Aber der Führer schüttelte den Kopf. In Anbetracht aller Erwägungen, die dieser Fall bot, stand es für ihn fest, daß Moidele schon durch den Fall selbst getötet worden.

— „Wirst's leicht noch einmal finden, dein Moidele, sprach er. Aber leben kann's nimmer. Wir suchen's jetzt schon an die drei Stunden, und so lang is noch keiner in einer Spalten leben blieben. Hab' schon mehr als ein Dutzend heraufg'holt; aber wenn's nit in der ersten Stund' war, ist's noch immer zu spät g'wesen. Glaub' mir's, Doblaner. Mußt dich drein ergeben, und 's Vaterunser beten, ist alles, was noch z'thun ist."

Es ließ sich nichts mehr einwenden gegen die schreckliche Wahrheit, die in diesen Worten lag. Mit erstarrten Fingern

zog der brave Führer seinen Filzhut vom Kopfe und begann zu beten. In das von Schluchzen unterbrochene Gemurmel seiner Gefährten mengte sich das Rauschen des fernen Wildbaches. Hoch oben aber am Himmel zog, den weiten Bergkessel überquerend, mit feuriger Spur eine Sternschnuppe, als eben der Führer mit den Worten schloß: „Herr, laß sie ruhen in Frieden! Amen.“

VIII.

Seit jenem Tage hat den Doblaner keiner mehr lachen sehen. —

Die Bewohner des Elendthales, in wenigen zerstreut gelegenen Bauernhäusern wohnend, hatten am andern Tage schnell Kunde von dem schrecklichen Ereignis erhalten, und die Männer beteiligten sich freiwillig an den in den nächsten Tagen ununterbrochen fortgesetzten Nachforschungen. Doblaner saß meistens gebrochen im Schnee und blickte stumpfsinnig nach den Gruppen der Männer, die, über den Gletscher verteilt, ihre Arbeiten fortsetzten. Dann und wann trat einer zu ihm und sprach ihm Trostesworte zu, die keinen Eindruck hinterließen. Die Hoffnung mußte aufgegeben werden, die Leiche noch bergen zu können. Doblaner nickte nur stumm, als der wackere Führer auf ihn zutrat und die Hoffnung aussprach, daß vielleicht im Sommer der abschmelzende Gletscher freiwillig die Leiche herausgeben würde.

Alfred, wiewohl selbst ins Innerste getroffen, bot doch angesichts der dumpfen Verzweiflung des Vaters alles auf, diesen noch zu trösten. Er verließ den Doblaner nicht mehr, zu dem er schon gleich nach dem Unglück gezogen war. Es gelang ihm aber nicht, ihn aus seinem dumpfen Schmerz aufzurütteln, der ja auch in ihm mit gleicher Mächtigkeit wühlte und sich nicht unterdrücken ließ. Alfred war aber nicht der, welchem es hätte

gelingen können, Doblaner aufzurichten. Mußte er ja doch diesem als der eigentliche Urheber des Unglücks erscheinen. In der That konnte Doblaner diesen Gedanken nicht verwinden; aber seine herben Gefühle schmolzen mit einem Male dahin, als er, etwa eine Woche später, morgens vors Haus trat und, wie immer, sein erster Blick nach der unheilvollen Stätte sich richtete. Hoch erhoben auf der Teufelskanzel stand jetzt ein mächtiges Steinkreuz. Es war Alfreds erste Sorge gewesen, in Karlstein das Monument aus Granit anfertigen zu lassen. Am Abend vorher war es auf niederem Schlitten hinaufgezogen und in der Nacht selbst noch war es aufgerichtet worden. Nun stand es da, fest eingefügt in einen Steinsockel und ragte schlank in die Höhe. Das graue Gestein des Stammes und Querbalkens hob sich schwärzlich von dem blendenden Hintergrunde des Gletschers ab.

Bei diesem Anblick übermannten Doblaner Schmerz und Rührung. Er wendete sich zurück, da stand Alfred vor ihm, der ihm nachgegangen war. Es kamen keine Worte über ihre Lippen, aber sie umarmten sich unter bittern Thränen; dann aber nahm Doblaner Alfred bei der Hand, zog ihn ins Haus und schloß sich mit ihm in sein Zimmer ein.

Unter der Hausthüre war Vefi gestanden und hatte der Scene zugesehen. Sie hatte bisher ihre häuslichen Geschäfte mit derselben Pünktlichkeit verrichtet, wie immer, nur war sie oft genötigt gewesen, ihre Hantierungen in und außer dem Hause zu unterbrechen, um ihre Thränen zu trocknen. Jetzt aber, bei dem Anblick dieser Versöhnung, glitt zum erstenmal wieder ein Ausdruck tiefinnerlicher Freude über ihr abgehärmtes Gesicht. Sie wußte es, was diese Unterredung Doblaners mit Alfred bedeutete, und hätte sie selbst noch Zweifel gehabt, so wären sie geschwunden, als Alfred nachmittags auf sie zutrat, ihr beide Hände nahm und seinen innigen Dank für die Liebe und Sorgfalt aussprach, die sie der Verblichenen und dem nun

mutterlosen Kinde gewidmet. Es war Vefi schwer genug gefallen, eine ganze Woche lang über diesen Gegenstand zu schweigen. Nun war ihrem innersten Herzensbedürfnisse abgeholfen. Sie war ja immer Moideles Vertraute gewesen, hatte jede Freude und jeden Kummer mit ihr geteilt. Von ihr jetzt wenigstens wieder reden zu können, war ihr eine große Erleichterung. Alfred zog sie vom Hause weg gegen den Wald, und nun war sie unermüdlich in ihren oft von Thränen unterbrochenen Erzählungen: Wie Moidele niemals über das ihr auferlegte Schweigen sich beklagt habe; wie sie mit fester Zuversicht ihm vertraut und im Glauben an seine Rückkehr nie schwankend geworden; wie sie mit schwerem Herzen das Kind an der Meeresküste zurückgelassen, aber auch zuversichtlich gehofft habe, mit Alfred dahin zurückzukehren. Und welches Kind! Ein schöneres konnte man nicht finden; es sei eben schön, wie seine Mutter es gewesen, der es Zug für Zug glich, nur daß der Blondkopf die stahlblauen Augen des Vaters hatte.

So schmerzlich für Alfred das alles klang, so sog er doch Vefis Worte begierig ein und unterbrach sie nicht. Er selbst hatte ja Moidele nur gekannt in der Periode, da ihnen beiden das Glück der ersten Liebe zu teil war; nun aber ergänzte sich ihm das Bild, das er im Herzen trug, mit immer neuen Zügen aus der Zeit ihres schweren Kummers, der doch so viel Seligkeit für sie enthalten hatte. Unendlich wertvoll waren ihm Vefis Erzählungen, die er dem Schatze seiner eigenen Erinnerungen einverleibte. Wie immer deutlicher herausgemeißelt stand die unvergeßliche Gestalt seiner Geliebten vor ihm, und ihr reiches Seelenleben verklärte ihre Gesichtszüge. Aber sein Schmerz um die Verlorene wurde dadurch nur intensiver, und er hing ihm selbstquälerisch nach.

Kaum erst zum Jüngling geworden, in einem Alter, da für andere die Freuden des Lebens erst beginnen, stand nun Alfred vor der Totenbahre seiner Hoffnungen, und für immer

war sein holdes Glück versunken. Er suchte nicht Vergessenheit, er gab sich vielmehr leidenschaftlich dem Gedanken an die Tote hin, und nun, da er dem Kultus seiner Liebe hatte entsagen müssen, wollte er wenigstens dem Kultus des Schmerzes sich hingeben. Jede Erinnerung war ihm zu einem bis ins kleinste ausgemalten Miniaturbild geworden, und wie Eisblumen krystallisierten die Scenen der Vergangenheit an dem Froste seines Schicksals. Insbesondere aber verweilte er bei dem gräßlichen Unglück, das in dem Augenblicke selbst eintrat, da er schon mit Händen nach seinem Glück zu greifen vermeint hatte. Dieses Ereignis stand in schrecklicher Vereinzelung vor ihm, gleichsam abgetrennt von allen übrigen Vorgängen der Welt und seines Lebens: ein Bild, das entsetzlicher nicht gedacht werden konnte und von dem er doch sein inneres Auge nicht abzuwenden vermochte. —

Abends kam ein Bote aus dem Schloß. Leonore, da sie das unglückliche Ereignis vernahm und dann Kunde erhielt, daß Alfred immer tiefer sich in seine Schmerzen versenkte, sah erst jetzt ein, daß sie die Liebe unterschätzt hatte, die ihn mit Moidele verband. Nun hatte sie nur mehr das Bestreben, den unglücklichen Bruder zu trösten, soweit sie es vermochte. In dem Briefe, den der Bote überbracht hatte, bat sie ihn dringend, zu kommen. Ihre liebevollen Worte verfehlten ihren Eindruck auf Alfred nicht. Wiewohl der Wunsch immer dringender in ihm wurde, zu seinem Kinde zu reisen, und wiewohl er mit Doblaner die Reise bereits verabredet hatte, fühlte er sich doch verpflichtet, vorher noch die Schwester aufzusuchen. Er entschloß sich, sogleich nach Karlstein aufzubrechen, wo er an einem der nächsten Tage mit Doblaner zusammentreffen wollte, um dann gemeinschaftlich mit ihm die Reise anzutreten. Am Waldsaum nahmen sie Abschied. Mit einem Blick noch umfaßte Alfred die Stätte, wo Glück und Unglück seines Lebens vereint lagen; dann kämpfte er mühsam seinen Schmerz nieder und verschwand im Walde. —

Wie verabredet traf Doblaner im Schloß ein. Es war ein neuer Zwischenfall eingetreten, der ihm, wie Alfred, schweren Kummer verursachte. Von Rapallo war ein Brief Elenas eingetroffen — er war an Moidele gerichtet —, der zwar über das Befinden des Kindes das Beste berichtete, aber die plötzlich notwendig gewordene Abreise seiner Pflegeeltern anzeigte. Elenas Mutter, schwer erkrankt, fühlte sich ihrem Ende nahe und sehnte sich, ihre Tochter noch einmal zu sehen. Die Begleitung des Mannes war um so mehr erforderlich, als der zu erwartende Todesfall eine verwickelte Erbschaftsangelegenheit in Fluß bringen mußte, die seine persönliche Gegenwart nötig machte. Das ihr anvertraute Kind wollte Elena um keinen Preis zurücklassen, und da der Arzt keine Einwendungen machte, nur daß er die Rückreise bis zum Frühjahre verschoben wissen wollte, so hatten die Pflegeeltern das Kind mitgenommen; denn da die Reise unverzüglich angetreten werden mußte, blieb keine Zeit, die Einwilligung der Mutter und Doblaners erst zu erholen.

Das waren betrübende Nachrichten. Alfred trug das sehnlichste Verlangen, sein Kind an sich zu nehmen, und nun war die Erfüllung dieses Wunsches auf unbestimmte Zeit vertagt. Die Beratung mit Doblaner währte nicht lange; sie entschlossen sich, gemeinschaftlich Elena nachzureisen und sie womöglich in Wien noch einzuholen. Daß sie diesen Weg einschlagen würde, hatte sie selbst geschrieben; denn so konnte sie einen beträchtlichen Teil der Reise auf der Eisenbahn zurücklegen, die damals noch nur mit wenigen Linien die österreichische Monarchie durchzog. Alfred erinnerte sich zudem, daß er, was immer er für die Sicherung der Zukunft seines Kindes thun wollte, nur mit Einwilligung seines Vormundes thun konnte. Die Reise nach Wien hatte also einen doppelten Zweck.

Aber so richtig die Berechnung war, so sollte Alfred doch nicht die Freude erleben, sein Kind, dieses teure Vermächtnis Moideles, in seine Arme zu schließen. Zufällige Umstände —

die er allerdings erst viel später in Erfahrung brachte, die aber schon hier vorgreifend erwähnt werden müssen — gaben den Ereignissen eine Richtung, die auf Alfreds ganzes Leben einen Schatten warf. Elena war mit ihrem Manne und dem Pflegling allerdings in Wien angekommen, aber nicht in einem Gasthaus, sondern in einer Privatwohnung abgestiegen, was die späteren Erkundigungen nach ihr zu vergeblichen machte. Schon am Tage darauf aber erhielt sie so ungünstige Nachrichten über das Befinden ihrer Mutter, daß sie, um sie noch am Leben zu treffen, beschloß, Tag und Nacht weiterzureisen. Den Beschwernissen einer solchen Reise in dem unwirtlichen Ungarn das Kind auszusetzen, konnte sie sich nicht entschließen, und so ließ sie es denn bei ihrer Quartiergeberin zurück, bei der sie es besser geborgen glaubte. Sie legte ihr die Sorge für dasselbe ans Herz, wie wenn es ihr eigenes Kind wäre, wofür es in der That gehalten wurde. Diese unheilvolle Verbindung zufälliger Umstände sollte noch die schwersten Folgen nach sich ziehen, und brachte zunächst mit sich, daß in Wien keine Spur der Gesuchten sich finden ließ, trotzdem die Hilfe der Behörden in Anspruch genommen worden war. Alfreds Vormund, durch das Unglück seines Mündels ganz versöhnt und von den väterlichsten Gefühlen für denselben beseelt, versprach, die Nachforschungen weiterzuführen; Doblaner und Alfred aber setzten die Reise nach Ungarn fort und gelangten über Szegedin in Elenas Heimat, wo sie bei ihren Verwandten abgestiegen war. Man fand diese in Trauer, aber nicht nur um die inzwischen verstorbene Mutter, sondern um Elena selbst und deren Gatten. Beide waren am Todestage der alten Frau eingetroffen, nur wenige Stunden vor deren Ableben; dann aber, da die Abwicklung der Erbschaftsangelegenheit auf längere Zeit vertagt werden mußte, bestand Elena auf der sofortigen Rückreise nach Wien. Das Gefährte aber, das in mehrtägiger Fahrt nach der nächsten Station sie bringen sollte, kam mit der Kunde

von einer jener Katastrophen zurück, wie sie in Ungarn mit großer Regelmäßigkeit einzutreten pflegen, ohne bei der Indolenz der Behörden ihre Abstellung zu finden. Am Ufer der Theiß, die hoch geschwollen war und wieder einmal mit einer verheerenden Ueberschwemmung drohte, waren die Reisenden auf einen Schwarm zurückkehrender Wallfahrer gestoßen, die nun in Abteilungen auf einer Plätte sich übersetzen ließen. Zweimal hatte der Fährmann einen Teil der Wallfahrer am jenseitigen Ufer abgesetzt und war wieder zurückgekommen; zur dritten Ueberfuhr, an der Elena mit ihrem Manne teil nahm, drängten sich alle auf die Plätte, die noch zurückgeblieben waren. Die johlende und zum Teil angetrunkene Bande der Wallfahrer brachten in der Mitte der stärksten Strömung die ohnehin etwas überfüllte Plätte ins Schwanken, und da der nüchterne Teil der Passagiere in unwillkürlichstem Impuls sich auf die entgegengesetzte Seite des Schiffes warf, war dieses umgeschlagen. Zwei Drittel der Passagiere ertranken, und unter den Leichen, die weit unten zerstreut ans Ufer geschwemmt wurden, waren auch Elena und ihr Mann. Dagegen ließ sich mit vollkommenster Sicherheit nachweisen, daß ein Kind in deren Begleitung nicht gewesen war, ja daß Elena ein solches zu ihren Verwandten gar nicht mitgebracht hatte.

So waren denn Alfred und Doblaner auf Wien zurückverwiesen, wo die Nachforschungen wieder aufgenommen werden mußten. Der General hatte inzwischen Wort gehalten und sich in jeglicher Weise bemüht. Aber nur die einzige Gewißheit ergab sich daraus, daß Elena in Begleitung eines Mannes und eines Kindes, das sie am Arme trug, in der That in Wien angekommen war. Dank dem Umstande, daß sie nach italienischer Art etwas farbenreich gekleidet war, und daß sie abwechselnd ungarisch und italienisch sprach, war sie dem Schaffner aufgefallen, dessen Beschreibung vollständig paßte und der sogar den Tag ihrer Ankunft noch bestimmen konnte. Auch noch die

Abreise des Paares von Wien ließ sich mit Sicherheit nachweisen, aber bezüglich des ganzen Weges bis in Elenas Heimat stimmten die Aussagen darin überein, daß ein Kind nicht in ihrer Begleitung gewesen. So bestand denn kein Zweifel, daß das Kind in Wien zurückgelassen worden war; aber in der großen Kaiserstadt war keine Spur desselben zu finden. Die Erkundigungen in den Gasthäusern, öffentliche Ausschreibungen und alle Bemühungen der Fremdenpolizei blieben vergeblich, so unbegreiflich auch die Sache schien. Die Nachforschungen nahmen nun einen andren Charakter an. Wenigstens die Gewißheit, daß das Kind noch am Leben sei, wollte man erhalten. Die Totenregister, die zu Rate gezogen wurden, ergaben zwar gar manche Kinder vom ungefähren Alter des Gesuchten; aber sie waren alle von nachweisbarer Herkunft. So verstrichen ein paar Monate in fruchtlosen Nachforschungen, das Kind aber blieb verschollen, und nur die Möglichkeit blieb noch offen, daß ein günstiger Zufall die Entdeckung bringen könnte.

Die Zukunft desselben in jeder möglichen Weise für diesen Fall zu sichern, das war nun Alfreds nächste Sorge. In dieser Hinsicht boten die Auseinandersetzungen mit dem General nicht die geringste Schwierigkeit. Das konnte sich dieser wohl sagen, daß Alfred, der gleichzeitig eines von ihm leidenschaftlich geliebten Wesens und dann des Teuersten beraubt worden, was ihm verblieben, lange allen Trostgründen unzugänglich sein würde. Vorläufig mußte also der General Alfred sich selbst überlassen; er zweifelte nicht daran, daß die Zeit diese schweren Wunden heilen würde und er hoffte noch immer, dann Alfreds Zukunft nach den Wünschen des Vaters desselben und nach seinen eigenen gestalten zu können. Alfred war Majoratserbe, und wenn er als letzter seines Stammes kinderlos sterben würde, mußte das Majorat in fremde Hände gelangen. Ein großer Teil des Vermögens war aber in das Majorat, das nur die ungarischen Güter betraf, nicht eingeschlossen; über dieses also

konnte Alfred zu Gunsten des vermißten Kindes verfügen, und dagegen wandte der General nichts ein.

So war denn die Sache bald ins reine gebracht. Doblaner im tiefsten Kummer, und Alfred, in seinen schönsten Lebenshoffnungen geknickt, reisten wieder nach Karlstein zurück. Der alte Mann, wie der Jüngling, sie waren beide entschlossen, nur mehr dem Andenken Moideles zu leben.

IX.

Tragische Schicksale, in großer Jugend erfahren, geben dem ganzen künftigen Leben die bestimmte Färbung. In der nächsten Zeit von Alfreds Aufenthalt im Schlosse bot Leonore alles auf, ihren unglücklichen Bruder aufzurichten und zu zerstreuen. Er würdigte den guten Willen derselben vollkommen, und alle ihre Vorschläge fanden bei ihm bereitwillige Aufnahme. Aber er nahm an allem nur äußerlichen Anteil; er lebte dahin unter dem Banne von Gedanken, die nicht weichen wollten, ja die er nicht weichen lassen wollte. Leonore nahm ihre künstlerischen Studien auf und suchte ihn in die gleiche Richtung zu drängen; aber gar bald sah sie seinen Willen erlahmen und stumpfer Gleichgültigkeit Platz machen. In der Hoffnung, seine Liebe zu den Wissenschaften wieder zu erwecken, las sie nun selbst viele Bücher durch, nur um durch ihre häufigen Fragen auch ihm die Gedanken nach dieser Richtung zu lenken. Er gab ihr bereitwillig alle Auskünfte, die sie verlangte, ja er nahm willig die Bücher an sich, die sie ihm besonders eindringlich empfahl; aber sie blieben meistens ungelesen. Auf ihren Spaziergängen gab er sich selbst oft Mühe, sich seiner Schweigsamkeit zu entreißen; aber Leonore fühlte, daß es ihm schwer fiel. Einst ging sie bis zu sanften Vorwürfen, daß er sich so ganz von dem Unglück beugen ließ, das der Zufall über ihn verhängt, da doch kaum je ein menschliches Leben ohne solche schwere Schick-

falsschläge verlaufe, ohne daß wir doch ein Recht hätten, uns darum unsren Lebensaufgaben zu entziehen. Aber auf diesen Versuch kam Leonore nicht mehr zurück. Sie bemerkte mit tiefem Erschrecken, was ihr bisher verborgen geblieben war: in Alfreds Seele wucherte nicht nur die Trauer, sondern eine tiefe Erbitterung über die Härte seines Schicksals, und diese kam nun, durch ihre Worte geweckt, zu Tage. Hätte in der That nur ein unglücklicher Zufall in sein Leben eingegriffen, so würde er seinem Schicksal ein andres Ansehen abgewonnen haben; aber in seinen unaufhörlichen Grübeleien über Moideles Tod erhielt dieses Ereignis für ihn eine ganz besondere Färbung. Er vereinigte alle begleitenden Nebenumstände, alle vorbereitenden Geschehnisse, die bei dieser Katastrophe einmündeten, um ihr den düstersten Charakter zu geben. Er sah in dem entsetzlichen Ereignis keinen Zufall; ihm erschien alles wie von einer dämonischen Macht gerade so veranstaltet, als wäre das Ziel schon von weiter Ferne in Aussicht genommen gewesen. Ueber die Vorgänge während seiner Abwesenheit war er durch Vefi so genau unterrichtet worden, daß er Schritt für Schritt die Ursachen bloßlegen konnte, die auf Moideles Tod hingearbeitet hatten. Die zauberhafte Wirkung, die dieses Wesen auf alle ausübte, die mit ihr in Berührung kamen, konnte sie vor dem Unheil nicht bewahren, sondern war, wie nach teuflischem Plane ausgedacht, als Hebel benutzt worden, sie ins Verderben zu ziehen. Warum hatte ihr der Arzt den Aufenthalt im Gebirge empfohlen? Aus Sorge um ihre angegriffene Gesundheit, vielleicht sogar, weil die Schönheit dieser jungen Mutter tiefere Empfindungen in ihm weckte, die ihm um so gewissenhafter zu sein geboten. Warum hatte Doblaner sie in die Heimat zurückgeführt, die er doch für immer hatte verlassen wollen? Weil er sein Kind über alles liebte und seinen eigenen Wünschen nicht den Vorzug geben wollte. Warum beschloß Alfred selbst, statt über Karlstein zu kommen, den Uebergang über den Elend-

gletscher? Er that es aus Liebe, um einen Tag früher sie in seine Arme schließen zu können. Warum sandte er einen Boten voraus? Nur aus Liebe, um auch ihr das Glück zu teil werden zu lassen, das er beim Gedanken an das Wiedersehen empfand. Warum hatte er ihr die Teufelskanzel als Ort des Zusammentreffens vorgeschlagen? Nur aus überschwenglicher Liebe, um sie eine halbe Stunde früher zu sehen. Warum war sie beim Empfang seiner Botschaft, wie sie stand und ging, hinaufgeeilt? Weil die Liebe sie ihm entgegentrieb. Warum hatte sie gegen seinen Vorschlag, ohne dazu ausgerüstet zu sein und ohne ihre Schwäche zu bedenken, den Gletscher betreten? Weil das Uebermaß der Liebe ihr nicht gestattete, ihn ruhig zu erwarten.

Liebe, immer nur Liebe war es also, welche das Unglück einleitete, welche das Verhängnis förderte; jeder Schritt weiter, immer von Liebe eingeflößt, war ein Schritt näher zu ihrem Verderben, bis schließlich das Unglück hereinbrach. Wenn Alfred, in seinen Schmerz sich versenkend, diese Reihe der Ereignisse immer wieder überdachte, wenn er in der Wunde seines Herzens wühlend Bild an Bild an sich vorüberziehen ließ, dann kam er schließlich immer bei dem Gedanken an, daß die Liebe, die Liebe, die sie empfand und die sie erweckte, sie in den Tod getrieben. Sein inneres Auge tauchte dann immer in die tiefe Gletscherspalte, aus der ihm eisige Kälte entgegenschlug; noch im Tode lieblich sah er die Leiche des geliebten Wesens, erstarrt in eisiger Umklammerung. Das Entsetzen schüttelte ihn dann und es war ihm, als hörte er das Hohngelächter des Dämons, der, immer nur auf die Liebe rechnend, alles so zu lenken gewußt und schließlich sein Opfer hinabzog.

Wenn Alfred oft lange schweigsam neben seiner Schwester einherging, dann aber Bruchstücke solcher krankhafter Gedanken ihm über die Lippen kamen; wenn sie sah, wie er, die Thränen seiner Erbitterung zu verbergen, seinen Schritt beschleunigte und die Fäuste sich ihm krampfhaft ballten; wenn sie aus seinen

abgerissenen Reden erkannte, daß er mehr verloren, als sein Glück, daß er wankend geworden in seinem Glauben an eine Vorsehung, welche menschliche Schicksale leitet, ja daß er seinen moralischen Halt verloren: — dann schaute sie mit tiefstem Mitleid nach ihrem Bruder, und eine unnennbare Angst überkam sie, daß hier ein edler Geist zerstört werden könnte, überwältigt von dem riesenhaften Ereignisse, das in sein Leben eingegriffen. Sie wagte es dann nicht, ihn zu unterbrechen; aber wenn der Anfall vorüber war, suchte sie seinen Gedanken eine andre Richtung zu geben. Sie setzte ihre Hoffnung auf das vermißte Kind, ja sie sprach selbst davon, weil sie dachte, nur unter der Herrschaft dieses Gedankens würde Alfred von dem an Moideles Tod abgebracht werden können.

Mehrmals schlug sie ihm auch vor, mit ihr nach Italien zu reisen und dort den Winter gemeinschaftlich zu verbringen. Es war ja dies ein schon früher häufig besprochener Plan der Geschwister gewesen, und über die Landkarte gebeugt, hatten sie im voraus alles Schöne genossen. Aber Alfred, der in kleineren Dingen seiner Schwester willig nachgab, widerstand in diesem Punkte. Er wollte sich von der Stätte seines Unglücks nicht trennen. Ihm wäre es wie eine Untreue erschienen, wenn er seine tote Geliebte verlassen hätte und davongegangen wäre. Im Gegenteil hatte er seit seiner Rückkehr regelmäßig allwöchentlich den alten Doblaner besucht, und seine Schwester, so schwer sie ihn jedesmal scheiden sah, konnte daran nichts ändern. Nur das wußte sie und es beruhigte sie, daß Alfred, als fürchte er selbst die möglichen Folgen, über das Haus Doblaners nie hinausging. Ein Blick, den er zum Steinkreuz hinaufsandte, das war alles, was er sich erlaubte; aber nie mehr seit jenem Tage hatte er die Teufelskanzel betreten.

Unter diesen Umständen waren für Leonore die Briefe des Generals ein Trost, die dann und wann einliefen, wenngleich sie nur von Mißerfolgen seiner unausgesetzten Nachforschungen

sprachen. Zwar vermehrte das nur den nagenden Kummer Alfreds über das vermißte Kind; aber das war eine ganz normale Empfindung und sie war ihr willkommen, weil Alfred dadurch von seinen krankhaften Grübeleien abgezogen werden konnte. Ihr schwerer Kummer über den Geisteszustand ihres Bruders wäre beschwichtigt worden, wenn sie näher ins Auge gefaßt hätte, was in seinen Worten lag. Darin freilich hatte sie sich nicht getäuscht, daß Alfred mit seiner Geliebten auch den Halt verloren hatte, mit dem er im Leben stand. Sein religiöser Glaube war gänzlich erschüttert worden; aber wenn dies ein Symptom seines maßlosen Schmerzes war, so zeigte sich darin auch ein Anzeichen der Besserung: gerade die Grübeleien, denen er sich in dieser Hinsicht hingab, verrieten, daß er nicht ganz und gar in seinen subjektiven Empfindungen stecken blieb, sondern daß er das entsetzliche Ereignis im Zusammenhang mit dem größern Ganzen des Lebens und der Welt betrachtete. Darin lag immerhin eine Spur von objektiver Auffassung, und ein verständnisvoller Arzt würde daraus geschlossen haben, daß der Geist dieses talentvollen Jünglings nicht dazu bestimmt sei, sich von seinem Unglück in Verwirrung bringen zu lassen. Ein solcher Arzt hätte sich vielleicht an das Wort Rousseaus erinnert, daß eine große unglückliche Leidenschaft ein großes Mittel zur Weisheit sei; er hätte also seinen Patienten nicht ganz von solchen Grübeleien abgehalten, aber er hätte versucht, den Schmerz desselben in Reflexionen überzuleiten, die ohne Zweifel sich trostlos gestaltet haben würden, aber doch die bohrenden Gefühle durch Verstandesthätigkeiten abgelöst hätten. Aus dem durch Schmerzen geläuterten Menschen wäre schließlich der Philosoph erstanden.

Leonore freilich hatte solche Gedanken nicht. Sie erkannte nicht dieses Symptom der Besserung und hätte, auch wenn sie es erkannt hätte, an diesem Faden nicht weiterspinnen können. Sie versuchte es mit religiösen Trostgründen, sah aber mit

Schrecken, daß diese bei Alfred gänzlich versagten. Oft in ihren kummervollen Nächten flehte sie zum Himmel, er möchte von ihrem unglücklichen Bruder den Trübsinn nehmen, der ihn umfangen hielt.

An einem Abende jener Zeit bot Alfred unter dem Vorwande der Müdigkeit seiner Schwester gute Nacht und zog sich in sein Zimmer zurück. Als der Diener, der ihm das Licht vorantrug, sich entfernt hatte, blieb Alfred in seinem Schlafgemach stehen, bis er die Schritte des sich Entfernenden verhallen hörte. Er trat dann in das Nebengemach, in jenes Atelier, worin, noch immer unvollendet, die Oelskizze des Doblanerhauses auf der Staffelei stand. Er wandte seinen Blick hinweg und schaute durch das hohe Fenster nach der glänzenden Mondsichel, die mit ihrem Scheine die Waldrücken zu beiden Seiten des Elendthales übergoß und im fernen Hintergrund ein fahles Licht auf den Trümmergipfel des Flammenberges fallen ließ. Früher hatte sein Herz bei diesem Anblick immer freudig geschlagen, wenn er sich sagte, daß am Fuße dieses Berges Moideles Vaterhaus lag; wenn er sich vorstellte, daß sie nun längst im Schlummer liege und vielleicht von ihm träume. Jetzt aber sagte er sich bei diesem Anblick, daß, wenn er auf diesem fahl beleuchteten Berge stände, er gerade sich gegenüber wie feines Geäder auf schneebedeckter Fläche die grauenvollen Gletscherspalten sehen würde, in denen die Tote lag. So nahe jener Teufelskanzel, wo ihm das kurze Glück seines Lebens zum erstenmal entgegengetreten war! Und noch etwas hätte er vom Flammenberg aus sehen können: jene Blockhütte am Waldsaum, wohin er im tiefsten Aufruhr der Natur sie auf seinen Armen getragen hatte, wo er sie vor der herabstürzenden Regenflut barg und dann unter Blitz und Donner sie mit leidenschaftlichen Küssen bedeckte. Das alles war dahin! Wieder wie damals bei der Heimkehr stand der Mond am Himmel, kalt und teilnahmslos; die Natur ging ihren Gang

weiter, als wäre nichts geschehen, als wäre nicht seither das schönste ihrer Geschöpfe vertilgt und er von namenlosem Leide getroffen worden.

War es denn möglich, daß von all dem Glück, das sich dort abgespielt hatte, nun nichts mehr übrig war, als die junge Leiche in der Eisspalte! Alfred schauderte bei diesem Bilde und schlug die Hände vors Gesicht. Nein, nein! Das war nicht möglich! Eine solche Brutalität des Naturverlaufes mußte noch eine unbekannte Kehrseite haben, die Welt müßte denn das Werk eines Dämons sein, der für die Qualen der Lebewesen einen Schauplatz schaffen wollte. Und doch war es Thatsache, unabänderliche Thatsache: Moidele war tot; fast vor seinen Augen war sie ins Grab gesunken, und nicht einmal der Trost war ihm geblieben, ihr die letzte Ehre zu erweisen. Gleichsam verscharrt, wie eine vom kirchlichen Begräbnis Ausgeschlossene, lag sie dort unten; nie mehr sollte ein menschliches Auge sie erblicken! Es war ihm, als tauche er hinab in den eiskalten Schlund. Dort lag sie, schön wie ein Engel, und die blonden Haare umschlossen das Gesicht mit den geschlossenen Augen. Er hob sie in seine Arme, er stieg herauf und preßte sein eiskaltes Schätzchen an seine Brust. Er trug sie hinab in die Hütte, und bettete sie, und küßte sie so lange, bis sie wieder erwarmte. Dann überkam ihn aber plötzlich wieder die Wirklichkeit; nur einem wahnsinnigen Phantasiegebilde hatte er sich hingegeben. Sie war für immer verloren, und nichts war ihm geblieben, als die quälende Sehnsucht nach einer Toten. Er rang die Hände und streckte die Arme nach dem Thale. Zum erstenmal nach langer Zeit fand er wieder Thränen und laut, als könnte seine Stimme bis zu ihr dringen, rief er in die Mondnacht hinaus: „Moidele! Moidele!"

Er erschrak vor seinem eigenen Rufe, der in dem hohen Gemache dröhnte. Der Ruf tönte ihm in den Ohren nach, wie eine ihm fremde Stimme, die er schon einmal mit dem gleichen

leidenschaftlichen Ausdruck vernommen. Es kam ihm die Erinnerung, wann das geschehen. Es war derselbe schmerzerfüllte Ruf, den er selber ausgestoßen hatte in jener Stunde des Abschieds, als er eilig von der Hütte weg davonschritt, dann aber anhielt, sich umwandte und Moidele seinen letzten Gruß zurief. Gerade so schmerzlich war damals sein Ruf gewesen, und doch hätte er damals noch so glücklich sich fühlen sollen. Moidele lebte ja noch; nur einen Augenblick war er damals lauschend stehen geblieben, so drang schon aus der Hütte die helle, aber von Wehmut bebende Stimme der Zurückgelassenen: „Alfred! Alfred!“ Das letzte Wort, das er von ihren Lippen vernommen, war sein eigener Name! Es war jetzt das erste Mal, daß er sich darauf besann; es lag ein Trost für ihn in diesem Gedanken. Er hörte sie immer wieder, diese Stimme, und es war ihm, als würde er in der That von ihr wieder gerufen. Wehmütig, wie damals, klang der Ruf in seinen Ohren, aber nun gleich einem Rufe aus dem Reiche der Geister!

Alfreds Brust hob sich in tiefen Atemzügen. Es überlief ihn kalt; aber dieser eine Augenblick hatte hingereicht, einen Gedanken in ihm zu entzünden, an den er sich anklammern konnte. — Im Reiche der Geister! — Ihm war, als hätte Moidele selbst ihn gerufen, und so ihm den einzigen Trost gespendet, den es für ihn noch gab.

— „Im Reiche der Geister!“ murmelte er und sein Kopf senkte sich tief auf seine Brust. Das Blut des Goldgrafen rührte sich in den Adern Alfreds. Das Bild dieses Ahnen stellte sich ihm dar, wie es noch immer in einem der abgelegenen Zimmer des Schlosses hing. Von der Sage umsponnen, lebte der Goldgraf noch im Munde des Volkes fort. In dem vergilbten Tagebuch, das im Archiv noch aufbewahrt wurde, war es zu lesen, wie er, untröstlich über den Tod seiner jungen Frau, den Schloßkaplan kommen ließ und von ihm verlangte, das Gespenst der Verstorbenen zu citieren; wie er diesen un-

wirsch entließ, der ihn auf den Tag der Auferstehung vertröstete. Dann aber ließ der Goldgraf einen berühmten italienischen Nekromanten kommen. Monatelang schloß er sich mit diesem in das oberste Turmgemach ein, bis es ihnen gelang, „den Schatten zu zwingen“. Immer tiefer eindringend in das dunkle Reich, war er der Begründer der Schloßbibliothek geworden, in der den mystischen Schriften der weitaus überwiegende Raum zugewiesen war. Aber auch einige der Nachkommen des Goldgrafen, wenn sie ins Alter kamen und an Kriegs- und Jagdzügen keinen Anteil mehr nahmen, fanden an diesen geheimnisvollen Studien Geschmack und vermehrten die Schätze der Bibliothek. Lebendiger aber als alle diese stand vor Alfred die Gestalt seines eigenen Vaters, der ja auch eine leidenschaftlich geliebte Gattin frühzeitig verloren hatte und dann ein Jahrzehnt hindurch in den Bibliothekräumen Trost suchte. Wie oft hatte ihn Alfred dort gefunden, gebeugt über alten Büchern und Manuskripten, alles andre vergessend, so daß man Alfred häufig nach ihm hinaufgesendet hatte; denn sonst für jedermann im Schlosse bestand das strengste Verbot, die Bibliothek zu betreten. „Vielleicht, — so hatte der Graf einst zu seinem Sohne gesagt, — vielleicht wirst auch du einst in diesen Räumen Trost suchen und finden, wenn der Tod dir ein geliebtes Wesen rauben sollte.“

Nun war es eingetreten, was der Vater prophetisch geahnt hatte. In einem Alter, in welchem die Liebe nur eines von beiden herbeiführen kann, das höchste Glück oder das höchste Unglück, hatte er seine Geliebte verloren und ein Schmerz war in sein Leben hereingebrochen, mit dem er nicht fertig zu werden vermochte. Gleich dem Goldgrafen waren auch ihm die religiösen Trostgründe der Schwester, der Hinweis auf das ewige Leben, als eine erbärmliche Abschlagszahlung erschienen. Er wollte mehr, und nur dort konnte er es vielleicht finden, wo der Goldgraf und sein eigener Vater es gefunden. Weit warf Alfred den Gedanken von sich, daß dieser Vater, der in allen

Dingen als ein nüchterner und praktischer Mann sich gezeigt hatte, und dessen hohe Kenntnisse gerühmt wurden, ein Jahrzehnt hindurch einem leeren Wahn sich hingegeben haben sollte. Das war nicht möglich! Er hätte das Andenken dieses Vaters beleidigt, wenn er so gedacht hätte.

Alfred trat in sein Schlafgemach zurück und entzündete einen dreiarmigen Leuchter. An der Wand hing eine lange Reihe von Schlüsseln. Er nahm einen davon, der ihm schwer in der Hand lag; an der daranhängenden Messingplatte war das Wort „Bibliothek" eingegraben. Er nahm den Leuchter vom Tisch und trat hinaus. Seine Tritte schallten auf den langen Korridoren, die er durchwandeln mußte, um die Stiege zu erreichen, die in den obern Stock hinaufführte. Wieder mußte er, oben angelangt, einen langen Gang durchwandeln, bis er den Turm erreichte, der als viereckiger Anbau das Schloß überragte. Knarrend drehte sich der schwere Schlüssel im Schlosse, und eine dumpfe, moderige Luftwelle drang ihm entgegen, als er die hohe Thüre öffnete. Heller Mondschein lag auf dem Fußboden vor den gotischen Fenstern. Nur einen Augenblick zögerte er an der Schwelle, dann trat er auf den Tisch zu, woran sein Vater so oft gesessen, stellte den Leuchter hin und öffnete das Fenster, durch welches die frische Nachtluft hereinstrich. Unten lagen verstreut die Häuser des Dorfes, aber kein Laut tönte herauf, als das gleichmäßige Murmeln des Brunnens auf der Schloßterrasse. Friedlich und still lag die weite Natur, erhellt vom Scheine des großen Gestirnes, das schon hoch über den Flammenberg sich erhoben hatte.

Eben noch, als Alfred in seinem Atelier gestanden war und er nach der Mondsichel geschaut hatte, da waren ihm, dem kaum herangereiften Jüngling, die Worte des alternden, zwischen Büchern ergrauten Faust in den Sinn gekommen:

O sähst du, stiller Mondenschein,
Zum letztenmal auf meine Pein!

Aber die Gedankenreihe, die durch den Ruf Moideles in ihm erweckt worden war, hatte sein ganzes Inneres umgestaltet. Sie hatte den Tumult seiner Leidenschaft und seines Leides besänftigt. Es war Ruhe in ihn eingekehrt und ein fester Entschluß war in ihm entstanden, der seinem Leben wieder einen Inhalt gab.

Das gleiche Gestirn, das ihm noch eben Faustische Empfindungen erregt hatte, stand nun wieder vor ihm; aber höher war es an dem dunklen Himmel hinaufgerückt, und nun blickte er nach dem Monde mit einem Befremden, das er noch nie empfunden. Er konnte seinen Blick nicht wenden von der hellen Sichel, die heute zum erstenmal vor ihm stand wie ein Leuchtturm am fernen Ufer einer andern Welt!

X.

Alfred hätte beim Anblick der vielen Bücherreihen, die den Saal füllten, leicht von einem Gefühle der Hilflosigkeit übermannt werden können. Als er seinen Blick an den Saalwänden herumschweifen ließ, beschwerte ihn die Aufgabe, die er sich gestellt. Er wußte nicht, wo, noch womit er beginnen sollte. Aber nach kurzem Besinnen verzichtete er darauf, sofort an die eigentliche Arbeit zu gehen. Es schien ihm eine Vorarbeit nötig, an die er energisch und mit Vorbedacht ging. Er nahm den ersten jener schweren Foliobände zur Hand, die als Kataloge bezeichnet und numeriert waren und worin Buch für Buch eingetragen war. Dort wollte er sich vorläufig über seine Aufgabe orientieren. Wo immer er einem Buchtitel begegnete, der seinen Zwecken zu entsprechen schien, da zeichnete er ihn am Rande des Katalogs an. Als er aber die Durchsicht vollendet hatte, da waren auch die Kerzen seines Armleuchters tief heruntergebrannt, und die Schloßuhr schlug die dritte Stunde des Morgens.

Alfred stellte den schweren Lederband zurück, und mutlos schweifte sein Blick wieder über den Saal. Es war ihm schon jetzt, als sollte er durch einen Urwald ohne Kompaß sich zurechtfinden. Es schwirrten ihm die gelesenen Autorennamen im Kopfe: Agrippa von Nettesheim, Paracelsus, Cardanus, van Helmont, Athanasius Kircher, Maxwell, Reginald Scott, Santanelli, Porta, Pomponatius, Robert Fludd, Wirdig, Gaffarellus, Digby, Libavius, Reuchlin, Goclenius, Wierus, Del Rio und hundert andre, die er gelesen hatte, und wovon in diesem ersten Katalogbande dieser Bibliotheca magica die Rede gewesen war. Niemals hatte irgend einer seiner Lehrer und Professoren irgend einen dieser Namen ausgesprochen. Wie war es möglich, daß diese mittelalterliche Magie, die zu ihrer Zeit alle Köpfe beherrschte und die Geisteskräfte der berühmtesten Männer lebenslänglich gefesselt hielt, so vollständig aus dem Bewußtsein der modernen Menschheit geschwunden war? Auf welcher Seite lag das Recht? Auf Seite jener Männer, die schon zur Zeit der Neuplatoniker mit ihren theurgischen Operationen begannen, die im Mittelalter als Astrologen, Nekromanten, Kabbalisten und Alchemisten europäischen Ruf genossen und an den Höfen die ehrenvollsten Stellen einnahmen, oder auf Seite der heutigen Professoren, die das Wort Magie nur aus dem Lexikon kennen, aber alle Bücher, die davon handeln, in den Bibliotheken vermodern lassen?

Mit sehr richtigem Urteil sagte sich Alfred, daß, wenn die Gelehrten unsrer Zeit, ohne von dieser alten Wissenschaft auch nur das allergeringste zu wissen, einfach den Stab darüber brechen, während jene alten Autoren, die sich ganz darein versenkten, in der Magie die höchste Leistung des menschlichen Geistes bewunderten, — Alfred sagte sich, daß dem nur ein großes Vorurteil unsers dünkelhaften Jahrhunderts zu Grunde liege. Er beschloß, sich an das Urteil der Wissenden zu halten, ohne sich an das Vorurteil der Nichtwissenden zu kehren. Aber

er sagte sich auch, daß er für sein Unternehmen ganz auf die eigenen Kräfte angewiesen sei. Welchen Weg sollte er einschlagen? Womit sollte er beginnen? Er konnte sich diese Fragen nicht beantworten; aber trotz der schweren Bedenken, die sich geltend machten, nahm seine Miene einen Ausdruck finsterer Entschlossenheit an. Für ihn handelte es sich um Moidele. Der Tod hatte sie ihm entrissen, nun wollte er sie dem Tod entreißen. Er schwur, von seinem Beginnen nicht abzulassen, bis er zur Klarheit kommen würde.

Das war wahrlich ein heldenhafter Entschluß in der Brust eines Jünglings; aber wie er nun den Armleuchter nahm und sich zum Gehen wandte, da verriet die tiefe Glut seiner Augen die Festigkeit dieses Entschlusses. Auf seiner Stirne zog sich eine senkrechte Falte zusammen, und er murmelte die Worte: Flectere si nequeo superos, acheronta movebo!

In dieser Nacht war Alfred zum Manne gereift. Nach wie vor war das Unglück, das ihn betroffen, der ihn beherrschende Gedanke; aber er wollte sich von ihm nicht niederbeugen lassen, er schaute ihm in die Augen, wie einem Gegner, mit dem man seine Kräfte messen will. Seine Energie war wachgerufen. Nacht für Nacht, wenn die Schloßbewohner zur Ruhe gegangen waren, stieg er in den Turm hinauf, und mehr als einmal erwachte er am frühen Morgen fröstelnd im Lehnstuhl, worin ihn der Schlaf übermannt hatte. Aber dem war abzuhelfen. Alfred gab seinem Diener die Weisung, die hohe Truhe, die neben dem unförmlichen Kachelofen stand, mit Holz gefüllt zu halten und alles in die Bibliothek zu schaffen, was zur Theebereitung nötig war. Auf diese Weise gelang es ihm, den Saal erwärmt zu erhalten und sich wieder aufzumuntern, wenn ihn die Müdigkeit überwältigen wollte.

An Rückfällen in die verzweifelte Stimmung der früheren Tage fehlte es freilich nicht. Mancher Tag und manche Nacht verfloß ihm in der schwersten Mutlosigkeit. Er hatte sich eine

Aufgabe gestellt, der kaum ein Mann gewachsen war, der lange Jahre der Studien hinter sich gehabt hätte. Manchmal, wenn Alfred bis tief in die Nacht hinein gearbeitet hatte, ohne daß er sich doch gefördert fühlte, verschwand ihm das lockende Ziel in der Zukunft, und damit wurden seine Gedanken wieder gewaltsam nach der Vergangenheit gelenkt. Er lag dann schlaflos bis zum Morgen. Wenn dann seine Schwester in sein bleiches, von Gram ganz entstelltes Gesicht sah, wich er ihren Blicken aus und heuchelte wohl eine ruhige Stimmung. Aber er täuschte sie nicht, und grenzenloses Mitleid mit dem Bruder erfüllte sie.

Eines war für Alfred ganz unverständlich: er, der doch beständig an die verstorbene Geliebte dachte, und der Mühe hatte, während seiner Studien diese Gedanken zurückzudrängen, er hatte seit ihrem Todestage nicht ein einzigesmal von ihr geträumt. Soweit er sich seiner Träume erinnern konnte, hatten sie nicht den geringsten Bezug auf die Vergangenheit. Wie oft hatte er seine Augen mit dem Wunsche geschlossen, wenigstens im Traume seine Geliebte wiederzusehen! Es war nie der Fall gewesen; seine Träume versetzten ihn in eine ganz fremde Welt, so daß er beim Erwachen jedesmal die Qual zu erdulden hatte, in die unselige Wirklichkeit sich wieder hinein besinnen zu müssen. Wieder ein Tag, der durchlebt werden mußte! — das war dann sein Morgengedanke.

Alfred grübelte häufig darüber nach, warum die ständige Gedankenrichtung seiner Tage bei Nacht abbrach. Er geriet dabei allmählich in eine objektive Betrachtung seines Traumlebens, und auf diesem Wege sollte ihm schließlich das Glück zu teil werden, nach dem er sich sehnte. Zunächst war es ihm aufgefallen, daß er oft plötzlich im Schlaf auffuhr. Es war ihm dabei, als würden seine Augenlider von fremder Hand aufgezogen; er war dann ohne jeden Uebergang wach und fand den Gedanken an Moidele als bereits vorhanden vor. Und doch fand er in der voraufgegangenen Reihe der Traumbilder

keine Ursache davon. Mit der Zeit jedoch bemerkte er, daß die Vorstellung, womit der Traum abbrach, zwar keinen direkten Bezug auf die Vergangenheit hatte, aber doch solcher Art jedesmal war, daß auf dem Wege der Gedankenverknüpfung sich gleichsam eine Brücke zu dem Ereignisse schlagen ließ, das sein Geistesleben so sehr beherrschte. Träumte er zum Beispiel von einem Fichtenbaum, von grünen Fensterläden eines Wohnhauses, von einem Gewitter, oder auch von Sonnenschein, der auf einer Wiese lag, dann erwachte er. Die Traumphantasie hatte dann keine Zeit mehr, zum Bilde zu gestalten, was in der Verlängerung solcher Vorstellungen lag, und was doch immer und immer nur Moidele gewesen wäre. Nun wußte es Alfred, warum er nie von ihr geträumt hatte. Der Traum brach eben ab, so oft er auch nur vorbereitend auf Moidele hinwies, weil dann die erweckten Gefühle sofort gleich jenen mittelalterlichen Gefängniswärtern thätig waren, die den Auftrag hatten, ihr Opfer aufzurütteln, so bald es dem Schlafe sich hingeben wollte. Davon, von diesem grausamen „Tormentum insomnii“ hatte Alfred in einem Hexenprozesse gelesen. Er erinnerte sich wohl, daß er besonders in der ersten Zeit, auf der Reise nach Ungarn, diesem plötzlichen Erwachen unterworfen war, daß aber seither diese Erscheinung an Häufigkeit abgenommen hatte. Daraus schöpfte er die Hoffnung, daß in dem Maße, als die quälende Intensität seiner Erinnerungen nachließ, Moidele in seinen Träumen stand halten würde, ohne ihn zur Wirklichkeit erwachen zu lassen.

Ein Zufall kam ihm zu Hilfe und belehrte ihn, daß es in seiner Macht stand, Moidele wenigstens vor seine Traumphantasie zu beschwören. Das ging so zu: An einem jener unvergeßlichen Tage, die wie ein verlorenes Paradies hinter ihm lagen, war er mit ihr Hand in Hand den Hügel hinaufgegangen, der am Fuße des Flammenberges lag. Plötzlich stieß sie einen Schrei aus, ließ seine Hand fahren und sprang ein

paar Schritte vor, voll Freude über einen Büschel kleiner Blüten, von der Form und Größe des Vergißmeinnichts, aber gebleicht in der Farbe. Alfred kannte diese Blüte nicht, aber Moidele, indem sie das Erdreich untergrub, zeigte ihm die Wurzel des Speik. Es ist dies eine von den Wurzelgräbern sehr gesuchte Pflanze, Valeriana celtica, die vielfach in die Harems des Orients verkauft wird, wo sie wegen ihres ebenso intensiven wie angenehmen Geruches sehr geschätzt ist. Eine solche Wurzel also gab Moidele ihm mit, als er Abschied nahm, und wie er denn die geringsten Andenken von ihr sorgfältig aufbewahrte, lag dieses seit Jahr und Tag in der Schieblade eines altertümlichen Kästchens in seinem Schlafzimmer. Der Zufall wollte nun, daß diese Schieblade die Nacht über einst offen stand; in dieser Nacht aber träumte Alfred zum erstenmale von Moidele. Diesmal hielt sie vor seiner Phantasie stand, schweifte mit ihm Hand in Hand über Wiesen und Felder und schien hocherfreut, wenn sie Speik fand.

Als Alfred am Morgen, später als seit langer Zeit, erwachte, da empfand er freilich den Kontrast zwischen diesem geträumten Glück und der Wirklichkeit ungemein schmerzlich; aber daß Moidele, die ihn in seinen Träumen bisher so beständig gemieden, nun endlich in aller ihrer Schönheit und Jugend sich eingestellt hatte, gereichte ihm zu freudigem Troste. Gestärkt von dem langen Schlafe that er einen erquickenden Atemzug, und der intensive Geruch, den er einsog, belehrte ihn sogleich über die Ursache dieser glücklichen Wendung. Er zog daraus sogleich die Folgerung, daß auf diesem und ähnlichem Wege eine willkürliche Regelung des Traumverlaufes erzielt werden könnte, indem man dem nicht ganz unterdrückten Sinnesleben des Träumers eine Empfindung zuführt, in deren Verknüpfung ein gewünschtes Traumbild liegt.

Das war für Alfred eine kostbare Entdeckung, nicht zu teuer bezahlt mit mancher schlaflosen Nacht, die ihn allmählich

zu objektiven Beobachtungen über sein Traumleben veranlaßt hatte. Diejenige Totenbeschwörung freilich, die er im Sinne hatte, war damit noch nicht erreicht; aber es war doch ein Ersatz, ein geringer erster Erfolg, den er dankbar hinnahm, wenn er auch keineswegs gewillt war, sich damit zu begnügen.

Die wunderthätige Wurzel that ein paar Tage hindurch ihre Schuldigkeit. Schon die bloße Erwartung eines schönen Traumes wirkte beruhigend auf Alfred und brachte ihn in den gewünschten Schlaf. Er hatte aber doch einen Umstand außer acht gelassen, der sich schon nach kurzer Zeit geltend machte. Nach ein paar Wochen büßten die Traumbilder an Deutlichkeit ein; seltener und seltener mischte sich die Gestalt Moideles in dieselben, und schließlich mußte sich Alfred gestehen, daß die Zauberwurzel ihre Dienste versagte. Moidele trat wieder in die Verborgenheit zurück, aus der er sie gezogen hatte.

Alfred war trostlos darüber; aber indem er über den Mißerfolg nachsann, sagte er sich, daß durch die häufige Anwendung des Mittels seine Empfänglichkeit ohne Zweifel nur abgestumpft worden sei. Auf dem Wege der Abgewöhnung konnte sie vielleicht wieder gesteigert werden. Er verschloß daher die Wurzel in ein Krystallfläschchen, das er hermetisch abschloß und aus dem Zimmer entfernte.

Es handelte sich nun darum, zu erfahren, wie lange die Entbehrung fortzusetzen sei, um die frühere Empfänglichkeit wieder zu gewinnen. Wenn Alfred die Augen schloß und der lebhaften Einbildung sich hingab, den wunderbaren Geruch der Wurzel einzuatmen, so gelang ihm die Täuschung des Geruchssinnes. Nicht ohne Scharfsinn schloß er daraus, daß wenn diese Fähigkeit, sich den Geruch der Wurzel vorzustellen, verloren wäre, die frühere Empfänglichkeit wiedergekehrt sein würde. Das ging nun allerdings langsamer, als er erwartet hatte; aber nach Ablauf eines Monats war es ihm nicht mehr möglich, sich den Speikgeruch deutlich vorzustellen. Noch

ließ er eine weitere Woche verstreichen; dann aber nahm er den Versuch wieder vor, und lebensvoller, als je, erschien ihm Moidele im Traume, so daß er sich beim Erwachen der kleinsten Umstände erinnern konnte. Alfred war aber gewitzigt und versperrte seinen Schatz wieder. Er wollte sich der Möglichkeit des Verlustes nicht noch einmal aussetzen; mit großer Resignation versagte er sich sein Trostmittel, das er nur dann und wann in längeren Zwischenräumen wieder vornahm, wobei dann der Erfolg auch niemals ausblieb.

Die weise Beschränkung, die sich Alfred im Gebrauche der Zauberwurzel auferlegte, war jedoch durchaus nicht nach seinem Sinne. Er dachte daher an Ersatz. Im Prinzip stand für ihn die Möglichkeit fest, den Träumen eine willkürliche Richtung zu erteilen, und zwar unter Vermittlung des Geruchssinnes. Es war aber nur eine von selbst verständliche Folgerung, daß auch andre Sinne als Vermittler benutzt werden könnten. Dies legte ihm einen weiteren Versuch* nahe. Moidele hatte eine ungemein ansprechende, wenn auch nur für das bescheidene Programm kleiner Lieder genügende Singstimme gehabt, und sie war viel zu natürlich gewesen, als daß sie damit zurückgehalten hätte, nachdem sie im Umgang mit Alfred ihre erste Befangenheit verloren hatte. Wie oft, wenn sie ihn erwartete und endlich seiner ansichtig wurde, hatte sie ihm eine lustige Strophe entgegengejauchzt; wie oft auch in der Zeit, da seine Abreise bevorstand, eine jener melancholischen Weisen aus dem Melodienreichtum der Alpenländer vor sich hingesungen. Alfred war kein ausübender Musiker; aber er hatte ein sehr gutes Gedächtnis für solche Lieder schon darum, weil sie aus dem frischen Munde des Mädchens ertönten, an dem sein Herz hing. Es ist ja das eben die Eigentümlichkeit leidenschaftlicher Liebe, daß sie allem erhöhte Bedeutung verleiht, was irgendwie mit dem geliebten Wesen zusammenhängt, und daß sie unvergeßliche Erinnerungen mit treuester Detailmalerei bewahrt. Ist der Gesang schon im

allgemeinen geeignet, unser Empfindungsleben aufzuwühlen, so gilt das noch mehr von dem Gesang, der aus dem Munde der Geliebten ertönt war.

Leonore hatte unter ihren Musikalien viele Liedersammlungen, die sie mit Klavierbegleitung dann und wann vortrug. Alfred wußte daher unter diesen manches, das er auch von Moidele gehört hatte, und bat nun Leonore manchesmal, ihm vorzuspielen. Es war darunter auch jenes schwäbische Volkslied, das mit den Worten beginnt:

„Muß i denn, muß i denn zum Städtle 'naus,
Und du, mein Schatz, bleibst hier."

Nur ein einzigesmal, wenige Tage vor seiner Abreise nach Wien, hatte Moidele dasselbe gesungen, und es hatte ihn sehr ergriffen, weil es ihm verriet, daß sie angesichts der bevorstehenden Trennung mehr noch, als an sich selbst, an ihn dachte und in seine Lage sich hinein versetzte. Ein andres heiteres Lied, das sich auf die Erwartung des Geliebten bezog, hatte sie, da sie ihm im Walde entgegenging, einst gesungen; er aber hatte sie belauscht und trat bei der letzten Zeile hinter dem Baumstamm hervor, der ihn verborgen hatte. Moidele war von diesem plötzlichen Wiedersehen so freudig überrascht, daß sie auf ihn zuflog und ihn umarmte. „Nie, sprach sie, wenn ich allein bin, kommt ein andrer Gedanke in mein armes Gehirn, als an dich!" Dann aber schämte sie sich des Geständnisses: „Was mußt du von mir denken, Alfred!" Er aber zog sie an sich und zu ihrem errötenden Gesicht hinabgebeugt, flüsterte er: „Ich denke mir, daß nichts auf der Welt zwei Herzen trennen kann, die so füreinander schlagen!"

So knüpfte sich an gar manches dieser Lieder, wenn Leonore sang und spielte, für Alfred eine Erinnerung, die unvergleichlich schön gewesen wäre, hätte sich nicht das bitterste aller Gefühle hineingemengt, daß dieses alles unwiederbringlich verloren sei.

Wenige Wochen darauf trafen aus einer schweizerischen Uhrenfabrik einige Spieldosen ein, deren Walzwerke für die von Alfred ausgewählten Lieder eingerichtet waren. Seine Absicht war jedoch keineswegs, sich mit Hilfe derselben in schmerzliche Erinnerungen hineinzusteigern. Er hütete sich wohl, das zu thun. Dagegen erhielt nun sein Diener Franz den Auftrag, morgens beim Betreten von Alfreds Schlafzimmer und nachdem er sich überzeugt hätte, daß dieser schlief, im Atelier nebenan eine der Spieldosen in abwechselnder Reihe in Gang zu setzen. Aber nur einmal wöchentlich sollte das geschehen; die Wahl des Tages war ihm freigestellt. Diesem Befehle seines jungen Herrn kam Franz gewissenhaft nach, aber eine Erklärung dafür konnte er nicht finden und schüttelte bedenklich den Kopf, wenn er darüber nachsann. Alfred aber hatte nun einen weiteren gelungenen Versuch zu verzeichnen: durch die Entfernung gedämpft klangen die Töne an das Ohr des Schlafenden, ohne ihn zu wecken; im Traume aber sah er Moidele's liebliche Gestalt. Von nun an, in regelmäßigen Zwischenräumen, die Alfred genau einhielt, thaten abwechselnd die Speikwurzel oder die Spieldosen ihre Schuldigkeit, eine unschuldige Nekromantie zu bewerkstelligen. [1])

Alfred hatte davon noch einen andern Vorteil. Er war über seine Entdeckung erfreut, und in einem schriftstellerischen Versuche, dem ersten seines Lebens, bemühte er sich, sie darzustellen. Dabei ergab sich von selbst die Nötigung, wenigstens in der Theorie alle Kombinationen zu besprechen, deren praktische Anwendung sein Prinzip gestattete. Für ihn selbst gab es eine weitere Verwendung desselben freilich nicht, weil ihm der entsprechende Anknüpfungspunkt in der Vergangenheit fehlte; aber sein Vorschlag klang durchaus plausibel, daß Liebende die Tage ihres Glückes verwenden könnten, derartige Anknüpfungspunkte zu ersinnen, um in Zeiten der Trennung daraus Freuden zu ziehen, welche die Wirklichkeit ihnen vorenthielt. Mit der

bei einem schriftstellerischen Anfänger verzeihlichen Genugthuung überlas Alfred seine klargeschriebene und, weil durch praktische Experimente erläutert, auch überzeugende Arbeit, die bald darauf in einer Zeitschrift erschien, und deren größter Reiz für ihn darin lag, daß die Erinnerung an Moidele damit verwebt war.

Alfred hatte sich freilich viel weitergehende Pläne vorgesetzt, und über diesen unschuldigen Versuchen verlor er seine eigentliche Absicht nicht aus den Augen, mit Moidele durch eine ganz andre Art von Nekromantie vereinigt zu werden. Seine nächtlichen Studien, die er teils in der Bibliothek, teils im Atelier fortsetzte, nur daß er die ihnen zugemessene Zeit abkürzte, hatten es ihm mehr und mehr zur Gewißheit erhoben, daß das Geisterreich nicht verschlossen sei. Er widmete diesen Studien eine Energie, die ein junger Mann seines Alters gewiß noch nie an den Gegenstand gesetzt hatte. Alfred hatte sich bereits darein ergeben, gar vieles, was ihm unverständlich blieb, vorläufig beiseite zu legen, um erst dann wieder darauf zurückzukommen, wenn ihm von andrer Seite oder von neuem Gesichtspunkt aus die nötige Aufklärung geworden; aber das dunkle Gebiet, das er erforschte, gewann für ihn nur sehr langsam an Helligkeit. Vieles auch fand er, was von den Autoren selbst absichtlich in dunkle Sprache gehüllt war; aber schon manchesmal hatte er die Erfahrung gemacht, daß ihn dann an ungesuchter Stelle irgend ein andrer Autor auf die Lösung brachte. Dabei ging er auch insofern systematisch vor, als er zahlreiche Hefte anlegte, in die er abgekürzt, unter Schlagworte gebracht und mit den nötigen litterarischen Hinweisungen versehen, alles eintrug, was ihm für spätere Bearbeitungen verschiedener Themate tauglich erschien. Auf diese Weise nahmen seine Arbeiten immer mehr einen objektiven und wissenschaftlichen Charakter an, wenn ihnen auch die subjektive Unterströmung verblieb, womit sie beständig auf das eine Ziel gerichtet waren: auf Moidele.

Alfreds Eifer wurde aber auch noch in dem Maße gesteigert, als er mehr und mehr hoffte, auf dem eingeschlagenen Wege, durch Mittel der Geheimwissenschaften, jenes Dunkel zu enthüllen, das noch immer über dem Schicksale seines Kindes hing. Noch immer war keine Spur des Vermißten gefunden worden, und der General berichtete nur von Mißerfolgen der fortgesetzten Nachforschungen. Es war unbestreitbar, daß irgend ein außer aller Berechnung gelegener Zufall, dessen Entdeckung aber eben darum kaum möglich war, dabei mitspielte; denn die anfängliche Vermutung des Generals und des von Alfred beauftragten juristischen Sachwalters, daß das Kind vielleicht doch gestorben sein könnte, trat immer mehr in den Hintergrund. Gerade die zur Bestätigung dieser Annahme eingeleiteten umfassenden Nachforschungen schlossen dieselbe vollständig aus. Alfred hatte immer mehr der Hoffnung entsagt, daß sein Kind, welches zweifellos lebte, auf dem Wege behördlicher und privater Nachforschungen gefunden werden könnte, und im gleichen Maße wuchs unter dem Einflusse seiner Studien die andre Hoffnung, durch jene Wissenschaft, in deren Zauber er sich immer mehr verstrickte, die gesuchte Aufklärung zu erhalten.

Unter den Büchern, die ihm in die Hände fielen, fand er auch solche aus jüngerer Zeit, worin von verschiedenen Orientreisenden über die wunderbaren Fähigkeiten ägyptischer und indischer Fakire berichtet war. Es war insbesondere ein Buch des englischen Reisenden William Lane, das ihn in der Hoffnung bestärkte, durch Vermittelung hellsehender Fähigkeiten den Aufenthalt seines Kindes zu erfahren. [2]) Seinen Bestrebungen war damit noch ein zweites Ziel gegeben, das seine Gedanken oft ganz in Anspruch nahm, ja dessen Erreichung ihm als seine erste Lebensaufgabe erschien. Oft wurde ihm die Ungewißheit zur Qual, wo das unschuldige Wesen wäre, das er niemals gesehen, und das er sich sehnte an sein Herz zu nehmen. In welchen Händen war es? Vielleicht in denen von Pflegeeltern,

welche in ihm nur eine Last sahen, die ihnen zugefallen! Und dieses kleine Wesen war das Kind Moideles, sein eigener Sohn, das einzige, was ihm von der Toten verblieben!

Es war kein Wunder, daß Alfred, der keine andre Hoffnung hatte, daran er sich klammern konnte, mit dem Strohhalm vorlieb nahm, den ihm Bücher, wie das von Lane, boten, ja daß er überschwengliche Erwartungen hegte. Vielleicht sollte es auch in diesem Punkte für ihn heißen: Ex oriente lux!

Von der Richtigkeit dieses Wortes hatte sich Alfred im Verlaufe seiner Studien immer mehr überzeugt; es hatte für ihn nicht nur in Bezug auf das allgemeine europäische Wissen seine Geltung, sondern ganz besonders bezüglich der Geheimwissenschaften. Anfänglich hatte er sich oft die Frage gestellt, wie die Denker des Mittelalters ohne jede Anknüpfung an ein früheres Wissen dieser Art, also spontan, auf das Bestreben verfallen konnten, eine Wissenschaft der Magie auszubilden; je weiter er aber vordrang, desto gewisser wurde es ihm, daß dieses Bestreben keineswegs spontan entstand. Es gelang ihm nicht, in irgend einem Punkte der mystischen Weltanschauung den ersten Entdecker im Mittelalter selbst ausfindig zu machen. Hatte er manchmal geglaubt, bei irgend einem Autor die erste Andeutung einer mystischen Vorstellung in Bezug auf einen besondern Punkt zu entdecken, so fand er oft bald darauf in einem ältern Schriftsteller eine noch deutlichere Spur, so daß es ihm oft schien, als sei die Mystik, als deren Quelle er immer mehr den Orient erkannte, auf ihrem Wege nach Europa in immer größere Dunkelheit gehüllt worden. Ein regelmäßiger Entwicklungsgang mit allmählicher Steigerung und wachsender Deutlichkeit der Vorstellungen wollte nicht zu Tage kommen, sondern gleichsam nur abgerissene Zweige eines großen Erkenntnisbaumes, dessen Teile aber doch zu einem organischen Ganzen sich zusammenzufügen schienen.

Teilweise konnte sich Alfred das aus den mittelalterlichen Kulturverhältnissen erklären, die ein systematisches Zusammenarbeiten der Gelehrten aller Länder nicht gestatteten, so daß die da und dort auftretenden Arbeiter sogar noch nach Erfindung der Buchdruckerkunst fast vereinzelt und auf ihre eigenen Kräfte angewiesen waren oder doch nur in den reichen Klosterbibliotheken einigermaßen den historischen Zusammenhang mit ihren Vorgängern anknüpfen konnten. An einer ununterbrochenen Kontinuität fehlte es aber diesen mittelalterlichen Bestrebungen; auch waren die reichen litterarischen Schätze der Klöster keineswegs jedem zugänglich und moderten in hohen Sälen oft lange ganz ungenutzt. Zudem war die Kirche allen Bestrebungen auf diesem mystischen Gebiete abhold. Sie bedrohte die Anhänger der Magie an Leib und Leben. In manchen Folianten aus jener Zeit läßt sich die eigentliche Ansicht des Verfassers nur zwischen den Zeilen lesen und ist absichtlich in eine dunkle, kaum dem Eingeweihten verständliche Sprache gehüllt, weil es eben gefährlich war, offen von Dingen zu reden, welche die Kirche verdammte, weil sie deren Zusammenhang mit heidnischen Vorstellungen witterte.

Die Kirche hat niemals die objektive Realität der Magie geleugnet, und jene seichte Aufklärung, die in unsern Tagen das ganze Gebiet mystischer Vorstellungen zum Aberglauben rechnet, ist von den alten Kirchenvätern niemals geteilt worden, ja hätte das Gelächter derselben erregt. Aber im Mittelalter war die Beurteilung der magischen Phänomene durchaus keine objektive. Das Urteil wurde vom Standpunkt der religiösen Anschauungen gefällt. Daraus ergab sich zunächst eine dem Wesen der Sache durchaus nicht entsprechende Auseinanderreißung eines Ganzen in zwei Teile. Die Kirche unterschied zwischen schwarzer und weißer Magie, zwischen Wunder und Zauberei. Das Wunder, eine legitime Zauberei, wurde dem Einfluß der göttlichen Gnade zugeschrieben; die Zauberei da-

gegen, als illegitimes Wunder, wurde dem Teufel in die Schuhe geschoben. Freilich wimmelt es in den Heiligengeschichten von Dingen, deren oft ganz genaues Pendant in der schwarzen Magie zu treffen ist, so daß die wesentliche Verwandtschaft der Phänomene in beiden Gebieten gar keinem Zweifel unterliegt. Aber die gleichen Kräfte, die diesen beiderseitigen Phänomenen zu Grunde lagen, konnten allerdings auf entgegengesetzte Ziele gerichtet, sie konnten zum Guten wie zum Schlimmen gebraucht werden. Diesen Unterschied im Ziele verwandelte aber die Kirche in einen Unterschied der Quelle, und so konnte ein richtiges Verständnis der Magie nicht aufkommen.

Für Alfred kam es zunächst darauf an, sich aus der Kenntnis der Geheimwissenschaften praktische Vorteile zu sichern; aber der Weg durch die Dschungeln dieser Wissenschaften war so schwierig, daß es für ihn zur Notwendigkeit wurde, auch der historischen Entwicklung dieser Vorstellungen nachzugehen, und auf diese Weise gewann er allmählich an diesem Gegenstande ein Interesse, das frei von subjektiven Bestandteilen war. Ihm lagen die Anfänge der Magie weit zurück im Dunkel der Zeiten. Ihr Wiederaufleben im Mittelalter erklärte sich ihm daraus, daß diese Periode einen überaus günstigen Boden für die Entfaltung mystischer Vorstellungen bot. Die Grundvoraussetzung aller Magie, nämlich die Existenz einer vom Körper unabhängigen Seele, war von der alles beherrschenden Religion selbst als ein Dogma geliefert. Das kam den magischen Bestrebungen zu gute, wie denn umgekehrt in unsern Tagen dem Wiederaufleben der mystischen Vorstellungen hauptsächlich die Schwierigkeit anhaftet, daß der Träger der magischen Kräfte erst wieder gefunden werden muß: die menschliche Seele, die der Materialismus beseitigt zu haben glaubt.

Für Alfred allerdings bestand diese Schwierigkeit nicht, und insofern lag in ihm eine günstige Vorbedingung für sein Bestreben. Er war religiös erzogen worden, und wenn er auch

in den drei Semestern, die er den Universitätsstudien gewidmet hatte, sich dem Einfluß der modernen Vorstellungen nicht ganz hatte entziehen können, so hatte er doch den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele bewahrt. Seiner fein organisierten Natur widerstrebte alles Rohe; roh aber und brutal erschienen ihm die Lehren des Materialismus, die damals in den Kreisen der Gebildeten Eingang fanden, für ihn aber im höchsten Grade abstoßend waren. Bei aller religiösen Lässigkeit, in die er verfallen, war ihm also doch der Glaube an die Seele mit ihren uns fast noch unbekannten Kräften geblieben, und an diesen Glauben konnte er leicht mystische Vorstellungen anknüpfen. In der That war für ihn mit der Unsterblichkeit der Seele das Geisterreich von selbst gegeben; es hatte nur jenes tragischen Ereignisses bedurft, das in sein Leben eingegriffen, um es ihm zum Bewußtsein zu bringen; die Größe seines Unglücks aber mußte auch den unwiderstehlichen Drang erzeugen, den Vorhang von diesem Geisterreiche hinwegzuziehen. Ein solcher Entschluß konnte freilich nur entstehen, weil er von den Schwierigkeiten der Ausführung keine Ahnung hatte; aber hätte er von Anfang an die Sache für so aussichtslos gehalten, wie sie ihm jetzt manchmal vorkommen wollte, so würde er auch nicht die Kraft gehabt haben, sein Unglück zu ertragen. In der That waren seine anfänglichen Hoffnungen schon beträchtlich geringer geworden; aber er ließ in seinen Bestrebungen nicht nach, weil inzwischen sein objektives Interesse geweckt worden war, diese tiefsten Rätsel des menschlichen Geistes zu ergründen, kurz, weil der Verlust seines Glückes die philosophische Besinnung in ihm erweckt hatte.

Das Gebiet, das er zu durchforschen entschlossen war, lag vor ihm gleich einer unterirdischen dunklen Grotte, in der nur einiges von zweifelhafter Dämmerung erhellt war. Es hätte einer hochgehaltenen leuchtenden Fackel bedurft, um in diesem Dunkel mit sichern Schritten vorzubringen; diese fehlt aber noch

dem menschlichen Geiste. Nur in seiner Grundüberzeugung wankte Alfred nicht mehr, daß diese Geheimwissenschaften in Wirklichkeit Wissenschaften oder wenigstens der methodischen Forschung zugänglich seien, um einst wirkliche Wissenschaften zu werden; denn selbst das Mittelalter, das diese Bestrebungen sehr gepflegt hatte, bot doch nur Bruchstücke einer Wissenschaft, die vielleicht in entlegenen Zeiten bestand, aber der Menschheit wieder verloren ging. Der Orient aber war es, nach dem er als der ursprünglichen Quelle sich hingewiesen fand.

So lange Alfred in den nächtlichen Stunden, die er auf der Bibliothek verbrachte, mit den ersten Schwierigkeiten seiner Studien rang, hatte er seiner Schwester von seinen Bestrebungen nichts vertraut; er hätte sich geschämt, es zu thun. Aber je mehr er sich von dem Vorurteile unsers Jahrhunderts entfernte — dessen Wissen an Tiefe so viel eingebüßt, als es an Ausdehnung gewonnen —, je mehr er von der Realität eines Geisterreiches sich überzeugte, desto mehr verlor er auch seine Bedenken, die Schwester zur Vertrauten zu machen. Leonore, die anfänglich mit so großer Betrübnis gesehen, wie Alfred, beständig in seinen Schmerzen wühlend, zu gänzlicher Unthätigkeit zu erschlaffen drohte, dann aber den wohlthätigen Einfluß seiner Studien bemerkte, fühlte sich glücklich, daß ihr Bruder, der sich im Unglück ihr entfremdet hatte, ihr nun wieder näher gebracht wurde. Sie konnte freilich nicht so schnell eine gelehrige Schülerin werden; aber das Absprechen lag überhaupt nicht in ihrer Natur; sie ging auf seine Gespräche ein, und wenn sie auch noch zweifelte, daß Alfred auf diesem Wege ein Ziel erreichen würde, so sah sie ihn doch mehr und mehr sein geistiges Gleichgewicht wiederfinden. Der Umgang der beiden Geschwister nahm so wieder den liebevollen Charakter früherer Tage an, und dieses trug seinerseits dazu bei, daß Alfred von der heftigen Erschütterung, die er erfahren, sich langsam wieder erholte.

Als Alfred bei der Gewißheit anlangte, daß die Wurzeln der Geheimwissenschaften zeitlich bis in das graue Altertum, räumlich aber bis nach Indien sich erstreckten, war er einigermaßen mutlos geworden; denn damit erweiterte sich das von ihm zu durchforschende Gebiet ungeheuer und dehnte sich bis zu unbestimmbaren Grenzen aus. Das Material auch zu diesen weitern Studien war im Schlosse allerdings vorhanden; sowohl der Goldgraf als Alfreds Vater hatten auch in dieser Hinsicht gründlich vorgesorgt. Aber wie sollte Alfred nun auch diese Aufgabe bewältigen können!

Die Mutlosigkeit, die er einige Tage herumtrug, war seiner Schwester nicht entgangen, und er verhehlte ihr auf Befragen die Gründe derselben nicht. Leonore hätte sich geängstigt gefühlt, wenn Alfred die Flinte ins Korn geworfen hätte; denn so wohlthätig das Studium auf seinen Geist eingewirkt hatte, so war doch die Kur noch lange nicht vollendet. Er wäre vielleicht in den frühern Trübsinn wieder zurückgefallen, dem er gerade darum sich hatte entreißen können, weil er eine Aufgabe sich gestellt, die ihn ganz erfüllte.

— „Ich habe kein Urteil darüber, ob denn diese Erweiterung deiner Aufgabe wirklich unerläßlich ist. Ist es aber so, so sehe ich doch gar nicht ein, warum du ganz allein, ohne jede fremde Beihilfe, arbeiten willst. Es kann dir nicht schwer fallen, einen Gehilfen zu finden, der dir einen Teil der Arbeit abnimmt und, von deinen Absichten unterrichtet, auch in der richtigen Weise dich unterstützt."

— „Du hast recht, Leonore. Dein Vorschlag hat meinen ganzen Beifall und erweckt mir die Vorstellung eines Mannes, der vorzüglich geeignet wäre, mein Hilfsarbeiter zu sein, ja unter dessen Leitung ich mich sogar gerne stellen würde. Ich wundere mich, auf diesen Gedanken nicht schon lange gekommen zu sein, der mir manche mutlose Stunde erspart hätte. Ob sich freilich der Mann für den Plan gewinnen läßt, ist erst noch die Frage."

— „Wer ist es, den du meinst?“

— „Du sollst ihn kennen lernen, Leonore! Es ist Doktor Morhof, ein Freund von mir, sogar ein sehr guter Freund, den ich auf der Universität kennen lernte. Denke dir einen Mann von etwa dreißig Jahren, eher jünger als älter, aber doch schon von tiefer Gelehrsamkeit. Er ist Philosoph, aber als die Königin der Wissenschaften betrachtet er die Philosophie nur darum, weil sie alle andern umfassen soll; seiner Meinung nach soll also der Philosoph in allen Wissenschaften Bescheid wissen. In dem engern Studentenkreise, dem ich mich anschloß, und dem auch Morhof angehörte, war er es, der das Gespräch am meisten belebte, solange es wissenschaftlicher Art blieb. An ihn wandte man sich selten vergebens um Aufschlüsse irgend welcher Art, daher er denn auch häufig ‚das Lexikon‘ genannt wurde. Gegen diese Bezeichnung protestierte er zwar mit Recht; denn er war ein großer Feind jener Gelehrsamkeit, die ein atomisiertes Wissen als Selbstzweck aufspeichert, ja er war unerschöpflich in seinem Spott über jenen Gelehrtentypus, der sich in unsern Tagen so häufig findet. So wenig er mit seinem Wissen prunkte, so wenig schämte er sich seiner Unwissenheit, wenn er auf Fragen keine Antwort wußte. Er suchte dann nicht, die Lücke zu verdecken oder mit Phrasen auszufüllen, sondern leitete dann gewöhnlich das Geständnis mit einem ‚Ich weiß nicht‘ ein; dann war es oft erst recht interessant zu hören, wie er in immer neuen Wendungen das Problem auf einen präzisen Ausdruck brachte, das Für und Wider erörterte, so daß, auch wo er die Lösung schuldig blieb, die Zuhörer doch genau über den Stand der Fragen orientiert wurden und eine Fülle geistreicher Bemerkungen zu hören bekamen. An den Kneipabenden war er ein seltener Gast geworden, und ich war schon lange Genosse dieses Kreises gewesen, als er einst eintrat und von allen so froh begrüßt wurde, daß ich einen von langer Reise Zurückgekehrten vermutete. Dem war aber nicht so. Er

hatte nur Arbeitsperioden, in denen er oft lange unsichtbar wurde. Als wir einander vorgestellt wurden, erfuhr ich auch seinen eigentlichen Kneipnamen, ‚das Schweinsleder'. Das war eine zutreffendere Bezeichnung; denn es lag etwas Faustisches in ihm, und sein Wissen war solide, wie ein alter Folioband. Von ihm lernte ich, was es denn eigentlich um die Philosophie sei, und das war für mich sehr gut; denn die akademische Langweiligkeit des philosophischen Kollegs, das ich damals anhörte, hatte mich schon gründlich abgestoßen. Als ich mich darüber bei Morhof beklagte, weniger auf den Lehrer als auf mich selbst die Schuld schiebend, warf er einen prüfenden Blick auf mich und fühlte mir durch wenige treffende Fragen gleichsam den Puls. Er schien bald zu wissen, was er wissen wollte, und schlug mir für einen der nächsten Tage einen Spaziergang vor. Ich suchte ihn auf und fand ihn, — du errätst wohl nicht, wo?"

— „Wie sollte ich auch?"

— „In einer Dachkammer! An ihm bemerkte ich darüber keine Verlegenheit, wohl aber fühlte ich sie für ihn. Spätere Erkundigungen bei Freunden haben mir denn auch bestätigt, daß er, wenn nicht in dürftigen, so doch sehr knappen Verhältnissen lebte. Er aber rühmte mir die Stille seiner Wohnung, die Nähe des Waldes, den man vom Fenster aus sah, und schien in seiner Armut ganz glücklich zu sein."

— „Aber wie ist das möglich! Ein solcher Gelehrter, und doch arm!"

— „Was willst du, Leonore? Morhof war zu vielseitig, um sich auf ein einzelnes Fach zu beschränken. In einer Zeit, die nur die mikroskopische Fachgelehrsamkeit schätzt, gilt Vielseitigkeit nicht als Vorzug, sondern es heißt dann wohl: Er weiß kein Fach zu finden, oder gar: Er hat nichts Ordentliches gelernt. Ich freilich mußte ganz anders urteilen, je besser ich ihn auf unsern häufigen Spaziergängen kennen lernte. In so

begeisterter Weise habe ich nie von Philosophie reden hören. Das war für ihn allerdings die Königin der Wissenschaften. Aber weniger noch bewunderte ich den Scharfsinn seiner Urteile und die Prägnanz der Form, in die er sie kleidete; was mir am meisten zu denken gab, war, daß er an alles, an das Kleinste, was uns aufstieß, Philosophie anzuknüpfen vermochte. Sie war ihm weniger Wissenschaft, als eine Kunst, ja eine Religion, deren begeisterter Anhänger er war. Er war kein kalter Verstandesmensch, sondern in allem tief, und das innere Feuer, das in ihm loderte, teilte sich unwillkürlich auch mir mit. Wenn die Philosophie in der That gleichberechtigt ist mit der Religion, — und das ist seine Ansicht —, dann muß sie auch das leisten können, was die Religion leistet. Sie muß den inneren Menschen aufwühlen, und doch ganz unbeschadet jener Objektivität, die den Kern der philosophischen Besonnenheit bildet. Morhof schaut gleichsam mit großen klaren Augen in der Welt herum, und wohin immer sein Blick trifft, weiß er das Wesenhafte der Erscheinung herauszuschälen und darzustellen. Er sucht nicht Gelehrsamkeit, sondern Weisheit. Daß in unsern Tagen die Philosophie zu bloßem philosophischen Wissen verkümmere, war für ihn der Gegenstand oft schmerzlichen Bedauerns, oft aber auch des beißendsten Spottes. Mit Verachtung spricht er vom trockenen Gelehrten, vom bloßen Bücherwurm, der, nicht ungleich dem Wurm in der Erde, in den Bibliotheken wühlt, aber, ohne unser Wissen zu vermehren, nur unverdaut von sich gibt, was er angesammelt. Er riet mir ganz ernstlich, auf philosophische Kollegien überhaupt zu verzichten, die, weit entfernt, den philosophischen Trieb in mir zu wecken, den vorhandenen nur zur Verkümmerung bringen würden. Ich fand aber mehr als Ersatz in seinem Umgang, der meinem geistigen Auge gleichsam den Dienst einer Staroperation leistete."

— „Aber ein solcher Mann wäre ja eine wahre Zierde für eine Universität! Warum ergreift er nicht das Lehrfach?"

— „Du bist naiv, Leonore. Du hättest fragen sollen: Warum greift der Staat nicht nach ihm und macht ihn zum Lehrer? Darauf gibt es nur die Antwort, daß der protektionslose Philosoph in der Dachkammer nie entdeckt werden wird, sondern nur, wer sich streberisch in den Vordergrund stellt."

— „Was wird aber die Zukunft eines solchen Mannes, wie Morhof, sein?"

— „Die läßt sich mit ziemlicher Sicherheit konstruieren. Früher oder später wird er es eben doch zum Privatdozenten bringen, und wenn er nur alt genug wird, wird ihm vielleicht auch eine Professur zu teil werden, nachdem er als Junggeselle zwischen Büchern ergraut sein wird. Der Staat wird dann glauben, seine Schuldigkeit gethan zu haben; in der That aber wird er nur wieder einmal ein Genie unterdrückt haben."

— „Wenn sich aber ein Mäcenas für diesen Mann fände, wenn du selbst, Alfred, dieser Mäcenas wärest, was dann?"

— „Dann würde er mein Anerbieten ausschlagen, weil er es als Almosen empfinden würde. Eine bloße Sinekure würde er nicht annehmen, und eine wirkliche Gegenleistung wüßte ich ihm nicht anzugeben. Die Stelle als Bibliothekar allenfalls könnte ihm angeboten werden. Daß unser Vater sie unbesetzt ließ, der die Funktion selbst auf sich nahm, ist kein Grund, sie ganz eingehen zu lassen. Ich bin der Aufgabe nicht gewachsen, und Morhof könnte mir treffliche Dienste leisten; ich weiß aber nicht im mindesten, ob er an meinen derzeitigen Bestrebungen teilnehmen möchte, und wenn ihm, wie ich fürchte, der Geschmack daran fehlt, so wird er sicherlich seine Unabhängigkeit nicht aufgeben wollen. Denn mag er auch arm sein, so liegt sein Reichtum in seiner Bedürfnislosigkeit."

— „So schreib ihm wenigstens. Es könnte ja in Form einer bloßen Einladung geschehen, dich auf einige Wochen zu besuchen. Vielleicht läßt sich doch ein Arrangement zu beiderseitigem Vorteil finden."

— „Ich werde etwas Besseres thun, Leonore. Ich will ihn selbst aufsuchen. Mündlich läßt sich eine solche Angelegenheit schneller und besser abwickeln, und wenn Morhof noch immer in Graz leben sollte, läßt sich die Sache schnell im einen oder andern Sinn entscheiden."

Leonore klatschte in die Hände. Der Entschluß ihres Bruders machte ihr große Freude. Ein freundschaftlicher Umgang mit einem Manne, wie Morhof, selbst wenn dieser nur als vorübergehender Gast käme, mußte vom günstigsten Einfluß auf Alfred sein.

Wie wenn er auf diesen Gedanken antwortete, fuhr Alfred fort:

— „Auch du wirst aus seinem Umgang Gewinn ziehen können. Ich klage mich längst an, dir nicht mehr sein zu können, was ich dir früher war. Du hast mit dem Leben noch nicht abgeschlossen, wie es bei mir der Fall ist. So dankbar ich dir dafür bin, in schwerer Zeit mit deiner Liebe und Aufmerksamkeit mich umgeben zu haben, so kann es doch nicht für immer deine Aufgabe sein, dich mit deinem psychisch erkrankten Bruder in die Einsamkeit dieses Schlosses zu vergraben und die barmherzige Schwester zu sein. Morhof wird dich aufheitern. Er ist musikalisch, und daß er sich ausschließlich auf klassische Musik beschränkt, ist dir gewiß um so lieber. Durch sein großes Wissen, das er dir doch nicht aufdrängen, sondern in entsprechenden Dosen reichen wird, wird er dir ebenfalls interessant sein. Was er dir aber in dieser Hinsicht bietet, ist solide Ware. Nichts liegt ihm ferner, als die Bildungsflunkerei in Gesprächen, wobei man sein eigener selbstgefälliger Zuhörer ist und den Effekt abwägt, den man zu machen sich schmeichelt. Seine Umgangsformen sind ganz angenehm; daß du aber keinen geckenhaften Salonmenschen in ihm finden wirst, kann ihn dir, wie ich dich kenne, nur um so schätzbarer machen."

— „So wenig ich meiner Rolle als barmherzige Schwester überdrüssig bin, so bin ich doch über die Aussichten entzückt, die du mir und dir selbst eröffnest. Wir stehen allein in der Welt und sind aufeinander angewiesen. Dieser Aufgabe werde ich mich nicht entziehen; aber eines hindert nicht das andre. Warum sollten wir nicht Morhof in unsern Kreis ziehen, der dir zu bieten vermag, was mir versagt ist. Sein Umgang wird dich erheitern, das fällt für mich in erster Linie ins Gewicht; daß aber für mich selbst noch ein Gewinn abfallen könnte, macht mir deinen Vorschlag nur um so lieber."

Alfred war schon lange nicht mehr so gesprächig gewesen, wie an diesem Abende. Leonore sah darin mit freudiger Erregung ein Zeichen der Besserung. Sie hatte es wohl bemerkt, daß seine Augen ein paarmal ihren getrübten Blick verloren und aufleuchteten; daß auch der herbe Zug, der in seiner Miene lag, seine Spannung verlor, ja daß es ihm heute zum erstenmal wieder gelang, ihr freundlich zuzulächeln, als er mit den Worten schloß:

— „Teilen wir das Fell des Bären nicht, bevor er erlegt ist. Wir verfügen über Morhof, als sei er bereits unser, und wissen noch gar nicht, ob er überhaupt erreichbar ist. Bist du einverstanden, so reise ich gleich morgen nach Graz. In wenigen Tagen werde ich zurück sein. Bringe ich ihn mit, so ist es gut. Wenn nicht, so sind wir um eine Illusion ärmer, aber sie wird wenigstens beseitigt sein, bevor wir uns in sie hineingelebt haben."

XI.

In seinem Arbeitszimmer, das bei beträchtlicher Ausdehnung trotz zahlreicher Bücherrepositorien und verschiedener Möbelstücke nur mäßig gefüllt war, saß Morhof am Schreibtische, der in mehr als gewöhnlicher Unordnung mit Büchern und Schriften bedeckt war. Seine Hand glitt rasch über das

Papier, das er mit Schriftzügen bedeckte. Ein energisches Profil und der von einer Fülle blonden Haares bedeckte Kopf hoben sich dunkel vom Fenster ab, durch welches Licht hereinströmte. Nebenan auf einem kleinen Tische stand eine Kaffeemaschine in Thätigkeit, und der liebliche Duft, der von derselben aufzusteigen begann, mahnte den Schreiber, einzuhalten. Er erhob sich, eine kräftige, breitschultrige Hünengestalt, und trat in die Zimmerecke, wo seine Rauchrequisiten standen und Tabaksbeutel nebst Pfeifen von verschiedener Form an einem Gestell herabhingen. Er griff nach einem langen Rohre, besann sich aber dann und hing es wieder hin. „Heute darf ich mir wohl den Luxus einer Cigarre gestatten," murmelte er und griff nach einer Meerschaumspitze. Sein Blick fiel auf das reich geschnittene erhöhte Wappen derselben. Es war das des Grafen von Karlstein. „Armer Junge!" dachte er, und ein Schatten glitt über das von Gesundheit strotzende Gesicht und verdüsterte den Glanz seiner blauen Augen. Er hatte schon lange des jugendlichen Freundes nicht mehr gedacht; aber die Kunde von Moideles Tod war auch zu ihm gedrungen, und Morhof wußte es, daß damit eine Liebesgeschichte, voll der höchsten Romantik, einen jähen Abschluß gefunden hatte.

Morhof goß sich Kaffee in die Schale, setzte die Cigarre in Brand, und in den Lehnstuhl zurücksinkend, überließ er sich seinen Gedanken an den Freund. Wie hatte er ihn oft beneidet um die schöne Zukunft, die vor ihm lag. Jung, mit Glücksgütern gesegnet und mit außergewöhnlichen Geistesanlagen versehen, war er zu den höchsten Ansprüchen an das Leben berechtigt und nun mit einem Male so unglücklich geworden. Wieder kam Morhof der Gedanke, den schon die erste Kunde des Ereignisses ihm erweckt hatte, daß für einen Charakter wie Alfred der Schmerz ein großer Lehrmeister werden und ihm die philosophische Besinnung rasch ausreifen lassen würde. Im Schlaraffenlande, meinte Morhof, gibt es keine Philosophen,

und unter sonst gleichen Umständen ist der unglücklichere Mensch auch der bessere Philosoph. Er fühlte das innigste Mitleid mit seinem jungen Freunde, und es kam ihm der Gedanke, ihn zu besuchen. Nun würde Alfred wohl schon häufig sich die Frage gestellt haben, warum denn die armen Menschenkinder einen so leidensvollen Stern bewohnen, und vielleicht mancher philosophischer Gespräche sich erinnern, die sie miteinander geführt.

Morhof lehnte den Kopf zurück und sah der feinen Rauchsäule zu, die von seiner Cigarre emporstieg. In ihrer Unbeweglichkeit wirkte seine Büste gleich dem Werk eines Bildhauers. Die Schultern füllten die ganze Breite des Lehnstuhles aus; die wirren Haare fielen gewellt in die breite Stirne herein, und wäre diese Stirne nicht frei von jeder Falte gewesen, so hätte der üppige Vollbart, der den halbgeöffneten Mund umgab, den im kräftigsten Mannesalter Stehenden leicht älter erscheinen lassen, als er war.

Wie um seine Gedanken los zu werden, schüttelte er den Kopf und erhob sich. Auf der Treppe ließen sich Schritte vernehmen, und der Besuch mußte ihm gelten, da sonst niemand die drei Zimmer dieses Stockwerkes bewohnte. Er trat daher hinaus und öffnete im gleichen Augenblick, da eben die Glocke gezogen wurde.

— „Das nenne ich einmal einen Zufall! rief Morhof. Seit einer halben Stunde beschäftigen sich meine Gedanken mit dir, und nun kommst du selbst, als hätte ich dich telepathisch herbeigezogen, wie einst Goethe seine Geliebte.“ [3])

Er führte Alfred herein, der ihm herzlich die Hand schüttelte, nahm ihm den Hut ab und drückte ihn sanft in den Lehnstuhl. Mit energischer Armbewegung wischte er über den Tisch, ohne Rücksicht auf die sich durcheinanderschiebenden Papiere, und machte einen Platz frei für Kaffee, Cigarrenkiste und Feuerzeug.

Alfred griff ohne weitere Aufforderung zu, während sein Blick im Zimmer herumschweifte.

— „Du bist erstaunt über die Veränderung, begann Morhof. Du findest mich nicht mehr in dem alten Gemach unter dem Dache. Ich bin in den zweiten Stock herabgezogen, habe mir auch noch zwei Stuben zugelegt, und so findest du es wohl jetzt behaglicher bei mir, als früher."

— „Es freut mich das um so mehr, als es eine Vermehrung deines Wohlstandes, also den Erfolg deiner wissenschaftlichen Arbeiten beweist."

— „Das gerade nicht. Bei wissenschaftlicher Arbeit wäre mir schließlich sogar die Dachkammer zum unbestreitbaren Luxus geworden. Der vermehrte Wohlstand hat eine andre Quelle. Ich bin unter die Journalisten gegangen. Nach allem, was ich dir über dieses Handwerk schon gesagt, muß dich das nicht wenig wundern. Aber was willst du? Primum vivere, deinde philosophari. Ich mußte mir den bescheidenen Teil von Glücksgütern verschaffen, dessen ich bedarf; deshalb verwende ich jetzt einen Teil meiner Zeit auf Feuilletons, Rezensionen, politische Betrachtungen und ähnlichen Quark. Das nimmt mir ein paar Tage der Woche, verschafft mir aber alles, was ich brauche, und um so sorgenloser kann ich den größern Teil meiner Zeit der Philosophie widmen, die sich nun einmal zur Melkkuh nicht eignet. Ich verzichte darauf, für die Oeffentlichkeit zu schreiben, und muß es um so mehr thun, als ich in Verfolgung meiner Richtung in den bedenklichsten Gegensatz zu den herrschenden Anschauungen geraten bin. Doch davon ein andermal; denn auch du würdest vielleicht zaudern, noch weiter mein Schüler zu sein."

— „Ich zweifle daran. Die Saat ist inzwischen aufgegangen, die du in mich gelegt hast, und wenn du unter die Journalisten gegangen bist, so ich unter die Philosophen."

— „Ich dachte es wohl," entgegnete Morhof, nicht ohne sogleich das Wort zu bereuen, das ihm entschlüpft war. Alfred hatte ihn verstanden.

— „Du weißt, so scheint es, wie es mir ergangen ist?"

— „Ich weiß es, Alfred; aber ich bedaure, daran gerührt zu haben. Wühlen wir nicht in der Vergangenheit, wenigstens heute nicht. Ein andermal mag es geschehen; jetzt aber wollen wir uns des Wiedersehens freuen. Es ist schön von dir, daß du dich meiner erinnert hast. Darf ich mir schmeicheln, du seist meinetwegen nach Graz gekommen?"

— „Eben deinetwegen, und zwar ganz ausschließlich. Ich bin gestern abends angekommen und werde wieder abreisen, sobald ich mit dir gesprochen. Um es gleich zu sagen, ich bin in der Hoffnung gekommen, dich mitzunehmen. Ich wollte dich, zugleich im Namen meiner Schwester, einladen, die Weihnachtszeit bei uns in Karlstein zu verbringen. Etwas einsam wirst du es dort finden; aber du wirst dich bei uns bald heimisch fühlen."

— „Daran zweifle ich nicht. So ein alter Baukasten, wo man ungestört seiner Arbeit nachgehen kann, nichts sieht, als die stille Natur, nichts hört, als gleichsam den Fluß der Zeit, der durch die Wipfel der Bäume rauscht, — das ist gerade mein Fall."

— „Du nimmst also an?"

— „Wie du siehst, ohne alle Ziererei."

— „Wann kannst du reisen? Wie lange brauchst du zur Vorbereitung?"

— „Nicht eben lange. Sagen wir eine Viertelstunde. Ein kleiner Handkoffer mit etwas Wäsche, einige Manuskripte und Bücher, ein zweiter Anzug: das ist alles, was ich brauche. Ich müßte denn Gesellschaft im Schlosse finden, und du würdest auf Frack und weißer Binde bestehen. In diesem Falle müßte ich dir allerdings gestehen, daß ich diese geschmacklosen Artikel überhaupt nicht führe."

— „Ist auch nicht nötig. Du findest meine Schwester und mich und weiter niemand. Deine Arbeitszeit soll dir ganz un=

geschmälert bleiben. Wenn wir aber in den Abendstunden auf deine Gesellschaft rechnen können, werden wir dir sehr dankbar sein.“

— „Abgemacht! Ich begleite dich.“

— „Mein Schlitten steht unten. Einen zweiten Reisepelz habe ich für alle Fälle gleich mitgenommen. Mittags halten wir unterwegs, und abends können wir in Karlstein sein.“ — —

Leonore und Alfred hatten in gemeinschaftlicher Beratung dafür gesorgt, daß Morhof bei ihnen sich heimisch fühlen sollte. Ein entlegenes, aber mit ausgesuchter Bequemlichkeit eingerichtetes Zimmer mit daranstoßendem Schlafgemach war ihm angewiesen worden, wo nichts seine Ruhe stören sollte. Wenn er am Morgen erwachte — er schlief bei offenem Fenster —, so strömte die frische Bergluft herein, und der Sonnenschein lag auf den Dielen des Bodens. Im Wohnzimmer brannte dann längst das behagliche Kaminfeuer. Daneben stand ein zierlich gedeckter Tisch mit den Frühstücksrequisiten, und Morhof brauchte nur die Spiritusflamme unter der Kaffeemaschine zu entzünden, die wieder selbstthätig erlosch, so daß das Frühstück fertig stand, wenn er seine Toilette beendigt hatte. Ohne je eines dienenden Geistes ansichtig zu werden, sah er sich doch aufs aufmerksamste bedient, und es war abgemacht worden, daß er den ganzen Vormittag über sich selbst überlassen bleiben sollte. Er konnte dann nach Belieben entweder an seine Arbeit gehen oder auf der Schloßterrasse sich ergehen, auf die der warme Sonnenschein fiel und wo er den Schnee immer sorgsam abgekehrt fand. Es war ein Genuß, dort auf und ab zu wandeln. Die Terrasse, an sich so weitläufig, daß sie an Umfang alle Schloßbauten übertraf, sprang auf felsigem Grunde weit vor. Trat man durch die eisenbeschlagene Schloßpforte hinaus, so schweifte der Blick über die mit Schnee gepuderten Waldrücken. Eine niedere Brüstung umgab die Terrasse; beugte man sich darüber, so tauchte der Blick in das Wipfelwerk aufragender Tannen

und tief hinunter in die Schlucht, wo der Wildbach herauf-rauschte und kühle Luftwellen emporsandte.

Morhof erging sich dort oft des Morgens und legte sich die Gedanken zurecht, die er verarbeiten wollte und von welchen er dann und wann etwas in sein Notizbuch eintrug. Sogar Alfred vermied es, dort mit ihm zusammenzutreffen, wie er es denn überhaupt streng einhielt, den Vormittag über unsichtbar zu bleiben. Mittags aber verkündete eine den Schloßbewohnern vernehmbare Glocke, daß eine Viertelstunde später die Mahlzeit bereitstehen werde. Man versammelte sich dann im sogenannten Erker, der in der Ausdehnung eines großen Zimmers als Seitenbau des Schlosses vorsprang und durch ein Vorzimmer mit der Küche in Verbindung stand. Franz, der Diener, in halbe Livree gekleidet, blieb nur sichtbar für die wenigen Augenblicke der Bedienung; der um den Tisch herumlaufende Teppich dämpfte seine Schritte, und er verschwand durch die Thüre, sobald er nicht mehr nötig war. Das Gespräch am Tische konnte so seinen ungestörten Fortgang nehmen. Schließlich brachte die Hausfrau selbst die Rauchrequisiten, und man überlegte dann eine gemeinschaftliche Nachmittagsbeschäftigung, sei es nun einen Spaziergang, oder eine Schlittenfahrt, oder auch Unterhaltungen im Billardzimmer.

Erst abends kam man zur eigentlichen Mahlzeit im großen Eßzimmer zusammen. Im hohen Kamine, dessen Marmormantel fast bis an die Decke reichte, brannte dann ein flackerndes Feuer, das, im Notfall noch durch einen mächtigen Ofen auf der gegenüberliegenden Seite unterstützt, den Raum behaglich erwärmte.

Dort saßen eines Abends, etwa eine Woche nach Morhofs Ankunft, die Schloßbewohner beisammen. Franz hatte abgetragen und sich dann entfernt. Von der Decke hing ein Kronleuchter und ergoß sein Licht über den Tisch, an dem Leonore mit einer Handarbeit saß und den Gesprächen der Männer

lauschte, die im Saale auf und ab gingen. Leonore folgte ihrem Bruder mit den Augen, wenn sie es unbemerkt thun konnte. Es fiel ihr auf, wie ernst und männlich er seit kurzer Zeit geworden; aber neben der mächtigen Gestalt des Freundes erschien er klein und fast schwächlich, und seine blassen Gesichtszüge fielen neben der gesunden Farbe desselben um so mehr auf. Heute jedoch schien Alfred zerstreut zu sein, und da Leonore in das anstoßende Rauchzimmer sich zurückzog, um ein paar Briefe zu schreiben, wurde auch Morhof schweigsam. Er hatte, von Alfred ganz abgesehen, mit Leonore so viele der Anknüpfungspunkte für den Umgang gefunden, daß ihm das Gefühl entschwand, ein vorübergehender Gast zu sein. Die Tage waren ihm dahingegangen, wie wenn es immer so bleiben müßte. Er lebte in physischer wie psychischer Behaglichkeit, und der Gedanke, wieder nach Graz zurückkehren zu sollen, kam ihm erst jetzt, da er sich auf den Ablauf der Woche besann.

Auf dem Tische zwischen zwei altertümlichen Lehnstühlen am Kamine stand der Weinkrug mit Gläsern. Dort hatte Morhof sich niedergelassen, und da Alfred heute dem Beispiele nicht folgte, sondern mit den Händen auf dem Rücken auf und ab ging, richtete er eine teilnehmende Frage an ihn.

— „Ich bin ganz wohl, lieber Freund, möchte dich sogar bitten, mir heute länger Gesellschaft zu leisten. Die Enthaltung von Nachtarbeit gehört ja, wie ich weiß, zu deiner geistigen Hygiene; wenn es dir also recht ist, wollen wir plaudern."

— „Ganz einverstanden! Ich glaubte dich nur nachdenklich, und da du als Grundregel deiner Hausordnung aufgestellt hast, daß jeder nach seinem Belieben thut, meinte ich, das sollte vor allem vom Hausherrn selber gelten. Da ich mich getäuscht habe, wollen wir also plaudern; denn der Nachtarbeit allerdings habe ich entsagt, die ergänzende Gewohnheit aber, mich frühzeitig niederzulegen, fehlt mir noch."

Alfred nahm ihm gegenüber Platz. „Laß uns anstoßen!

Vielleicht gelingt es uns, die alte Universitätsstimmung wieder zu erlangen. Wenn ich vorhin zerstreut war, so war ich doch mit meinen Gedanken nicht abwesend, sondern vielmehr gerade mit dir beschäftigt. Ich habe dir einen Vorschlag zu machen. Als ich dich in Graz abholte, trug ich mich bereits mit einem über deinen vorübergehenden Besuch hinausgehenden Plan. Du bist jetzt lange genug bei uns gewesen, um zu wissen, was Karlstein bietet und was es nicht bietet. Das Gleichmaß der Tage ist nicht nach jedermanns Geschmack, und darum weiß ich nicht, was du zu einer Verlängerung deines Aufenthaltes sagen würdest."

— „Gelegentlich wiederzukommen soll mir eine wahre Freude sein. Diese Ruhe und Einsamkeit ist meinen philosophischen Arbeiten sehr förderlich; aber meine journalistischen Beschäftigungen —"

— „Davon eben wollte ich mit dir reden; dabei aber ist meine Schwester mitbeteiligt, und diese will ich erst holen." Alfred kam mit Leonore bald herein, die ihre Handarbeit wieder aufnahm.

— „Wärest du unter Umständen bereit, deiner journalistischen Beschäftigung, die ja doch nur ein Notbehelf ist, zu entsagen?"

— „Es ist schwer, etwas Besseres zu finden und wobei mir doch die Unabhängigkeit gewahrt bliebe, auf die ich halte. Ich habe selbst schon nach einer Aenderung getrachtet und um eine Bibliothekarstelle an der Universität mich beworben, die aber nicht mir zugeschlagen wurde, sondern einem Günstling."

— „Es ist mir angenehm, das zu hören. Eben um eine Bibliothekarstelle handelt es sich bei meinem Vorschlag."

— „Ich kenne deine Verbindungen nicht und unterschätze vielleicht deinen Einfluß; aber wenn ich mich auch gerne unter deine Protektion stellen würde, so ist doch zur Zeit an keiner unsrer Anstalten eine solche Stelle frei."

— „Du bist auf falscher Fährte, Freund. Es handelt sich um eine Privatbibliothek, und zwar um die des Schlosses Karlstein.“

— „Also das ist es! Du willst mir eine Sinekure anbieten?“

— „Die würdest du ausschlagen, das weiß ich. Es frägt sich aber vielmehr, ob du Zeit genug erübrigen kannst, den Posten auszufüllen. Die Schloßbibliothek ist nicht, was du meinst, sondern vielleicht die reichste, die sich überhaupt in Privatbesitz befindet, aber in sehr einseitiger Richtung angelegt und fortgeführt, an der du vielleicht keinen Geschmack findest. Um kurz zu sein, was denkst du von Geheimwissenschaften, von Mystik und Magie, oder sagen wir lieber gleich: von Geistern?“

— „Von Geistern? Das ist allerdings eine heikle Frage, entgegnete Morhof, und Leonore erwartete mit Bangen seine weiteren Worte. Zunächst will ich dir mit einem Citat antworten: ‚Es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als eure Schulweisheit sich träumen läßt.‘ Ich weiß es wohl, daß dieser Spruch des großen Briten ein Gemeinplatz geworden ist; ich mache aber von solchen unbedenklich Gebrauch, wenn sie meine Meinung richtig ausdrücken.“

— „Ich vermisse eine positive Antwort, und doch kannst du der Frage nicht ausweichen wollen.“

— „Das wahrlich nicht. Vielleicht genügt dir ein andres Citat:

‚Das Geisterreich ist nicht verschlossen,
Dein Sinn ist zu, dein Herz ist tot!‘“

— „Das gefällt mir schon besser; aber nicht an meine Adresse richtet sich der Vorwurf.“

— „Ich würde dir gerne bestimmtere Antwort geben, aber du weißt, daß ich nicht gerne von Dingen rede, von welchen ich nichts verstehe.“

Alfred lachte. „Das beruhigt mich in hohem Grade. Deine ‚Ich weiß nicht‘ sind nachgerade berühmt geworden und

haben in unsrer Universitätszeit gewöhnlich bedeutet, daß du mehr wußtest, als wir andern zusammengenommen, oder doch höchstens, daß dein Studium des Gegenstandes noch nicht abgeschlossen war."

— „Das ist hier der Fall. Eine abgeschlossene Meinung kann ich dir nicht bieten; aber fremd ist mir das Gebiet durchaus nicht. Erlaube mir nun aber die Gegenfrage: Wie steht es mit dir in dieser Hinsicht?"

— „Ich hatte mich um diesen Gegenstand nie bekümmert; aber seit — seit — nun ja, du weißt ja, — seit Monaten habe ich mich ganz ernstlich darein vertieft. Ich habe manche Nacht in der Bibliothek verbracht — ja, ja, Leonore, es ist so, aber da es vorüber ist, brauchst du auch nicht mehr zu erschrecken. Ich habe mit unglaublicher Geduld nach einem Ariadnefaden gesucht —"

— „Armer Freund! und hast ihn nicht gefunden; ich kenne das."

— „Ich bin aber mit meinem innersten Wesen daran beteiligt, und mein Mut ist noch ungebeugt."

— „Was waren zunächst deine Studien?"

— „Ich habe mich ausschließlich an das Mittelalter gehalten. Mein Kopf ist voll von Zauberei, Magie, Geisterbeschwörungen und ähnlichem."

— „Ich wiederhole es: armer Freund! Verloren ist diese Arbeitszeit gerade nicht; aber du hast die Sache beim falschen Ende angegriffen, das Pferd beim Schweif aufgezäumt."

— „Es kam mir manchmal so vor; aber wer hätte mir raten können?"

— „Wer anders, als ich! Aber freilich, du wußtest ja nicht, daß ich längst den Weg eingeschlagen, auf dem nun auch du wandelst. — Wie stark ist deine Bibliothek?"

— „Es mögen an fünfzehntausend Nummern sein, die von Geheimwissenschaften handeln."

— „Fünfzehntausend! und das erfahre ich erst jetzt, nachdem ich auf allen unsern Bibliotheken nur die erbärmlichste Armut an Schriften dieser Art gefunden!"

— „Du nimmst also die Bibliothekarstelle an?" rief Alfred freudig erregt.

— „Selbstverständlich! Ich hätte mich dir aufgedrungen, wenn ich das gewußt hätte."

Morhof zog die Uhr; aber Leonore erriet seine Absicht und bat: „Nicht heute, nicht nachts, lieber Doktor!" Er verbeugte sich zum Zeichen der Unterwerfung.

— „Ein Wort noch für heute, sprach Alfred. Wenn ich die Sache falsch angegriffen habe, wie hast du es gemacht?"

— „Gerade so falsch; dann aber habe ich nach einem andern Fadenende gesucht und zufällig das richtige gefunden. Dieses werde ich dir morgen in die Hand geben. Die Sache steht nun aber so, daß wir uns gegenseitig ergänzen können. Von entgegengesetzten Punkten ausgehend werden wir schließlich zusammenkommen. Nur müssen wir unsre Rollen vertauschen. Du hast jene Studien vorzunehmen, die ich bereits hinter mir habe — worüber wir morgen reden wollen —, ich dagegen muß den von dir aufzugebenden Posten einnehmen; denn jetzt, da ich inzwischen den Ariadnefaden gefunden, wird mir der zweite Versuch, in die mittelalterliche Mystik einzudringen, gelingen. Mit vereinten Kräften und mit so reichen Hilfsmitteln werden wir ein ordentliches Stück Arbeit leisten."

— „Ich fürchte nur, von deinen eigentlichen Studien dich abzuziehen."

— „Aber, lieber Freund! Das sind ja eben meine eigentlichen Studien. Eine jede Philosophie mündet ja in die Mystik ein, ja sie bleibt ohne dieselbe ein Messer ohne Klinge. Diesen Einmündungspunkt habe ich schon längst erreicht, und du wirst nun begreifen, warum meine philosophischen Arbeiten der letzten Jahre im Pult verborgen bleiben mußten. Das werden sie

auch künftig, aber sie sollen wenigstens keine Bruchstücke mehr bleiben. Ich habe mich gequält mit Plänen, mir das britische Museum erreichbar zu machen, und nun finde ich, was ich in der Ferne gesucht, in allernächster Nähe!" —

Leonore war entzückt über die Wendung, die das Gespräch genommen. Als sie am andern Morgen Morhof mit raschen Schritten auf der Terrasse wandeln sah, ging sie hinunter und schloß sich ihm an.

— „Ich muß Ihnen noch besonders danken, lieber Doktor, selbst auf die Gefahr hin, Sie in Ihrer Gedankenarbeit zu unterbrechen. Mein armer Bruder lebt neu auf, seitdem Sie im Schlosse sind; darum habe ich dem Augenblick Ihrer Abreise mit Bangen entgegengesehen. Alfred wäre dann wieder seinem Trübsinn verfallen, und ohne Ihre Unterstützung hätte ich nichts vermocht."

Sie ließ es nicht gelten, als Morhof davon sprach, daß die Zeit alle Wunden heile. Das wußte sie besser. „Den Schmerz über den Tod seiner Geliebten würde die Zeit langsam gemildert haben; er wäre vielleicht in ruhige Melancholie ausgeklungen, aber auf den Schmerz um sein verschollenes Kind hätte kein Zeitablauf abschwächend wirken können, er wäre nie ganz zur Ruhe gekommen."

— „Besteht denn gar keine Hoffnung, das Kind noch zu finden?"

— „Es ist alles geschehen, was geschehen konnte. Alle Behörden, alle Hebel sind in Bewegung gesetzt worden. Eine Unsumme von Geld ist verwendet worden, um jede scheinbare Spur durch die verlässigsten Leute verfolgen zu lassen. Wir können jetzt nur mehr auf einen glücklichen Zufall rechnen. Bestände noch eine andre Hoffnung, so würde ich Sie längst beschworen haben, Ihre Energie und Ihr Geschick an die Sache zu setzen."

— „Ich entsage der Hoffnung doch noch nicht, Gräfin. Ich habe auch in diesem Punkte meine eigenen Ideen. Bitte

— beschwichtigte er Leonore, die ihre Augen leuchtend zu ihm aufschlug —; ich kann nichts versprechen, aber ich kann versuchen."

— „Ach! wenn Ihnen das gelingt, lieber Doktor, dann sind Sie von der Vorsehung ins Haus gesandt worden!"

XII.

Am nächsten Tage begann Morhof mit einem wahren Feuereifer auf der Bibliothek zu arbeiten, wohin er mit Alfred hinaufgegangen. Ganz, wie seiner Zeit dieser, machte er sich zunächst an die Kataloge, die, an sich schon eine beträchtliche Anzahl von Bänden, eine ganze Bücherreihe einnahmen. Alfred selbst that fast nur dergleichen, als arbeite auch er. Er schaute nach dem Freunde und freute sich, wenn dieser manchmal ein Oh! Herrlich! Wunderbar! vor sich hinmurmelte, wenn er dann aufstand, die Leiter anlegte, irgendwo einen Folianten herausgriff und, gleich auf die Leiter selbst sich hinlegend, ihn durchblätterte. Morhof überhörte es ganz, als mittags die Tischglocke ertönte, und Alfred mußte ihm ein Mahnwort zurufen.

— „Lieber Freund! rief Morhof, indem er sich die Hände rieb, die Geschichte mit dem Bibliothekar mußt du mir notariell machen. Mich sollst du sobald nicht mehr loswerden!"

Seine Worte hallten in dem weiten Raume. Mit einem wohlgefälligen Blick überflog er noch die aufgespeicherten Schätze; dann stieg er von der Leiter herab und schloß sich Alfred an.

Bei Tische herrschte eine vergnügte Stimmung, wie schon seit Monaten nicht. Morhof kam immer wieder auf die Bibliothek zu sprechen, auf den ungeahnten Reichtum derselben, auf die prachtvollen Einbände, die wohlerhaltenen Bücher, die nichts von jener Abnutzung zeigten, die den Bücherliebhaber geradezu schmerzlich zu berühren vermag. Diese Bibliothek sei eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges, und nur in einem Jahr=

hundert, das alles Verständnis für Geheimwissenschaften verloren, sei es möglich, daß niemand davon wisse.

Leonore hatte sich über das Beginnen ihres Bruders immer ihre schweren Zweifel vorbehalten, wiewohl ihr selbst der Sinn für das Geheimnisvolle nicht abging. Dagegen hatte sie schon jetzt ein weitgehendes Vertrauen in Morhofs Wissen gewonnen, der so nüchtern und doch so überzeugungsvoll sprach. Sie stellte die Frage, wie so es möglich geworden, daß unser Jahrhundert in Bausch und Bogen eine Wissenschaft verwerfe, die doch so lange die besten Geister beschäftigte. Das war auch für Alfred ein Zweifel, der oft lähmend auf seine Energie eingewirkt hatte.

— „Wenn wir, entgegnete Morhof, das Geistesleben der derzeitigen Menschheit überblicken, so finden wir eine weitgehende Arbeitsteilung, die uns mit einer Atomisierung der Wissenschaften bedroht. Unsre Detailwisserei wird ungeheuer vermehrt, die Bildung aber kann dadurch nur geschädigt werden. Wir haben Gelehrte, die ihr ganzes Leben daran verwenden, in irgend einem Spezialfach einen oft ganz wertlosen Gedächtnisplunder in sich aufzunehmen; ja gerade solche Gelehrte genießen den Ruhm, Fachleute zu sein, auch wenn ihnen jeder allgemeinere Ueberblick über die Wissenschaften fehlt.

„Wie die Individuen der gleichen Generation die Arbeit teilen, so geschieht es auch zeitlich durch die aufeinanderfolgenden Generationen. Jedes Jahrhundert erhält dadurch einen einseitigen Charakter und ein bestimmtes geistiges Gepräge. Die Erforschung der Naturkräfte und ihre Verwertung zum leiblichen Wohle der Menschheit ist das Merkmal unsrer Zeit, und leugnen läßt sich nicht, daß die Naturwissenschaften ihre derzeitige Höhe nur vermöge der Einseitigkeit erreichen konnten, mit der sie betrieben wurden. In solchen Zeiten müssen eben andre Wissenschaften zurückgestellt werden, und das war das Schicksal der Geheimwissenschaften. Es haftet ihnen der Schein der Wertlosigkeit, ja des Aberglaubens an, weil sie der exakten

naturwissenschaftlichen Erforschungsmethode nicht zugänglich seien. In der That sind sie im Mittelalter mit unzulänglichen Mitteln betrieben worden. Aber unsre Zeit geht in Verachtung dieses mittelalterlichen Strebens viel zu weit und hat das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Es ist nicht einmal wahr, daß die exakte Forschung lediglich unsrer Zeit angehört. Wenn der moderne Chemiker den Alchemisten verlacht, so ist das wenig besonnen; denn man muß schon ein ausgebildeter Chemiker sein, um Alchemist sein zu können. Wenn der moderne Astronom den Astrologen verachtet, so ist das geistige Ueberhebung; denn man muß ein hochgebildeter Mathematiker und Astronom sein, um Astrolog sein zu können. Die Ausbildung der Naturwissenschaften ist der unbestreitbare Ruhm unsrer Zeit; aber dem Tadel der Enkelgeschlechter werden wir nicht entgehen, daß unser Wissen an Tiefe verloren hat, was es an Ausdehnung gewann. Wir haben den Blick für die großen Probleme verloren, deren Lösung doch unsre eigentliche Aufgabe ist. Auf dem Wege der Ausdehnung des Wissens wollen wir das Welträtsel lösen, als ob ein stereometrisches Problem durch bloße Geometrie sich lösen ließe. Wir sind unfruchtbare Detailkrämer geworden. Wir haben Gelehrte, die berühmt sind in ihrem Detailfach, aber von einer schimpflichen Unwissenheit in den wichtigsten Fächern. Wir haben Biologen, die sämtliche Parasiten des menschlichen Leibes kennen, deren Lebensgewohnheiten und Metamorphosen bis ins kleinste beschreiben können, die aber bei der Frage, was das Leben sei, verstummen. Wir haben Chemiker, die alle Grundstoffe und deren chemisches Verhalten kennen, aber für die Frage, was die Materie sei, gar kein Interesse haben. Astronomen, die mit Eleganz die Bahn jedes neuen Kometen berechnen, seine astrophysischen Veränderungen photographisch und spektralanalytisch verfolgen, stellen sich kaum die Frage, welches denn der Ursprung dieser Weltkörper sei. Wir haben sogar Philosophen, die nichts weiter sind, als philo-

logische Textkritiker eines Platon und Aristoteles, aber niemals ihr Auge groß aufschlagen, um in bodenloser Verwunderung zu fragen: Warum ist etwas? Was bedeutet diese Welt? Was bedeuten wir in ihr? Sind wir unsterblich?

„Es wäre langweilig, diese Tendenz unsrer Zeit durch alle Fächer hindurch zu schildern; aber sie besteht in allen Fächern, die Gelehrten sehen den Wald vor Bäumen nicht. Wenn aber einmal die Zeit kommen wird, welche die Bildung über das Gelehrtentum setzt, welche wieder mehr in der Richtung der Tiefe forschen wird, dann werden auch die Geheimwissenschaften wieder zu Ehren kommen. Dann werden wir aber auch unsern Ahnen Abbitte leisten und werden erkennen, daß sie uns gewaltig vorgearbeitet haben, wenn auch weniger durch das Experiment als durch Denken. Uns aber droht über dem Experimentieren das Denken noch ganz abhanden zu kommen."

— „Sage mir, Morhof, auf welche Fakultät bist du denn gut zu sprechen?"

— „Mißverstehe mich nicht, entgegnete Morhof lachend. Ich streite gegen keine als solche, sondern nur gegen die Verknöcherung, der sie anheimfallen. Auf dem Friedensfuße lebe ich übrigens mit den Theologen. Diese wollen wenigstens in der Menschheit das metaphysische Bewußtsein wach erhalten, das von den andern Fakultäten unterdrückt wird. Gegen die Form der theologischen Metaphysik läßt sich freilich manches einwenden; aber zugegeben muß werden, daß die Masse des Volkes für eine andre Form noch nicht reif ist. Die Religion, wie immer sie sein mag, behält jederzeit ihren pädagogischen Wert. So ein alter Landgeistlicher in seiner Gebirgsgemeinde ist mir eine ehrwürdige Figur, und ich bedaure nur, daß dieser Typus immer mehr vom modernen Hetzkaplan verdrängt wird. Ich habe auf Gebirgstouren in Dorfkirchen manchmal Predigten gehört, die von jedem Handlungsreisenden verlacht worden wären; aber wenn es mir gelang, mich in die Bauern hineinzu-

denken, mußte ich gestehen, daß man so zu ihnen sprechen muß. Soll man den Bauern ohne Metaphysik lassen, bloß darum, weil Aristoteles für ihn Kaviar ist? Nehmt ihm seine Metaphysik, die seines Pfarrers, so wird er nicht etwa zu einer höheren übergehen, sondern er wird unvermeidlich Materialist werden. Der Materialismus des Ungebildeten wird aber schließlich immer beim Bestialismus einmünden. Der Mensch wird immer um so edler handeln, je höher er von der Würde des Menschen denkt. Unedel, niedrig denkt aber vom Menschen der Materialismus; für ihn sind wir nur ein Haufe von Chemikalien, die sich bald wieder trennen werden. Gib dem Bauern auch nur einen neuen Rock, so wird er sich gehoben fühlen und darum anständiger sich benehmen, als in seinem abgetragenen Werktagskittel. Nicht anders ist es bei den Gebildeten: steigern wir das Bewußtsein ihrer innern Menschenwürde, so wird auch ihr Handeln gebessert werden; degradieren wir aber den Begriff des Menschen, wie es der Materialismus thut, so wird bald auch der Mensch selbst degradiert sein.

„Doch ich gerate in einen Predigerton und spreche mich in Erregung hinein. Um zurückzukommen: ganz befreundet bin ich nur mit einer Fakultät, die noch kein Bürgerrecht auf Universitäten erworben hat, derjenigen der Geheimwissenschaften. Diese haben derzeit im Lande Oesterreich überhaupt nur zwei Vertreter. Der eine heißt Graf Karlstein, der andre Morhof. Ich will auf das Wohl derselben anstoßen!"

— „Was ich nur unter der Bedingung gestatte, warf Leonore ein, daß ich als erste Schülerin angenommen werde. Lassen Sie mich die Dritte im Bunde sein. Meiner Unwissenheit bin ich mir zwar bewußt, aber ich habe den besten Willen."

— „Diese Unwissenheit, Gräfin, teilen Sie heute noch mit den berühmtesten Professoren. Aber auch ich habe erst die ersten Schritte in das dunkle Reich gewagt, und wenn ich auch

meine Bereitwilligkeit erkläre, Ihr Führer zu sein, so weiß ich doch selbst noch nicht, wie weit ich den Beruf dazu besitze."

— „Ihr Versprechen, lieber Doktor, das ich dankbarst annehme, geht weiter, als Sie vielleicht bedenken. Ich habe mich in diesen Tagen überzeugt, daß ich Ihren Gesprächen mit Alfred zu folgen vermag. Ich bin belehrt worden, daß die Philosophie, wenigstens von Ihnen vorgetragen, etwas ganz andres ist, als was ich unklar genug mir darunter vorgestellt habe. Ich dachte eine Art unverständlichen Jargons zu hören, nur den Eingeweihten verständlich; statt dessen ist mir eine Binde von den Augen genommen, daß mir die Welt in ganz andrem Licht erscheint. Es ist mein sehnlicher Wunsch, daß es so bleibe, und es kann so nur bleiben, wenn Ihr Unterricht in so verständlicher Weise fortgesetzt und in systematischer Weise vorgenommen würde."

— „In diesem Punkte, liebe Schwester, stelle ich mich an deine Seite. Morhof muß unser beider Lehrer sein. Stoßen wir also auf den Dreibund an!"

Damit war in der That ein Dreibund geschlossen, der die Gewähr der Dauer in sich trug. Leonore, davon abgesehen, daß ihr eigenes Interesse geweckt war, sah den Vorteil ihres Bruders gewahrt; dieser selbst setzte auf Morhofs Beistand die kühnsten Erwartungen, und Morhof, der durch äußere Lebensumstände unterdrückte Professor, schwelgte im voraus in den Genüssen der Bibliothek und hatte nun noch dazu ein paar gelehrige Schüler gefunden, wie er sie, für sein Fach wenigstens, auf keiner Universität gefunden hätte. Jeder der drei Verbündeten hatte also seine Rechnung gefunden für Kopf und Herz.

Man kam überein, die Gespräche dieser Art auf die langen Abendstunden zu beschränken, und Morhof erbat sich nur Aufschub bis zum nächsten Tage, um seinen Unterrichtsplan zu überlegen.

Dieser Aufschub wäre ohnehin nötig geworden, weil Doblaner auf Besuch ins Schloß kam. Leonore hatte ihn darum

gebeten. Sie hatte gesehen, daß bei Alfreds Besuchen beim Doblaner nur immer wieder die alten Wunden aufbrachen, und hatte sich daher von ihrem Bruder versprechen lassen, nicht mehr ins Elendthal zu gehen, wogegen sie Doblaner bat, seinerseits manchmal ins Schloß zu kommen. Alfred trug sogar Doblaner bleibendes Quartier an, und zwar — damit das Ding einen Namen hätte — als Verwalter. Aber dieser hatte ausgeschlagen. Er konnte sich von der Stätte nicht trennen, wo die Gebeine seines Kindes bleichten. Auch ihm war der Schmerz ein Kultus geworden. Trat er morgens aus dem Hause, so galt sein erster Blick dem hohen Kreuze, das nun vergrößert durch die Schneelast herabglänzte. Und wieder sandte er einen Blick hinauf, bevor er abends sich einschloß. Er hätte es nicht vermocht, von diesem Denkmal fortzuziehen, dessen Hüter zu bleiben sein einziger Trost war.

XIII.

Aufgabe des Erzählers kann es nicht sein, den Unterricht zu verfolgen, den Morhof seinen beiden Schülern gab. Gleichwohl müssen wir bei der kurzen Charakteristik, die Morhof von seinem Operationsplan gab, etwas verweilen, gleichsam seiner ersten Unterrichtsstunde beiwohnen, weil dieselbe auf den weitern Verlauf der Ereignisse von Einfluß war, und das Schicksal des Lehrers sowohl wie seiner Schüler davon bestimmt wurde.

Morhofs Entzücken über seine fortgesetzten Funde in der Bibliothek bekam immer neue Nahrung. Er hatte erwartet, nur die vom Goldgrafen angesammelte Bibliothek vorzufinden, sah aber nun, daß sie fortwährend Zuwachs erhalten hatte, ja von offenbar sehr kundiger Hand fast bis in die neueste Zeit fortgesetzt worden war. Alfred, der auf diese von seinem Vater stammenden Anschaffungen wenig Wert gelegt und nur aus

dem ältern Teile der Bibliothek Nutzen für sein Vorhaben ziehen zu können geglaubt hatte, war nun sehr erstaunt, als Morhof ihn gerade auf diese neuere Litteratur verwies.

— „Du würdest ewig im Dunkel tappen, wenn du dich im Studium der Mystik auf Altertum und Mittelalter beschränken wolltest. In jenen Perioden wurde diese Wissenschaft sehr geheim gehalten, und was davon berichtet wird, klärt uns über das Wesen der Sache keineswegs auf. In Aegypten blieb diese Wissenschaft schon vermöge der Kastentrennung das Eigentum weniger; in Griechenland wurde sie unter staatlichem Schutze hinter den Tempelmauern verborgen betrieben. Diese Geheimhaltung nun war sehr berechtigt, aber der historische Nachteil war mit ihr verknüpft, daß mit dem Untergange des Heidentums auch diese Wissenschaft verloren ging. Das siegende Christentum glaubte nur den Götzendienst in den Tempeln beseitigt zu haben; es hat aber auch der damit verbundenen Geheimwissenschaft ein Ende bereitet, wenngleich der Faden nicht ganz abriß, sondern bis ins Mittelalter sich fortspann. Aber auch damals blieb es bei der Geheimhaltung. Die Kirche war ein gefährlicher Gegner für jeden, der Bestrebungen dieser Art zeigte. Was veröffentlicht wurde, ist vielleicht nur ein geringer Teil dessen, was unsre Vorfahren wußten, und sie hüteten sich gerade bezüglich der wichtigeren Geheimnisse sehr, in allgemein verständlicher Sprache zu reden. Um so leichter fiel es der spätern Aufklärungsperiode, alle Geheimwissenschaften als abergläubischen Unsinn zu verwerfen, und so ist denn unsrer Zeit das Verständnis derselben vollständig abhanden gekommen."

— „So könnte also, bemerkte Alfred, dieses Verständnis nur durch selbständige Wiederentdeckung jener Kenntnisse neu gewonnen werden? Diese Aussicht scheint mir nicht besonders trostreich."

— „Zum Teil ist diese selbständige Wiederentdeckung bereits eingetreten, und zwar schon im vergangenen Jahrhundert. Als

Mesmer den animalischen Magnetismus und sein Schüler Puysegur den Somnambulismus entdeckten, wurde es ihnen sofort klar, daß damit auch jene Rätsel des Altertums, zum Teil wenigstens, gelöst seien: die Orakel, die Mysterien und der sogenannte Tempelschlaf, jener Schlaf in den den Heilgöttern geweihten Tempeln, in welchen diese Götter den Kranken im Traum erschienen und ihnen medizinische Ratschläge erteilten."

— „Dies wird also wohl auch die Ansicht meines Vaters gewesen sein. Nun wird es mir klar, warum er die Bibliothek nach dieser Richtung ergänzte."

— „Nun wirst du aber auch begreifen, fügte Morhof bei, warum ich dir riet, dich an diese neuere Litteratur zu halten. Magnetismus und Somnambulismus sind Hauptbestandteile der ältesten Geheimwissenschaften, liefern uns also den Schlüssel zum Verständnis der letzteren."

Leonore sah bei diesen Worten erstaunt auf, und da Morhof über den Grund ihres Befremdens sie befragte, machte sie auch kein Geheimnis daraus:

— „Von Magnetiseuren und Somnambulen, von Leuten wie Cagliostro und Mesmer habe ich wohl von Zeit zu Zeit gelesen, doch nie anders, als im Sinne von Charlatanen. Ich bin daher erstaunt, nun ganz anders davon reden zu hören."

— „Von Cagliostro, entgegnete Morhof, können wir hier ganz absehen, und ein großes Unrecht ist es eben nicht, ihn einen Charlatan zu nennen, denn er mißbrauchte die mystischen Kenntnisse, die er unbestreitbar besaß. Mesmer dagegen wird einst noch als einer der größten Entdecker gepriesen werden. Im tierischen Magnetismus hat er die naturgemäße Heilmethode gefunden. Im Somnambulismus aber, der häufig infolge der Magnetisierung eintritt, eröffnet sich uns die Pforte in das Reich der Geister, und zwar die uns zunächstliegende Pforte. Alfred hat diese Pforte übersehen und wollte bei einer andern,

entfernteren, eindringen. Insofern hat er — wie ich ihm etwas plump vorwarf — seine Studien beim verkehrten Ende begonnen, das Pferd beim Schweif aufgezäumt.“

— „Und was das schlimmste ist, ich habe mich an jener entfernteren Pforte vergeblich abgemüht. Ich wäre entzückt, wenn ich auf bequemerem Wege in das geheimnisvolle Reich eindringen könnte, das wir erforschen wollen; doch hörte ich niemals vom Somnambulismus in solchem Sinne reden. Was also ist Somnambulismus?“

— „Wir werden die Antwort zusammen finden, Alfred. Laß mich aber mit einer Gegenfrage beginnen: Glaubst du an Unsterblichkeit?“

— „Gewiß, entgegnete Alfred; aber bisher habe ich mich vergeblich bemüht, diesen bloßen Glauben in eine wissenschaftliche Ueberzeugung zu verwandeln. Die religiösen Jugendvorstellungen wirken in mir noch nach, und selbst die naturwissenschaftlichen Studien vermochten sie nicht ganz zu erschüttern. Durch die Studien der letzten Monate hoffte ich den Unsterblichkeitsglauben gegen alle Zweifel, die dann und wann aufsteigen, zu befestigen. Ja, ich hoffte sogar, in diesen Studien jenen Erfahrungsthatsachen zu begegnen, die meinen Glauben in wissenschaftliche Ueberzeugung verwandeln würden. Noch bin ich in der eigenen Erfahrung diesen Thatsachen nicht begegnet; aber schon jetzt kann ich im Jenseits nicht mehr, wie Hamlet, das Land sehen, ‚von deſſ’ Bezirk kein Wandrer wiederkehrt‘. Ich halte eine solche Wiederkehr für möglich. Unter welchen Umständen? Das vermag ich allerdings nicht zu sagen; ich glaube aber unterscheiden zu sollen: Die spontane Wiederkehr, die zum Gespensterglauben Anlaß gegeben hat, finden wir im Glauben aller Völker; in den Geheimwissenschaften dagegen finden wir die durch künstliche Veranstaltungen ermöglichte, erleichterte, ja — wie manche glaubten — erzwingbare Wiederkehr: die Totenbeschwörung, die Nekromantie der Alten. Mit

einem Worte, ich glaube an das Hereinragen der Geisterwelt in die unsrige."

— „Daran thust du sehr wohl, Alfred, und auch die Ausdrucksform, die du deinem Glauben gegeben, wollen wir beibehalten: Das Hereinragen der Geisterwelt in die unsrige. Ich unterstreiche das Wort, werde ihm nun aber sein notwendiges Gegenstück an die Seite stellen, das dir noch unbekannt ist. Zu diesem Behufe muß ich aber die Vorfrage stellen: Wie denkst du dir die Unsterblichkeit? Wie stellst du dir den Zustand der Verstorbenen vor?"

— „Ich gestehe, mir nicht die mindeste bestimmte Vorstellung bilden zu können."

— „Ich stellte die Frage nur ganz im allgemeinen. Wenn der Mensch stirbt, so fragt es sich, ob er im Tode etwas erwirbt, was er vorher nicht hatte, oder ob er im Jenseits lediglich bewahrt, was er schon vorher hatte."

— „Offenbar das letztere. Die Seele — und nur diese ist unser unsterblicher Teil — besitzen wir schon jetzt. Wir wissen also im allgemeinen, daß wir als denkende, fühlende und wollende Wesen fortdauern werden."

— „Du weißt, Alfred, daß die Materialisten im Denken, Fühlen und Wollen nur Funktionen sehen, die an unserm sterblichen Teile, am Körper, haften, im Tode also notwendig aufhören müssen."

— „O, ich kenne das, Heinrich. In einem der neuesten Produkte dieser materialistischen Schwätzer findet sich diese platte Ansicht sehr drastisch ausgedrückt. Das Gehirn, so heißt es dort, scheide Gedanken aus, wie die Leber die Galle. Weiter kann dieser Unverstand wohl nicht getrieben werden."

— „In diesem Punkte, Alfred, mußt du mit dir handeln lassen. Es liegt etwas Wahres im Materialismus, und wir, die wir auf dem Wege unsrer Studien die Unsterblichkeit durch Erfahrungsthatsachen beweisen werden, können dem Materialis-

mus getrost jede Konzession machen, auf die er Anspruch hat. Analysieren wir unsre Seele, so finden wir, daß sie mit Hilfe der Sinne in der Welt sich orientiert, daß sie mit Hilfe des Gehirns ihre Gedanken denkt. Die seelische Thätigkeit haftet also allerdings an unsrem Leibe. Freilich ist es nicht wahr, was die Materialisten behaupten, daß die Sinne erkennen, das Gehirn denkt; unbestreitbar aber ist, daß die Seele, die im irdischen Leben mit einem organischen Körper verbunden ist, nur durch Vermittelung desselben erkennt und denkt. Der irdische Leib mit seinen Sinnen verhält sich zur Seele, wie etwa die Brille zum Auge. Die Brille bedingt nicht das Sehen, wohl aber die Art des Sehens, zum Beispiel bei Rauch- oder Vergrößerungsgläsern. Ebenso bedingen die körperlichen Sinne zwar nicht das Erkennen, wohl aber die Art des Erkennens. Sinne und Gehirn sind also gleichsam die Erdenbrille der Seele. Im Tode legen wir diese Erdenbrille ab. So weit, aber auch nur so weit, haben die Materialisten recht. Unser Bewußtsein erstreckt sich nur auf Gehirnvorgänge, also ist unser bewußtes Denken jedenfalls nicht das Denken der Seele, wenn sie einmal den irdischen Leib abgelegt haben wird, wie das Auge anders sieht, wenn es die Brille mit dem Rauchglas abgelegt hat. Solange wir diese Brille tragen, bleibt uns unsre normale Fähigkeit zu sehen unbewußt; und solange wir unsern irdischen Erkenntnisapparat besitzen, die Erdenbrille tragen, bleibt uns die normale Erkenntnis der Seele unbewußt. Jene seelischen Funktionen, die nicht durch den Leib vermittelt werden, also das eigentliche Wesen unsrer Seele, sind uns unbekannt. Nur dieser uns unbekannten Seele dürfen wir die Unsterblichkeit zusprechen. Die körperlich bedingte Seele aber bleibt den Angriffen des Materialismus mit Recht ausgesetzt, und wir können sie ihm auch getrost preisgeben."

— „Verzeihen Sie, sprach Leonore, einen kurzen Einwand. Wenn ich richtig verstanden habe, war es eben noch Ihre eigene

Ansicht, daß wir im Tode nichts Neues erwerben, daß vielmehr die Unsterblichkeit nur in der Bewahrung eines bereits gegebenen Besitzes beruht. Wenn wir nun aber im Tode die Erdenbrille ablegen, unsern irdischen Erkenntnisbesitz verlieren, von dem uns das Bewußtsein Kunde gibt, die Unsterblichkeit aber nur von der uns unbewußten, von der körperlich nicht bedingten Seele ausgesagt werden kann, dann müssen wir wohl auf jede Hoffnung verzichten, über die Natur des jenseitigen Lebens Aufschlüsse zu erhalten."

— „Sie fassen ganz richtig und prägnant das bisherige zusammen. Das jenseitige Leben, so sonderbar das klingt, leben wir schon jetzt, gleichzeitig mit dem irdischen Dasein, aber als irdische Wesen haben wir kein Bewußtsein davon."

— „So nahe also, in unserm eigenen Innern, liegt die Lösung des Rätsels, und doch soll es uns verschlossen bleiben?"

— „Nicht ganz. Bis zu einem gewissen Grade läßt sich der Schleier lüften. Wir haben bisher nur vom normalen Menschen gesprochen, oder vielmehr vom Menschen in seinem Normalzustande. In diesem sind wir auf das sinnliche Bewußtsein, auf die sinnlichen Fähigkeiten beschränkt, und nichts läßt uns unsre gleichzeitige übersinnliche Daseinshälfte ahnen. In Ausnahmezuständen aber wird die Grenze, die unsre Wesenshälften trennt, gleichsam flüssig, und unter teilweisem oder gänzlichem Verlust des sinnlichen Bewußtseins, der Erdenbrille, tauchen teilweise die Fähigkeiten und das Bewußtsein jener Lebenshälfte auf, die uns verborgen bleibt, solange, irdisch gesprochen, alles wohl steht." [4])

— „Diese Störung des Normalzustandes, dieses Ablegen der Erdenbrille, das heißt der Verlust des sinnlichen Bewußtseins unter gleichzeitigem Aufdämmern des jenseitigen Bewußtseins, käme ja geradezu einer Anticipation des Todes gleich."

— „Eine ganz richtige Bezeichnung, Gräfin! Ein solcher

merkwürdiger Zustand existiert nun aber in der That: er heißt Somnambulismus."

— „O, nun begreife ich, rief Alfred erregt. Dies also ist der zweite Stollen in das Bergwerk der Mystik, und auf diesem Wege, so meinst du wohl, hätte ich eindringen sollen, statt mir den Unsterblichkeitsbeweis aus der Geisterwelt zu holen!"

— „Gewiß, so meinte ich es. In uns selbst müssen wir entdecken, was den Unsterblichkeitsglauben rechtfertigt. Unser normales Bewußtsein gibt uns davon keine Kunde. Der vom normalen Bewußtsein umfaßten Seele Unsterblichkeit zuzusprechen, geht nicht an. Insofern haben die Materialisten recht. An unsre künftige Geisterexistenz dürfen wir erst glauben, wenn wir gewiß sind, schon jetzt solche Geister zu sein. Die Fähigkeit zur Unsterblichkeit muß schon jetzt uns gegeben, nicht erst im Tode zu erwerben sein. Von solcher Art sind nun aber die somnambulen Fähigkeiten. Wenn ein Somnambuler in die Zukunft sieht — wie ich das mehrmals beobachtet habe — so ist das offenbar eine von Quantität und Qualität des Gehirns ganz unabhängige Fähigkeit, und greifbar tritt hier unsre verborgene Wesenshälfte ausnahmsweise zu Tage, der wir Unsterblichkeit zusprechen müssen."

— „Und nun, sprach Alfred, habe ich auch jenes Gegenstück, das du zu geben mir versprochen hast. Ich habe das Hereinragen der Geisterwelt in die unsrige behauptet; du dagegen hast nun das Hineinragen des Menschen in die Geisterwelt ausgeführt."

— „Du nimmst mir das Wort aus dem Munde. Aber es ist mir lieb, daß du es selbst gefunden; um so sicherer bin ich, richtig verstanden worden zu sein. Die Wissenschaft, die wir suchen, hat also zwei Seiten. Bisher hat jeder von uns nur die eine beachtet, und die andre ist ihm fremd geblieben. Ich kenne einigermaßen das Gebiet des Somnambulismus, aber die objektive Geisterwelt habe ich bisher nicht betreten. Dagegen

hast du, Alfred, den letzteren Weg eingeschlagen, in die Höhle des Löwen selbst dich gestürzt, den näher liegenden Weg aber bisher übersehen. Wir ergänzen uns also gegenseitig. Wir haben von entgegengesetzten Endpunkten aus den Stollen in Angriff genommen. Wollen wir nun aber in der Mitte des Berges zusammenkommen, so muß jeder die Arbeitsrichtung auch des andern kennen. Wir müssen also vorläufig unsre Rollen tauschen. Du mußt das Studium des Somnambulismus vornehmen, um den Geist in dir selbst zu entdecken. Das Geisterreich außer uns aber muß nun Gegenstand meiner eigenen Untersuchung werden."

— „Da die Bibliothek für beide Richtungen angelegt ist, bleibt wenigstens unser Arbeitsraum der gleiche, wenn auch die Arbeitsrichtung eine verschiedene ist."

— „So einseitig diese Bibliothek angelegt ist, sprach Morhof, so ist sie doch in dieser einen Richtung so vollständig, daß sie ihresgleichen nicht haben dürfte. Wenn einmal die Geheimwissenschaften wieder anerkannt sein werden, dann wird Karlstein von Gelehrten aufgesucht werden, die die Erlaubnis erbitten, hier zu arbeiten. Seitdem die Mystik bei den Gelehrten ihr Ansehen verloren hat, haben die öffentlichen Bibliotheken in dieser Richtung sich nicht weiter ergänzt, ja vieles für wertlos Gehaltene ist verschleudert worden, wie Cuvier den fossilen Menschenknochen wegwarf, weil er an den fossilen Menschen nicht glaubte, oder wie unsre Gelehrten in Wien, weil sie nicht an Meteorsteine glaubten, die Meteoriten aus den öffentlichen Sammlungen beseitigten." [5])

— „Wenn solche Lücken in unsrer Bibliothek nicht vorhanden sind, werden wir unser Ziel nur um so schneller erreichen."

— „Ich zweifle daran nicht, Alfred; aber für lange Zeit noch wird Geduld nötig sein. Es hat jeder von uns beiden eine langwierige Aufgabe vor sich, und erst, wenn wir nach

vollbrachter Einzelarbeit unsre Kräfte vereinigen werden, erst dann beginnt unsre eigentliche Aufgabe und ist wenigstens die Möglichkeit gegeben, daß wir einiges von dem erreichen, was uns vorschwebt."

Leonore hatte dem Schlusse des Gespräches schweigend zugehört. Sie bewunderte die Kühnheit des Unternehmens, das hier verabredet wurde. Zwar konnte sie den Zweifel nicht unterdrücken, daß Alfreds Hoffnungen vielleicht nur zu sehr geringem Teile sich erfüllen würden; aber sie gab ihrem Bedenken keinen Ausdruck. Alfred mußte hoffnungsvoll erhalten bleiben; es war dies das einzige Heilmittel für einen Zustand, der seiner Schwester noch immer schwere Sorgen machte.

XIV.

Alfred vertraute dem Urteile seines älteren Freundes unbedingt und machte sich sofort daran, in der ihm neu vorgezeichneten Richtung zu arbeiten. Zwar entsagte er seinen bisherigen Forschungen, so wenig er auch damit erreicht hatte, nur ungern; aber er gestand sich, daß diese Arbeit in geschicktere Hände überging, wenn er sie an Morhof abtrat. Dieser zeigte sich auch ganz bereit, zugespitzt gerade auf jenen Punkt hinzuarbeiten, den Alfred im Auge gehabt hatte. Nicht mehr und nicht weniger hatte dieser gewollt, als Moidele selbst zur Erscheinung zu bringen. Seine Wünsche gingen weit über jene Traumbilder hinaus, die er noch immer unter Anwendung der Zauberwurzel und der Spielwerke dann und wann erweckte. Er wollte sie selbst sehen, leiblich, mit Händen zu greifen; er wollte sich vergewissern, daß sie noch lebe, wollte ihre Stimme vernehmen und aus ihrem eigenen Munde hören, daß sie ihn noch liebe.

Das alles legte Alfred seinem Freunde ans Herz, und Morhof erkannte mit einiger Sorge, wie tief noch diese leiden-

schaftliche Liebe Alfreds wurzelte und wie überschwenglich die Hoffnungen desselben waren.

Hätte Morhof damals den Spiritismus gekannt — der einige Jahre später erst auftrat —, so würde er so hoffnungsvoll gewesen sein, wie Alfred es war. Wie aber die Verhältnisse lagen, mußte er in seinen Versprechungen Maß halten, insbesondere aber die Ungeduld des Freundes niederhalten.

— „Ich werde, so sprach er, für deine Interessen so besorgt sein, wie wenn es meine eigenen wären. Im Grunde genommen sind es ja auch meine eigenen. Ich fasse genau denselben Punkt ins Auge, wie du: den Erfahrungsbeweis für die Unsterblichkeit. Die Philosophen sind in Bezug auf dieses Problem noch nicht weiter gekommen, als die Druiden, und auf dem Wege des bloßen Raisonnements ist überhaupt nicht weiter zu kommen. Der Erfahrungsbeweis für die Unsterblichkeit, den du suchst, ist zugleich das höchste Ziel meiner Philosophie. Wenn wir einmal der Metaphysik, die viel zu sehr aus Gedankengespinsten besteht, das Knochengerüste von Erfahrungsthatsachen geben können, wenn wir sie zur Experimentalmetaphysik gemacht haben werden, erst dann wird der Materialismus vollständig überwunden sein und nur mehr in der Rumpelkammer des menschlichen Geistes als Kuriosum gezeigt werden. Dagegen wird die Volksmetaphysik, die Religion, die in unsern Tagen schon stark anämisch geworden ist, neue Blutzufuhr erhalten durch dieselben Thatsachen, die den Materialismus überwinden werden. Ich bin mir seit Jahren bewußt, daß wir eine solche Philosophie brauchen, die nicht bloß auf die obern Zehntausend der intellektuell Gebildeten berechnet, sondern allen ohne Ausnahme zugänglich wäre, die der Volksmetaphysik entwachsen sind oder entwachsen zu sein glauben. Diese Zugänglichkeit würde die Philosophie in dem Maße erwerben, als sie mit Erfahrungsthatsachen versetzt wäre; sie würde dann mit denselben Prätensionen auftreten können, wie die Naturwissen-

schaft, mit der sie auch den gleichen Verbreitungskreis hätte. Heute aber klafft noch eine Lücke zwischen den beiden Formen der Metaphysik. Wer der Volksmetaphysik entwächst, ohne doch für die höhere Metaphysik reif zu sein, wird sich seine Weltanschauung unter einseitiger Berücksichtigung der Naturwissenschaften bilden, das heißt dem Materialismus verfallen. Das findet heute schon in so ausgedehntem Maße statt, daß der Zustand unsrer Gesellschaft davon ernstlich bedroht ist. Dem religiösen Abfall ist schwer vorzubeugen, ja unsre jeder religiösen Entwicklung abholden Theologen leisten ihm sogar Vorschub; wohl aber läßt sich verhindern, daß die Abtrünnigen alle dem Materialismus anheimfallen. Das läßt sich durch eine Philosophie erreichen, die an Stelle der Gelehrtenterminologie die Sprache des Volkes setzt; die ferner den Wahrheitskern aller Religionen in sich aufnimmt, darum aber auch bei ihren Anhängern nicht bloße Verstandessache ist, sondern ein wirklicher Ersatz für die Religion; die endlich, soweit es angeht, die Metaphysik zur Experimentalmetaphysik macht, wodurch allein sie dem skeptischen Zersetzungsprozeß zu entgehen vermag."

— „Und eine solche Philosophie hältst du für möglich?"

— „Gewiß. Ich denke sogar, daß sie die Frucht unsrer eigenen gemeinschaftlichen Arbeit sein soll. Die Idee einer solchen Philosophie schwebte mir schon seit Jahren vor; aber als ich einst einer unsrer Excellenzen, bei der ich im Interesse meiner Anstellungspläne eine Audienz erbeten hatte, diese meine Idee auseinandersetzte, merkte ich alsbald, daß ich als Abtrünniger von der klassischen Philosophie, vielleicht sogar als gefährlicher Neuerer angesehen wurde. Das sei alles ganz schön, meinte der Minister, aber er schloß mit den Worten: ‚Wir wollen es doch lieber beim Alten lassen!' Ich wußte nunmehr, daß ich auf Anstellung nicht zu rechnen hatte. Jetzt freilich gratuliere ich mir zu diesem Mißerfolge. Tum bene

navigavi, quum naufragium feci! Als Bibliothekar von Karlstein tauschte ich mit keinem Professor. Die Philosophie der Zukunft, die ich meine, wird von keiner Universität ausgehen, nirgend aber könnte sie leichter ausgeheckt werden, als in einer so absonderlichen Bibliothek, wie diese hier in Karlstein ist."

Morhof sprach diese Hoffnung in so gehobener Stimmung aus, daß seine Worte in dem weiten Raum schallten, während er einen befriedigten Blick über die reichen Bücherschätze gleiten ließ. —

Alfred hatte die Ueberzeugung, daß sein Freund sich in den mystischen Dschungeln schneller zurechtfinden würde, als es ihm selbst hätte gelingen können. Als daher abends in Leonores Gegenwart die philosophischen Gespräche wieder aufgenommen wurden, lenkte er die Unterhaltung auf den Punkt, worin vor allem er Aufklärung suchte, und sprach von dem uralten Glauben an Nekromantie.

— „Die Möglichkeit, sprach Morhof, daß Verstorbene wieder erscheinen, unterliegt für mich keinem Zweifel. Daß wir aber Verstorbene geradezu beschwören, das heißt zwingen könnten, uns zu erscheinen und Rede zu stehen, lasse ich dahingestellt. Die künstlichen Veranstaltungen, die schon von den Alten angewendeten Räucherungen und andre chemische Prozesse, konnten auf die Geister nicht den vermeintlichen Zwang ausüben, aber doch gleichsam die Thüre öffnen, wodurch der erwartete Besuch eintreten konnte — wenn er wollte. Daß ein Geist erscheinen soll, bedeutet zunächst, daß er für die menschlichen Sinne wahrnehmbar gemacht werden soll. Aus welchen Stoffen immer ein solcher Geist bestehen mag, so kann er doch für ein menschliches Auge nur sichtbar werden, wenn er die Dichtigkeit irdischer Körper annimmt, das heißt physikalisch gesprochen, wenn er die Lichtstrahlen zurückwirft, statt sie hindurchzulassen. Der Aberglaube sagt, daß Gespenster keinen Schatten werfen. Ich glaube das selbst; es fehlt ihnen an körperlicher Dichtigkeit, daher lassen

sie das Licht hindurch, das heißt sie sind unsichtbar. Gibt es nun ein Mittel, sie bis zur Sichtbarkeit zu verdichten? Diese Frage möchte ich bejahen; wir können ihnen auf chemischem Wege diejenigen organischen Substanzen liefern, die ihnen assimilierbar sind und durch deren Aufnahme sie materieller und damit sichtbar gemacht werden können. Die Wissenschaft der Zukunft, wenn sie einmal mit diesem Problem sich beschäftigt, wird daher den technischen Ausdruck ‚Materialisation‘ für Geistererscheinungen annehmen müssen. Ich bin sicher, daß von den alten Nekromanten geeignete chemische Prozesse angewendet wurden. Das war vielleicht sogar der ursprüngliche Sinn der Opferbrände bei Totenbestattungen. Unsre Gelehrten freilich sehen in diesem Gebrauch nur reinen Aberglauben. Sie schieben unsern Ahnen die sehr unwürdige Vorstellung zu, daß die Seelen der Verstorbenen sich am Dufte der Speisen und Getränke erfreuen, daß man ihnen Speise und Trank wenigstens in Duftform liefern wollte. Das mag da und dort der spätere Glaube gewesen sein; aber ursprünglich bedeutete der Opferbrand wohl etwas andres, nämlich ein nekromantisches Experiment, einen Versuch, die Seele des Verstorbenen zur Erscheinung zu bringen. Wenn man zur Erklärung eines Aberglaubens den entsprechenden Unverstand der jeweiligen Generation voraussetzt, geht man häufig irre; abergläubische Gebräuche hatten im Ursprung oft einen tiefen Sinn, der erst im Verlaufe der Zeit verloren ging. Wir finden das Totenopfer schon im Zeitalter Homers. Heliodor in seinen ‚Aethiopischen Geschichten‘ schildert es sehr ausführlich, und zwar ganz im Sinne eines nekromantischen Experiments.[6]) Wein, Honig, das Blut geschlachteter Tiere und andre organische Substanzen, die verwendet wurden, lassen sich wohl als geeignet denken, jene Verdichtung eines unsichtbaren Körpers herbeizuführen, wodurch er sinnlich wahrnehmbar wird. Im Mittelalter äußern sich die Autoren über künstliche nekromantische Mittel sehr bestimmt. Ich kann es aber

nicht glauben, daß ein bloßer Irrwahn durch ein paar Jahrtausende sich hätte erhalten sollen. Langlebig ist nur die Wahrheit, nicht der Irrtum."

Alfred ersah es zu seiner Freude, daß das Problem, das ihn so sehr beschäftigte, im Kopfe seines Freundes schon deutliche Formen angenommen hatte.

— „Es ist nur schade, sprach Morhof weiter, daß wir nicht gleich anstoßend an die Bibliothek ein Laboratorium haben, worin ich die mir in den Sinn kommenden Experimente gleich vornehmen könnte."

Bei diesen Worten fiel es wie Schuppen von Alfreds Augen. Stand denn nicht sein Ahne, der Goldgraf, im Rufe, ein Totenbeschwörer zu sein, und lebte er nicht noch immer im Munde des Volkes als solcher fort? Der Sage nach betrieb er die Goldmacherkunst und verunglückte bei einem chemischen Experiment. Vielleicht war dasselbe jedoch ein nekromantischer Versuch, den er anstellte, sein verstorbenes junges Weib zu beschwören. Wie es auch sein mochte, ein Laboratorium hatte derselbe eingerichtet, und dieses war noch vorhanden.

Alfred teilte das seinem Freunde mit und konnte seine Erregung nicht bemeistern, als er ihn bat, dort seine Versuche anzustellen. Morhof hatte sich zwar vor Jahren gründlich mit Chemie beschäftigt, aber ihre Anwendung gerade zu solchen Zwecken war ihm ein fremdes Feld. Er versprach, sein Bestes zu thun, mußte aber die Ungeduld seines Freundes niederhalten.

Leonore folgte dem Gespräche mit wachsendem Interesse. Sie hatte von Morhof eine so hohe Meinung gewonnen, daß sie das Gelingen seiner Pläne nicht bezweifelte. Schon jetzt aber war der Vorteil erreicht, daß ihr Bruder Hoffnungen hegte, die ihn erheiterten und noch weiter die Wolke des Trübsinns zerteilten, die auf ihm gelegen war. Nur die Erinnerung an den Goldgrafen, die Alfred in ihr aufgefrischt hatte, erfüllte sie mit Bangen. Der Gedanke war ihr unheimlich, daß Alfred

von demselben Vorhaben wie sein Ahne ins Laboratorium geleitet werden sollte. Sie gab ihrer Angst unverhohlen Ausdruck, und Morhof, der ihr Erblassen bemerkt hatte, kam ihr zu Hilfe, indem er sich an Alfred wandte:

— „Wir dürfen über neuen Plänen unser bisheriges Verfahren, auf getrennten Feldern zu arbeiten, nicht aufgeben. Dieses Verfahren wird sich mehr und mehr, am meisten aber dann bewähren, wenn wir schließlich uns vereinigen und gemeinschaftlich vorgehen werden. Ich bin daher der Meinung, daß du nach wie vor in der Bibliothek weiter arbeiten solltest, während ich das Laboratorium zum Schauplatz meiner Thätigkeit machen werde, wo du mir ohnehin nicht behilflich sein könntest. Ich muß mir Bücher über neuere Chemie aus der Stadt verschreiben und studieren; ich muß mich in der mittelalterlichen Litteratur dieser Richtung orientieren, dann noch vorbereitende Versuche der verschiedensten Art anstellen, und darüber können viele Monate vergehen. Diese ganze Zeit darf für dich nicht nutzlos verstreichen, und so lange Zeit hindurch sollten deine eigenen Studien nicht unterbrochen werden. Wir müssen uns also von nun an auch räumlich trennen. Die einsame Arbeit ist immer die ergiebigste, und wenn wir auch bisher in der Bibliothek fleißig nebeneinander gearbeitet haben, so haben wir doch dort manche Stunde rein verplaudert."

Dieser Vorschlag war nicht ganz nach Alfreds Sinn, desto mehr aber nach dem seiner Schwester, die sich erleichtert fühlte, als Alfred sich zu fügen versprach, und die Morhof mit einem dankenden Blicke belohnte. Wie unentbehrlich zeigte sich doch dieser Mann für ihren Bruder. Immer mehr wußte er in ihr das Gefühl der Dankbarkeit zu steigern. Der Gedanke, daß der späte Enkel des Goldgrafen in demselben Laboratorium, wo dieser verunglückt war, durchglüht von demselben übermenschlichen Verlangen, den Schatten eines leidenschaftlich geliebten Wesens heraufzubeschwören, seine geheimnisvollen Operationen

vornehmen sollte, — dieser Gedanke hatte sie so schwer bedrückt, daß es ihr nun war, als hätte Morhof eine wirkliche Gefahr von ihrem Bruder abgewendet. Aber nun, da sie auf Morhof blickte, erbleichte sie abermals, und es entschlüpfte ihr das Wort, daß auch dieser vielleicht Gefahr laufen könnte. Eine plötzliche Blutwelle stieg ihr ins Gesicht; sie fürchtete verraten zu haben, daß ihr das Leben dieses Mannes teuer geworden.

Morhof hatte es wohl bemerkt, und er mußte eine kleine Pause verstreichen lassen, bis er möglichst unbefangen zu antworten vermochte:

— „Nein, Gräfin; von Gefahren ist nicht die Rede. Es sind organische Substanzen, die bei den Experimenten zur Verwendung kommen sollen. Ich darf mir auch wohl schmeicheln, in Sachen der Chemie gründlichere Kenntnis zu besitzen, als der Goldgraf; ein Verdienst, das mehr meiner Zeit als mir angehört. Selbst Versuche mit gefährlichen Substanzen, wenn etwa solche angestellt werden müßten, haben heute nicht die Bedeutung wie damals. Der moderne Chemiker geht viel sicherer, als ehemals der Alchemist. Aus dem Mittelalter haben wir Kunde von manchem Opfer der Wissenschaft, da manches Experiment von ungewissem Ausgang gewagt werden mußte; heute jedoch kennen wir die Eigenschaften der chemischen Stoffe so genau, daß nur ein ungeschickter Experimentator Schaden nehmen könnte. Welches Verfahren für unsre Zwecke einzuschlagen ist, muß freilich erst erprobt werden, und ich bin auf eine lange Reihe vergeblicher Versuche vorweg gefaßt."

— „Nach dem ersten Gelingen aber, fiel Alfred ein, rechne ich darauf, vom Laboratorium nicht mehr ausgeschlossen zu sein. Ist ein Experiment einmal gelungen und unschädlich verlaufen, so kann es, in der gleichen Weise wiederholt, zu keiner Gefahr werden. Das muß Leonore selbst zugeben."

— „Das gebe ich auch zu. Sobald die Bemühungen unsres Lehrmeisters von Erfolg gekrönt sein werden, entbinde

ich dich deines Versprechens. Ja, ich selbst werde mich euch dann anschließen; denn in eurer Gesellschaft fürchte ich die Geister nicht.“ —

Zwischen diesen drei Menschen, die nun schon im dritten Monat auf dem Schlosse zusammen lebten und in gleichsinnigem Streben sich aneinandergeschlossen hatten, war eines jener Freundschaftsbündnisse entstanden, denen man im Leben nur selten begegnet, weil selbst bei vorhandener Wahlverwandtschaft der Seelen die äußeren Verhältnisse fast niemals so günstig liegen, wie es in Karlstein der Fall war. Seine Bewohner waren ganz auf sich selbst angewiesen; kein störender Besuch hatte sich bisher eingestellt. So war es denn erklärlich, daß die zwischen Morhof und Leonore bestehende Freundschaft allmählich einen tieferen Charakter annahm, und daß beide sich zu fragen begannen, ob diese Freundschaft nicht zur Liebe geworden. Mit dieser Frage beschäftigte sich auch Alfred, und da er das Erröten seiner Schwester wohl bemerkt hatte, bejahte er die Frage, soweit sie Leonore betraf. Es hätte ihn mit inniger Freude erfüllt, den geschlossenen Dreibund noch weiter gefestigt zu sehen; aber vorläufig berechtigte ihn nichts zu der Ansicht, daß Morhof solche Absichten trug. Darüber mußte sich Alfred erst Gewißheit verschaffen.

XV.

Der Felsen, auf welchem Schloß Karlstein lag, sprang weit ins Thal vor. Nicht als hoher Bau erhob es sich darauf, sondern wie ein schon aus weiter Entfernung sichtbarer und langgezogener weißer Streifen, der nur im Mittelbau verdickt war. Der vorderste Teil dieses Felsens trug keinen Bau, sondern bildete eine weitläufige natürliche Terrasse. Wo diese in abgerundeter Spitze endigte, stand eine mächtige Föhre, unter welcher Tisch und Bänke angebracht waren. Rings um die

Terrasse lief eine niedere Mauer, die, ehemals kreneliert, als Rest des alten Befestigungswerkes stehen geblieben war. Ueber die Mauer hinweg blickte man in weite, herrliche Fernen. Lehnte man sich über die Brüstung, so sah man in das aufstrebende Gewipfel eines Tannenwaldes, der diese wiewohl ziemlich steil abstürzende Felsenböschung mit dunklem Grün zu überziehen vermocht hatte; aus der Tiefe, im Waldesgrunde verborgen, rauschte der Wildbach herauf. Dort, wo die Terrasse hügelig anschwoll, zeigte eine schwarze eiserne Thüre, daß in diese Bodenerhebung ein niederer Raum eingemauert war, der ehemals als Gefängnis gedient hatte; der Name einer sehr berüchtigten Hexe knüpfte sich daran. An diesem Gefängnis vorbei lief eine tief eingesenkte Bodenfalte zur gegenüberliegenden Umfassungsmauer, ein über diese Senkung gebautes Gartenhaus untergrabend und wieder bei einer eisernen Pforte einmündend. Durch diese konnte man direkt in den Wald hinaustreten, der auf dieser Seite weniger steil abfiel und Raum bot für einige bequeme Spaziergänge, die in weit ausholenden Serpentinen hinabliefen.

Der mittlere, zweistöckige Hauptbau des Schlosses umgab einen Hofraum von felsigem Boden. Der als offene Galerie nach außen verlegte Verbindungsgang der Zimmer lief rings um diesen Hof, aus dem man durch ein tunnelartiges Gewölbe zu dem schweren eisenbeschlagenen Thore gelangte, in dessen Höhe die gebleichten Knochen zweier Bärenköpfe angenagelt waren. Die schweren Ketten und Zugapparate, die zu beiden Seiten an der natürlichen Felswand dieses Tunnels angebracht waren, ließen, schon bevor man durch das Thor trat, die Zugbrücke vermuten, die den ausgetrockneten Wassergraben überspannte. Diese ganze östliche Schloßseite, mehrfach gebrochen und mit Erkern und flankierenden Türmen höchst unregelmäßig gebaut, kehrte dem Beschauer kein einziges Fenster, sondern nur Schießscharten zu. Das war dem Erbauer nötig erschienen, weil hier, vom Graben abgesehen, jeder weitere Schutz fehlte;

jenseits der Zugbrücke verlief der Boden fast eben dem weiter zurückliegenden Berge zu. Dieses Terrain war aber im Verlaufe der friedlicheren Jahrhunderte in einen prachtvollen Schloßpark von großem Umfang umgewandelt worden, der allmählich in den Bergwald überging. Nur in der Mitte dieses Parkes wurde man wieder an die alten Zeiten der Ritterfehden gemahnt. Dort brach ein mächtiger Fels aus dem Boden und trug den Quaderbau eines Rundturmes, einen Vorposten des Schloßbaues. Von der Spitze dieses Turmes übersah man das Thal weithin nach beiden Seiten, und der Knappe, der dort oben, auf die Lanze gestützt, einst stehen mochte, konnte die Annäherung von Freunden und Feinden durch sein Hifthorn schon lange vor ihrem Eintreffen ansagen.

Dieser Rundturm, der sich hoch über den Waldrücken emporstreckte, war es, in welchem der Goldgraf sein Laboratorium eingerichtet hatte. Er barg noch jetzt zwei wohlerhaltene übereinanderliegende Gemächer. Nur der oberste Teil des Turmes, der noch ein drittes Gemach enthalten hatte, war verfallen; noch zeigte er, halb zerbröckelt, eine Fensteröffnung, die wie ein geblendetes Auge in die Gegend starrte.

Diesen Weg, durch den Thorbogen über die Zugbrücke und durch den Schloßpark, schlugen am andern Tage unsre Freunde ein. Alfred trug einen Bund altertümlicher schwerer Schlüssel; Franz hatte dieselben erst entrosten und für den Gebrauch einigermaßen herrichten müssen. Der Schlüssel drehte sich leicht in Morhofs nerviger Faust, die schwarz angestrichene Eisenthüre des Turmes gab nach einigem Knirschen nach, und eine dumpfe Luftwelle schlug den Eintretenden entgegen. Aber die nunmehr erwartete morsche Stiege fand sich nicht vor, vielmehr lief eine solide Treppe aus Granit an der inneren Turmwand spiralförmig empor, und ein eisernes Geländer vermehrte noch die Sicherheit. Oben öffnete sich die schwere Thüre des Laboratoriums nach innen. In den weiten Raum mit

weißgetünchten Wänden fiel helles Licht durch ein großes Fenster, dessen Nische die außerordentliche Dicke der Mauern verriet. Trotzdem vielleicht seit Jahrzehnten niemand dieses Zimmer betreten hatte, war die Luft nichts weniger als moderig. Das erklärte sich aus dem hohen Kamine, durch den sie ihren Abzug fand. Daneben stand ein quadratischer, aus Backsteinen aufgemauerter Herd; mehrere kleine Eisenthüren verrieten die verschiedenen Feuerstellen, über welchen in der Herdfläche abgerundete Metall- und Porzellanbecken eingesenkt waren. Da und dort im Zimmer waren offene Mauernischen angebracht, angefüllt mit Phiolen, Destillierkolben und Metallschüsseln der verschiedensten Art. Frei in der Mitte stand ein mächtiger Eichentisch, dessen dicke Platte mehrere eingebrannte Stellen, sowie mühsam eingeschnittene Buchstaben zeigte. Keinerlei Schmuck hing an den Wänden. Eine lange Truhe, in Behälter abgeteilt, hatte wohl als Vorratskammer für Brennmaterial gedient; das dicke Lederpolster, das darüber lag, war verstaubt. Abseits vom Kamine führte eine eiserne Wendeltreppe zur gewölbten Decke hinauf und mündete dort an einer Fallthüre, dem Eingang zum obersten, zur Ruine gewordenen Turmraum.

Dies also war das Gemach, in dem der sagenhaft gewordene Goldgraf gelebt hatte. Wie oft mochte hier Feuerschein die Wände und das hohe Fenster erhellt haben, wenn nachts ein eilig vorübergehender Dorfbewohner zaghaft hinaufblickte und nur in großem Bogen den Turm umging, darin der gefürchtete Zauberer hantierte, sei es, daß er nach der Goldtinktur suchte, seine ungeheuren Schätze noch weiter zu vermehren, oder den Schatten seiner geliebten Gattin beschwor, oder vielleicht gar den Bund mit dem Satan schloß, der ihm in seinen Unternehmungen beistehen sollte.

Das öde Gemach bot keinen Anlaß, zu verweilen, und so wurde denn der Rückweg angetreten. Alfred allein hatte sich

näher umgesehen und dabei überlegt, wie er das Zimmer für den Freund wohnlich einrichten wollte. Draußen lag warmer Sonnenschein auf dem Felsengrunde des Turmes. Aus den Ritzen des Gesteins lugten schon die zwerghaften Saxifragen und kündigten die Zeit an, da für die Schloßbewohner wieder die Naturschönheiten des Thales und der Bergwelt offen stehen sollten. Leonore schlug vor, den Spaziergang bis zum Walde hin auszudehnen; sie schien diese Absicht schon vorher gehabt zu haben, denn sie zog aus der Handtasche, die ihr am Arme hing, ein eng zusammengeballtes seidenes Flechtwerk, das herabfallend sich als Netz erwies. Es sei die Zeit gekommen, erklärte sie, im Walde nach den ersten Schwämmen zu suchen, um einige Abwechslung in die Küche zu bringen. Sie nannte einige Namen: Steinpilze, Morcheln und andre, die schon im Frühjahr oft in großer Menge sich fänden, während die zweite, reichere Ernte erst im Spätsommer sich einzustellen pflege. In der That ragte schon da und dort der weißgetüpfelte rote Fliegenschwamm aus dem trockenen Moosboden auf, und die Erwartung schien gerechtfertigt, auch eßbare Pilze zu finden. Alsbald konnte Morhof der Gräfin ein Prachtexemplar des hochgestielten Schirmschwammes mit seiner bräunlichen, schindelartig geblätterten Oberfläche bieten. Leonore erklärte, dieser Pilz sei zwar eßbar, aber trotz seiner Größe sehr wenig ergiebig; sie schaute nach andern Schwämmen aus, besonders nach den dickstieligen, braungekuppelten Steinpilzen, wovon oft wenige Exemplare für eine ganze Mahlzeit ausreichend seien. Sie ging suchend vorwärts und bohrte die Spitze ihres Sonnenschirmes in eine faustgroße weiße Pilzkugel, die sich ihr mitten auf dem Waldpfade entgegenstellte. Morhof, hinter ihr gehend, hatte es bemerkt, und da sie an dem verletzten Pilze vorüberging, belehrte er sie, daß gerade dieser zu den schmackhaftesten gehöre, sowohl die weiße glatte Kugel, der Bovist, der oft die Größe eines Kinderkopfes er-

reiche, als auch der mehr ins Graue spielende, mit rautenförmiger Oberfläche, der Hasenstäubling. Beide seien sehr geschätzt, solange die Fleischteile noch weiß seien; mit der Zeit aber nehmen sie die gelbe und im Vertrocknen eine dunkelbraune Färbung an, und verbreiten dann, wenn zertreten, ihren Samen in Gestalt einer Staubwolke.

Bald hatte Morhof ein schönes Exemplar des Bovisten gefunden und ließ es ins Netz gleiten. Leonore bekannte, diese Art von jeher verschmäht, ja für giftig gehalten zu haben.

— „Gibt es denn keinen Wissenszweig, lieber Doktor, worin man Ihnen überlegen sein kann? Es scheint, daß sogar wenn ich einen Wettstreit in der Küche mit Ihnen anstellen wollte, ich unterliegen würde. Doch werde ich Ihnen beweisen, daß ich wenigstens in der Bereitung der Schwämme Ihnen überlegen bin.“

— „Dann müßte ich mich eben mit der Berühmtheit der Siegerin trösten, entgegnete Morhof. Immerhin möchte ich mir wenigstens für einige Kochrezepte die Lehrerrolle vorbehalten, z. B. für eine schmackhafte Zubereitung eben des Bovisten, der besonders mit Reis eine sehr schmackhafte Speise liefert.“

— „Sie sind unausstehlich, Doktor! Daß Sie übrigens Gourmand seien, hatte ich nicht vermutet; es sieht Ihnen so gar nicht gleich.“

— „Ich bin es in der That nicht; meine kulinarischen Bedürfnisse, sowohl was Menge als Qualität betrifft, sind höchst bescheiden. Die Gelegenheit aber, die uns so manches lehrt, lehrte mich einst auch kochen. Auf einer Bergwanderung vor zwei Jahren fand ich, tief hinten in einem Thale, ein freundlich aussehendes Haus in unbeschreiblich großartiger Lage. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, einzutreten. In der ebenerdigen Küche fand ich, am Herdfeuer beschäftigt, eine

Frau, die förmlich erschrak, als sie mich erblickte, der ich in Höhe und Breite fast den ganzen Rahmen der Thüre füllte. Ich beruhigte sie mit meinem gewinnendsten Lächeln und brachte mein Anliegen vor, für einige Tage hier Unterkunft zu finden. Sie erklärte, der Herr, der zudem kein Wirt sei, sei in die Tauern gegangen, Mineralien zu sammeln, und werde wohl mehrere Tage ausbleiben. Ich sei gewiß Maler, meinte sie, und da ich mit einigem Rechte nicht direkt widersprach, erklärte sie, erst fragen zu müssen. Bald kam sie mit einem jungen Mädchen zurück, von dessen Lieblichkeit ich aufs höchste überrascht war. Ich dachte, die Tochter eines Bauers zu finden, fand aber ein Wesen, das ich gleich einer jungen Dame zu behandeln mich genötigt sah. Ich erklärte ihr, daß lediglich die Großartigkeit dieses Thalhintergrundes den Wunsch in mir erregt hätte, hier zu verweilen, und wie dankbar ich wäre, wenn mir das gestattet würde. Freundlich und ohne Besinnen gab sie die Erlaubnis. Kurzum, ich blieb eine ganze Woche. Ich sah das Mädchen nicht eben viel in dieser Zeit; aber an ihre Goldflechten hätte ich mein Herz verlieren können, wenn sie nicht noch ein halbes Kind gewesen wäre und ich mich meiner dreißig Jahre nicht erinnert hätte. Mit der Frau dagegen habe ich, am Herde sitzend, manche Stunde verplaudert, weil ich es auf solchen Wanderungen liebe, nicht nur die Natur, sondern auch die Anschauungen der Bewohner kennen zu lernen. Wir waren bald die besten Freunde, und da sie über den Mangel an Gemüse klagte, dem hier schwer abzuhelfen sei, überraschte ich sie mit einer Sammlung von Sauerampfer, Brunnenkresse, ja sogar Brennesseln als verwertbaren Dingen; ich fügte noch herrliche Waldschwämme bei, ja ich nahm selber den Kochlöffel zur Hand und bereitete eine Mahlzeit, von der sie so entzückt war, daß sie sogleich davon dem Mädchen hinauftrug. Zum Lohne für meine Hilfe wurde ich eingeladen, an der Mahlzeit teilzunehmen, und ich wundre mich noch heute

über die Gespräche, die ich mit einem Mädchen führte, welches nur durch einen sonderbaren Zufall mir in diese Einsamkeit verschlagen zu sein schien. Ich habe in jenen Tagen in der Kochkunst mich vervollkommnet, und als ich schließlich Abschied nahm und Vesi mir den ‚Abschiedsbuschen‘ reichte, da kamen ihr, bei Gott, die Thränen in die Augen.“

— „Vesi? Sagten Sie nicht Vesi? Wie aber hieß das Mädchen?“ fragte Leonore, indem sie ihre Schritte beschleunigte. Sie warf einen ängstlichen Blick nach rückwärts; aber Alfred ging, in Gedanken versunken, lässigen Schrittes außer Hörweite hinter ihnen.

— „Das Mädchen hieß Moidele.“

— „Und in welcher Gegend reisten Sie damals?“

— „In Steiermark, und zwar nicht weit von hier. Ich erinnere mich, bei dieser Wanderung zum erstenmale Karlstein gesehen zu haben.“

— „Mein Gott! Sie haben Alfreds Geliebte gekannt. Es stimmt alles: Vesi, der Mineraliensammler und Moidele. Sie ist es gewesen, die verunglückt ist.“

— „Wie schrecklich, wie entsetzlich! Aber nun begreife ich auch Alfreds Liebe. Wenn die aufgeblühte Rose nur halbwegs gehalten hat, was die aufblühende Knospe versprach, dann verstehe ich, daß Alfred noch immer sich unglücklich fühlt.“

— „Sprechen Sie nicht mit ihm darüber. Er darf es nicht erfahren, daß Sie Moidele gekannt haben. Er würde nur immer wieder in Sie dringen, von ihr zu erzählen, und die kaum vernarbte Wunde würde wieder bluten.“

— „Sie haben recht, Gräfin. Er soll nichts erfahren. Später vielleicht, nach Jahr und Tag, werde ich es ihm sagen dürfen, daß ich seine Geliebte gekannt und von ihr entzückt war. Vorläufig aber muß ich schweigen. Ich habe es bisher strenge vermieden, Moidele zu erwähnen, und in Anerkennung meiner Absicht hat er mir solche Gespräche auch nicht auf-

gedrängt. Ich habe auch versucht — Sie wissen es ja — ihn von dem Gedanken abzuziehen, eine Verbindung mit dem Geiste der Verstorbenen zu suchen; das konnte ich aber nur, indem ich diese Versuche auf mich selbst zu nehmen versprach und ihm vorschlug, unsre Arbeiten zu vertauschen. Auf vollständig abliegende Studien hätte er sich nicht verweisen lassen; ich mußte ihm eine Beschäftigung geben, die mit seinen Bestrebungen im Einklang stand. Nun sind es zwei Gedanken, die ihn vollständig erfüllen: die Tote und sein verlorenes Kind. Hätte der Gedanke an Moidele die Oberherrschaft behalten, so wäre er immer mehr in seine dumpfe Melancholie verfallen. Ich mußte ihm daher den Gedanken an sein Kind in den Vordergrund rücken, mußte auf die außerordentlichen Fähigkeiten mancher Somnambulen, Verborgenes aufzudecken, seine Aufmerksamkeit lenken. Dieses Studium hat ihn von seinem beständigen Wühlen in seinem Schmerze schon einigermaßen abgezogen, und eine Möglichkeit besteht ja immerhin, daß wir durch Vermittlung somnambuler Fähigkeiten wirklich noch zur Auffindung des Kindes gelangen werden. Die Fälle dieser Art sind zwar selten, aber ich kenne einige ganz zuverlässige Beispiele." [7])

— „Was für einen treuen Freund hat mein Bruder an Ihnen gefunden! Wie kann er, wie kann auch ich Ihnen genug danken! Ich werde Ihre lebenslängliche Schuldnerin bleiben. Sie beschwert mich nicht, diese Schuld; aber wenn ich sie wenigstens teilweise einmal abzahlen könnte — — — Alfred scheint heute wieder sehr zu Trübsinn zu neigen. Wie langsam, ganz verloren in Gedanken, er dahingeht! Woran aber sollte er sonst denken, als an Moidele und ihr entsetzliches Ende. Lassen Sie uns auf ihn warten. Vielleicht gelingt es, ihn aufzuheitern."

— „Wer weiß, Gräfin, ob Sie sich nicht täuschen? Vielleicht beschäftigt ihn sein Kind, und wenn dieser Gedanke vor-

herrschend sein sollte, dann ist schon viel gewonnen. Daß derselbe im Begriffe ist, der vorherrschende zu werden, weiß ich; nur so kann ich mir den Feuereifer erklären, womit er nun eine Wissenschaft studiert, die ihm nicht in Bezug auf Moidele, sondern nur auf sein Kind wichtig erscheinen kann."

Morhofs Vermutung sollte alsbald bestätigt werden. Als Alfred das stehengebliebene Paar erreichte, begann er von selbst das vermutete Thema anzuschlagen; aber er beklagte die Unfruchtbarkeit bloß theoretischer Studien und sprach den Wunsch nach eigener Erfahrung aus, wodurch er im Verständnisse des Somnambulismus rascher gefördert würde, als durch Bücher.

— „Von den Thatsachen, fügte er bei, bin ich vollständig überzeugt, wie es jeder werden muß, der sich die Mühe nimmt, die Werke eines Puysegur, Deleuze, Kluge und andrer[8]) durchzulesen. Ich bin schon jetzt in eine Welt versetzt, von deren Existenz ich bisher keine Ahnung hatte, und habe doch erst zum geringsten Teile die Werke gelesen, die du für mich beiseite gestellt hast. Eine praktische Beschäftigung mit dem Gegenstande ist aber mit meinen Studien wohl vereinbar, nur daß ich freilich deines Beistandes dabei nicht entraten könnte."

— „Gegen deinen Vorschlag ist nichts einzuwenden, erwiderte Morhof, einen Blick des Einverständnisses mit Leonore wechselnd, nur kommt er um einige Monate zu früh. Du mußt deine Kenntnisse erst noch vervollständigen; ich aber kann diese Zeit benutzen, mich inzwischen nach einer geeigneten Versuchsperson umzusehen. So schnell wird das allerdings nicht gelingen; ich erfreue mich aber der Bekanntschaft eines Arztes in der Stadt, der mir gerne erlauben wird, unter seinen Patienten Umschau zu halten. Wie alle unsre Aerzte ist er allerdings noch ganz im materialistischen System befangen, und ich traue ihm den Blick nicht zu, unter seinen Kranken diejenigen von somnambulen Anlagen zu entdecken. Wenn du

es aber wünschest, werde ich selbst auf einige Zeit nach Graz reisen."

Leonore erblaßte leicht bei diesen Worten, und Alfred, der es bemerkt hatte, sah darin eine Bestätigung ihrer Liebe zu Morhof. Andrerseits aber schien ihm des Freundes Bereitwilligkeit zur Reise anzudeuten, daß diesem eine Trennung von Leonore nicht schwer falle. Das war für Alfred eine Enttäuschung. Das ganze Zusammenleben, das sich bisher so schön gestaltet hatte, war damit für die Zukunft in Frage gestellt. Wenn Leonore Morhof liebte, dieser aber unempfindlich dafür sein sollte, dann durfte Alfred diese enge Vereinigung nicht fortbestehen lassen, bei der Leonore immer mehr in ihre Gefühle sich hineinleben mußte, und es schien geboten, sie baldmöglichst zu trennen.

Alfred täuschte sich gleichwohl. Er hatte die Aufopferungsfähigkeit seines Freundes nicht in Anschlag gebracht, dem es keineswegs leicht gefallen war, sein Anerbieten vorzubringen. Aber Alfred hatte auch gar nicht die Absicht, dasselbe anzunehmen; ihm lag andres im Sinne.

— „Ein Erfolg deiner Bemühungen, entgegnete er, scheint mir sehr fraglich zu sein. Aus den Büchern, die du mir zurechtgelegt hast, habe ich die Stellung der offiziellen Medizin zur Frage des Somnambulismus hinlänglich kennen gelernt, und in diesem Punkte bin ich von dem äußersten Mißtrauen gegen Aerzte beseelt. Unsre ganze abendländische Wissenschaft verhält sich aller Mystik gegenüber so feindselig, daß ich meinen Blick nach auswärts geworfen habe; denn von unsrer Medizin am allerwenigsten glaube ich auf Unterstützung rechnen zu dürfen."

— „Du bist, wie ich sehe, schon einigermaßen orientiert. Begreiflich ist aber der Widerstand der Aerzte gegen den Somnambulismus sehr wohl. Rein menschlich genommen, kann man es ihnen nicht zumuten, daß sie selber einen Wissenszweig

verbreiten, durch den sie mehr oder minder überflüssig gemacht werden; man kann von ihnen nicht verlangen, daß sie selber den Ast absägen, auf dem sie sitzen."

— „Das Interesse der Wissenschaft steht aber doch höher, als der Vorteil einer Kaste!"

— „Gewiß, Alfred, aber nur für den Idealisten, für dich zum Beispiel."

— „Und das Wohl der leidenden Menschheit gar! fügte Leonore bei. Ich erbitte mir übrigens einige Aufklärungen über diese Seite des Somnambulismus. Inwiefern bietet er einen Ersatz für das Wissen der Aerzte?"

— „Zunächst ist es der animalische Magnetismus, das heißt die Behandlung der Kranken durch magnetische Striche, welche Fähigkeit mehr oder minder alle Menschen haben, wodurch die Konkurrenz mit der Medizin gegeben ist. Das Wesen dieser Behandlungsweise besteht darin, daß die Naturheilkraft selbst des Kranken in Thätigkeit versetzt wird. Da nun unbestreitbar jeder günstige Verlauf eines Krankheitsprozesses eben dieser Naturheilkraft zugeschrieben werden muß, die — das gibt jeder vernünftige Arzt zu — von ihm besten Falls unterstützt werden kann, in der That aber sehr häufig gehindert wird, so ist zunächst die ideale Kurmethode diejenige, die auf Stärkung der Naturheilkraft ausgeht. Diese Kurmethode liegt aber in den Händen eines jeden, der sich die leicht zu erwerbende Kenntnis der magnetischen Behandlung aneignet. Die Kranken wären also nicht mehr ausschließlich auf Aerzte verwiesen, und das Privilegium der Aerzte würde ihren Händen entschlüpfen. Eine Begeisterung für den Magnetismus kann man ihnen also gerechterweise nicht zumuten. Nun kommt aber noch dazu, daß infolge magnetischer Behandlung häufig Somnambulismus eintritt. Dadurch wird die Konkurrenz mit der Medizin noch mehr zugespitzt. Es treten nämlich im Somnambulismus medizinische Fähigkeiten ein. Vermöge seiner gesteigerten Empfindungs-

fähigkeit fühlt der somnambule Kranke seinen Zustand sehr genau, er vermag seine eigene Diagnose vorzunehmen, und zwar mit größerer Sicherheit, als der Arzt, der nur reflektiv aus den sichtbaren äußeren Symptomen auf die mögliche Krankheitsursache schließt. Im Somnambulismus aber wird zudem der Heilinstinkt erweckt, dem wir schon im Tierreich begegnen, und der bei Somnambulen seine höchste Steigerung erfährt, so daß sie selbst die ihnen zuträgliche Behandlungsweise und die Mittel anzugeben vermögen, wodurch sie geheilt werden können. Die medizinische Kaste wird also in doppelter Weise geschädigt: bei verbreiteten Kenntnissen des Magnetismus könnte es dazu kommen, daß innerhalb jeder Familie der eigene Magnetiseur sich fände; im Somnambulismus aber gar würde der Patient sein eigener Arzt in Bezug auf Diagnose, wie Therapie."

— „So begreift sich der Widerstand der Aerzte allerdings, entgegnete Leonore, und wenn sie nicht etwa einen weißen Raben entdecken sollten, so könnte die Befürchtung meines Bruders gerechtfertigt sein. Den Versuch müssen wir gleichwohl machen; denn wie anders, als eben durch einen Arzt, ließe sich eine Versuchsperson mit somnambulen Anlagen entdecken. Auf den Zufall, selbst eine solche zu finden, dürfen wir nicht rechnen."

— „Alfred sprach davon, er habe seine Blicke nach auswärts geworfen. Hören wir, was er damit meint. Erst dann können wir entscheiden, welcher Weg bessere Aussichten bietet."

— „Für mich, erwiderte Alfred, handelt es sich nicht um die medizinischen Fähigkeiten der Somnambulen, sondern um jene viel merkwürdigeren, durch welche wir noch tiefer in das Reich der Mystik hineingeführt werden: um das räumliche und zeitliche Fernsehen. Unbegreiflich im höchsten Grade erscheint mir eine solche Fähigkeit —"

— „Auch mir, Alfred! Indessen müssen sich die menschlichen Köpfe nach den Thatsachen richten, nicht umgekehrt. Desto schlimmer für uns, wenn eine Thatsache unbegreiflich ist."

— „An die Thatsache glaube ich, Heinrich! Was ich deiner Anleitung gemäß bisher gelesen habe, läßt mir keinen Zweifel, und wenn von unsern Gelehrten diese Thatsachen noch immer geleugnet werden, so sehe ich darin keineswegs eine löbliche wissenschaftliche Skepsis, sondern eine wenig löbliche Unwissenheit. Ich habe heute morgen in der Bibliothek ein Buch fertig gelesen, das mich in beträchtliche Aufregung versetzt hat, weil es mir einen Wegzeiger aufstellt, wohin ich mich wenden könnte; dieser Weg aber, wie ich schon sagte, führt nach auswärts, d. h. ins Ausland. Ich meine das Buch des englischen Reisenden Lane, der in Aegypten bei einem angeblichen Zauberer mit somnambulen Knaben experimentierte. Das merkwürdige, jeden Betrug ausschließende Moment bei diesen Experimenten liegt nun darin, daß Lane selbst den nächstbesten Knaben von der Straße heraufnahm, um ihn fernsehend machen zu lassen. Es geht daraus hervor, daß jene sogenannten Zauberer vor unsern Magnetiseuren einen Vorteil voraushaben. Diese letzteren klagen in allen ihren Schriften über die relative Seltenheit fernsehender Somnambulen; dagegen müssen die Aegypter offenbar über ein objektives Mittel verfügen, beliebige Personen, wenigstens innerhalb des Kindesalters, fernsehend zu machen. Die Sache liegt demnach so: deine Reise nach Graz bedeutet, in Bezug auf den Erfolg ins Auge gefaßt, ein bloßes Vielleicht, ja ein Mißerfolg erscheint mir sehr wahrscheinlich. Andrerseits wäre eine Reise nach Aegypten allerdings zeitraubend, ein Erfolg aber sicher. Kurz, ich trage mich seit heute morgen mit dem Gedanken einer solchen Reise. Dort könnte ich mit deiner Beihilfe weit rascher zum Ziele gelangen, als in Europa."

Es waren zwei Augenpaare, die in diesem Augenblicke prüfend auf Morhof gerichtet waren und es bemerkten, daß er nicht eben freudig überrascht erschien. Leonore fragte sich, ob er vielleicht eine längere Trennung von ihr schmerzlich empfin-

den würde, und sie glaubte es, wenn auch nur, weil sie es glauben zu dürfen wünschte. Alfred aber mußte schon darum auf die gleiche Vermutung verfallen, weil Morhof, der doch schon häufig den Orient als das Land seiner Sehnsucht bezeichnet hatte, jetzt so wenig freudige Ueberraschung verriet. Er stand da, wie im Konflikte zwischen Freundschaft und Liebe; aber Leonore sowohl, wie Alfred jubelten innerlich auf. Leonore war in doppelter Hinsicht erfreut. Sie sah, daß für ihren Bruder die Periode der geistigen Erschlaffung abgelaufen war; er hatte jetzt ein Ziel vor Augen und zwar das von Morhof vermutete. Der Gedanke an sein Kind hatte über den an Moidele das Uebergewicht erlangt. Erfreut aber war Leonore auch darum, weil Morhof, der doch kürzlich noch Alfreds Vorschlag mit Freuden begrüßt hätte, nun darüber beinahe erschreckt schien. Er hatte bei Alfreds Worten einen Blick auf sie geworfen, den sie, so schnell er auch wieder hinwegsah, verstanden hatte. Der Vorschlag bedeutete Trennung von ihr, darum fand er die Antwort nicht sogleich. Morhof liebte sie also. Eine glückliche Zukunft eröffnete sich ihr. Sie sah den Fortbestand des Dreibundes gesichert, ja gefestigt; sie sah ihren Bruder, erlöst von seinem Trübsinn, und sah Morhof als ihren starken Gatten, der sie durchs Leben führen sollte und dem sie durch Liebe alles vergelten konnte, was er gethan.

Das gleiche Zukunftsbild stand aber auch vor Alfred, und er legte sich sofort die mit einemmale veränderte Situation zurecht. Diese ganze Scene hatte nur wenige Augenblicke gedauert, und bevor noch Morhofs Lage peinlich geworden, befreite ihn Alfred schon von der Nötigung, eine Verlegenheitsantwort zu geben; ja er verhinderte eine solche, indem er die weitere Besprechung der Sache zu verschieben bat. Er blieb wieder zurück und überlegte die neue Lage. Wenn er auf Morhofs Begleitung verzichtete — und das mußte unter diesen Verhältnissen wohl geschehen — so konnte er ihn doch nicht

allein mit der Schwester im Schlosse zurücklassen. Das verbot nun einmal die Sitte; dem ließ sich aber leicht durch eine Gesellschaftsdame für Leonore abhelfen. Schwieriger war Morhof zu behandeln. Alfred kannte ihn als eine sehr stolze Natur; solange derselbe ohne Stellung war und nichts bieten konnte, unterließ er sicherlich jeden Versuch, Leonores Liebe zu gewinnen, am allerwenigsten aber würde er die Zeit von Alfreds Abwesenheit dazu benutzen. Er würde nicht triumphierend die reiche Braut heimführen, sondern auf sie verzichten, und das bedeutete einen Verzicht für immer; denn für Leute vom Schlage Morhofs gab es in Oesterreich natürlich keine Stellung.

Alfred entschloß sich also, die Sache in die eigene Hand zu nehmen. Noch vor seiner Abreise mußte sie ins klare gebracht sein. Er wollte den beiden Liebenden ihr gegenseitiges Geständnis erleichtern, ja, es wo möglich herbeiführen, zunächst aber Morhofs Bedenken beseitigen. Die Heirat konnte dann unmittelbar folgen, und wenn dann Alfred Abschied nahm, hatte er die Beruhigung, eine glückliche Schwester und einen glücklichen Freund hinter sich zu lassen.

Alfred hatte seinen Freund richtig beurteilt. Als Morhof abends sein Zimmer aufgesucht hatte, schritt er dort noch lange, die Hände auf dem Rücken, hin und wider, und es kamen ihm Gedanken von solcher Art, wie Alfred sie vorausgeahnt hatte. Er fragte sich, ob Leonore ihn liebe. Noch konnte er diese Frage nicht bejahen. Ihrer weitestgehenden Freundschaft war er sicher; aber Freundschaft wird durch keine Steigerung in Liebe verwandelt. Ihrer Dankbarkeit hatte sie ihn selbst versichert; daß sie aber ihre Schuld, wenn noch so tief gefühlt, mit ihrer Hand bezahlen würde, durfte er nicht hoffen. Ja er hätte diese Hand nicht annehmen dürfen. Es wäre nur Selbstquälerei gewesen, über die Möglichkeit dieser Liebe noch weiter nachzusinnen. Was war er denn? Ein Mann von Talent, und dafür vielleicht nirgend so sehr geschätzt, als in Karlstein; aber

nicht die kleinste Stellung hatte er sich im Leben zu erringen gewußt. Der Mann seiner Frau zu sein und weiter nichts, das war für ihn keine Rolle. Er durfte es gar nicht dahin kommen lassen, daß Leonore ihn vielleicht lieben lernte; er durfte gar nicht untersuchen, ob sie ihn vielleicht schon liebte. Es war seines Bleibens in Karlstein nicht mehr. Er mußte fort, und zwar mit der ganzen Ungewißheit über Leonore.

Morhof öffnete das Fenster und sah in die stille Nacht hinaus. Ueber den leise bewegten Tannenwipfeln schwebte die Mondsichel, und nur das geschwätzige Murmeln des Brunnens auf der Schloßterrasse ließ sich vernehmen. Bittere Abschiedsempfindungen überkamen ihn. Die schönen ruhigen Tage waren nun vorüber, und er fühlte erst jetzt ihren ganzen Wert. Bescheidene Zufriedenheit hatte er in Karlstein zu finden gehofft, und nun war das Glück weit von ihm geflohen. Auf Liebe mußte er verzichten, und in bloßer Freundschaft an Leonores Seite weiter zu leben, das vermochte er nicht. Das fühlte er wohl. Aber was dann? Sollte er wieder in die Stadt zurückkehren und dort sein unersprießliches Leben neu beginnen? Er verwarf diesen Gedanken; eine große Aufgabe blieb ihm noch zu erfüllen. Das schuldete er Leonore und auch Alfred selbst. Er wollte den Freund wieder zu einem lebensfrohen Menschen machen. Nicht früher durfte er ihn verlassen. Er beschloß den Vorschlag desselben anzunehmen und ihn auf der Reise zu begleiten. Wenn er den innerlich gesundeten Freund wieder in die Hände der Schwester zurückgeliefert hatte, erst dann war es für ihn Zeit, Abschied zu nehmen und sich von beiden zu trennen.

Als Morhof am andern Morgen nach kurzem, unruhigem Schlummer erwachte, war er in seinem Vorsatze bestärkt, aber damit lag auch seine Zukunft in ihrer ganzen Oede und Verlassenheit vor ihm. Sogar die wenigen Wochen, die er im Schlosse noch verbringen sollte, durfte er nicht mehr in der

bisherigen Weise genießen. Das innige Band, das ihn mit Leonore verknüpft hatte, mußte schon jetzt gelockert werden. Schon von heute an mußte er damit beginnen. Er mußte sich Zurückhaltung auferlegen und Leonore so viel als möglich, ohne daß es jedoch auffiel, meiden. Ein Vorwand ließ sich finden, indem er schon heute das Laboratorium des Goldgrafen bezog und seine Arbeit ernstlich vornahm. Nur den gemeinschaftlichen Mahlzeiten konnte er sich nicht entziehen; er mußte dabei Freude heucheln über die bevorstehende Reise und mit keiner Miene durfte er seinen schweren Kummer verraten.

Diese ganze Gedankenreihe, die Morhof durchlief, und worin jedes einzelne Glied ihm unabänderlich erschien, enthielt dennoch einen Rechnungsfehler. Er hatte Leonores Liebe nicht in Rechnung gezogen; er wollte dieselbe noch bezweifeln, und ihr vorbeugen, aber sie war bereits zur Thatsache geworden. Er hatte sich auch in Bezug auf sich selbst getäuscht, indem er sich mehr Kraft zutraute, als er trotz seines stolzen und entschlossenen Charakters besaß; er hatte die Allgewalt der Liebe nicht in Anschlag gebracht, die sein ganzes Gedankengebäude zu Fall bringen konnte, wenn auch nur ein einziger Augenblick ihn schwach finden sollte. Endlich hatte er aber auch ohne Alfred gerechnet, der, wenn ihm die Liebe des Freundes und der Schwester zur Gewißheit geworden, Morhofs Bedenken sicherlich nicht gelten ließ.

Als man bei Tische versammelt war, sprach Morhof von seiner Absicht, das Laboratorium zu beziehen, mußte aber diesen Plan fallen lassen, als Alfred die Sache auf ein paar Tage verschoben wissen wollte, bis das Gemach einigermaßen behäbig eingerichtet wäre. Morhof sprach sodann von der Orientreise in dem Sinne, als hätte er die ihm angetragene Teilnahme daran von jeher als selbstverständlich angesehen. Diese Kriegslist durchschaute Alfred zwar, aber er vermochte ihr für den Augenblick nichts entgegenzusetzen, da er seinen eigenen Vorschlag

nicht wieder zurücknehmen konnte. Er konnte es auch nicht hindern, daß Morhof in, wie er wenigstens glaubte, unauffälliger Weise es vermied, mit Leonore allein zu sein. Morhof begann in der That, das Freundschaftsband aufzulockern. Er, der sonst so redselig war und bei Tische oft ganz allein die Kosten der Unterhaltung trug, war jetzt oft schweigsam. Er mußte Leonore des Reizes entwöhnen, den seine Gespräche ihr so oft geboten hatten, und oft erlaubte er sich sogar, in ihrer Gegenwart sich in die Zeitungen zu vertiefen.

Alfred empfand das Unerquickliche dieser Lage immer mehr und beschloß, Klarheit in sie zu bringen. Er erkannte die Notwendigkeit, mit dem Freunde ganz offen zu reden, und er that es abends, als Leonore sich zurückgezogen hatte.

Morhof ging in dem großen Saale auf und ab, während Alfred am Kaminfeuer saß, das noch manchmal angezündet wurde. Morhof versuchte, ein gleichgültiges Gespräch anzubinden, kam aber immer wieder ins Stocken.

— „Du bist seit einigen Tagen sehr verändert, begann Alfred, und ich glaube, den Grund davon zu kennen.“

Morhof blieb stehen und schaute den Freund befremdet an, der ohne weiteres fortfuhr:

— „Du liebst meine Schwester, und glaubst dieser Liebe entsagen zu sollen.“

— „Wer sagt dir das, Alfred?“

— „Dein Benehmen zeigt es mir, Heinrich, und ich kann es auf deinen Widerspruch ankommen lassen; denn in Freundschaften, gleich der unsrigen, verschweigt man sich derartige Dinge nicht.“

Morhof errötete, wie ein auf einem Geheimnis ertappter Knabe, aber er ließ diese Auslegung der Freundespflicht gelten, und erleichtert, daß er wieder offen zu sein vermochte, entgegnete er nun ohne Rückhalt:

— „Du hast ganz recht, Alfred! Ich leugne nicht, daß

ich deine Schwester liebe, und bin nun glücklich, vor einer falschen Auslegung meines Benehmens, deinerseits wenigstens, bewahrt zu sein."

— „Es scheint mir, daß in unserm Dreibund, der sich so schön anließ, auch Leonore ein Anrecht darauf hätte, dich nicht falsch beurteilen zu müssen."

— „Auch darin hast du recht, und es quält mich der Gedanke, kein Auskunftsmittel zu sehen."

— „Das ist vielleicht unnötig. Frauen sind in diesem Punkte scharfsinniger, als wir Männer, und wenn ich deine Liebe durchschaut habe, dürfte sie auch ihr nicht entgangen sein."

— „Du hast mit ihr geredet?" warf Morhof, abermals errötend, dazwischen.

— „Mit keinem Worte, und ich werde es auch nicht thun."

— „Das ist mir lieb, Alfred; es erspart mir die Bitte, darüber zu schweigen."

— „Dann müßte sie aber schließlich doch eine falsche Meinung von dir gewinnen, und das möchte ich vermieden wissen. Ich wiederhole: sie verdient, vor dieser falschen Meinung bewahrt zu werden, aber nicht durch ein bloßes Auskunftsmittel, sondern durch ein offenes Wort. Ich weiß, was du dagegen einzuwenden hast."

— „Ich habe jetzt keinen Grund mehr, es dir zu verhehlen. Deine Schwester hat Ansprüche auf eine ganz andre Lebensstellung, als ich ihr zu bieten vermöchte."

— „Und du bist zu stolz, in die andre Wagschale den bloßen Wert deiner Persönlichkeit zu legen."

— „Nenne das Stolz, wenn du willst; aber die Berechtigung desselben wirst du selbst anerkennen müssen."

— „Das nun ganz und gar nicht, ich müßte denn von deiner Philosophie viel geringer denken, als ich es bisher gethan habe. Unsre Philosophie — ich spreche vorbehaltlich deines Lehrerranges von uns dreien — ist entweder ein bloßer Zeit-

vertreib, dann magst du von Lebensstellung reden; oder sie ist in Fleisch und Blut übergegangen, und das ist wohl der Fall bei Leuten, die sich mit den tiefsten Problemen des Menschen beschäftigen, dann ist die Lebensstellung, mag sie glänzend sein, oder das Gegenteil, der reine Firlefanz. Ich habe ein Recht erworben, so zu reden; denn, wie du selbst weißt, war Moidele, wenn nicht vor den Menschen, so doch in meinem Herzen, mein Weib, und nichts hätte mich abgehalten, sie auch vor den Menschen dazu zu machen."

— „Ich weiß es, Alfred; aber du hättest Moidele zu dir emporgehoben; ich würde Leonore zu mir herabziehen."

— „Nun wiederholst du den Fehler, Aeußerlichkeiten zu betonen, und gehst soweit, ungerecht gegen Leonore zu werden, die das wahrlich nicht verdient."

— „Sie verdient es nicht, und ich will es auch gar nicht sein. Die Frage, wie sie in Bezug auf Lebensstellung denkt, braucht gar nicht erörtert zu werden; denn wenn ich Karlstein verlasse, sei es nun mit dir, oder allein, und meine Liebe von ihr gar nicht vermutet wird, so fehlt ihr jeder Anlaß, die Frage meiner Lebensstellung abzuwägen."

— „Das läßt sich hören; es kommt darauf an, ob sie deine Liebe erkannt hat oder nicht. Wenn sie dich aber durchschaut haben sollte, dann kommt es auf etwas ganz andres an, nämlich darauf, ob sie deine Liebe erwidert oder nicht."

— „Das läßt sich nun auch meinerseits anhören. Unsre gegenseitige Offenheit belohnt sich, und wenigstens zwischen uns beiden herrscht nun Klarheit."

— „Gut also! Wir wollen diese Klarheit auch in Bezug auf Leonore gewinnen. Bist du damit einverstanden?"

— „Gewiß, Alfred; doch unter der einen Bedingung, daß nicht wir diese Klarheit erzwingen, sondern sie abwarten, d. h. also, daß du deiner Schwester nichts verrätst."

— „Das kann ich dir füglich versprechen. Ich kenne meine

Schwester besser, als du. Wenn sie deine Liebe erkennen und erwidern sollte — und diese Frage möchte ich bejahen —, so wird sie mir das verraten, auch ohne daß ich sie darum frage. So jung sie noch ist, so hat sie doch einen sehr selbständigen und entschlossenen Charakter, und wenn es ihr Entschluß sein sollte, dich zum Geständnis zu bringen, so wirst du dem auch nicht entrinnen, du magst es anstellen, wie du willst."

— „Mir schwindelt bei dem Gedanken, daß —"

— „Dann bist du gerade in der richtigen Verfassung. Doch, ernstlich gesprochen, dieser Abschluß unsres Dreibundes wäre doch sicherlich der naturgemäße, der erfreulichste. Daß ich meine Schwester niemand lieber anvertrauen würde, als dir, weißt du ohnehin. Darauf allein also wollen wir es ankommen lassen, ob Leonore dich liebt, und wenn das wäre, wirst du sie gewiß nicht unglücklich machen wollen einem bloßen Vorurteil zuliebe."

— „Du thust vielleicht unrecht, Hoffnungen in mir wiederzubeleben, die ich schon zurückgedrängt hatte. Ich hatte schon entsagt, und nun, da du mich wieder ins Wanken gebracht hast, werde ich diesen Prozeß noch ein zweites Mal durchleben müssen."

— „Diese Verantwortung nehme ich gerne auf mich. Jedenfalls ist dieser Einsatz ein geringer gegenüber dem möglichen Gewinn auf der andern Seite."

Morhof hatte es nicht vermocht, dem liebenswürdigen Drängen seines Freundes sich zu entziehen; als er aber wieder allein war, traten alle seine Bedenken wieder hervor. Sein Stolz lehnte sich auf bei dem Gedanken, in der Welt eine Stellung einzunehmen, die er ausschließlich seiner Frau verdankte, und er gab sich Mühe, den Einwurf zu beseitigen, daß er diese Frau liebte. Schließlich aber wurde seinen Erwägungen durch den Gedanken ein Ende gesetzt, daß er über Leonores Gesinnungen noch gar keine Gewißheit hatte; er kam sich einfältig vor, an die Möglichkeit ihrer Liebe auch nur zu glauben.

In diesem Punkte hatte aber Alfred richtiger gesehen. Leonore hatte es wohl bemerkt, daß Morhof in seinem Umgang mit ihr unwillkürlich immer herzlicher geworden war. Seine lehrreichen Gespräche, denen sie begierig lauschte, waren immer ihrem Verständnisse angepaßt. Eine neue Welt von Ideen hatte er in ihr erweckt, und es erfüllte sie ein inneres Glück, als sie mehr und mehr erkannte, daß ihr freundschaftliches Verhältnis zu Morhof allmählich einen innigeren Charakter annahm, nicht nur auf ihrer Seite, sondern auch auf der seinigen. Dann aber hatte sie gesehen, wie er zurückhaltend wurde und von einem ernstlichen Kummer bedrückt schien. Da sie an seiner Liebe schon nicht mehr zweifelte, konnte sie sein verändertes Benehmen sich anfänglich nicht erklären, mußte aber schließlich schon darum die richtige Ursache erkennen, weil keine andre denkbar war. Sie beschloß also, wie Alfred richtig vorausgesetzt hatte, den Freund auf die Probe zu stellen. Sie wollte ihm die Gelegenheit bieten, ihr seine Liebe zu gestehen. Sollte er diese Gelegenheit nicht benutzen, erst dann lag für sie die Notwendigkeit vor, auch ihrerseits einem Glücke zu entsagen, in das sie sich schon tief hineingelebt hatte.

Leonore wurde von Morhof dann und wann mit geeigneten Büchern aus der Bibliothek versorgt und hatte von ihm vor einigen Wochen Fontenelles Schrift über die Mehrheit bewohnter Welten erhalten. Sie fand darin mehr Phantasie als greifbare Wissenschaft, womit Morhof sie bereits verwöhnt hatte, aber das Buch bot ihr einen schicklichen Anknüpfungspunkt zu einem längeren Gespräche, in das sie den schweigsam gewordenen Freund verflechten wollte. Sie richtete daher, als abends das Gespräch wieder in Gang kam, ihre Worte vorzugsweise an Morhof, und zwar mit direkten Fragen, denen er die Antwort nicht schuldig bleiben konnte. Sie sprach von Fontenelle und erinnerte Morhof an sein schon früher gegebenes Versprechen, durch einen astronomischen Kursus ihren mangel-

haften Kenntnissen aufzuhelfen. Morhof mußte sich natürlich bereit erklären, glaubte aber wenigstens einen Aufschub zu erzielen, indem er die Anschaulichkeit eines jeden Unterrichts als notwendig betonte.

Das war es aber eben, was Leonore wollte. Sie trat auf ihn zu, ja sie nahm ihn bei der Hand, so daß er genötigt war, aufzustehen.

— „Kommen Sie, lieber Doktor; ich will Ihnen etwas zeigen, was Sie noch nicht gesehen haben."

Damit zog sie den spröden Geliebten zur Thüre hinaus, und Alfred, der sich mit einemmale allein sah, bewunderte seine Schwester, die sich so gut zu helfen verstand.

Leonore ging ihrem Freunde voraus und Morhof folgte ihr durch ein paar Zwischengemächer in ihr Wohnzimmer, auf dessen Fußboden der Mondschein lag, und das zudem von einer brennenden Hängelampe über dem Tische angenehm erhellt war. Er hatte dieses Zimmer noch nie betreten, und, wiewohl mit eigentümlichen Gedanken beschäftigt, konnte er doch einen Ausruf der Ueberraschung nicht unterdrücken, als er herumblickte und das trauliche, aber trotz seiner Einfachheit mit fast raffinierter Bequemlichkeit ausgestattete Gemach übersah.

— „Das habe ich in der That noch nicht gesehen und nicht vermutet."

Aber Leonore ließ ihm keine Zeit zu weiteren Bemerkungen.

— „Nicht das ist es, was ich Ihnen zeigen wollte. Wir sind noch nicht am Ziele." Sie öffnete die Thüre in ein Nebenzimmer, und nun befanden sich die beiden in einem ebenfalls erhellten kleineren Zimmer, welches Leonore als die sogenannte Damenbibliothek bezeichnete, und dessen Bestimmung sich auch ohne solche Belehrung erkennen ließ. Auf drei Seiten, in die Wände eingelassen, standen Repositorien, gefüllt mit Büchern in zierlichen Einbänden. Bequeme Stühle und Sofas standen

vor einigen Tischen, auf welchen illustrierte Prachtwerke auflagen. Auch in diesem Gemache herrschte eine solche Traulichkeit, daß Morhof davon ganz entzückt war.

— „Ich verstehe, daß Sie mich das sehen lassen wollten. Der hübscheste Wohnraum in Karlstein wäre mir sonst unbekannt geblieben.“

Nur eines war für Morhof, als er um sich blickte, unverständlich. Auf der Fensterseite war noch eine Balkonthüre angebracht, und doch wußte er, daß auf dieser Seite die Schloßmauern in steile Tiefe abfielen und nie noch hatte er dort eine Altane bemerkt. Und doch öffnete nun Leonore gerade diese Thüre, die in die freie Luft hinauszuführen schien, so daß er erschrak und sie zurückhalten wollte, als sie nun hinaustrat.

Nun freilich fand aber Morhof die Aufklärung sogleich. Eine Altane war hier allerdings vorhanden, aber sie schwebte nicht als Mauervorsprung über dem Abgrund, sondern war von der Natur selbst erbaut worden. Der Felsen, auf dem die Schloßmauer lastete, sprang hier, mit kurzem Gras bewachsen, flach vor. Der Architekt, der diesen Vorsprung zu einem Erker hätte benutzen können, hatte hier, da es an solchen ohnehin nicht fehlte, eine andre Anordnung getroffen; er hatte die Schloßmauer in gerader Richtung fortgesetzt, diese natürliche Altane frei gelassen und nur mit einer niederen krenelierten Mauer umgeben. Von allen Seiten reckten sich über diese Mauer die Wipfel der aufstrebenden Tannen, wie wenn sie neugierig wären, herüberzublicken. Man stand hier mitten im Grünen, aber ganz verborgen gegen die Außenwelt, den freien Himmel über sich. Diese Altane hatte den Umfang eines kleinen Kabinetts, und was den Reiz noch erhöhte, es stand auf ihr eine hohe Fichte mit tief herabhängenden Zweigen, die über ein Tischchen und einen Schaukelstuhl sich breiteten. Auf der andern Seite hing, einen Winkel der Umfassungsmauer abschneidend und beiderseits an ihr befestigt, eine Hängematte.

Seitwärts der Balkonthüre stand noch eine halbkreisförmige bequeme Bank.

Das Mondlicht bestrahlte das alles fast taghell, eine milde Luft ließ nur traumhaft die Wipfel sich bewegen und über diesen spannte sich nach allen Seiten der Himmel mit Tausenden von blitzenden Sternen.

— „Das ist entzückend schön, sprach Morhof. Derartiges habe ich in der That noch nie gesehen."

— „Ich dachte mir's wohl, daß Ihnen dieser Winkel gefallen würde. Nun aber seien Sie auch liebenswürdig, lieber Doktor. Sehen Sie sich diesen prachtvollen Sternenhimmel an und gestehen Sie zu: ein schöneres Plätzchen für astronomischen Unterricht, und zwar für anschaulichen, werden Sie so leicht nicht finden."

Wie wäre Morhof noch vor wenigen Tagen von solchen Worten beglückt gewesen! In seinen kühnsten Hoffnungen hätte er damals nicht erwartet, was er jetzt doch erlebte. Er vermochte es nicht, dem Reize des Augenblicks sich zu entziehen. Er wollte ihn noch einschlürfen mit dem Bewußtsein, daß es der letzte Trank von der Quelle seines Glückes sei. Hier, auf dieser vor aller Welt verborgenen Altane, wollte er seinen eigentlichen Abschied von Leonore begehen. Diese Stunde sollte noch eine von jenen sein, deren Erinnerung ihn durchs Leben begleiten sollte. Er wollte sich heute noch einmal geben, wie er immer gewesen, wie ein treuer Freund und Lehrer dieses schönen Mädchens. Ein solcher Augenblick konnte ihn mit seiner Zukunft versöhnen, und machte ihn im voraus bezahlt für alle Entbehrungen, die sie barg. Diesen unvergeßlichen Augenblick wollte er noch genießen, wollte selber an einer Lebensstunde gestaltend mithelfen, daß die Erinnerung daran unverlierbar blieb und spät noch sich zurückrufen ließ, wenn er einst nach Jahren, in die weite öde Welt verschlagen, der Vergangenheit gedachte.

Morhof nahm auf der halbkreisförmigen Bank Platz, auf der sich Leonore schon niedergelassen hatte, so daß nun beide sich fast gegenübersaßen. Diese seine Lage, einem geliebten Wesen gegenüber, das Uebermaß der Sterne über sich, berückte ihn. Er mußte sich sammeln; denn dieses Mal wollte er seiner Lehrerrolle in solcher Weise nachkommen, daß auch für Leonore die Erinnerung an diese Stunde eine bleibende sein sollte. Mochte sie ihn lieben oder nicht; auch die bloße Freundin hatte Anspruch darauf, der letzten Unterrichtsstunde als einer gediegenen sich zu erinnern.

— „Ich weiß, Gräfin, daß ich bei Ihnen schon einige astronomische Kenntnisse voraussetzen darf. Das erleichtert mir meine Aufgabe. Weil aber dieses unsre erste und — vielleicht letzte Unterhaltung über diesen Gegenstand ist, muß ich Ihnen in möglichster Verdichtung bieten, was Sie bei späterer selbständiger Beschäftigung ergänzen werden. Wenn wir dieses großartige Schauspiel des besternten Himmels vor Augen haben, müssen wir zunächst bedenken, daß wir nur einen Moment innerhalb einer langen Entwicklungsreihe übersehen; wir müssen versuchen, die Fühlhörner unsres Geistes auszustrecken nach der Vergangenheit und vorwärts in die Zukunft des Sternenhimmels. Von der Astronomie ganz besonders gilt es, daß wir unsern Blick vertiefen, indem wir ihn räumlich erweitern. Auf dieser Altane aber, die mir wie ein verstecktes Kleinod erscheint, ist unser Blick in der That ein weiter, und da ich ja den Anschauungsunterricht betont habe, möchte ich mit der Frage beginnen: Was sehen Sie in dieser weiten Runde?"

Leonore, die mit so großer Besonnenheit diese Lage herbeigeführt hatte, fühlte sich nun doch einigermaßen befangen. Sie war nicht fähig, über den Sinn dieser Frage gehörig nachzudenken und benannte, einigermaßen verlegen, einige Sternbilder; die Plejaden, den großen Bären und andre. Erst als Morhof seine Frage präzisierte, die Einzelbenennungen als un-

nötig bezeichnete und sie bat, lediglich die Gattungen der Himmelskörper zu bezeichnen, kam sie in das richtige Geleise:

— „Zunächst, und durch ihre außerordentliche Menge sich aufdrängend, sehe ich Fixsterne."

— „Sagen wir Sonnen; denn Sonnen sind es, und der Name ‚Fixstern' ist zudem nur ein beibehaltener Rest einer früheren, aber unrichtigen Anschauung. Auch die Fixsterne bewegen sich, und nur wegen ihrer ungeheuren Entfernung scheinen sie stille zu stehen. Was sehen Sie weiter?"

— „Als vereinzeltes Gestirn seiner Art sehe ich den Mond."

Ihr schönes, im Mondscheine blasses Gesicht sah bei diesen Worten nach oben, und Morhof, trotz seiner Entsagungsgedanken, blieb an ihren Zügen hängen.

— „Dort glaube ich Jupiter zu sehen, durch seinen Glanz ausgezeichnet, und weiß ihn als einen Begleiter der Sonne, als einen Planeten. Endlich sehe ich nahe den Plejaden jenen Kometen schimmern, den wir vor einigen Tagen entdeckten. Zusammenfassend also sehe ich: Sonnen, Planeten, Monde und Kometen. Doch nein! Hier ist eben eine eilige Sternschnuppe niedergegangen — es heißt, daß die Wünsche in Erfüllung gehen, die wir damit verbinden — und Sternschnuppen sind wohl auch eine besondre Gattung von Gestirnen; ich muß sie also meinem Verzeichnisse noch beifügen. Daß ich aber die Milchstraße nicht besonders anführen darf, weiß ich, da sie nur eine perspektivische verdichtete Anhäufung von Fixsternen, ich wollte sagen Sonnen, ist."

— „Ein Glied noch muß Ihrem Verzeichnisse beigefügt werden, dessen Besonderheit sich der bloßen Anschauung nicht verrät. Jener Schimmer dort, gerade über dem höchsten Tannenwipfel, und den Sie wohl auch nur für eine Anhäufung von Fixsternen halten, ist etwas andres. Man hat ihn spektralanalytisch untersucht, und die Astronomen wissen mit Bestimmtheit, daß dort nur nebelartig zerstreute, gasförmige Materie zu finden ist."

— „Ach ja, von kosmischen Nebeln habe ich schon gehört. Dies ist also eine weitere Gattung.“

— „Wir haben also Sonnen, Planeten, Monde, Kometen, Sternschnuppen und Nebel. Wie kommen diese als Teile eines Ganzen zusammen? Da ich mich kurz fassen muß, gebe ich die Antwort selber: Sie haben sich auseinander entwickelt. Wenn Ihnen vereinzelt ein Samenkorn gezeigt würde, sodann eine Pflanze, eine Blüte und endlich eine Frucht, so würden Sie ohne botanische Kenntnisse keine Verwandtschaft dieser so verschiedenartigen Gebilde erkennen. Der Botaniker aber würde Ihnen sagen, die ursprüngliche Form, der Ausgangspunkt dieser Reihe sei das Samenkorn, und daran würde er die andern Glieder in richtiger Reihenfolge anfügen. Das muß auch vom Sternenhimmel gelten, da er vom Gesetze der Entwicklung beherrscht ist. Es frägt sich demnach: Welches unter den von Ihnen benannten kosmischen Gebilden ist die Urform, aus der die andern sich entwickelt haben?“

— „Daran erkenne ich Sie wieder, lieber Doktor. Bis jetzt habe ich mich beim Anblick des nächtlichen Himmels nur in unklare ästhetische Betrachtungen versenkt und mit einiger geographischer Orientierung mich begnügt; Sie aber lehren mich Geschichte des Himmels.“

— „Eben das. Aber meine Frage muß ich wieder selbst beantworten. Wenn alle diese Gestaltungen auseinander hervorgegangen sein sollten, muß die einfachste, die am wenigsten abgegliederte als Urform angesehen werden; denn in der ganzen Natur entwickelt sich das Mannigfaltige, das Komplizierte aus dem Einfachen. Die kosmische Urform ist also der Nebel. Denken Sie sich denselben als kugelförmige Materie im Zustande der höchsten Verdünnung, ausgebreitet über unermeßlichen Raum, aber doch, gleich aller Materie, mit der Schwerkraft behaftet. Noch eine andre Entwicklungsbedingung ist gegeben, deren Erklärung uns zu weit abführen würde: der

Urnebel hat eine fortschreitende Bewegung im Raume, und zugleich eine drehende Bewegung um seine Achse. Infolge dieser Bewegung muß dieser Nebel an den Polen sich abplatten und am Aequator anschwellen, das heißt eine Form erhalten, wie unsre Erde, und daraus läßt sich schließen, daß auch unsre Erde einmal ein kosmischer Nebel war; denn als fester Körper konnte sie diese Gestalt nicht mehr annehmen. Nebel in Kugelform nehmen also durch Achsendrehung die Linsenform an. Eine solche Linse ist die Milchstraße. Wenn wir von unserm Standort aus, der im Inneren der Linse liegt, nach ihrer Schmalseite blicken, so erzeugen die perspektivisch zusammenrückenden Sterne jenen Schimmer, den wir Milchstraße nennen, dagegen wir zu unsern Häuptern relativ wenige Sterne sehen. Da die Materie des Nebels mit Schwerkraft behaftet ist, muß er sich allmählich verdichten, seinen Durchmesser verringern, und das bedeutet nach mechanischen Gesetzen eine Beschleunigung der Achsendrehung. Verdichtung erzeugt aber Wärme, bei immer gesteigerter Wärme treten Lichterscheinungen ein. Der Nebel wird also leuchten, wie wir es an diesem über dem Tannenwipfel sehen.

„Wie nun von einem schnell rollenden Wagenrade die anklebenden Erdteile hinwegspritzen, so werden sich von einem in Achsendrehung befindlichen Nebel diejenigen Teile abtrennen, welche die größte Drehungsgeschwindigkeit besitzen. Es sind das die des angeschwellten Aequators, und zwar ringsum, so daß ein regelmäßiger Nebelring sich loslösen wird. Der zurückgebliebene Nebelkern wird sich weiter verdichten, immer leuchtender werden, das heißt immer mehr das Ansehen einer Sonne erhalten, die, weil der Prozeß der Ringbildung sich wiederholt, von einem Ringsystem umgeben ist. Diese Entwicklungsstufe hat sich bis auf heute bei dem Planeten Saturn mit seinen Ringen erhalten. Indessen kann dies nur eine Ausnahme sein; in der Regel muß die ganze Materie solcher Nebelringe von ihrem größten Verdichtungspunkt aufgesaugt werden, das heißt

die Ringe werden sich in Kugeln verwandeln, die auf der einst vom Nebelring erfüllten Bahn sich fortbewegen. Solche Kugeln nennen wir Planeten. Diese wiederholen aber im kleinen den gleichen Prozeß, wie der Hauptnebel, auch von ihnen trennen sich Ringe ab — das zeigt sich eben an Saturn — und diese Ringe, wenn in Kugeln verwandelt, heißen Monde.

„Dieser ganze Prozeß wird an unzähligen Orten des ursprünglichen großen Nebels sich wiederholen, das heißt der Nebel wird sich in einen Sternhaufen verwandeln; jeder dieser Sterne wird seine Planeten nebst Monden haben, die aus dem nebelartigen Zustande allmählich zu einem feurig-flüssigen sich verdichten, dann aber — und zwar um so schneller, je kleiner sie sind, erkalten und der Schauplatz unendlichen Lebens sein werden.

„Dies ist der eine Teil der Geschichte des Himmels. Kehren wir zurück zum Urnebel. Wie konnte diese nebelartige Zerstreuung seiner Materie eingetreten sein? Wenn wir den Maßstab irdischer Gesetze anlegen, so lautet die Antwort: Durch ungeheure Wärme. Woher diese Wärme? Durch Verdichtung. Was aber hat sich verdichtet? Es ist nichts andres vorhanden, als die Materie der Sternhaufen. Diese von der Schwerkraft gebundenen Sternhaufen werden dereinst zusammenstürzen und die ungeheure Wärme, die daraus sich entwickelt, wird die ganze Materie derselben wieder nebelartig verflüchtigen.

„Dies ist die andre Seite der Geschichte des Himmels. Nebel werden zu Sternhaufen, Sternhaufen wieder zu Nebeln. Aber jeder dieser Atemzüge des großen Pan erfordert ungezählte Jahrmillionen.“

— „Wie groß! Wie erhaben! In so kurze Worte läßt sich die Entwicklungsgeschichte der Natur zusammenfassen, und doch entschwindet mir jeder zeitliche Maßstab, den ich anlegen möchte.“

— „Auch der räumliche; denn so weit sich auch der Himmel über uns spannt, so umfaßt doch unser Auge nur den geringsten

Teil. Zahlen sind unzulänglich, astronomische Entfernungen auszudrücken. Wir messen Entfernungen nach Lichtjahren, und der Strahl selbst des nächsten Fixsternes, wiewohl er an vierzigtausend Meilen in der Sekunde zurücklegt, bedarf einiger Jahre, uns zu erreichen. Wäre unser Sehvermögen derart geschärft und erweitert, daß wir das Leben auf den Planeten entfernter Fixsterne beobachten könnten, so wäre es doch nicht das Leben des Augenblicks, sondern nur Vergangenheit, und je nach der Entfernung dieser Planeten würden wir sehen, was dort vor Jahrzehnten, ja Jahrtausenden und Jahrmillionen sich zutrug. Nur was in unsrer nächsten Nähe geschieht, ist Gegenwart; vom Himmel aber würden wir nur Längstvergangenes ablesen, und zwar Vergangenheit aus sehr verschiedenen Perioden."

— „Das sind schwindelnde Gedanken! rief Leonore. Aber wozu das alles? Warum, zu welchem Zwecke spielt sich dieses großartige Schauspiel ab?"

— „Wozu? Das haben die weisesten unter den Menschen bisher vergeblich gefragt. Die Frage ließe sich nur beantworten, wenn wir die letzte und höchste aller Naturthatsachen kennten. Ueber die zeitlich letzte lassen sich nicht einmal Vermutungen aufstellen; nicht einmal die höchste des gegenwärtigen Augenblicks kennen wir, sondern nur die höchste, die auf dem verschwindenden Atom, das wir Erde nennen, heute gegeben ist. Diese Thatsache heißt Menschenleben. Als vorläufige Antwort auf Ihre Frage ließe sich also sagen, daß es in der Welt auf Entwicklung menschlichen Lebens abgesehen sei. Alles weitere liegt im Dunkeln, und ganz vergeblich rütteln wir an den Eisenstäben unsres Käfigs, den die Beschränktheit unsrer Sinne um uns gebaut hat."

Aus Morhofs Stimme klang es fast wie Spott, und Leonore, die unverwandt in das von ihr abgewendete Gesicht sah, nahm den höhnischen Zug wahr, der seinen Mund umspielte.

— „Wie klein erscheint mir nun alles, sprach sie. Wie klein die Erde! Wie kleiner noch das Schicksal des einzelnen!"

— „Jawohl! Verschwindend klein, unendlich kurz! Wie das Aufleuchten einer Sternschnuppe, die alsbald wieder erlischt. So schnell ist das Leben ausgeträumt, und gleichgültig ist es alsdann, ob das Schicksal ein glückliches war oder nicht."

Es klang große Bitterkeit aus Morhofs Worten, als er das üppige Haar sich aus der Stirn strich. Sie fühlte Mitleid mit ihm.

— „Morhof, sprechen Sie nicht so. Es ist nicht gleichgültig, ob wir glücklich sind oder nicht, und wäre das Leben noch so kurz. Nun sind Sie aber wieder der Verstimmung anheimgefallen, von der Sie seit längerer Zeit gedrückt sind. Habe ich ein Recht, nach der Ursache zu fragen? Sie sind noch jung, Sie haben reiche Anlagen, sollten also glücklich sein und werden doch immer düsterer."

— „Ich kann es nicht ganz leugnen, Gräfin; aber machen Sie sich darüber keine Sorgen. Das wird vorübergehen."

Er sah sie freundlich an, aber es gelang ihm nicht, sie zu täuschen.

— „Sie weichen mir aus. Nicht eine indiskrete Frage wollte ich stellen, sondern eine freundschaftliche, und Freundschaft sollte doch mit Vertrauen gepaart sein."

— „Sie sind gütig, Gräfin; wenn aber Freunde nicht helfen können, wozu sollte man sie belästigen?"

— „Weil Freundschaft alles teilt, nicht nur das Glück. Vielleicht aber kenne ich die Ursache Ihres Kummers trotz Ihres hartnäckigen Schweigens. Die Männer mögen uns Frauen in vielem überlegen sein; aber eines verstehen wir Frauen besser, — das menschliche Herz. Habe ich richtig erraten?"

Morhof atmete mühsam; aber seine Antwort ließ auf sich warten:

— „Und wenn es so wäre, dann wäre ja eben der Fall gegeben, wo auch gute Freunde nicht helfen können."

— „Nicht so, mein Freund! Sie hätten, wenn nicht mich, so doch Alfred um Rat fragen sollen. Statt dessen weichen Sie uns aus und trennen sich von unsrem Bunde, der doch so schön war."

— „Es fiel mir schwer, Leonore. Glauben Sie mir das. Ich konnte aber nicht anders."

— „Sie konnten wohl, aber Sie wollten nicht, weil Sie stolz sind — ich kann Ihnen den Vorwurf nicht ersparen — über alle Maßen stolz; denn wie anders soll ich es auslegen, daß Sie, daß Sie — —"

Leonore konnte nicht mehr an sich halten; sie legte das Gesicht in ihre Hände und weinte bitterlich, als sie mit den Worten schloß: „— daß Sie mir, dem schwachen Mädchen, das Wort überlassen, das Ihnen zukommt."

— „Leonore!" rief Morhof aufspringend.

Der Ruf klang so voll in der stillen Nacht, daß auch Alfred in dem entfernten Zimmer ihn durch das geöffnete Fenster vernahm. Er stand auf und that einige Schritte gegen die Thüre, blieb aber dann stehen.

— „Nein, nein, sprach er. Dieses Mädchen hat mich nicht nötig. Sie hat die Sache in die eigene Hand genommen und wird sie zu Ende führen."

Er setzte sich wieder. Kein Laut ließ sich mehr vernehmen; aber Alfred fühlte, daß er auf die beiden Flüchtlinge nicht lange warten müßte. Er stützte sich auf den Tisch und legte die Hand vors Gesicht. Er verglich sein eigenes Schicksal mit dem seiner Schwester, fand aber Trost in diesem Vergleiche. Sie wenigstens sollte glücklich sein, und an ihrem Glück konnte auch er sich erfreuen.

Dieses Glück in der That fühlte er sogleich, als endlich Leonore, von Morhof gefolgt, eintrat; denn strahlende Heiterkeit lag auf ihren Zügen.

— „Das war eine lange astronomische Stunde, sprach Alfred. Sie war wohl sehr interessant? Wir sind ja das von unsrem Freunde gewohnt. Wovon handelte diesmal der Unterricht?"

— „Wirklich, Bruder, er war so interessant, daß Morhof ihn in deiner Gegenwart wiederholen muß. Wir sprachen von Nebeln, Sonnen, Planeten, Monden —; aber nun fällt mir ein, daß ich um den Schluß gekommen bin, um die Kometen und Sternschnuppen."

Sie sprach rasch und lebhaft, und wenn selbst Alfred noch einen Zweifel gehabt hätte, so würde er an Morhofs Benehmen, der mit verschränkten Armen dastand und Leonore voll inneren Glückes anblickte, erkannt haben, welchen Ablauf der Unterricht genommen.

— „Das kommt ohne Zweifel von dem Anschauungsunterricht, den dein Lehrer einhielt, sprach Alfred mit freundlichem Spott. Bis zu Kometen und Sternschnuppen kam er wohl darum nicht, weil er inzwischen etwas andres entdeckte, wovon er nicht mehr loskam, vielleicht einen Doppelstern, der ihm entgegenleuchtete."

Leonore stand von Röte übergossen da. „O Alfred, sprach sie vorwurfsvoll, wir glaubten dich im Zimmer, wir wußten nicht — — — du hast gelauscht!"

— „Gelauscht? Ich habe ja das Zimmer gar nicht verlassen. Aber wenn mein Freund ein gewisses Register seiner Stimmorgel zieht, so läßt sich das weit hören. Und zudem, man braucht euch ja nur anzusehen, ihr seid ja wie verklärt und strahlt vor Glück. Ich kann mir also leicht denken, was geschehen ist. Solus cum sola non praesumitur precare Pater-noster."

— „Das verstehe ich nicht; das wird wohl wieder ein Spott sein. Aber damit richtest du nichts aus. Allerdings hat er einen Doppelstern entdeckt, der ihm gefiel, so daß er

nur schwer von ihm loskam. Nun will ich dir aber sagen, wie er es schließlich doch zu Wege brachte. Siehst du, so hat er es gemacht."

Sie trat bei diesen Worten auf Morhof zu, der sich inzwischen gesetzt hatte. Sie nahm seinen Kopf mit der blonden Löwenmähne zwischen ihre beiden Hände und küßte ihn auf die Augen.

Alfred sprang auf und umarmte die Schwester. Den Spott setzte er fort, aber seine Schwester fühlte die Rührung, die unter dieser Form verdeckt lag, als er sprach:

— „Unter solchen Umständen wird der astronomische Unterricht wohl nie ein Ende nehmen; du wirst nicht nur zu deinen Kometen und Sternschnuppen kommen, sondern leicht magst du noch ganze Baßgeigen am Himmel entdecken."

— „Der Himmel hängt uns bereits voll davon," rief Morhof und umarmte den Freund.

Und nun erst war der Dreibund unwiderruflich geschlossen. — —

Das wahre Leben in Karlstein begann erst jetzt. Von Aegypten wurde mehrere Tage hindurch überhaupt nicht mehr gesprochen, und als Alfred die Sache wieder vorbrachte, war doch von der Begleitung des Freundes nicht mehr die Rede. Das Brautpaar zwar hätte auch jetzt noch das Opfer gebracht, aber Alfred wollte davon nichts mehr hören.

— „Mit ägyptischen Fakiren werde ich auch allein fertig werden, und zudem erwarte ich, daß du deinen Geliebten nicht nur zum Aufwickeln deiner Fadenknäuel verwenden wirst, und daß er Bibliothek und Laboratorium nicht ganz vergessen wird. Ich sehne mich danach, an der mystischen Quelle zu trinken."

— „Da müßtest du nach Indien reisen," entgegnete Morhof.

— „Ich weiß es wohl; aber so lange will ich mich von euch nicht trennen, wiewohl ihr mich jetzt leichter entbehren

werdet. Anders ich. Unser Bund ist so schön und vielleicht einzig in seiner Art, und ich habe mich schon ganz in seinen eigentümlichen Zauber hineingelebt. Ich habe aber Pflichten zu erfüllen, und eher werde ich nicht zur Ruhe kommen, als bis Emanuel gefunden ist. Die normalen Mittel sind erschöpft; ich muß nun andre versuchen, und hoffe, dazu in Aegypten die Anleitung zu finden. Das deckt sich zudem mit der andern Lebensaufgabe, die wir uns gemeinschaftlich gestellt haben, und wozu wir die getrennten Wege einschlagen wollen, die Heinrich so prägnant bezeichnet hat: Er will das Hereinragen der Geisterwelt in die irdische erforschen, ich das Hineinragen des Menschen in die Geisterwelt. Die erstere Aufgabe lasse ich hier in guten Händen zurück, und dabei würde ich nur die Rolle eines unnützen Zuschauers spielen. Für die zweite Aufgabe bin ich nun theoretisch hinlänglich vorbereitet: es ist Zeit, daß ich mich mit der Praxis beschäftige."

Leonore und ihr Geliebter empfanden zwar im voraus die Lücke, die Alfreds Abreise ihnen lassen würde; aber sie waren doch erfreut, daß er wieder einen festen Lebensplan gewonnen. Das und die Zerstreuungen der Reise würden ihn, so hofften sie, bald ganz herstellen.

Noch hatte aber Alfred mit seinem Freunde in Leonores Gegenwart eine Unterredung, die erst vollständige Klarheit in die Lage brachte. Morhof hatte dem Stolze entsagt, der ihn eine Zeitlang von Leonore ferngehalten hatte; aber eines Abends bemerkte er, daß er Alfreds Abwesenheit auch dazu benutzen würde, sich eine Stellung in der Welt zu gründen.

— „Ich will doch sehen, sprach er mit einer Betonung, die seinen Entschluß verriet, ob Talente in Oesterreich geradezu ein Hindernis des Fortkommens bilden."

Diesem Plane setzte aber Alfred gleich im ersten Augenblick den bestimmtesten Widerstand entgegen.

— „Nun wirst du rückfällig, Heinrich! Das ist noch ein

Rest jenes Stolzes, den ich für überwunden hielt. Könntest du mich versichern, daß die Lehrthätigkeit dein Ideal sei, so würde ich dich nicht abhalten. Ich weiß aber sehr gut, daß es keine noch so schöne Stellung gibt, der zuliebe du deine jetzige in Karlstein mit Vergnügen aufopfern würdest."

— „Ich leugne das nicht, aber es ist mir um Leonore zu thun. Die Welt soll nicht sagen, sie habe einem Manne die Hand gereicht, der es zu nichts gebracht."

— „Vorläufig bist du Bibliothekar in Karlstein; wenn Ehrgeiz in dir lebt, wird dir das freilich nicht genügen; indessen hast du bereits gesehen und selbst es bewiesen, daß diese geringe Stellung keine Sinekure ist. Kein anderer als du könnte mir als Bibliothekar die Freundschaftsdienste leisten, die du schon geleistet hast und auf die ich noch weiter rechnen möchte."

— „Die Welt aber weiß nichts von unsern Arbeiten und Bestrebungen; in ihren Augen würde ich nur ein Nichtsthuer sein, der es verstanden hat, sich wohl zu betten. Von Ehrgeiz weiß ich mich frei, und, wie gesagt, nur um Leonore ist es mir zu thun."

— „In diesem Falle, sprach diese, steht auch mir ein Wort zu, Heinrich! Du behauptest, ohne Ehrgeiz zu sein, ja eine Veränderung deiner Lage wäre dir nur ein Opfer. Auf ein Opfer von deiner Seite habe wohl ich mehr Anspruch, als die Welt. Bring es also mir und bleib in Karlstein. Lassen wir doch die Welt sagen, was sie will. Mir genügt es vollkommen, die Frau eines Schriftstellers zu sein, mag er nun mit seiner Feder Ehren gewinnen oder nicht. Für mich ist es ein sehr hohes Ziel, dem ihr beide nachstrebt. Das genügt vollkommen. Bestehst du darauf, abzureisen, so werde ich dir folgen, wohin du es bestimmst, und an deiner Seite werde ich mich glücklich fühlen, aber tadeln wirst du es nicht können, wenn dann und wann die Sehnsucht nach Karlstein in mir auftaucht."

— „Und auch an mich sollte Heinrich ein wenig denken, fügte Alfred bei. Nicht so habe ich mir die Zukunft ausgemalt, daß ihr in die Stadt oder weiß Gott wohin zieht und mich hier einsam zurücklaßt. Noch kann ich die Einsamkeit nicht ertragen; ich muß mich am Anblick eures Glückes erfreuen können; ich brauche unsre gemeinschaftlichen Arbeiten, um nicht wieder in die Gedanken zu verfallen, denen ich mich nicht mehr ganz hingeben will. Eine Trennung mit nur gelegentlichem Wiedersehen, das ist durchaus nicht im Sinne unsres Dreibundes. Wir wären alle drei aus unsrem Lebenselemente gerissen, wenn wir uns trennten. Bleiben wir also beisammen."

Morhof schwieg, aber seine Miene verriet, daß er noch mit einem Einwurf zurückhielt, der nur nicht über seine Lippen wollte.

— „Ich weiß, was du noch auf dem Herzen hast, sprach Alfred, aber mehr als je ist es zwischen uns geboten, immer nur aufrichtig zu sein und uns nichts gegenseitig zu verhehlen. Trotz allem, was wir bisher gesagt haben, fällt das Urteil der Welt für dich ins Gewicht. Es widerstrebt dir noch immer der Gedanke, mit leeren Händen zu kommen und eine einigermaßen reiche Braut heimzuführen. Dies ist es, was in dir vorgeht, und was du verschweigen wolltest. Die Hand aufs Herz, du kannst es nicht leugnen."

Leonore sah seitwärts auf ihren Geliebten; sie fühlte es, daß Alfred wahr sprach, aber es mißfiel ihr nicht, als Morhof entgegnete:

— „Wenn ich aufrichtig sein muß, ich kann es nicht leugnen."

— „Ich bitte dich, Heinrich, wandte sie sich mit aufgehobenen Händen an ihn, laß uns in Karlstein bleiben!"

— „Ich muß noch nachträglich gestehen, sprach Alfred, von welchen Ideen ich beherrscht war, als ich nach Graz kam,

dich ins Schloß einzuladen. Ich wußte, daß du nur eben dein Auskommen hattest und vielleicht auch nie mehr erreichen würdest, gerade weil dein Streben ein ideales ist. Auf der andern Seite bedachte ich meine Lage. Ich bin reich, aber ich bin der letzte Graf Karlstein, und das werde ich auch bleiben. Von diesem Entschlusse werden mich auch die Jahre nicht abbringen. Wozu also sollte ich meinen Reichtum verwenden? Der Gedanke an dich gab mir eine Antwort. Reichtum und Talent sollen zusammen ein Bündnis schließen; denn erst vereinigt werden sie zu einer Macht, und von dieser Macht hängt das ab, was wir den Fortschritt der Menschheit nennen. Unter meinen Standesgenossen finde ich der Beispiele genug, wie Reichtum oft in durchaus unfruchtbarer Weise verwendet wird, ohne wahren Nutzen für die Menschheit. Ich bin entschlossen, andre Wege einzuschlagen; ich verwende einen nicht unbeträchtlichen Teil meines Einkommens zu Werken der Wohlthätigkeit, aber es bleibt noch genug übrig zu einem für die Menschheit fruchtbringenden Zweck. Kunst und Wissenschaft zu unterstützen, schien mir eine eines Edelmanns würdige Aufgabe. Mit dir anzufangen, war mein nächster Gedanke, und ich griff denselben nur um so lebhafter auf, als ich sah, wie sehr ich dabei meine eigne Rechnung fand. Du hast die hohe Idee in mir Wurzeln treiben lassen, daß es uns gemeinsam gelingen könnte, unsrer mehr und mehr in Materialismus versinkenden Menschheit wieder zu einer Weltanschauung idealer Art zu verhelfen. Aber ich allein bin einer solchen Aufgabe nimmermehr gewachsen. In der Wissenschaft, in die du mich eingeführt hast, werde ich aber, so hoffe ich, auch noch die Lebensaufgaben erfüllen können, die mir geblieben sind, denen aber auch keine andren mehr sich zugesellen werden. Und nun, da sich alles so schön gestaltet hat, da mein Glück, das meiner Schwester und dein eignes gesichert ist, willst du, teilweise wenigstens, durch meine Lebensrechnung einen Strich ziehen, und das einem

Vorurteil zuliebe, aus Rücksicht für eine Welt, in der wir gar nicht leben, und die wir gewiß auch gar nie vermissen werden. Es wäre schmerzlich für mich, wenn du auf einem solchen Entschlusse beharren wolltest."

Alfreds Miene verriet ernstlichen Kummer, und Leonore, die es ohnehin schon gewußt hatte, daß ihr geliebter Bruder nur im Umgang mit einem solchen Freunde würde genesen können, neigte sich ihrem Geliebten zu und flüsterte ihm Worte ins Ohr, die ihre Angst verrieten und denen er nicht zu widerstehen vermochte.

— „Gut, sprach er aufstehend und reichte Alfred die Hand. Ein für allemal: ich werde dich nie verlassen. Wir bleiben in Karlstein, und von jetzt an werde ich auch nicht mehr in Gedanken je rückfällig werden. Du kannst auf mich rechnen. Auch ich will mein Leben ausschließlich den Aufgaben widmen, die du dir gestellt hast. Nun mag mich Leonore hinnehmen, wie ich bin. Ich will nichts andres sein und nichts andres werden. Ich muß es dir danken, daß du mich überwunden hast; nun, da ich mein letztes Bedenken hinweggeworfen, fühle ich mich wie von einer Last befreit. Dies beweist mir, daß ich den richtigen Entschluß gefaßt habe, daß jeder andre unnatürlich wäre."

Alfred umarmte den erst jetzt ganz gewonnenen Freund und Leonore sah selig auf diese Gruppe.

So war also die nächste Zukunft geregelt. Alfred schlug, ohne Widerspruch zu finden, vor, daß Leonores Verlobung geheim gehalten werden sollte, um das Verbleiben Heinrichs im Schlosse zu ermöglichen. Das Gesellschaftsfräulein, das Alfred für seine Schwester gesucht hatte, sollte schon in der nächsten Zeit eintreffen. Durch einen Freund, der der Gesandtschaft an einem nordischen Hofe zugeteilt war, wurde ihm unerwarteter, aber sehr willkommener Weise eine noch jugendliche Witwe empfohlen, die allen Anforderungen entsprach, und

von welcher beiläufig beigefügt war, sie sei eine Urenkelin des im vergangenen Jahrhundert berühmten Gelehrten und Geistersehers Swedenborg und eifrige Anhängerin seiner Lehre. Das war ein günstiger Zufall, und wenn auch die Geistesverwandtschaft eine solche Gesellschafterin noch nicht zur Angliederung an den Dreibund befähigte, so waren doch gemeinschaftliche Interessen vorhanden, die es erlaubten, auch in deren Gegenwart das Lieblingsgespräch beizubehalten.

Alfreds Abreise blieb gleichwohl beschlossen; aber die Orientreise, so erklärte er, sollte nur eine vorläufige Orientierungsreise sein, von der er schon im Spätherbst heimkehren wollte, um sie dann zu wiederholen und weiter auszudehnen — mit dem Hochzeitspaare.

Drei Wochen später landete Graf Karlstein in Alexandria.

XVI.

Als Morhof einige Tage nach Alfreds Abreise den Turm des Goldgrafen betrat, fand er dort eine Ueberraschung bereitet, die ganz dem Charakter Alfreds entsprach. Das Gemach, das bei dem gemeinschaftlichen Besuche so verödet ausgesehen hatte, bot nun, im Stile der Spätgotik ausgeschmückt, den traulichsten Anblick. Die Wände, bis zur halben Höhe vertäfelt, waren weiß getüncht. Was an Gefäßen von Porzellan und Glas vorhanden war, fand sich gereinigt, und die Metallbecken des Backsteinherdes, vom Roste befreit, glänzten in ursprünglicher Frische. Aus dem Schlosse herübergebracht, hing das Bild des Goldgrafen in breitem Holzrahmen, und die Bücher, die Morhof in der Bibliothek sich bereits zurecht gelegt hatte, standen wohlgeordnet in dem Borde über dem Gesimse der Vertäfelung. Einige bequeme Möbelstücke waren hereingeschafft worden, der Holz- und Kohlenvorrat in der Truhe erneuert, und ein schwerer Vorhang, seitwärts des Fensters herabwallend,

konnte durch eine einfache Zugsvorrichtung das ganze Zimmer verdunkeln. Der Eichentisch in der Mitte war nach Art der Spieltische grün überzogen und ein einladender Lehnstuhl mit Lederkissen daran gerückt. Schreibzeug aller Art lag darauf, und von der Decke herab hing eine Hängelampe mit umfangreichem Schirme tief herunter. Armleuchter mit aufgesteckten Kerzen standen auf dem Gesimse.

Morhof war ganz entzückt. Indem er bedachte, daß er nun teils hier mit Studien, die sein ganzes Interesse erfüllten, teils im Schlosse an der Seite seiner Geliebten seine Zeit verbringen sollte, glaubte er der glücklichste Mensch auf Erden zu sein. Wenn er sich ganz von den Aeußerlichkeiten seiner Umgebung hätte bestechen lassen, so würde er sich gleich einem modernen Faust gefühlt haben; aber der Gedanke beschwerte ihn einigermaßen, dem Freunde zuliebe eine Aufgabe auf sich genommen zu haben, der er vielleicht nicht gewachsen war.

Er konnte indessen seinem Freunde nicht besser danken, als indem er sogleich an die Arbeit ging. Er nahm den einen der Folianten vor, womit er schon in der Bibliothek sich beschäftigt hatte; aber immer wieder schweiften seine Blicke im Zimmer umher. Manchmal trat er ans Fenster, von dem aus er über den Waldrücken hinweg den braunen Giebel des Schlosses aufragen sah. Dort, in so gesicherter Nähe, wußte er seine Geliebte, die den Pflichten der Hausfrau mit gesteigertem Eifer oblag, vielleicht auch auf der Felsenterrasse ihren Gedanken nachhing und mit der Seele den in der Fremde weilenden Bruder, aber gewiß auch ihren Geliebten im Turme suchte.

Morhof faßte ganz direkt die Aufgabe ins Auge, womit ihn der Freund betraut hatte, dem er bis zu seiner Rückkehr greifbare Resultate bieten wollte. Er wollte, nach mittelalterlichem Ausdruck, den Schatten Moideles heraufbeschwören. In gewissem Sinne zwar zweifelte er an seiner Kunst, wie wir aus seinem eigenen Munde bereits gehört haben; aber er war

sich darüber klar, daß die Verstorbenen — er bezeichnete sie richtiger und schon gewohnheitsmäßig stets als die Entleibten — zunächst ohne psychische Veränderung, mit ihren irdischen Gedanken und Gefühlen ins neue Dasein treten, daß die Seele also, wie schon im irdischen Körper, dort weilt, wo sie liebt oder haßt. Nur allmählich kann die Seele, wenn sie die Erde verläßt, eine Anschauungsweise gewinnen, die ihr die irdischen Verhältnisse in einem ganz andren Lichte erscheinen läßt. Moidele mußte also nach wie vor mit inniger Liebe an Alfred hängen; sie mußte den sehnlichsten Wunsch haben, Emanuel in die Hände seines Vaters zu leiten, mit Alfred über die trennenden Schranken hinweg in Verbindung zu treten. Sie mußte aber auch wissen, mit welcher Freundschaft er selbst an Alfred hing, welche Pläne im Interesse desselben er verfolgte, und wenn das irgendwie in ihrer Macht stand, so mußte sie diese Pläne fördern.

Morhof hoffte also allen Ernstes auf Moideles Erscheinung; war sie überhaupt möglich, so mußte sie eintreten. Aber der bloße Wunsch auf beiden Seiten konnte dafür nicht genügen; das verhehlte sich Morhof nicht. Es handelte sich um die Frage, einem jenseitigen Wesen die irdische, also geradezu die physikalische Möglichkeit zu eröffnen, mit Menschen in Verbindung zu treten. Wir haben aus seinem Munde bereits vernommen, wie er von dieser Möglichkeit dachte. Es geschah das so ziemlich in dem Sinne, wie heute von Materialisationen geredet wird. Für ihn war ein Geist kein bloßer Geist. Er konnte sich ein Wesen der andern Welt nicht anders vorstellen, als versehen mit einem irgendwie gearteten Organismus, der für die jenseitigen Verhältnisse dieselben Dienste thut, wie der irdische Körper für irdische Verhältnisse. Welcher Art ein solcher Organismus sei, das kümmerte ihn vorläufig nicht. Ihm genügte es, zu wissen, daß ein solches Wesen irdischen Sinnen nur dann wahrnehmbar werden konnte, wenn es, wenigstens

vorübergehend, die abgelegte Form wieder anzunehmen vermochte, und zwar in dem für irdische Sinne nötigen Verdichtungsgrade. Dazu mußte einem solchen Wesen die entsprechende Materie geliefert werden, und hierfür eignete sich offenbar diejenige Materie am besten, aus der irdische Wesen bestehen, also organische Materie. Diese herzustellen ist allerdings der Chemie nur sehr teilweise gelungen, aber es genügten die chemischen Elemente zu organischen Verbindungen.

Darin hatte Morhof ohne Zweifel recht. Wenn der Lebensprozeß kein bloßes Spiel materieller Kräfte ist, sondern von der Seele selbst erhalten wird, dann kann er auch vom Tode nicht betroffen werden; die Kraft besteht fort, die uns im irdischen Dasein erhielt; sie muß also in einer ihr vom Experimentator zu liefernden geeigneten Materie den Vorgang des Lebens erneuern können, wenn auch nur vorübergehend. Zunächst lag folglich eine chemische Aufgabe vor, und einen Fingerzeig für die Lösung boten die Totenopfer des grauen Altertums, wie die nekromantischen Versuche des Mittelalters. Es müssen demnach — so dachte er im Anschluß an die Nekromanten — Räucherungsprozesse vorgenommen werden, die den Darstellungsstoff für das Phantom liefern, und diese Prozesse mußte Morhof nach allen Richtungen durchprobieren. Daß er so bald auf das richtige Verfahren und die richtige Mischung verfallen würde, das erwartete er keineswegs; er war vielmehr gefaßt auf endlose Fehlversuche. So mußte er auf eine Abzugsvorrichtung für diese Dämpfe bedacht sein. Er ließ daher am Fenster eine Vorrichtung anbringen, wodurch er schnell große Luftmengen einströmen und in der Richtung des Kamins abfließen lassen konnte. In dieser Weise konnten selbst schädliche Dämpfe, wenn sie das Gemach erfüllten, rasch zum Entweichen gebracht werden. Er war diese Vorsicht auch seiner Geliebten schuldig, die ihn eindringlich gebeten hatte, in keine gewagten Versuche sich einzulassen. Freilich hatte sie keine bestimmte

Vorstellung von irgendwelchen Gefahren, aber das Schicksal des Goldgrafen kam ihr immer wieder in den Sinn. Sie hatte ursprünglich nur für Alfred gefürchtet; aber trotz aller geistigen Ueberlegenheit, die sie ihrem Geliebten zutraute, war auch in Bezug auf diesen ein Rest von Besorgnis in ihr vorhanden. Aber es gelang ihrem Geliebten immer sehr schnell, sie zu beruhigen, wenn er aus dem Schloß nach dem Turme ging. Er war seiner Sache so sicher; er setzte ihr klar auseinander, um was es sich handelte und welche Versuche anzustellen er gesonnen sei. Das war alles so einfach, so gefahrlos, und, abgesehen vom rein wissenschaftlichen Interesse, war es für Alfred von der höchsten Bedeutung. Auch wenn bei diesem vorläufig der Gedanke an Emanuel überwog, ja gerade dann, wenn er nun in Aegypten über das Schicksal seines Kindes Aufklärung erhalten sollte, mußte auch wieder seine Sehnsucht nach der geliebten Toten in ihre alten Rechte treten. Sie fühlte sich daher Morhof zu großem Danke verpflichtet, daß er so fest entschlossen war, die übernommene Aufgabe für den Freund zu Ende zu führen.

Es vergingen Monate, die dieser moderne Faust im eifrigen Studium alter Folianten verbrachte, deren er immer mehr ins Laboratorium schleppen mußte. Wenn immer er auf eine Anleitung stieß, die ihm einige Hoffnung erweckte, stellte er Versuche an. Oft war das Gemach erfüllt von betäubenden Gerüchen, denen er aber dank der getroffenen Einrichtung schnell Abfluß verschaffen konnte. Aber noch hatte er nicht den geringsten Erfolg zu verzeichnen. Der Gedanke, daß Alfred zurückkommen und er ihm weiter nichts bieten könnte, als den Bericht über unzählige Fehlversuche, erfüllte ihn mit Bitterkeit. Er atmete daher förmlich auf, als von Alfred, welcher regelmäßige Berichte sandte, ein Brief eintraf, daß seine bisherigen Bemühungen nicht ganz erfolglos gewesen und daß er durch Verlängerung seines Aufenthalts das Ziel seiner Wünsche zu erreichen hoffe.

Es sprach aus diesem Briefe eine solche Zuversicht, daß Leonore sich darüber zu trösten vermochte, den lang entbehrten Bruder noch unbestimmbare Zeit vermissen zu müssen. Für Morhof aber war damit eine Frist gewonnen, in der er vielleicht sein Ziel noch erreichen konnte.

Bald darauf lief ein weiterer Brief Alfreds ein, worin über ein ganz offenbares endlich erreichtes Resultat berichtet wurde, das weitere Hoffnungen berechtigt erscheinen ließ. Alfred hatte in Kairo mit leichter Mühe den von Lane erwähnten Magier Hassan gefunden, der noch immer im Rufe der Zauberei stand.

Der von Alfred mitgebrachte Dolmetscher setzte nun dem Magier auseinander, daß ein Versuch mit dem Tintenspiegel — Dar-el-Mendel genannt — gewünscht werde, um Ferngesichte zu erhalten. Der Magier erhob sich mühsam, indem er Alfred auffordern ließ, einen Knaben, nicht über zwölf Jahre alt, hereinzubringen, der als Seher fungieren sollte.

— „Ich bin fremd hier, entgegnete Alfred, ich weiß keinen solchen Knaben.“

— „Nimm den nächstbesten von der Straße; zeige ihm eine Silbermünze, so wird er dir folgen.“

Alfred trat vor das Haus, wo eine Schar von Knaben sich tummelte; er wählte einen hübschen, etwa zehnjährigen Jungen mit blitzenden Augen und ließ ihn unter dem Versprechen eines reichlichen Geldgeschenkes auffordern, hereinzukommen. Der Knabe, Jussuf geheißen, folgte sogleich. Inzwischen hatte der Magier ein Stück Papier genommen, wovon er nun einen schmalen Streifen abschnitt, auf den er Beschwörungsformeln schrieb. Er trat dann an ein Kohlenbecken, worin er Kohlen in Glut brachte, und streute Weihrauch, Koriandersamen und indischen Gummi darauf. Dann setzte er den Knaben vor das Becken, zeichnete ihm in den Handteller ein magisches Viereck mit unverständlichen Figuren, in deren

Mitte er etwas Tinte goß. Das Zimmer war bald von Rauch erfüllt. Der Magier warf nun auch den Papierstreifen auf die Kohlen und forderte den Knaben auf, scharf in die Tinte zu sehen, ohne den Kopf zu erheben.

Jussuf erklärte zunächst, in der Tinte nur sein Spiegelbild zu sehen; dann aber begann er zu zittern und fuhr fort:

— „Ich sehe einen Mann, der mit einem Besen den Boden fegt!“ [9])

— „Du kannst nun deine Fragen stellen,“ wandte sich der Magier an Alfred, der allen diesen Vorbereitungen ohne sonderliches Vertrauen zugesehen hatte und in seiner Miene einige Enttäuschung verriet; er glaubte es mit einem geriebenen Orientalen zu thun zu haben, der auf seine Börse spekuliere. Dieser Verdacht schwand aber einigermaßen, als der Magier sprach:

— „Warum kamst du zu mir, wenn du kein Vertrauen hast? Setze mich auf die Probe. Du sollst zufriedengestellt werden.“

— „Gut, entgegnete Alfred, der, von der Ruhe Hassans betreten, sich seiner Uebereilung schämte. Sieh nach der Person, die in meinen Gedanken steht! Er schloß dabei die Augen und verdeckte sie mit der Hand, um sich möglichst lebhaft das Bild Morhofs vorzustellen. Was siehst du?“ wandte er sich an Jussuf.

Nach einigem Zögern sprach Jussuf: „Ich bin in einem Walde — ein weißer Kiesweg — es tropft von den Bäumen — — ich habe solche Bäume nie gesehen, sie tragen lange grüne Stacheln — — es ist einsam, ich sehe keinen Menschen.“

— „Folge dem Kieswege, bis du jemand begegnest. Sage mir alles, was du siehst.“

— „Niemand kommt mir entgegen. — Ich stehe vor einem hohen Turm — mitten im Walde ein Felsen, darauf steht der Turm.“

Alfred zweifelte nicht, daß die Vision den Turm des Goldgrafen betraf; er bedurfte jedoch noch weiterer Beweise.

— „Tritt ein und steig die Treppe hinauf. Zähle die Stufen!"

Der Knabe murmelte unverständliche Worte und nach einiger Zeit sprach er: „Ich stehe auf der dreiundsiebzigsten Stufe vor einer schwarzen Thüre."

Das war deutlich; Alfred wußte die Anzahl der Stufen selbst nicht, aber wenn sich die Zahl als richtig erwies, so war das eine sehr wertvolle Angabe.

— „Tritt in das Zimmer! Was siehst du?"

— „Ein hohes Fenster — ein Herd — ein grüner Tisch — ein Mann sitzt dort."

— „Wie sieht er aus? Was thut er?"

— „Ein großer, starker Mann — seine Haare sind blond, breite Schultern. Er ist blaß — ein Buch liegt vor ihm."

— „Sieh in das Buch!"

— „Es ist nicht in der Sprache des Koran geschrieben; ich kenne diese Zeichen nicht. — Der Mann schlägt das Blatt um — eine sonderbare Zeichnung, ich verstehe sie nicht."

— „Kannst du sie nachzeichnen?"

Alfred reichte Jussuf ein Blatt Papier, das er aus seinem Notizbuch riß, und einen Bleistift. Der Knabe nahm ohne Zögern beides entgegen und, wiederholt in die Tintenfläche der Hand schauend, zeichnete er eine Figur, die auch für Alfred unverständlich war, und ein kabbalistisches Zeichen sein mochte. Alfred verwahrte das Blatt sorgfältig.

— „Der Mann hat aufgehört zu lesen, er sieht vor sich hin. — Er lehnt sich zurück, er ist traurig — die Haare fallen ihm wirr in die Stirne. — Er erhebt sich, geht auf und ab. Er steht an dem hohen Fenster und schaut hinaus. — Nun zeigt sein Gesicht wieder Freude, er muß etwas Angenehmes sehen. Er rückt den Stuhl ans Fenster und setzt sich. Nun blickt er unverwandt zurückgelehnt hinaus."

— „Das ist Heinrich, dachte sich Alfred; er gibt sich seinen Gedanken an Leonore hin, und das kann lange dauern.“

Die Beschreibung hatte in der That ganz auf Heinrich und das Laboratorium gepaßt. Aber noch blieb es zweifelhaft, ob die Vision mit der Wirklichkeit des Augenblicks übereinstimmte. Alfred notierte sich Tag und Stunde. Wenn diese stimmten, wenn die angegebene Zahl der Stufen richtig war, und Heinrich gar bestätigen konnte, ein Buch mit diesem bestimmten kabbalistischen Zeichen aufgeschlagen zu haben, erst dann wollte er an das Ferngesicht glauben. Er mußte sich aber mehrere Wochen gedulden, bis er darüber Aufschlüsse bekommen sollte. Er wandte sich wieder an den Knaben, der aber noch immer das gleiche Bild vor Augen zu haben behauptete. Alfred hatte das erwartet und beschloß, ein anderes Experiment zu versuchen.

— „Kannst du in die Zukunft sehen?“

— „Das kann niemand, aber Allah, wenn er will, zeigt sie in Bildern,“ entgegnete der Magier für Jussuf.

Das klang wie eine Ausrede, indessen machte Alfred den Versuch.

— „Ich habe ein Kind. Ich weiß nicht, wo es lebt; ich habe seine Spur verloren. Kannst du mir sagen, ob ich es je finden werde?“

— „Nein, ich kann nur sagen, was ich schaue.“

Der Knabe legte seine magere Hand an die gebräunte Stirne und beugte sich über den Tintenspiegel. Aber er sah — nichts.

— „Du bist vielleicht zerstreut, sprach der Magier zum Grafen. Halte das Bild des Kindes fest.“

— „Ich kann das nicht; nie habe ich mein Kind gesehen. Ich weiß nur, daß es ein Sohn ist.“

— „Dann wird Jussuf vielleicht vergeblich schauen,“ entgegnete wieder der Magier.

Alfred war im höchsten Grade enttäuscht. Heinrichs Bild und das Laboratorium, die Alfred sich lebhaft vorzustellen vermochte, hatte der Zauberer genau beschrieben. Bei Emanuel ließ ihn seine Gabe im Stich. Alfred hatte in seinen Büchern häufig von Gedankenübertragung gelesen, die im natürlichen wie künstlichen Somnambulismus eintrete. Sollte die ganze Vision Jussufs nur Gedankenübertragung gewesen sein? Alfred sah sich abermals darauf verwiesen, über die Stufenzahl und das kabbalistische Zeichen Aufklärung abzuwarten.

Der Zauberer sah seine Unzufriedenheit und versuchte, seine Unfähigkeit als in den Gesetzen des visionären Schauens begründet hinzustellen. Davon war aber Alfred wenig befriedigt. Aber nun erbot sich Hassan, die weitere Aufgabe selber auf sich zu nehmen; er zog Jussuf vom Sitze, setzte sich selber darauf, behielt aber die Hand des Knaben in der seinigen und blickte in den Tintenspiegel.

— „Kannst du mich selbst sehen, in welcher Lage ich sein werde, wenn ich mein Kind finde."

— „Das kann ich, aber nur, wenn es dir bestimmt ist, es zu finden."

— „So sieh in den Spiegel!"

— „Ich sehe ein Bild — ich stehe auf einem hohen Berge. — Ringsum nur Berge — solches habe ich nie gesehen! die Berge sind weiß, mit weißem Sand bedeckt. Die Augen thun mir weh, der Sand glänzt in der Sonne. — Wie kalt, wie kalt! (der Seher schauerte bei diesen Worten zusammen.) Es ist nicht der Sand, wie in der Wüste — ich sehe tiefe Fußspuren eingedrückt, wie wenn es Mehl wäre."

— „Folge den Spuren und sage mir, wohin sie führen."

— „Nun habe ich einen Mann eingeholt. Er steigt in dem Mehle langsam abwärts, nun steht er wieder auf hartem Boden. Er hält einen langen Stock in der Hand, er geht wie ein Pilger. — Es kann kein Mehl sein, worauf er ge-

gangen; es ist naß und kalt. Wie käme auch Mehl auf einen Berg? Ich weiß nicht, was es ist. — Der Mann steigt immer tiefer — er ist sehr mutig. Wie kann er auf dem schmalen Felsenweg weitergehen? Der Mann hält vor einem Steine, wie — ich habe solche auf den Kirchhöfen der Ungläubigen gesehen, sie setzen solche Steine über die Gräber. — — Nun kann ich dem Manne ins Gesicht sehen — Thränen rollen über seine Wangen; er muß sehr unglücklich sein, ein tiefer Schmerz ist in seinem Gesichte zu lesen."

Alfred war im höchsten Grade erstaunt; er hatte nicht entfernt an den Elendgletscher und Mariettas Grabstein gedacht.

— „Sieh dir den Mann genau an, ob er mir ähnlich ist."

— „Du bist es nicht, er ist viel älter, als du. Weiße Haare durchziehen seinen schwarzen Bart. Und doch ist er dir so ähnlich — das kann nur dein Vater sein."

Alfred wurde unwillig und sein ganzes Mißtrauen erwachte wieder.

— „Du irrst dich, mein Vater ruht bei den Toten."

— „Solche Bilder können nicht täuschen. Ist dein Vater tot, so stand er vormals auf diesem Platze. Ich sehe nur das Bild, aber ich kann nie wissen, welcher Zeit es angehört."

— „Nie stand mein Vater vor diesem Grabstein. Er starb, ehe derselbe errichtet wurde. Dein Irrtum ist also ganz klar. Woher weißt du auch, daß es mein Vater sein soll, und nicht irgend ein anderer Mann?"

— „Allah erschafft die Kinder nach dem Bilde der Eltern. Der Mann gleicht dir, wie nur ein Vater seinem Sohne gleichen kann. Ich sehe ihn genau, das kann nur dein Vater sein — wenn du es nicht etwa selbst bist. Dann aber ist es ein Zukunftsbild; denn der Mann ist viel älter, als du."

— „Du weißt also nie, in welche Zeit ein Bild fällt, das du siehst?"

— „Das weiß nur Allah! — — Ja, du bist selbst der

Mann, die Aehnlichkeit ist vollständig. Aber Haar und Bart sind dir ergraut; dein Gesicht ist gebräunt, wie von der Sonne des Südens. — — Noch immer steht der Mann vor dem Grabstein. — Nun wendet er sich um und blickt nach abwärts. Dort steigt ein andrer Mann herauf und winkt ihm zu. — Auch dieser hat einen langen Stock."

— „Geh dem Manne entgegen! Wie sieht er aus?"

— „Ich stehe neben ihm. Er trocknet sich den Schweiß von der Stirne, und doch ist es so kalt. Er trägt einen braunen Vollbart — gerade über dem Auge läuft eine tiefe Narbe von der Stirne herab bis zu den Brauen und über die Lippe. Er muß im Kampf gestanden haben, die Narbe schneidet die Augenbrauen entzwei, die getrennt sind durch eine weiße haarlose Linie. Er steigt noch immer aufwärts zu dem Manne, der ihn oben erwartet, zu dir. — Aus der Tiefe steigen Nebel herauf — wie schnell sie steigen! — Nun hüllen sie ihn ein — wieder taucht er aus dem Nebel, bald wird er bei dir stehen. — Alles ist erfüllt von Nebel, von allen Seiten drängen sie herauf — ich sehe den Mann nicht mehr — nun stehst auch du im Nebel, ich sehe dich nicht mehr. — Die Spitze des Grabsteins verschwindet — der ganze Berg versinkt im Nebel — — ich sehe nichts mehr."

Alfred konnte sein Mißvergnügen nicht unterdrücken. Von Zeit zu Zeit schaute der Magier wieder in den Tintenspiegel, aber immer wieder sprach er von dem Nebel, bis endlich nach Ablauf wohl einer halben Stunde sein Gesichtsfeld wieder frei wurde.

— „Ich sehe den Grabstein, aber niemand steht mehr dort."

— „Steig abwärts, du wirst die beiden Männer einholen."

Wieder neigte sich Hassan. Er ließ einen unterdrückten Schrei vernehmen und schauerte zusammen.

— „Was ist es?" rief Alfred.

— „Nichts. Ich friere." Und seine Augen, die einen Augenblick hinter der verdeckenden Hand wie entsetzt geblickt hatten, nahmen sofort wieder ihren ruhigen Ausdruck an.

— „Der Platz ist leer; ringsum ist niemand zu sehen."

Alfreds weitere Fragen waren ganz vergeblich. Hätte sich die Vision weiter entwickelt, so wäre ihm vielleicht ein wertvoller Aufschluß geworden; denn sie war unbestreitbar höchst merkwürdig. Mit dem Bruchstück dagegen war nichts anzufangen. Abermals regte sich sein Verdacht: dieser Nebel, der alles verhüllte, glich weit mehr einem bequemen Auskunftsmittel, durch das sich der Zauberer einer Verlegenheit entzog, als dem objektiven Bestandteil eines wirklichen Ferngesichts. Was hatte zudem die ganze Vision mit Emanuel zu thun?

— „Ich habe dich nach meinem Sohne gefragt. Was hat das ganze Bild mit diesem zu thun? Kannst du es mir deuten?" frug Alfred mißmutig den Magier und wurde in seiner Stimmung lediglich bestärkt durch die Antwort:

— „Ich kann nur schauen. Ich habe einen Mann bei dem Grabstein gesehen. Ist es dein Vater nicht, so bist du es selber. Ich habe einen andern Mann gesehen; ist es dein Sohn nicht, so ist es ein andrer. Gehört das Bild der Zukunft an, dann werden viele Jahre vergehen, bis du auf dem weißen Berge stehst; an diesem Tage aber wirst du deinen Sohn finden. Nur dieses eine weiß ich gewiß; denn auf deine Frage nach dem Sohne hat sich das Bild eingestellt."

— „Wie alt sah ich in deinem Bilde aus?"

— „Wie ein Mann von vierzig Jahren, oder darüber. Haare und Bart waren ergraut und gaben dir ein älteres Ansehen."

— „Wie alt schien der andre Mann?"

— „Er war jünger, ich gebe ihm fünfunddreißig Jahre. Im braunen Bart zeigte er noch kein graues Haar."

— „Mein Sohn trägt das Haar seiner Mutter, er ist blond. Wenn ich über vierzig Jahre sein werde, wird sein zwanzigstes Jahr vorüber sein. Der zweite Mann war also nicht mein Sohn. Wie kommt er also in das Bild?“

— „Ich weiß es nicht. Aber wenn du auf dem weißen Berge stehst, sei es auch erst in zwanzig Jahren; wenn der Mann mit der Narbe zu dir heraufsteigt, der Mann von mehr als dreißig Jahren mit dem braunen Vollbart — an diesem Tage wirst du deinen Sohn finden.“ — —

Soweit reichte Alfreds Bericht, der in Karlstein eingetroffen war. Leonore las ihn ihrem Geliebten vor. Sie war sehr enttäuscht und fürchtete, ihr armer Bruder sei das Opfer eines Betruges geworden. An ein wirkliches Ferngesicht glaubte sie nicht. Soweit die Vision zutraf, beruhte sie wohl auf Gedankenübertragung, wie ja Alfred selbst vermutete. Daß aber gar die Vision in dem Momente abbrach, in dem sie interessant zu werden versprach, schien ihr sehr verdächtig. Sie wunderte sich daher, daß Morhof andrer Meinung zu sein schien. Für ihn enthielt die Vision zwei Bestandteile, die keinen Zweifel zuließen: die Anzahl der Stufen im Turme betrug in der That dreiundsiebzig. Das wußte er, weil er bei dem häufigen Hinaufsteigen seiner Gewohnheit gemäß oft unwillkürlich mitgezählt hatte. Was ferner das kabbalistische Zeichen betraf, das Alfred beigelegt hatte, so befand sich dasselbe in der That in einem Buche, das Morhof vor einigen Wochen gelesen hatte, und er erkannte es sogleich.

Um übrigens über diese beiden Punkte vollständige Gewißheit zu erhalten, ging Morhof nach dem Turme, die Stufen noch einmal abzuzählen und in seinen Tagebüchern nachzusehen, ob die Vision mit der Wirklichkeit auch in Bezug auf Tag und Stunde übereinstimme; denn er erinnerte sich genau, an dem Tage, da er jenes Buch mit dem Zeichen vornahm, über seine Mißerfolge in gedrückte Stimmung geraten, ja in

der That traurig geworden zu sein, daß er sich aber dann ans Fenster setzte und in seinen Gedanken an Leonore seinen Kummer vergaß.

— „Und hast du wirklich am Fenster so lange verweilt?"

— „Das kannst du dir wohl denken, mein Kind! Ich habe mich meiner glücklichen Träumerei nicht so schnell entziehen können. Nun will ich aber meine Tagebücher nachsehen, ob auch Tag und Stunde zutrifft; ich werde schnellstens wieder bei dir sein."

Eine halbe Stunde später kam Morhof zurück und fand Leonore unter der Fichte der Felsenaltane sitzen, wo sie den Brief Alfreds ein zweites Mal durchlas. Morhofs Gesicht strahlte. Er hatte noch einmal die Stufen abgezählt, es waren dreiundsiebzig; er hatte sein Tagebuch nachgesehen und aus einigen Notizen desselben ergab sich unwiderleglich, daß die Vision des Fakirs mit dem Vorgang im Laboratorium auf die Stunde übereinstimmte.

— „Das ist also endlich einmal ein wirklicher Erfolg! rief er triumphierend. Das Schwerstwiegende aber habe ich dir erst noch zu erzählen. Auch ich habe endlich einmal einen wirklichen Erfolg zu verzeichnen. Als du vor einer Stunde den Diener zu mir schicktest mit der Aufforderung, den Kaffee bei dir zu nehmen, da ein Brief Alfreds eingelaufen sei, war ich eben im Begriffe, zu dir zu eilen, um dir eine Mitteilung zu machen, die an sich schon höchst merkwürdig ist, die aber ihren ganzen Wert erst durch den Vergleich mit Alfreds Bericht erhält. Der Zauberer hat nicht nur in räumlicher Form ein wirkliches Ferngesicht gehabt, sondern auch was er über die Zukunft gesagt, stimmt mit dem überein, was ich selbst in Erfahrung gebracht habe."

— „Du, Heinrich? Du selbst solltest fernsehend geworden sein? Fast möchte ich wie Gretchen sagen: ‚Heinrich, mir graut vor dir!'"

— „Beruhige dich, mein Kind! Leider bin ich aus meiner normalen Beschaffenheit noch nicht herausgetreten. Die Kunde, die ich erhalten habe, stammt nicht von mir. Doch höre; ich muß dir alles der Ordnung gemäß erzählen, wie es sich zugetragen."

Er setzte sich mit Leonore auf jene Bank, die für beide mit so unvergeßlichen Erinnerungen verknüpft war, und, indem sie aufs höchste gespannt zuhörte, berichtete er, vielfach von ihren Fragen unterbrochen, was sich ereignet hatte, was wir aber dem Leser lieber mit unsern eigenen Worten mitteilen wollen.

Morhof hatte einen Teil der vergangenen Nacht im Laboratorium zugebracht, und das war so gekommen. Mehr und mehr in jüngster Zeit hatte er sich gestanden, seine Kräfte überschätzt zu haben. Sein Enthusiasmus für die Geheimwissenschaften, sein sehnsüchtiger Wunsch, dem Freunde nützlich zu sein und dadurch zugleich neuen Anspruch auf Leonores Liebe zu gewinnen, hatte ihn seine Hoffnungen zu hoch spannen lassen. Der Gedanke, daß er den zurückkehrenden Freund, der doch so Großes von ihm erwartete, mit leeren Händen empfangen sollte, war ihm unleidlich. Seine Studien gewannen nicht an Klarheit, und seine praktischen Versuche waren erfolglos geblieben. Noch hielt ihn aber der Gedanke aufrecht, daß er durch Abwechslung in den Bedingungen seiner Experimente Erfolge erzielen könnte.

Hätte Morhof gewußt, daß der Erfolg derartiger Versuche nicht etwa bloß von äußeren Bedingungen abhängt, die wir ihnen geben, sondern in mehrfacher Hinsicht, ja in überwiegendem Maße von persönlichen Eigenschaften des Experimentators — wodurch sie sich eben fundamental von naturwissenschaftlichen Experimenten unterscheiden — kurz, wäre ihm der Begriff des Mediums geläufig gewesen, so wären seine Hoffnungen noch tiefer gesunken. Und doch wäre er dann erst recht im Irrtum gewesen; denn er besaß in genügend hohem

Grade jene noch heute unerklärte Eigenschaft, die wir als Mediumität bezeichnen, und die ja überhaupt nicht das auszeichnende Merkmal einzelner Ausnahmemenschen ist, sondern allen zukommt, wenn auch in höchst verschiedenem Maße.

Indessen, das wußte Morhof nicht, und darum schien ihm die einzige Möglichkeit eines Erfolges in der Abwechslung der äußern Versuchsbedingungen zu liegen. In dieser Abwechslung ging er ganz systematisch zu Werke. Ausgehend von der festen Ueberzeugung, daß ein aus der unsichtbaren Welt kommender Einfluß die unsre sichtbare Welt beherrschende Gesetzmäßigkeit achten müsse und sich ihr nicht entziehen könne, daß es also nicht Wunder gebe, sondern nur unbekannte Naturwissenschaft — in dieser Ueberzeugung war er unter anderm auch darauf verfallen, in der Versuchszeit abzuwechseln. In seinen Protokollen nahm er alle gegebenen äußeren Bedingungen in acht und ging sogar so weit, die jeweilige Temperatur des Zimmers, den Barometer- und Hygrometerstand zu notieren. Der Mißerfolg blieb aber nach wie vor der gleiche. Endlich wollte Morhof seine Experimente auch noch auf die Nachtstunden verlegen, und dies war der Grund, warum er in der vergangenen Nacht das Laboratorium aufgesucht hatte.

Er hatte Leonore von seiner Absicht in Kenntnis gesetzt und ihr die Gründe seines Vorhabens dargelegt. Es war für sie eine unheimliche Vorstellung, sich ihren Geliebten zur Nachtzeit in dem sagenumwobenen Turmgemach mit Geisterbeschwörung beschäftigt zu denken. Immer mehr übertrug ihre Phantasie die Gefahr, die sie früher nur für Alfred gefürchtet hatte, auf ihren Geliebten; aber sein Einwand, daß ja die Veränderung nur die Versuchsstunde betreffe und daß die Gesetze der Chemie nachts keine andern seien, als am Tage, klang wieder so plausibel, daß sie sich ihrer Angst fast schämte. Heinrich traf doch immer den Nagel auf den Kopf, und mit ihrem schwachen Mädchenverstande konnte sie ihm nichts anhaben.

Morhof verabschiedete sich also von ihr gleich nach der Abendmahlzeit, und mit dem schweren Schlüsselbunde in der Hand ging er im Mondlicht durch den Park dem Turme zu. Das Oeffnen der schweren Thüre, dann sein schwerer Tritt auf der Treppe und der gewaltsame Ruck, den die obere Thüre nötig machte, das alles dröhnte in der Stille der Nacht und gab seinem Unternehmen gleichsam eine erhöhte Bedeutung. Oben angekommen entzündete Morhof zunächst den Armleuchter, um die Behandlung der Hängelampe bequem vornehmen zu können. Als aber das Kerzenlicht brannte, fiel sein Blick auf das aufgeschlagene Buch, und sein Vorhaben vergessend, blätterte Morhof darin. Erst die Schwierigkeit des Lesens belehrte ihn über die ungenügende Beleuchtung. Er wollte eben die Lampe zurechtrichten, als die Kerze neben ihm erlosch. Er befand sich im Dunkeln. Er zündete die Kerze wieder an und erhob sich, das Fenster zu schließen, fand es aber verschlossen, und da er nach der Thüre ging, um dort den Windzug abzusperren, fand er auch diese geschlossen. In diesem Augenblick erlosch die Kerze zum zweiten Male. Der Zug mußte also offenbar durch den Kamin kommen. Morhof zündete nun zwei Kerzen an und sperrte den Kamin ab. Als er aber an den Tisch zurücktrat, wurde eben die eine der Flammen wie von einem Windzug seitwärts geweht und ausgeblasen. Er hielt schützend die Hand vor die andre Flamme, aber auch diese erlosch in der gleichen Weise.

Nun fing die Sache an, auffällig zu werden. Morhof öffnete das Fenster weit und überzeugte sich von der vollständigen Windstille draußen. Er schloß es wieder, zog den Vorhang seiner ganzen Breite nach vor, tappte nach der Thüre, wie nach dem Kamin, fand aber alles in Ordnung.

Woher war der Luftzug gekommen? Morhof war bewandert in der mittelalterlichen Litteratur, und in zahlreichen Spukgeschichten hatte er von ausgeblasenen Lichtern gelesen und von

dämonischen Einflüssen, denen man sie zuschrieb. Mit der ihm nicht zusagenden Erklärungsursache hatte er das Phänomen selbst verworfen. Jetzt aber kamen ihm diese alten Berichte in Erinnerung. Die Sache mußte untersucht werden.

Er zündete alle fünf Kerzen des Armleuchters an, und wie in Anwesenheit eines unsichtbaren Wesens sprach er vor sich hin, bestimmte die Reihenfolge, in der in Zwischenräumen von je einer Minute die Lichter ausgelöscht werden sollten, und zwar abwechselnd rechts und links; das oberste nur sollte fortbrennen. Die Uhr in der Hand lehnte er sich zurück und beobachtete.

Das Phänomen ging genau so vor sich, wie er es bestimmt hatte. An einen Zufall war nun nicht mehr zu denken; dessen war Morhof vollkommen sicher. In seinen Unterredungen mit Alfred hatte er häufig den Mut der Aufgeklärten verlacht, die vor Gespenstern sich nicht fürchten. Daran sei nicht eben viel zu bewundern; nicht wer Gespenster leugne, habe Gelegenheit, Mut zu zeigen, sondern nur wer an sie glaube. Nun war er selbst in der von ihm bezeichneten Lage, und er bestand allerdings die Probe. Er hatte die unumstößliche Gewißheit, daß, was er erlebt, nicht von irdischen Ursachen herrühren konnte, sondern von einer geheimen Ursache, ja noch mehr, von einem intelligenten Wesen, das seinen Wunsch verstanden und befolgt hatte. Wie um seine eigene Gewißheit noch zu verstärken, sprach er es laut aus: „Hier in diesem Zimmer bin ich nicht allein, sondern in Gesellschaft eines andern Wesens; es ist intelligent, aber unsichtbar. Wer es auch sei, ich nenne dieses Wesen einen Geist.“ „Nun endlich, so dachte er weiter, habe ich das Jenseits!“

Die düstere Beleuchtung paßte nicht zu seiner aufgeregten Freude. Er zündete wieder alle Kerzen des Armleuchters an. „Ich will, sprach er laut, daß alle Flammen ruhig weiter brennen!“ Er stellte sich in einige Entfernung und schaute hin; schon fand er es ganz von selbst verständlich, daß es so geschah.

Was er erlebt hatte, das war, an sich betrachtet, sehr wenig; aber es war doch ungeheuer viel in Anbetracht der notwendig vorauszusetzenden Ursache. Er suchte nach einer andern, aber er fand keine. Er sammelte seine Gedanken und zog die Folgerungen. Mit unerbittlicher Logik sah er sich genötigt, vor dem Geisterglauben zu kapitulieren. Wenige Minuten hatten hingereicht, ihm die unumstößliche Gewißheit aufzunötigen: es gibt unsichtbare, intelligente Wesen, die in unsre irdische Welt eingreifen können. Welcher Art können diese Einwirkungen sein? Gibt es nur eine, oder verschiedene? Ihm schien der Gedanke absurd, daß Geister nur eben gut seien, Lichter auszublasen. „Es müssen, so sagte er sich, noch andre Formen der Wirksamkeit möglich sein; die Grenzberührung zwischen dieser und der andern Welt kann nicht auf diesen einen Punkt beschränkt sein. Es müssen noch andre Verbindungsfäden vorhanden sein, die als Kommunikationsmittel zu benutzen sind. Diese muß ich entdecken."

Er sann und sann; aber er fand nichts. Das Experiment zu wiederholen schien ihm unnötiger Zeitverlust zu sein; so fest stand bereits seine Ueberzeugung. Was konnte er aber sonst thun? Er ging in unbeschreiblicher Aufregung auf und ab, ja er rang die Hände und, wie wenn das verstorbene Mädchen gegenwärtig wäre, rief er: „O Moidele! Moidele, wärest du es!"

Diese Worte gaben ihm die Besonnenheit zurück. Er war sich mit einem Male klar, daß er im Begriffe stand, aus einer Thatsache einen ungerechtfertigten Schluß auf eine ganz bestimmte Ursache zu ziehen, wozu kein Anlaß, keine Erlaubnis vorlag. Das eben ist der Fehler des Aberglaubens; nicht bezüglich der Thatsache irrt er, aber in der Erklärung. Von diesem Fehler mußte er frei bleiben. Er war Zeuge gewesen von der Thätigkeit eines unsichtbaren intelligenten Wesens, also eines Geistes; aber noch fehlte ihm jeder Anhaltspunkt, auch nur einen Schritt darüber hinauszugehen.

Morhof zwang sich zur Ruhe; er mußte seinen kühlen Verstand oben behalten; nur weitere Thatsachen konnten ihm vielleicht Aufschluß geben, von welcher Art dieser Geist sei.

Er setzte sich. Mit aufgestützten Ellenbogen barg er den Kopf in den Händen, und mit geschlossenen Augen sann er nach, was weiter zu thun sei. Mit einem Male verspürte er unter seinem rechten Ellenbogen, hörbar für sein Ohr, einen leichten Klopflaut im Tische. So leise er war, so deutlich und in seiner Art ganz eigentümlich war er gewesen. Morhof zog den Arm weg und sah auf den Tisch. Er besann sich sofort, daß er im Besitze einer doppelten Kontrolle gewesen: er hatte den Klopflaut deutlich gehört und im Ellenbogen empfunden. Wenn also eine Täuschung vorlag, so betraf sie zwei Sinne zugleich, und zwar in übereinstimmender Weise. Das war nicht leicht anzunehmen, aber es war doch möglich. Er nahm daher wieder genau dieselbe Stellung ein, wie vorher. Er wünschte in Gedanken einen Klopflaut unter dem andern Ellenbogen, dann unter beiden gleichzeitig, endlich abwechselnd, — alles ging nach seinem Wunsche. Er wünschte sodann Klopflaute in Mehrzahl, und zwar in bestimmter Anzahl, — auch das geschah; und jedesmal konnten Gehör und Gefühl die Kontrolle gleichzeitig vornehmen. Er atmete tief auf; seine Brust hob und senkte sich. Er fühlte etwas von dem Stolze des Entdeckers in sich, und das trieb ihn vorwärts in seinen Wünschen. Er verlegte den Klopflaut, den er hören wollte, in den Fußboden, in die Wand, nach der Decke, und jedesmal erhielt er, wenn auch schwächer und erst nach einiger Pause, pünktliche Antwort. Und eine Antwort konnte er das wohl nennen; denn abgesehen davon, daß die Intelligenz des Geistes abermals bewiesen war, hatte er nun ein wirkliches Kommunikationsmittel in der Hand, ein sehr primitives zwar, aber ein der Ausbildung fähiges. Er schloß aus der Einfachheit des Phänomens sogar auf die Leichtigkeit unsres Verkehrs mit den

Unsichtbaren; denn er glaubte noch immer den Erfolg lediglich von den äußeren Bedingungen abhängig.

In Wahrheit freilich hätte Morhof aus der Thatsache nur auf den entsprechenden Grad seiner persönlichen mediumistischen Befähigung schließen dürfen, und er hätte sich selber sagen können, daß, wären die äußeren Bedingungen allein maßgebend, ein Verkehr zwischen den beiden Welten längst hergestellt wäre.

Aber daran dachte Morhof nicht. Er ging händereibend und in ganz vergnügter Stimmung auf und ab. „Noch kenne ich dich nicht, sprach er, aber du selbst hast vielleicht das Bedürfnis, die Maske abzulegen." „Wenn ich, so dachte er weiter, ein aufgeklärter Mann meines Jahrhunderts wäre, so würde ich aus meinem Erlebnisse das Gegenteil von dem schließen, was ich doch ohne alles Bedenken zugebe. Unsre Wissenschaft hat die Eigentümlichkeit an sich, die Existenz von Geistern rundweg zu leugnen, und dennoch genau zu wissen, was Geister thun würden, wenn sie existierten. Ein Professor würde sagen, daß es unmöglich Geister geben könne, die sich mit dem Ausblasen von Lichtern und mit Klopflauten in Tisch und Wänden beschäftigen. Das seien läppische, eines Geistes ganz unwürdige Dinge. Ich dagegen, ich Morhof, der gescheiterte Privatdozent, will vorsichtiger urteilen. Zunächst habe ich hier ein unsichtbares Wesen vor mir; unbestreitbar für mich ist seine Intelligenz und sein Wille, mit mir in Verbindung zu treten. Welcher Art ist nun diese Intelligenz? Daß sie nicht sehr hochentwickelt sei, dafür spricht allerdings der Schein. Das Ausblasen von Lichtern ist mir unverständlich, ja ich muß zugeben, daß es einer läppischen Kinderei ungemein ähnlich sieht. Meinem Wunsche nach einer andern Kommunikationsart folgten sodann die Klopflaute. Sehr geistreich nimmt sich auch das nicht aus; aber immerhin weiß ich nun, daß dieser Geist intelligent genug ist, meinen Wunsch zu verstehen. Ueber die läppische Kindlichkeit ist er damit für mich schon hinausgehoben.

Wie nun aber, wenn es zwischen den beiden Welten keine andern Verbindungsfäden gäbe, wenn eben nur diese beiden Eingriffspunkte für jenseitige Wesen vorhanden wären? In diesem Falle könnte ich aus der Thätigkeit des unsichtbaren Wesens keinen sicheren Schluß auf seinen Intelligenzgrad ziehen. Stünde es geistig noch so hoch, es wäre doch in alle Ewigkeit auf diese zwei Thätigkeitsweisen verwiesen. Die Naturgesetze selbst würden ihm diese Armut auferlegen. In diesem Falle aber würde sich die scheinbare geistige Beschränktheit dieses Wesens in eine physikalische Beschränkung seiner Thätigkeit verwandeln. Seien wir also vorsichtig; die Intelligenz des Wesens ist unbestreitbar; sein Intelligenzgrad dagegen bleibt durchaus unbestimmt, und ich kann ihn sehr niedrig, aber auch beliebig hoch annehmen."

Morhof war seiner Sache sicher. Er wiederholte seinen Gedankengang und war sich bewußt, keinen logischen Denkfehler begangen zu haben.

„Gehen wir weiter, dachte er. Es wäre sehr schön, wenn jenes Wesen, das ich in meiner unbegreiflichen Ungeduld so voreilig zur Erscheinung zwingen wollte, in der That vor mich hintreten und mit einem: Guten Abend, Herr Morhof! mich begrüßen könnte. Es frägt sich nur, ob ein solches Verlangen gerechtfertigt ist, ob die Möglichkeit vorliegt, ihm nachzukommen. Urteilen wir einmal nach Analogie irdischer Verhältnisse. Gerne würde ich mit Alfred in Verbindung treten, ihm den heutigen Erfolg zu berichten. Kann ich ihm aus der Entfernung erscheinen? Nein. Ich kann ihm schreiben; aber wenn dieser Weg mir abgeschnitten wäre, so wäre ich auf den Telegraphen verwiesen, d. h. ich wäre genötigt, genau das Gleiche zu thun, was jenes Wesen eben gethan hat. Ich würde in einem entfernten, von mir durch Meere und Länder getrennten Apparate durch elektrische Kräfte Klopflaute erregen, die, in eine Depesche übersetzt, ihm meine Gedanken kundgeben. Ist das läppisch?

Nein. Läppisch wäre vielmehr Alfred, wenn er Unmögliches von mir verlangen würde. Was aber ihm meine Klopflaute sein können, das können mir auch die Klopflaute werden, die ich vernommen habe. Ich kann es vielleicht mit dem Geiste vereinbaren, ihnen eine bestimmte Bedeutung zu geben, je nach ihrer Beschaffenheit, Stärke und Anzahl. Dann hätten wir schon ein ziemlich gutes Kommunikationsmittel. Zwar wäre der Geist noch nicht in der Lage, mir lange Reden zu halten; aber doch wäre er auf den Standpunkt der Bibel gebracht: Eure Rede sei Ja — ja, Nein — nein."

„Ist es so?" fragte Morhof, wie wenn das unsichtbare Wesen ihm schon gegenüber stünde.

Ein ganzer Hagel von Klopflauten ließ sich diesmal im Tische vernehmen, so daß Morhof unwillkürlich einen Schritt zurücktrat. Das stand ihm nun fest: die Brücke zum Jenseits war geschlagen; es lag vor ihm in unbekannter Ausdehnung. Er war gelandet, und nun konnte er seine weiteren Entdeckungsreisen beginnen.

Es überkam ihn ein maßloses Erstaunen; aber das vorherrschende Gefühl blieb doch das eines freudigen Triumphes. Er dachte an Leonore und empfand das Bedürfnis, ihr diesen seinen Triumph mitzuteilen; aber es war Mitternacht vorüber, und er mußte sich bis zum Morgen gedulden.

Es handelte sich zunächst darum, aus seiner Entdeckung den möglichsten Vorteil zu ziehen. Er sah eine verlängerte Arbeit vor sich, legte daher Papier und Bleistift vor sich hin, um alles notieren zu können. Ein Gefühl des Hungers regte sich in ihm. Dem konnte aber leicht abgeholfen werden. Alfred hatte ja für alles gesorgt. Das in die Mauer eingelassene Wandkästchen enthielt mehr, als er bedurfte: Kaffee, Thee, sogar Schokolade und Zwieback; dazu Rum und mehrere Flaschen Wein.

Morhof fühlte sich im höchsten Grade abgemattet und konnte sich's nicht erklären. Er nahm ein Glas Wein und

leerte es auf einen Zug. Noch konnte er aber zu längerem Aufbleiben genötigt sein, daher setzte er die Theemaschine in Thätigkeit und lehnte sich dann abwartend behaglich in den Lehnstuhl zurück. Er überlegte, was nun weiter zu thun sei; aber die Müdigkeit ließ ihn nicht zu klaren Gedanken kommen; die Augenlider fielen ihm langsam zu, seine Arme fielen herab — er war eingeschlafen.

Beim Erwachen wußte er nicht, wie lange er geschlafen, und mußte sich erst an der Uhr orientieren. Es war eine halbe Stunde vergangen; aber alle Müdigkeit war verflogen. Und wäre es selbst nicht so gewesen, so würde ihn das grenzenlose Erstaunen aufgerüttelt haben, das ihn befiel, als er das vor ihm liegende Blatt beschrieben vorfand. In großer Schrift und langgezogenen Buchstaben, die sich über die ganze Blattbreite dehnten, stand auf der weißen Fläche: Nimm den Bleistift in die Hand!

Ganz unwillkürlich wandte sich Morhof um, wie wenn er nach dem Schreiber sehen wollte. Er las wieder die Worte, und nun erst fiel ihm der Umstand in die Augen, daß diese Schrift ganz unverkennbar die seiner eigenen Hand war. Das machte ihn geradezu bestürzt. Das war also keine Botschaft aus dem Jenseits, sondern nur ein Symptom seines eigenen krankhaften Zustandes; er selbst hatte im Schlafe geschrieben, seine nervöse Aufregung hatte ohne Zweifel sein Erlebnis im Traume weiter ausgesponnen und hatte sich in nachtwandlerische Thätigkeit umgesetzt. Aber nie noch hatte er solche Symptome an sich bemerkt, ja selbst in diesem Augenblick fühlte er sich, geistig wie körperlich, ganz frisch. Er erinnerte sich der plötzlichen Ermattung, die ihn befallen hatte, und zwar in einem Augenblick, da er doch gar nicht im Sinne hatte, sich der Ruhe hinzugeben, sondern vor Ungeduld brannte, die interessante Verbindung fortzusetzen, die eingeleitet war.

Das war mehr, als sonderbar; es schien kein natürlicher

Schlaf gewesen zu sein. War er vielleicht einem fremden Einfluß unterlegen, etwa dem des unsichtbaren Wesens? War er eingeschläfert und in diesem Zustand veranlaßt worden, diese Worte niederzuschreiben? Darauf ließ sich vorerst keine Antwort geben; aber eines wußte Morhof bestimmt: als er das Papier zurecht schob, hatte er den Bleistift daneben hingelegt. Nun aber lag dieser auf dem Papiere selbst, wie wenn er beim letzten Buchstaben, auf den noch die Spitze wies, umgefallen wäre.

Gleichviel. Morhof wollte durch einen Versuch darüber ins klare kommen, ob der aufgeschriebene Befehl aus ihm gekommen war, oder ob ein fremder Einfluß ihn zum Schreiben genötigt hatte. Er griff den Bleistift auf und nahm die Stellung des Schreibens ein. Die Hand rührte sich nicht, aber ein fremdartiges Gefühl, ähnlich dem eingeschlafener Glieder, strömte ihm durch den Arm. Der Bleistift bog sich zur Seite, seine Spitze rückte von der Stelle, und von rechts nach links bis zum Rande des Papiers zeichnete Morhof eine Reihe ineinander geschlungener Schleifen; die Hand versetzte sich dann unwillkürlich wieder an den andern Rand, und wieder von rechts nach links folgte eine zweite Zeile solcher Schleifen. Er fühlte es deutlich, daß sein Wille dabei von keinem Einfluß war, daß er nur das Werkzeug in einer fremden Hand war. Nicht er zeichnete, sondern es zeichnete durch ihn. Wieder wollte die Hand eine neue Zeile beginnen, aber nun warf Morhof ärgerlich den Bleistift auf den Tisch.

Das ging doch über den Spaß! Nach dem Ausblasen von Lichtern und den Klopflauten im Tische nun diese sinnlose Schmiererei! Hatte seine Hand einmal einen vernünftigen Satz schreiben können, so mußte sie es noch einmal können.

Aber sogleich wieder besann er sich: im ersten Falle hatte er geschlafen, nun aber wachte er. Er lehnte sich zurück, um noch einmal in Schlaf zu kommen, aber es gelang nicht, vielleicht gerade, weil er es erwartete. Noch einmal setzte er den

Bleistift an, und wieder reihten sich die Schleifen aneinander. Er gab sich diesmal dem Einfluß hin, weil er ihn weit energischer empfand. Seine Ungeduld konnte er niederhalten, aber nicht die Sehnsucht, ein Wort, und wäre es auch nur ein einziges, zu erhalten. Die Bewegung stockte. Wie mit ungeschickter Kinderhand, unendlich klein, aber doch deutlich lesbar, kritzelte er das Wort: Uebung.

„Das läßt sich hören!" rief er erfreut. „Nun vermag ich es auch, geduldig zu sein." Er gab sich ganz passiv dem Einflusse hin, bis die ganze Quartseite übermalt war.

Aber nun machten sich seine eigenen Gedanken wieder geltend. Er kam sich selber ziemlich lächerlich vor. Es war gut, daß ihm niemand zusah; schwerlich würde er eine günstige Meinung von sich erweckt haben. Zwar wendete er gutmütig das verschmierte Blatt um, aber er verlachte sich laut selber dabei, als er seine Hand in der gleichen Weise über die neue Seite gezogen fühlte. Nicht so hatte er sich die Verbindung mit dem Jenseits gedacht. Es lehnte sich in ihm etwas auf gegen diese lächerliche Beeinflussung. Es war dies die letzte Auflehnung des wissenschaftlichen Stolzes, der diesem Kinde des neunzehnten Jahrhunderts innewohnte. Der Privatdozent war in ihm noch nicht ganz erstorben. Er unterbrach zwar nicht seine Beschäftigung, aber er wahrte sich selbst gegenüber sein wissenschaftliches Ansehen, indem er das weitere mit halblauten Bemerkungen verband, in denen er sich selber ironisierte.

„Eines wirst du mir zugeben, mein unbekannter Freund; die Sache ist nicht eben unterhaltend. Vielleicht verlieren wir eine kostbare Zeit, und wenn anders es möglich ist, möchte ich dich bitten, sie abzukürzen. Ich will mich ja gerne dieser Uebung noch weiter hingeben, wenn meine Schreibfähigkeit noch nicht entwickelt sein sollte; aber wir haben ja auch noch die Klopflaute zur Verfügung. Eines hindert nicht das andre, so meine ich."

Mit einem willfährigen Freunde hatte er es offenbar zu thun; denn unter den Papieren ließ sich in der That alsbald ein Klopflaut vernehmen; die Bewegung seiner Hand aber hatte inzwischen gestockt, und so schien es denn doch, als hätte eines das andre gehindert. Morhof selbst sagte sich das.

Nun aber wurde er ganz lustig gelaunt; eine humoristische Stimmung überkam ihn. Ein Rest von Zweifeln wollte sich noch geltend machen; er fand noch immer einen Beigeschmack von Lächerlichkeit in seinem Thun, und wie um vor sich selber sich zu entschuldigen, behandelte er die Sache spaßhaft.

„Wie wäre es, mein Freund, wenn wir damit begännen, uns gegenseitig vorzustellen. Was mich betrifft, so heiße ich Heinrich Morhof, bin meines Zeichens Philosoph, freue mich deiner Begegnung an der Grenze der unsichtbaren Welt, deren Erforschung mein angelegentliches Bemühen ist, und möchte nun auch dich um deinen Namen bitten. Willst du ihn mir kundgeben?"

Ein schwacher Klopflaut war die Antwort.

„Gut also. Die Klopflaute fallen dir nicht schwer, das sehe ich. Mit Hilfe derselben könnten wir leicht ein Alphabet vereinbaren, so daß jedem Buchstaben eine bestimmte Anzahl von Klopftönen entspräche. Indessen wäre dieses Verfahren etwas zeitraubend. Ich will dir also einen andern Vorschlag machen. Ich werde dir die Buchstaben des Alphabets vorsprechen, langsam und mit kurzen Zwischenräumen. Du aber wirst so gütig sein, denjenigen Buchstaben mit einem Klopflaute zu begleiten, der deinen Absichten entspricht. Den Schluß magst du mir durch einen doppelten Laut anzeigen. Auf diese Weise kann ich weit schneller in den Besitz deines Namens kommen. Ist es so?"

Ein Klopflaut bejahte die Frage.

Morhof begann nun langsam und deutlich zu sprechen: a — b — c — d — e. Bei dem letzten Buchstaben ließ sich der Ton vernehmen.

„Gut also; ich notiere e.“

Er begann abermals mit a, und nachdem er bei l angehalten worden, ein drittes Mal. Jedesmal notierte er den Buchstaben. Zwar schien im Fortgange dieses Verfahrens kein ihm bekannter Name zu stande zu kommen, aber er fuhr so lange fort, bis ein doppelter Klopflaut ertönte. Das zusammenbuchstabierte Wort lautete: Elediom.

Morhof war enttäuscht. Was konnte er mit einer Bekanntschaft dieses Namens beginnen, der ihm gar nichts sagte. Ein spöttisches Lächeln glitt über sein Gesicht.

„Das klingt ja ganz hübsch, mein lieber Elediom, fast wie der Name eines Cherubims im katholischen Olymp. Vorläufig danke ich bestens. Nun aber zu deinem Charakter. Du bist ein Geist, und zunächst interessiert es mich zu wissen, ob du einst auf Erden gelebt hast. Sei so freundlich, mir diese Frage zu beantworten. Ich beginne wiederum mit a.“

Ein Buchstabe nach dem andern ergab sich und wurde aufgeschrieben, bis wieder der doppelte Klopflaut sich hören ließ; und nun wenigstens gab die Aneinanderreihung die verständlichen Worte: „Lies rückwärts.“

Das konnte sich offenbar nur auf das früher erhaltene Wort, auf den Namen des unsichtbaren Wesens beziehen, den nun Morhof verkehrt buchstabierte.

Elediom aber, rückwärts gelesen, lautete: Moidele! [10])

Nun war aber die humoristische Stimmung, womit Morhof sich selber zu täuschen versucht hatte, im Augenblick verflogen. Er sprang auf und strich sich das üppige Blondhaar aus der Stirne. Er atmete tief auf, und es wurde ihm ganz feierlich zu Mute.

„Endlich, endlich!“ rief er, erregt im Zimmer auf und ab gehend. Ihm war, wie dem Kolumbus, als er Amerika betrat. Aber schon im nächsten Augenblick dachte er an Alfred. Es war kein Grund mehr vorhanden, daß Alfred noch länger in

Aegypten weilte. Hier, im Turme des Goldgrafen, an der Seite seines Freundes war sein Platz. Er mußte ihn zurückrufen. Schon am nächsten Morgen mußte ein Bericht abgehen.

Morhof nahm ein neues Blatt, setzte den Bleistift an und bat Moidele dringend, ihren Namen zu schreiben, den er Alfred senden wollte. In seiner erregten Stimmung aber schien er kein gefügiges Werkzeug zu sein. Erst nach langer Pause und nachdem er sich einigermaßen beruhigt hatte, trat die Bewegung ein. Mit wahrem Entzücken, im voraus an Alfreds Freude sich weidend, las Morhof das in großen Zügen geschriebene Wort: Moidele.

Um seinen Aufzeichnungen gleich die Form von Protokollen zu geben, schrieb Morhof die nächste Frage auf das Papier und legte die Hand für die Antwort zurecht:

— „Lebt Emanuel?"

— „Ja."

— „Wo kann ich ihn finden?"

— „Nicht du. Alfred."

Das war wieder eine Enttäuschung. Ja, es lautete wie Fatalismus. Morhof hatte gehofft, dem Freunde in diesem Berichte zugleich Kunde über Emanuel geben zu können, und nun sollte er ihm nur das eine melden, daß Emanuel lebte. Gleichviel. Für Alfred war das ein Grund mehr, zurückzukommen. Vielleicht hatte er in Aegypten weiteres erreicht, und dies war es, was Moidele andeuten wollte.

— „Wann wird Alfred Emanuel finden?"

— „An meinem Sterbetage in zwanzig Jahren."

„Das ist eine schmerzliche Botschaft," sprach Morhof. Er empfand sie in der That so schmerzlich, daß er versucht war, ihr nicht zu glauben.

— „Soll ich es ihm mitteilen?"

— „Ja."

— „Weißt du von Alfred?"

— „Ich bin, wo ich liebe.“

— „Du weißt, daß Emanuel lebt. Warum sagst du nicht, wo? Hast du die Macht nicht, in Alfreds Schicksal einzugreifen? Ist dieses unerbittlich geregelt?“

— „Ja. Ihr selbst müßt euer Schicksal vollenden.“ [11])

Diese Abweisung ließ abermals Zweifel in Morhof entstehen. Er war enttäuscht. Die Forschernatur regte sich in ihm, und er gestand sich, daß er von seinem Enthusiasmus sich hatte hinreißen lassen. Er glaubte, mit Moidele zu verkehren, aber er glaubte es auch nur. Nicht der geringste Beweis für die Identität jenes Wesens mit Moidele lag vor. In der That, damit hätte er beginnen sollen, diesen Beweis zu verlangen. Statt dessen hatte er sich gleich auf den Verkehr eingelassen, und die erhaltenen Mitteilungen konnten somit, vorläufig wenigstens, keinen Wert beanspruchen. Er hatte wie ein Knabe gehandelt und schämte sich, gerade den wichtigsten Punkt übersehen zu haben. Das mußte gutgemacht werden.

— „Du sagst, du seist Moidele. Kannst du mir einen Beweis dafür geben?“

— „Nicht heute.“

— „Welcher Art wird dieser Beweis sein?“

— „Du wirst mich sehen. Gute Nacht!“

So sehr Morhof von dieser Verabschiedung überrascht war — die er für eine ernstliche halten mußte, da keine Antwort mehr erfolgte —, so war er nun doch wieder geneigt, zu glauben, daß er mit Moidele verkehrt habe. Er hielt sich an ihr Versprechen. Auch die extremste seiner Hoffnungen, auf deren Erfüllung er übereilterweise gleich zu Beginn hingestrebt hatte, sollte also in Erfüllung gehen. Die Erscheinung Moideles war ihm versprochen. Wenn aber ihm, warum nicht auch Alfred? Er zweifelte nicht daran.

So war also sein Werk gelungen. Wenn Alfred zurückkam, empfing er ihn nicht mehr mit leeren Händen, und schon

jetzt konnte er ihm eine Nachricht geben, die einer glänzenden Erfüllung seiner Freundespflicht gleichkam. —

Der erste Schein der Morgendämmerung drang schon in das Zimmer, als Morhof endlich seinen ausführlichen Bericht fertig hatte, der für Alfred bestimmt war. Er fügte alle Belegstücke hinzu und ging, wie trunken von seinem Erfolge, durch den Park ins Schloß zurück, um noch ein paar Stunden zu schlafen. —

XVII.

Als Morhof von dem bleischweren Schlafe, in dem er gelegen, erwachte, nahm er die ganze Nüchternheit seines Denkens zusammen, um die Ereignisse der Nacht sich zu vergegenwärtigen. Er hätte geglaubt, geträumt zu haben, wenn nicht die Papiere auf dem Tische gelegen wären. Mochte er das Erlebte skeptisch hin und her wenden, wie er wollte, eine Sinnestäuschung war ausgeschlossen, nur die den Thatsachen zu gebende Erklärung schien noch zweifelhaft. Er war mit einem unsichtbaren Wesen in Verkehr getreten; dieses Wesen gab vor, Moidele zu sein und hatte ihm in Aussicht gestellt, ihm zu erscheinen. Darüber war nun einmal nicht hinauszukommen, und mit diesem ersten gelungenen Versuche konnte er auch zufrieden sein. Er bedauerte, nicht gleich zu Leonore hinübergehen zu können, um ihr Bericht zu erstatten, war daher sehr erfreut, als kurz darauf, wie wir bereits erzählt haben, Leonore ihrerseits ihn bitten ließ, den Kaffee bei ihr zu nehmen. Wir wissen nunmehr auch, warum Morhof auf den Bericht Alfreds weit mehr Gewicht legte, als Leonore sich erlauben zu dürfen glaubte, solange sie von der Uebereinstimmung desselben mit den Vorgängen der letzten Nacht nichts wußte. In der Vision des ägyptischen Zauberers war verheißen, daß Emanuel wiedergefunden werden sollte, und Alfred selbst war dabei als ein

Mann mit ergrauenden Haaren geschildert. Das stimmte merkwürdig überein mit der Aussage Moideles, daß Emanuel an ihrem zwanzigsten Sterbetage gefunden werden sollte. Durch Länder und Meere getrennt, hatten also die beiden Freunde aus zwei verschiedenen Quellen Aufschlüsse über die Zukunft erhalten, und diese Aufschlüsse stimmten überein. Dem Gewichte dieses Umstandes konnte natürlich auch Leonore sich nicht entziehen, aber tief bedauerte sie den Bruder, der das Ziel seiner Wünsche erst so spät erreichen sollte.

Kürzlich, als Morhofs Hoffnungen, dem in Bälde zurückkehrenden Freunde etwas bieten zu können, ihren tiefsten Stand erreicht hatten, war es ihm in seiner verzweifelten Stimmung als Pflicht erschienen, Alfred von der Vergeblichkeit der bisherigen Arbeiten im Turmgemach zu unterrichten. Er verhehlte ihm nicht, daß er in zwei Monaten nicht um einen Schritt vorwärts gekommen sei. Er war es Alfred schuldig, ihn in seinen Erwartungen herabzustimmen, da dieser in allen seinen Briefen ein felsenfestes Vertrauen auf den Freund gezeigt hatte.

Jetzt aber stand es anders. Jetzt, da Morhof siegesgewiß auftreten konnte, mußte Alfred so schnell als möglich in Kenntnis gesetzt werden. Die Botschaft Eledioms — Morhof vermied es, den Namen umzukehren, denn der Beweis fehlte ihm noch, daß in der That Moidele zu ihm gesprochen — diese Botschaft war nicht nur an sich sehr merkwürdig, sondern sie gab auch dem Erlebnisse Alfreds eine erhöhte Bedeutung. Sie mußte Alfreds Vertrauen in Hassan steigern und ihn veranlassen, mit diesem zuverlässigen Seher weiter zu experimentieren. Zu dem vorläufig vereinzelten Uebereinstimmungspunkte der beiden Botschaften ließen sich dann vielleicht noch ergänzende Bestandteile anfügen. Gelang auch dieses, dann war wenigstens die eine der gestellten Aufgaben gelöst; das Dunkel, das über Emanuels Schicksal lag, war dann erhellt, wenngleich nicht im

Sinne der Erwartungen. Die beiden Botschaften, an zwei so weit voneinander entfernten Orten aus zwei ganz verschiedenen Quellen geschöpft, mußten alsdann als das genommen werden, als was sie schon jetzt erschienen, als wirkliche Offenbarungen der Zukunft. Spät zwar sollte sich dann die Vision Hassans erfüllen, aber sie mußte sich erfüllen! Dieser gewissen Zukunft gegenüber konnte Alfred die nötige Resignation finden.

Für Alfred freilich stand die Vision Hassans vorläufig noch vereinzelt da, und er verlieh ihr zweifelsohne den Wert noch nicht, den sie erst mit Clebioms Botschaft zusammengestellt erhielt. Die beiden Offenbarungen gaben sich erst gegenseitig ihren Wert; darum mußte Alfred den Bericht über die nächtliche Sitzung so schnell als möglich erhalten, damit er nicht etwa Jussuf wieder fallen ließ und Ungewisserem nachjagte. In diesem Sinne schrieben denn auch Morhof und Leonore, und noch am gleichen Tage ging das wertvolle Briefpaket ab.

Diesen Rat, noch bevor er ihm zukam, hatte Alfred inzwischen bereits befolgt. Wiewohl ihn Hassan nicht ganz befriedigt hatte, ließ er ihn doch wiederkommen und nahm in Gegenwart eines Dolmetschers einen zweiten Versuch vor.

— „Du hast, begann Alfred, in deiner letzten Vision mich selbst auf einem weißen Berge stehend gesehen, sodann einen Mann, der, aus dem Nebel heraufsteigend, sich mir anschloß, den Mann mit der Narbe. Deine Beschreibung betraf einen mir gänzlich Unbekannten; ich kenne den Mann mit der Narbe nicht und verstehe nicht, warum er mich auf dem Berge aufsucht. Werde ich ihn schon früher kennen lernen, und kannst du mir sagen, wann und wo?“

Hassan, mit gekreuzten Beinen auf einem Kissen sitzend, beugte sich über das Becken, in das man dieses Mal die Tinte gegossen hatte. Es währte nicht lange, so stieß er ein langgezogenes „Uh!“ aus, das seinem Erstaunen Ausdruck gab.

— „Eine ganze Stadt schwimmt! Wie ist das möglich? Eine Stadt mitten im Meere, wenn auch nahe dem Ufer. Große Paläste, an deren Mauern die Wellen plätschern. Ein großer Kanal windet sich durch die Stadt. Lauter Wasserwege und Hunderte von Brücken. — Nun kommt ein Boot. Ein Mann steht auf dem Hinterteile des Bootes und lenkt es mit langem Ruder. — Ein schwarzer Kasten in der Mitte des Bootes — es gleicht einem Sarkophage. — Nein, kein Kasten, es sitzt eine Dame darin. — Das Boot legt an Marmorstufen an. — Sie steigt aus — sie trägt einen kurzen schwarzen Schleier, keinen Hut. — Sie betritt einen weiten Platz. Sie geht an einer Säule vorbei; ein Löwe sitzt darauf und schaut ins Meer. — O, wie viele Blaßgesichter! Eine große Menschenmenge. — Ein Herr tritt auf sie zu und grüßt sie. — Es ist der Mann mit der Narbe, ich täusche mich nicht. Der Mann, den ich auf dem weißen Berge gesehen habe. — Sie sprechen miteinander — nun geht sie fort. Der Mann mit der Narbe blickt umher. Er wendet sich nach der Seite. Tische und Stühle stehen im Freien, viele Blaßgesichter sitzen dort. — Er geht nun rascher, auf einen Tisch zu, wo ein andrer Mann — du bist es, der dort sitzt! Du gibst ihm die Hand, ihr sprecht miteinander — jetzt steht ihr beide auf — ihr geht verschiedene Wege auseinander."

— „Folge dem Manne mit der Narbe!"

— „Er geht langsam umher — er setzt sich wieder an den alten Platz. — Eine Schale wird ihm gebracht, man gießt ihm ein. — Er nimmt aus der Tasche Papiere, es sind Zeitungen — er liest."

Alfred hatte schon bei den ersten Worten erkannt, daß die Vision — wenn es eine war — Venedig betraf. Bei der Beschreibung des Bootes war er seiner Sache ganz sicher, und an dem Löwen auf der Säule erkannte er den Löwen von San Marco.

— „Wann wird sich dieses Gesicht erfüllen?“

— „Das Bild sagt es nicht. Ich sah dich nicht jung, wie du jetzt bist, sondern mit Vollbart, so wie ich dich auf dem weißen Berge stehen sah.“

— „Kannst du mir wenigstens sagen, in welche Jahreszeit deine Vision fällt?“

— „Nein, ich sehe keine Bäume, ich weiß nicht, ob sie in Laub stehen. Aber die Sonne scheint warm, der Mann mit der Narbe wischt sich den Schweiß von der Stirne.“

— „Ist es dieser Mann mit der Narbe, der mich zu meinem Sohne führen soll? Wo soll das geschehen?“

— „Die schwimmende Stadt ist verschwunden. Nun steht ihr wieder auf dem weißen Berge; der Mann deutet nach abwärts. — Der Nebel steigt wieder herauf und verbirgt euch. Ein Nebelmeer; ich sehe nicht, was darunter vorgeht.“

— „Verdammter Nebel!“ rief Alfred ärgerlich. Er sah ein, daß dieser Nebel sich jedesmal dazwischen schieben würde, so oft die Vision auf diesen Punkt kam. Denn gerade, wenn sie Wahrheit enthielt, mußte der Nebel die Zukunft verdecken. Es mußte ein andrer Weg eingeschlagen werden, um Gewißheit zu erhalten, ob dieser Nebel nur eine Ausrede war, der er so gleich sah, oder ob damit ein objektiver Vorgang auf dem weißen Berge angedeutet war. Diese Gewißheit ließ sich nur erlangen durch den Vergleich mit den Offenbarungen andrer Seher.

— „Kannst du mir wenigstens sagen, wo mein Kind sich jetzt befindet?“

— „Ich bin wieder in andrer Gegend. Ringsum Hügel mit Wald bedeckt. Weit weg am Horizonte ragen weiße Berge über die Wälder. — Ich stehe vor einem kleinen Hause, mitten in einem Garten; die weißen Mauern glänzen in der Sonne. Grüne Fensterläden — auf den Fenstergesimsen rote Blumen. Ein Fenster des Erdgeschosses ist geöffnet. Eine

Frau geht im Zimmer auf und ab. Sie trägt ein schlummerndes Kind in den Armen. Sie singt leise und schaut es liebevoll an. Sie küßt es vorsichtig, daß es nicht erwache, und legt es in eine Wiege. Es schläft — was für ein schönes Kind! Haare wie Gold. Die Frau schaut es zärtlich an. Sie setzt sich an die Wiege und strickt."

Wie gern hätte Alfred dem Bilde Glauben geschenkt! Die geschilderte Idylle wirkte beruhigend auf ihn, und er gab sich alle Mühe, daran zu glauben. Er entlohnte Hassan reichlich und entließ ihn; denn derselbe ließ keine Sitzung länger als eine halbe Stunde währen, da sie, auch nach Aussage des Dolmetschers, mit Anstrengung verbunden sei.

Alfred war durch seinen früheren Vormund mit Empfehlungsbriefen an hervorragende Persönlichkeiten, meist englischer Abkunft, versehen worden. Bisher hatte er davon keinen Gebrauch gemacht, that es aber nun, und er verhehlte seine Absicht nicht, daß er gekommen, hauptsächlich das Gebiet des orientalischen Aberglaubens zu erforschen. So drückte er sich aus, um jeder Rechtfertigung enthoben zu sein. Was er in diesen vornehmen Kreisen vernahm, war fast überall nur ein verächtliches Absprechen über die angeblichen Leistungen der Fakire, Derwische und Zauberer. Man bezeichnete sie meistens als eine Rotte von Gaunern, die reiche Ausländer auszubeuten verstehen. Alfred ließ sich nicht beirren; denn er vernahm auch andre Urteile innerhalb der Fremdenkolonie und fand bald heraus, daß gerade diese wenigen Urteile auf Grund eigener und merkwürdiger Erfahrungen gefällt waren, dagegen die Zweifler auf Befragen zugaben, Versuche für überflüssig gehalten zu haben. Insbesondere war es ein englischer Kapitän, der für die Zuverlässigkeit Hassans eintrat, der ihm schon manchmal Visionen geliefert, die später in allen Details eintrafen. Zu bedauern sei nur, daß Hassans Fähigkeit eine beschränkte sei, da seine Visionen ausschließlich in anschaulichen

Bildern sich bewegten. Das stimmte mit Alfreds Erfahrung überein, der dem Kapitän seine Erlebnisse und den fatalen Umstand, daß der Nebelvorhang die Vision abschloß, mitteilte. Dies habe in ihm den Wunsch erweckt, sich an eine andre Quelle zu wenden, wo er vielleicht in abstrakter Form die ergänzenden Aufschlüsse über die Zukunft erhalten sollte.

Das sei nicht Sache der Fakire, meinte der Kapitän. Derartige Seher seien allerdings vorhanden, aber schwer zugänglich. Die Derwische, denen solche Fähigkeiten zugeschrieben werden, seien gegen Fremde von der äußersten Zurückhaltung. Nur einen solchen Derwisch, Mustapha El Negdi, dem er einen bedeutenden Dienst zu leisten vermochte, hatte der Kapitän kennen gelernt, und von diesem aus Dankbarkeit ein in türkischer Sprache verfaßtes Schreiben erhalten, das ihm nützlich sein würde. Monate lang blieb dieses Schreiben in der Schublade liegen, als es ihm aber gelegentlich eines Gespräches von einem der Sprache mächtigen Freunde übersetzt wurde, fand es sich, daß es Prophezeiungen über seine Zukunft enthielt, und daß ein Teil derselben inzwischen bereits erfüllt war.[12])

— „Und die übrigen?“ frug Alfred.

— „Die übrigen sind sehr erfreulicher Art, und es soll mir ganz recht sein, wenn sie sich ebenfalls erfüllen. Ich soll in diesem Jahre noch nach Indien reisen, dort eine liebliche Braut finden und mit ihr nach Europa zurückkehren. Das wäre übrigens um so auffälliger, als nicht die geringste Wahrscheinlichkeit einer Reise nach Indien vorliegt, sondern vielmehr alle meine Anordnungen bereits getroffen sind, an einer Expedition nach dem Sudan teilzunehmen.“

Als Alfred eine Woche später den Kapitän wieder aufsuchen wollte, fand er dessen Wohnung geleert; aber nicht nach dem Sudan war derselbe abgereist, sondern nach Indien, zu seinem schwererkrankten Bruder zu eilen.

Alfreds Entschluß war nun gefaßt. Er wollte den Der-

wisch Mustapha aufsuchen. Durch ein Empfehlungsschreiben lernte er einen Deutschen kennen, Doktor Pruner-Bey, der als Leibarzt des Vizekönigs von Aegypten eine angesehene Stellung einnahm und den Landsmann mit großer Freundlichkeit aufnahm. Seine vielbeschäftigte Stellung als Arzt hatte ihm nicht erlaubt, sich eingehend mit ägyptischer Magie zu beschäftigen, aber vermöge seines langjährigen Aufenthalts im Lande war er doch in der Lage, zu wissen, daß diese Derwische im Besitze einer Geheimwissenschaft seien, von der wir Europäer keine Ahnung haben.[13]) Doktor Pruner-Bey hatte den Derwisch Mustapha gelegentlich einer Choleraepidemie glücklich behandelt, und so ließ sich daran nicht zweifeln, daß dieser einen ihm von seinem Lebensretter empfohlenen Landsmann gut aufnehmen würde.

Alfred fand den Derwisch in einem sehr dürftig eingerichteten Gemach. Sein Bart, bis zur halben Brust herabreichend, war gebleicht, und sein Gesicht, fast lederfarbig anzusehen, war von Hunderten von Furchen durchkreuzt. Als er das Empfehlungsschreiben des Arztes gelesen, verwandelte sich der Ernst seiner Miene in Freundlichkeit. Er stimmte das Lob Doktor Pruners an, bot Alfred einen Sitz, stopfte ihm eigenhändig eine Nargilehpfeife und erkundigte sich nach seinen Wünschen.

Alfred brachte sein Anliegen in Bezug auf Emanuel vor, berichtete, was er bei Hassan erlebt hatte, und daß er sich nicht entschließen könne, vor dem Nebel Halt zu machen, der die weitere Zukunft verhüllte, zumal er den lebhaftesten Wunsch habe, sein Kind früher zu finden.

Alfred hatte gedacht, sofort mit Offenbarungen bedient zu werden, wurde aber verabschiedet und erhielt erst nach drei Tagen ein türkisches Schreiben, welches der Dolmetscher übersetzte. Die Enttäuschung war eine vollständige. Es war darin gesagt, daß er am gleichen Tage den Sohn und die Mutter finden sollte, daß es in der That bei der von Hassan geschil-

derten Gelegenheit am weißen Berge und nicht früher geschehen würde, daß er aber an diesem Tage von einer großen Gefahr bedroht sei, die eben der Nebel verberge.

Von dem Tode der Mutter Emanuels hatte Alfred nicht geredet; der Derwisch hatte also offenbar vorausgesetzt, daß sie noch lebe, und hatte unter Benutzung der Vision Hassans eine beliebige Fabel erdacht. Alfred hielt es nicht der Mühe wert, sich auch nur zu bedanken, und wollte so, wenigstens indirekt, dem Derwisch zu verstehen geben, daß sein Betrug durchschaut sei. Wäre er in der Wissenschaft, die er erforschen wollte, besser bewandert gewesen, so würde er diesen übereilten Schluß vermieden haben und hätte sich gesagt, daß derartige Auskünfte nicht immer wörtlich zu verstehen seien, oft sogar nur ein symbolisches Gewand haben, das gleichwohl eine Wahrheit birgt.

Alfred wußte bereits, daß die ägyptische Magie nur ein historischer, mit der Zeit sogar entstellter Ableger der indischen Mystik sei, und Pruner-Bey, der sich den Mißerfolg Mustaphas selber nicht erklären konnte, riet Alfred, die Reise nach Indien nicht zu scheuen, um dort an erster Quelle zu schöpfen. Freilich fließe auch diese für den Fremden nur spärlich; denn die indische Mystik sei Geheimlehre, die sich nur innerhalb der Brahmanenkaste fortpflanze, und es sei noch keinem Europäer, auch nicht den bestempfohlenen, gelungen, befriedigende Aufschlüsse zu erhalten. Geheimhaltung sei für die Brahmanen religiöses Gebot, und dieses Gebot bestehe sogar innerhalb der Kaste für die höheren Stufen gegenüber den niederen. Was von der indischen Geheimwissenschaft mit Erlaubnis der Brahmanen in die Oeffentlichkeit dringe, und zwar durch Vermittlung der den Klöstern beigegebenen Fakire, sei an sich nicht viel, aber doch ganz außerordentlich und ganz genügend, den Respekt der Eingeborenen vor der Brahmanenweisheit immer rege zu erhalten.

Doktor Pruner-Bey riet Alfred, nähere Erkundigungen bei englischen Offizieren einzuziehen, die, von gelehrten Vorurteilen meistens nicht beengt, ein offenes Auge behielten und schon häufig als Berichterstatter von Phänomenen aufgetreten seien, die von der europäischen Schulweisheit gänzlich verworfen werden, aber sicherlich nicht jeder Wahrheit entbehrten.

Alfred sprach mit mehreren dieser Herren, die Indien genau kannten. Sie waren einstimmig darüber, daß an der Thatsache dieser Phänomene nicht zu zweifeln sei, daß es aber unmöglich sei, eine irgendwie plausible Erklärung zu geben. Insbesondere einer dieser Offiziere war es, der Interessantes zu erzählen wußte. Er war in seiner Jugend nach Indien gekommen, und nun, nach dreißigjährigem Dienste in verschiedenen Teilen des Landes, in Pension lebend, war er des Abendlandes vollständig entwöhnt und konnte sich nicht entschließen, den Orient zu verlassen. Er war weit ins Innere Indiens, bis Tibet, vorgedrungen und konnte ganze Abende Dinge erzählen, die den Hörer in die Welt von Tausend und eine Nacht versetzten. Er rühmte ganz besonders Benares als die Stadt, die für Alfreds Studien den günstigsten Boden bilde. Von allen Fakiren aber, die genannt wurden, nahm in der Wertschätzung dieses Offiziers ein gewisser Cowindasamy den ersten Rang ein. Was er von diesem, teils als Augenzeuge, teils nach fremden Berichten erzählte, war in der That merkwürdiger, als alles, was Alfred je vernommen. Zwar die meisten der ihm zugeschriebenen Fähigkeiten interessierten Alfred nicht, der nur seinen speziellen Zweck im Auge hatte; eines aber erregte sein höchstes Interesse. Cowindasamy hatte den Ruf eines Geisterbeschwörers, und der englische Offizier trat vollständig für die Berechtigung dieses Rufes ein. Kurze Zeit, nachdem er seinen Vater in England verloren, wünschte er, durch Cowindasamys Vermittlung Aufschlüsse über intime

Familienangelegenheiten zu erhalten, die nur eben sein verstorbener Vater wissen konnte. Diese Aufschlüsse fielen gänzlich gegen seine Erwartung aus, wurden aber durch die aus England eintreffenden Nachrichten bestätigt. Der Vorgang, bei dem ihm diese Aufschlüsse geworden, sei von so verblüffender Art gewesen, daß er anders als unter Bekräftigung mit seinem Ehrenworte die Erzählung noch nie gewagt habe, und Zuhörern gegenüber, die sein Wort in Zweifel ziehen könnten, überhaupt schweigen müsse.

— „Und dieser Cowindasamy lebt noch?“ frug Alfred erregt.

— „Er lebte noch vor drei Monaten, als ich Benares verließ.“

Das war entscheidend für Alfred. Wenn er die Dauer einer Reise nach Benares berechnete, einen kurzen Aufenthalt dortselbst ansetzte, dagegen auf weiteren Aufenthalt in Aegypten verzichtete, so dehnte sich seine Abwesenheit von Karlstein nicht viel über die ursprünglich festgesetzte Zeit aus. Alfred hätte vielleicht noch geschwankt, wenn er nicht eben damals den Brief seines Freundes erhalten hätte, der seine bisherigen Mißerfolge im Turme von Karlstein meldete, während der nächste Brief, in welchem gleichsam mit einem Male die Pforten des Jenseits gesprengt waren, erst noch unterwegs war. Wenn sogar Heinrich, dieser treue und ergebene Freund, der doch so tief in die Geheimwissenschaften eingedrungen war, hoffnungslos wurde, die übernommene Aufgabe zu lösen, dann war Alfred auf sich selbst angewiesen, und nur in Indien konnte er einen Erfolg erreichen. Damit stand sein Entschluß fest. Wenige Tage später schiffte er sich nach Calcutta ein, und, ohne sich dort länger aufzuhalten, als zu den Vorbereitungen nötig war, trat er die Reise nach Benares an.

XVIII.

In einem von einem Bananenpark umgebenen Hotel am Ufer des heiligen Ganges bezog Graf Karlstein einige Zimmer. Von der vorgebauten Terrasse aus übersah er die in üppiger Vegetation verstreute Stadt mit den aufragenden Türmen und Minarets. Ein Zeltdach überspannte die Terrasse, in deren Mitte ein Springbrunnen, in einem Marmorbecken plätschernd, Kühle verbreitete. Dort erwartete Alfred den Fakir, den er zu sich gebeten hatte. Den schweren Vorhang zurückschlagend, betrat Cowindasamy die Terrasse und begrüßte den Grafen in indischer Sprache. Es war eine lange, hagere Gestalt mit üppigen schwarzen Haaren; nur die Hüften des glänzend braunen Körpers waren bekleidet.

Alfred erhob sich aus seinem Schaukelstuhle und begrüßte den Fakir, dem er durch den Dolmetscher seine Wünsche übermitteln ließ.

— „Kannst du mich mit Verstorbenen in Verbindung bringen?“

— „Der Fakir kann nichts. Er ist nur ein Instrument in den Händen der Pitris. Sie werden dir vielleicht zu Gefallen sein; aber du solltest die Ruhe der Toten nicht stören, du wärest denn ihrer fortdauernden Liebe sicher.“

— „Das bin ich. Von einer Toten will ich Kunde erhalten, die mir in unaussprechlicher Liebe zugethan war.“

Cowindasamy entgegnete nichts. Ohne irgendwelche Zeremonien setzte er sich mit gekreuzten Füßen auf den an der Schmalseite der Terrasse ausgebreiteten Teppich. Seine Augen blickten starr vor sich hin, dann aber schlossen sie sich; alles Leben schien aus dem Körper gewichen, der unbeweglich gleich einer Bronzestatue dasaß. Eine Viertelstunde verfloß in schweigender Erwartung. Dann aber begann, frei in der Luft, zwischen dem Fakir und dem Grafen, eine phosphoreszierende

Wolke sich zu bilden, die sich allmählich verdichtete. Plötzlich aber, zu Alfreds höchstem Erstaunen, drangen da und dort aus der Wolke nebelförmige Hände, rasch herausfahrend und ebenso rasch wieder sich zurückziehend. Sie gewannen allmählich an Glanz, und nur die eine von ihnen, nach wiederholten Versuchen, sich gegen Alfred vorzustrecken, verdichtete sich schließlich zu einer kleinen runden Mädchenhand, an deren einem Finger Alfred den Goldreif mit dem Rubin erkannte, den Marietta nicht mehr abgelegt, seitdem sie ihn von ihm erhalten hatte. Alfred sprang auf; er schaute verstört nach der vor ihm schwebenden Hand; aber doch überkamen ihn Zweifel der Aufklärung, und er blickte nach dem Fakir, den Betrug zu entdecken. Aber dieser saß noch immer unbeweglich an seinem Platze, und der Zwischenraum zwischen ihm und der Wolke war vollständig leer. Gleichwohl konnte Alfred sein Mißtrauen nicht unterdrücken. Er wollte die Hand ergreifen, die ruhig vor ihm hielt; aber nun wich sie zurück und war bald in der Wolke verborgen. Der sehnsüchtige Wunsch überkam ihn, von seinen Zweifeln befreit zu werden, und er bat Marietta in Gedanken um ein Zeichen, wodurch ihm feste Gewißheit werden könnte. Es verging wohl eine Viertelstunde in vergeblicher Erwartung, dann aber trat wieder eine leichte Bewegung an der Oberfläche der Wolke ein; die Hand mit dem Rubin zeigte sich wieder, aber mit geschlossenen Fingern; sie schwebte auf Alfred zu und war so weit verdichtet, daß sie ihren wandelnden Schatten auf den Boden warf. Sie senkte sich herab, die Finger öffneten sich, aus der Luft fiel ein Gegenstand zu Alfreds Füßen, und als er hastig danach griff, erkannte er ein taufrisches Edelweiß.

Nun allerdings war für Alfred jeder Zweifel beseitigt. Ein Edelweiß an den Ufern des Ganges, frisch und weich, als wäre es eben erst gepflückt worden! Dazu der Ring mit dem Rubin, die kleine Hand, die er unter Hunderten erkannt

hätte: — vor diesen Thatsachen war kein Schwanken des Glaubens mehr möglich. Aber um so weniger vermochte es Alfred, sich mit dem Erreichten zu begnügen. Er hatte sich schon vor der Ankunft des Fakirs seinen Plan zurechtgelegt und rückte nun ein leichtes Tischchen, auf welchem Papier und Bleistift lag, gerade unter die noch immer in der Luft schwebende phosphoreszierende Wolke. In Gedanken richtete er an Marietta eine innige Bitte, legte sich dann erwartungsvoll in seinen Stuhl zurück und beobachtete die Wolke, deren Oberfläche sich alsbald zu kräuseln begann. Abermals drang die kleine Hand hervor, flatterte unruhig über dem Papiere, dann aber, nach einigen mißglückten Versuchen, griff sie den Bleistift auf, schrieb zu Alfreds unsagbarem Erstaunen rasch einige Worte, ließ den Bleistift fallen und entschwebte wieder in die Wolke zurück. Alfred stürzte vor, die Botschaft zu lesen. Sie enthielt die Antwort auf seine in Gedanken gestellte Frage: „Du wirst Emanuel finden. Ich liebe dich grenzenlos. [14])

In diesem Augenblicke erwachte Cowindasamy. Der Schweiß stand ihm auf der Stirne, und er schien am Ende seiner Kräfte zu sein.

— „Hast du erreicht, was du wolltest?" sprach er, da er das freudige Erstaunen bemerkte, womit Alfred noch immer auf das Blatt in seinen Händen blickte.

Alfred konnte sich nicht enthalten, den Fakir zu umarmen, und versicherte ihn seiner ewigen Dankbarkeit. Aber seiner Bitte, die Versuche fortzusetzen, konnte Cowindasamy nicht entsprechen. Es sei die Stunde seiner Waschungen in den Fluten des Ganges gekommen, und für die ganze Dauer der nächsten Woche sei er an den Tempeldienst gebunden. Der Fakir bezeichnete einen späteren Tag, an dem er wiederkommen würde, und verschwand dann mit geräuschlosen Schritten durch den Vorhang.

Alfred entließ hierauf den Dolmetscher, um allein zu sein und dem Erlebten nachsinnen zu können. Er verwahrte das Edelweiß und die kostbare Botschaft, die ganz in Mariettas Handschrift geschrieben war, und suchte dann durch einen Gang in dem nahen Tamarindenhaine seine Gedanken zur Ruhe zu bringen.

Es wurde ihm in den nächsten Tagen schwer, seine Ungeduld zu zügeln. Aber doch wurden seine Gedanken wieder nach andrer Richtung gelenkt, als nun jener Brief Morhofs eintraf, der die merkwürdigen Ereignisse im Laboratorium des Goldgrafen berichtete und das Versprechen Mariettas erwähnte, dort dem Freunde zu erscheinen. Eine tiefe Sehnsucht nach der Heimat ergriff Alfred. Den Gipfel seiner Wünsche sollte er also in Karlstein erreichen. Aber doch wollte er dem sichern Besitze, den ihm einstweilen Benares bot, nicht voreilig entsagen, um Ungewissem nachzujagen. Er beschloß, Morhofs nächsten Bericht abzuwarten, in der Zwischenzeit aber mit Cowindasamy weitere Versuche anzustellen. Erst dann war ihm der Fakir entbehrlich, wenn Morhof in der That das Aeußerste erreichte, was zu hoffen stand: die Erscheinung Mariettas.

Alfred beschloß also, vorläufig zu bleiben. Er kam fast täglich mit Cowindasamy zusammen, nachdem für diesen die Woche des Tempeldienstes abgelaufen war. Es verging keine Sitzung, ohne Phänomene zu bringen, die ganz geeignet waren, bei Alfred ein objektives Interesse an diesen Dingen zu erwecken, aber auch keine, ohne daß sich, wenigstens für kurze Zeit, wieder die kleine Hand gezeigt und die Liebe des Wesens verraten hätte, dem sie angehörte.

Die Ungeduld aber, womit Alfred den nächsten Brief aus der Heimat erwartete, verleitete ihn zu einem Versuche, der ihn in die größte Bestürzung versetzte, ja eine Botschaft brachte, die ihn mit Entsetzen erfüllte.

Alfred wollte nämlich in Erfahrung bringen, ob sein Freund das eigentliche und letzte Ziel seiner Bestrebungen erreichen würde, davon wollte er seine Rückreise nach Europa abhängig machen; denn nur in diesem Falle war ihm Cowindasamy entbehrlich, und durfte er hoffen, daß Karlstein ihm das Gleiche bieten würde, wie Benares. Er sprach daher mit Cowindasamy von seinem Freunde.

— „Ich verstehe, antwortete der Fakir. Auch er ist tot, und auch bei ihm bist du fortdauernder Liebe sicher. Ich fühle es, daß er dir nahe ist."

— „Du irrst, Cowindasamy. Mein Freund ist nicht tot."

— „Der Fakir kann sich irren, der Fakir ist nichts; die Pitris aber irren nicht."

Es überlief Alfred kalt bei diesen Worten; aber er faßte sich schnell, da er an Heinrichs Brief dachte, den er bei sich trug und dem Fakir vorhielt.

— „Diese Zeilen sind erst jüngst von seiner Hand geschrieben worden; er lebt also. Du hast mich die Hand des verstorbenen Mädchens sehen lassen, und ich habe sie an dem Ringe erkannt. Kannst du auch die Hand eines Lebenden zur Erscheinung bringen?"

— „Nein."

— „Wenn sich also die Hand des Freundes zeigen würde, so daß ich sie als die seinige erkenne; wenn sie den Ring zeigen würde, den er beständig trug, so wäre das die Hand eines Toten?"

— „So ist es."

— „Und wenn die Hand nicht käme?"

— „So lebt dein Freund."

— „So beginne denn."

Wieder nahm Cowindasamy auf dem Boden Platz, und wieder bildete sich die Wolke in der Luft. Eine Hand streckte sich heraus, in unsicheren Bewegungen und mehrmals wieder

sich zurückziehend, bis sie endlich festere Gestalt gewann. Je mehr sie sich näherte, nicht freudig bewegt, wie die Moideles, sondern langsam und gerade herabschwebend, desto mehr glaubte Alfred, die kräftige Hand des Freundes zu erkennen, und nun da sie sich dem auf dem Tische liegenden Papiere näherte, sah Alfred den Ring mit einem ägyptischen Skarabäus, den ihm wohlbekannten eingeschnittenen Stein. Fest ergriff sie den Bleistift und Alfred bog sich entsetzt zurück, als die Hand, den Stift in schiefer Linie quer über das Papier laufen ließ und die Worte schrieb: „Das Leben ist eine Krankheit, von der wir im Tode genesen!"

Der Bleistift fiel nieder, die Hand entschwebte. Alfred schrie aufspringend laut hinaus. Er blickte auf den Fakir entrüstet und Willens, ihm den Betrug vorzuwerfen. Aber Cowindasamy saß auf dem Boden, ruhig wie eine Bildsäule. Vor ihm aber schwebte noch die Wolke in zitternder Bewegung.

— „Bist du Heinrichs Hand, rief Alfred gegen die Wolke hin, so gib mir Kunde von Moidele. Daran will ich erkennen, ob du dort weilst, wo sie hingegangen ist."

Es war eine Minute von endloser Dauer, die für Alfred verstrich; dann aber streckte sich die Hand abermals aus der Wolke, schwebte in gerader Linie auf den Stift zu, und unter Alfreds Augen entstand in griechischen Buchstaben der Vers des alten Dichters: Wen die Götter lieben, den lassen sie jung sterben.

Wie weiterer Fragen gewärtig, blieb die Hand ruhig auf dem Papiere liegen. Alfred preßte schwer atmend die Worte heraus:

— „Wann bist du gestorben, und wie?"

— „Du wirst alles erfahren. Ich liebe Leonore. Vale!"

Damit schwebte die Hand hinweg, noch im Rückzug unsichtbar werdend. Alfred blickte verstört ringsum. Er strich sich die Haare aus der Stirne, die er eiskalt empfand. Er schaute nach dem Fakir. Unbeweglich war derselbe die ganze Zeit da-

gesessen. Nein, dieser war ganz unschuldig, und es wäre sinnlos gewesen, ihm Kenntnis der griechischen Sprache anzudichten. Was war dann aber diese Schrift? Ein Blendwerk der Hölle? Es mußte wohl so sein. Von Gesundheit strotzend, hatte er den Freund zurückgelassen, der auch in keinem der bisherigen Briefe von Krankheit sprach. Und nun sollte er tot sein? An ein Unglück war nicht zu denken. Heinrich konnte Karlstein gar nicht verlassen haben, wo er alles fand, was sein Herz und seinen Geist erfüllte. Dort aber konnte ihm keine Gefahr nahe getreten sein. Die Experimente im Turme boten eine solche nicht; Heinrich hatte sie selber als vollkommen gefahrlos bezeichnet. Und doch konnte sich Alfred eines Schauders nicht erwehren. War er denn nicht schon einmal in gräßlicher Weise von der Unbeständigkeit menschlichen Glückes belehrt worden? War er nicht selbst innerhalb einer Minute aus dem Zustand des höchsten Glückes in grenzenlosen Jammer gestürzt worden, als Moidele, die er schon zu umfangen glaubte, in den Tod sank? Fehlt es denn je an tückischen Zufällen im Totentanze, der sich auf der Oberfläche unseres Sternes abspielt?

Cowindasamy erwachte, sah Alfred in der Mitte der Terrasse stehen und erkannte, daß dieser Entsetzliches geschaut haben mußte. Mit dem Ausdruck tiefen Mitleidens sah er den jungen Mann an.

— „Ich bin nur ein Werkzeug in den Händen der Pitris, murmelte er entschuldigend. Wenn du die Hand des Toten geschaut und erkannt hast, so preise den Freund glücklich, der nun wieder einen Ring seiner langen Lebenskette durchlaufen hat. Näher gerückt ist er um einen Schritt dem seligen Nirwana. Warum denkst du an deinen Schmerz, da er doch glücklich ist?“

Alfred reichte dem Fakir die Hand, aber er fand keine Worte.

— „Gehe zu meinen Meistern, den Brahmanen. Sie werden dich lehren, daß wir an Gräbern frohlocken, und an der Wiege des Neugebornen trauern sollten.“

Damit wandte sich Cowindasamy zum Gehen. Aber noch unter der Thüre, indem er den Vorhang beiseite schob, sprach er zu Alfred:

— „Nur der hat die Stufe der Weisheit erreicht, der im Tode den größten Wohlthäter der Menschen sieht.“ —

In der Stimmung, in der Alfred sich befand, indem er bald der entsetzlichen Botschaft Glauben beimaß und dann wieder an Hoffnungen sich anklammerte, war seines Bleibens in Benares nicht. Er wollte den weiteren Nachrichten entgegenreisen, um sie schon bei der Landung des Schiffes zu erhalten; er wollte der qualvollen Ungewißheit ein Ende bereiten — in der einen oder andern Weise.

Sein Diener Franz erhielt noch am gleichen Tage den Befehl, alles für die Rückreise nach Kalkutta in Bereitschaft zu setzen.

XIX.

Weit außerhalb Kalkutta zieht sich eine breite Düne am Ufer des Meeres fort. In weitem Bogen, mehr und mehr sich verengend, streckt sie sich in das blaue Gewässer hinaus, umspült von den Wogen auf beiden Seiten. Sandwellen sind dort von dem ewig beweglichen Gewässer aufgehäuft worden.

Auf der weitest vorgeschobenen Sandwelle saß Alfred. Die Ellenbogen auf die Kniee stützend hielt er den Kopf zwischen beiden Händen, und mit gramentstellten Zügen schaute er ins Meer hinaus, das ihm große, schaumgekrönte Wellen entgegensandte, eine hinter der andern, wie weiße Hermelinstreifen, die den blauen Samtmantel Neptuns säumten. Ein heftiger Wind blies gegen das Ufer zu. Laut schreiende Möwen durch-

fuhren die Luft; ihre Flugbahnen durchkreuzten sich vielfach, und im Scheine der untergehenden Sonne erglänzte ihr weißes Gefieder. Nur manchmal ließ sich eine Möwe auf das Wasser nieder, dem Ufer entgegengeschaukelt.

Alfred schaute und schaute, bis wo weit draußen Himmel und Meer ineinander verschwammen. Er verfolgte die Wellen, die mit flatternden Schaummähnen heranzogen, eine hinter der andern, um dann, die Düne weit überspülend, zu verrinnen. Er schaute den Möwen zu, die lärmend dahinschossen, und es kamen ihm unwillkürlich die Verse des Dichters in den Sinn, die dieses ewig schöne Schauspiel wiedergeben:

„Es ragt ins Meer der Runenstein,
Da sitz' ich mit meinen Träumen.
Es pfeift der Wind, die Möven schrei'n,
Die Wellen, die wandern und schäumen."

Aber die Thränen traten ihm in die Augen, verwischten ihm das hehre Naturbild, und fielen aus dem vorgebeugten Gesicht in den heißen Sand, als er fortfahrend den Gedanken Worte lieh und murmelte:

„Ich habe geliebt ein schönes Kind
Und einen guten Gesellen.
Wo sind sie hin? — Es pfeift der Wind,
Es schäumen und wandern die Wellen."

Alfred hatte die Nachricht von Heinrichs Tod erhalten. Sein ehemaliger Vormund war es, der ihm die erste Mitteilung machte. Diesen selbst hatte Leonore in Kenntnis gesetzt, und ihm nun erst eröffnet, daß Heinrich ihr Verlobter gewesen. Der General, bestürzt von dieser Nachricht, war unverzüglich nach Karlstein geeilt, um dem armen Mädchen in ihrem tiefen Schmerz zur Seite zu stehen. Sie ließ es willenlos geschehen, daß er sie dem Schauplatz ihrer Erinnerung entzog

und nach Wien davonführte. Für Alfred war das trotz seines eigenen Schmerzes eine große Beruhigung. Die Schwester jammerte ihn, deren Glück er aufkeimen gesehen, und die nun so elend war. Zwar hatte sie dem Schreiben des Generals ein paar Seiten hinzugefügt, die davon nichts verrieten, vielmehr Alfred glauben lassen konnten, daß sie ihr Schicksal mit heldenhafter Resignation trage. Aber das war nicht der Ausdruck ihrer wirklichen Gefühle, sondern eine absichtliche Täuschung. Sie war im Innersten gebrochen, aber in ihrem Herzen fand sich noch Raum für Sorgen um den Bruder. Sie fürchtete für Alfred, der, kaum genesen von der ersten Wunde, nun diese zweite empfing, nach der Geliebten nun auch den Freund verlor, seinen einzigen Freund. Die Sorge um ihr eigenes Schicksal sollte seine Betrübnis nicht vermehren. Aber Alfred ahnte, wie es sich in Wirklichkeit verhielt; die Spuren verwischter Thränen, die der Brief zeigte, verrieten es ihm.

Man hatte Morhof, dessen Bett am Morgen leer gefunden worden war, im Turmzimmer gesucht, wo er entseelt am Boden lag. Vollständige Gewißheit war darüber nicht zu erlangen, wie er den Tod gefunden; aber die gerichtliche Aufnahme des Augenscheins und die weitere Untersuchung konstatierte eine Reihe von Punkten, durch deren Zusammenstellung der wahrscheinliche Verlauf des Ereignisses ins Licht gestellt wurde. Die Einleitung der Katastrophe war vollständig klar; darüber gab der von Morhofs eigener Hand geschriebene, an Alfred gerichtete Bericht Aufschluß, der noch auf dem Tische lag. Ganz erfüllt von der Hoffnung, die leibliche Erscheinung Moideles zu erzwingen, hatte er sich ans Werk gemacht und diejenige Mischung chemischer Substanzen hergestellt, die ihm nach so langen vergeblichen Versuchen den endlichen Erfolg versprach. Er selbst hatte das Rezept derselben mit Angabe der Dosen genau aufgezeichnet, und diese Aufzeichnungen stimmten mit den Resten, die sich in dem Porzellanbecken vorfanden und einer

chemischen Analyse unterzogen wurden. Das Rezept bezeichnete Knochenspäne, getrocknetes Lammsblut und einige Erdarten, unter welchen besonders Salpeter betont war. Diese Mischung in einer offenen Schale war über das Herdfeuer gesetzt worden. Das verrieten die Glutreste in der Asche, und Morhof selbst hatte auf dem Rezept vermerkt: der Rückstand ist fast reines Cyankali.

Dem waren Worte beigefügt, die sich direkt an Alfred wandten: „Solltest Du selbst den Versuch anstellen, so vergiß nicht, Essig bereit zu stellen, das altbewährte Mittel, um die schädliche Nachwirkung solcher Räucherungen zu mildern."

Der Versuch war gelungen, und aus der ungeordneten Abwechslung im Protokolle, worin bald Alfred angeredet wurde, bald wieder eine Notiz über den Verlauf berichtete, ließ sich auf die Aufregung des Experimentierenden schließen. Die Dunstwolke, die aus der Schale emporstieg, schien nicht den Gesetzen zu gehorchen, die für die Ausbreitung solcher Stoffe gelten, sondern wie von einer fremden Kraft zusammengehalten, ja zusammengeballt zu sein. Sie verdichtete sich kernartig in ihrem Inneren, und aus diesem Kern blickten ihn zwei Augen an, die er nur darum nicht gleich im ersten Augenblick als Moideles Augen erkannte, weil sie ihn mit „unsäglicher Traurigkeit" anblickten. Warum das? lautete die Frage im Protokoll. Dann bildeten sich in wenigen Minuten die Umrisse um diese Augen und nun sah er das ganze Gesicht des Mädchens in überirdischer Schönheit, aber noch immer mit dem Ausdruck tiefer Schwermut. Die ganze Erscheinung dauerte nur eine Minute, aber sie war überzeugend.

Daran schloßen sich wieder einige an Alfred gerichtete Zeilen: „Leonore wird Dir sagen, was ich Dir bisher geheim hielt, daß ich Moidele gekannt habe. Darum weiß ich, daß sie es war, die mir erschien. — Ich muß mir die Essigflasche ordentlich unter die Nase halten, und benutze die Pause, bis

die Dämpfe sich verziehen werden, dir zu schreiben, will aber dann wieder an die Arbeit gehen. Die Dunstwolke war offenbar zu schwach, um die ganze Gestalt zu bilden, ich werde also die Dose Salpeter steigern. Täuscht mich meine Erwartung nicht, so wird noch in dieser Stunde Moidele vor mir stehen. Schon sehe ich das große Victoria! das noch auf diese Blattseite zu stehen kommen wird. Dann aber wird es auch Zeit für Dich sein, zurückzukehren zu Leonore und mir."

Das waren die letzten Worte, die Morhof geschrieben. Was weiter geschah, ließ sich mit Sicherheit nicht feststellen. Wenn aber Morhof ausgeführt hatte, was er als seine Absicht bezeichnete, wenn er die Räucherung verdichtete und insbesondere die Salpeterdosis verstärkte, dann war die Ursache seines Todes ziemlich klar. Der Dunst mußte ihm unerträglich werden, und so hatte er wohl dieses Mal den Essig auf den heißen Rückstand geschüttet. Die Flasche lag entkorkt, zerbrochen und bis auf einen kleinen Rest, der als Essig erkannt wurde, entleert auf dem Herde. Im Rückstand der Schale war Salpeter in großer Menge nachweisbar. Vermutlich hatte also Morhof den Essig auf den heißen Rückstand gegossen; die notwendige Wirkung davon war die Entwicklung von Blausäuredämpfen, deren tödlichem Einfluß er sich nicht rechtzeitig entziehen konnte. Im Schrecken darüber ließ er wohl die Flasche auf den Herd fallen und wollte das Fenster aufreißen. Aber das gelang ihm nicht mehr; er war in der Nähe desselben niedergesunken.

So war Morhof hinübergegangen in jene geheimnisvolle Welt, nach deren Erforschung sein Geist so sehr gestrebt hatte.

Alfreds Gedanken kehrten immer wieder zu dem entsetzlichen Ereignisse zurück, wie es vor seinem inneren Auge stand. Er zermarterte sich, das Bild immer deutlicher sich auszumalen, während seine Augen noch immer in die leere Weite des abendlich dunkelnden Meeres hinausstarrten. Wie in einer Vision greifbar sah er den toten Freund im Turmgemach liegen. Das

reiche blonde Haar ließ zurückfallend die bleiche Stirne frei; die Hünengestalt mit der breiten Brust lag da, wie eine gefällte Eiche. Mitten in seiner Arbeit war der Tod an ihn herangetreten. Eine Aufgabe hatte er sich gestellt, die, in diesem Umfange wenigstens, nur wenige gewagt hatten. Eine Wissenschaft wollte er begründen, die allerdings, in den Jahrhunderten zerstreut, schon viele Adepten gehabt; aber zu dem Gebäude, das er aus dem vorgefundenen Baumaterial auszuführen gedachte, hatte er selbst den Plan erdacht. Er wollte eine Philosophie entwerfen, die gleichzeitig das Bewußtsein der Menschheit erweitern und bis zur äußersten Grenze der Erkenntnis vordringend die Linie überschreiten sollte, die uns vom Jenseits trennt. Eine hohe Aufgabe hatte er sich gestellt, und in dem Augenblicke selbst, da er die Frucht, die er pflücken wollte, schon in der Hand hielt, da er als ein Kolumbus des Jenseits schon ans Land stieg, war er vom Tode erfaßt worden — ein Held, der auf dem Felde der Ehre fiel. Ein erhabener Sturz, von einer Höhe herab, die der Menschengeist nur schwindelnd erklimmt! Ein tragisches Geschick, nicht nur wegen der ungeheuren Fallhöhe des Helden, sondern auch weil es ihn in dem Augenblicke traf, da er eben die Siegesfahne aufpflanzte. Er war gefallen, weil er so groß war. Hätte er sich Geringeres vorgesetzt, hätte er es vermocht, statt mit weitaufgeschlagenem Auge die Weite des Universums ermessen zu wollen, mit mikroskopischem Blick auf ein enges Feld der Wissenschaft sich zu beschränken, wie so viele, die gerade wegen dieser Verdienstlosigkeit Ehren, Würden und Berühmtheit erreichen, dann wäre ihm sein Geschick erspart geblieben. Er fiel, weil er einer der Vordersten in der Schlachtlinie stand. Patroklus liegt begraben, und Thersites kehrt zurück!

Unsagbare Bitterkeit bemächtigte sich Alfreds. Der Tod seines Freundes erschien ihm wie ein Hohn auf alles geistige Streben. Gleich jener Sturzwelle, die eben gegen die Düne

heranzog, aufragend zwischen allen übrigen, aber die eben darum den Strand nicht erreichte, sondern mit unterhöhltem Schaumkamme noch weit draußen sich überschlug, so war auch sein Freund im Leben gestanden und gescheitert, weil er einer der Hervorragenden war. Die andern Wellen drängten in unscheinbarer Mittelmäßigkeit hinter der verschwundenen Sturzwelle her, aber während diese ihm erhaben erschienen war, kamen ihm die Nachzügler nur jämmerlich vor. Alfred lachte hinaus ins Meer, und in dem Rufe, den der Wind davontrug, klang es wie Hohn, den er der Natur und dem Menschenleben entgegenschleuderte. Was war es denn anders, dieses ewige Gedränge der Meereswellen und das Drängen der aufeinanderfolgenden Menschenleben, als eine Arbeit um nichts? Was hilft es, wenn eine Welle höher schwillt, als die übrigen? sie wird nur um so rascher geglättet. Alle kommen sie zur Ruhe, früher oder später, heute oder morgen. Was hilft es, wenn einmal eine Menschenerscheinung aus unbedeutender Umgebung herausragt? sie verschwindet doch, wie alle andern. Dieses Aneinanderstoßen von Wiegen und Särgen, wie sinnlos! Die Natur selbst ist weiter nichts, als eine Danaide, mag sie das Meer aufwühlen, oder in der Geschichte das menschliche Getriebe. Tausendarmig regt sie sich in der Menschheit, aber das erhabenste Schauspiel wird zur Lächerlichkeit, wenn es ziellos ist, wenn es einem Danaidenfaß gilt, das gefüllt werden soll. Was hat sie zu bedeuten, diese Eintagsfliegenexistenz jenes fühlenden Muskels, den wir das Herz nennen? Was liegt daran, ob wir im Leben Weisheit und Tugend erreichen, oder nicht, ob wir strahlendes Glück erringen oder vom Unglück gebeugt werden? schließlich werden wir ja doch alle unter den Rasen gebettet!

Die tiefe Melancholie, die Alfred erfüllt hatte, wandelte sich immer mehr in Bitterkeit um. Weit draußen am Horizonte, aus glanzvoll gesäumten Wolken tretend, warf der schwankende Sonnenball eine goldig flutende Brücke über das

ausgedehnte Gewässer bis vor Alfreds Füße hin. Wie das rotverweinte Auge der Natur sank das Gestirn tiefer und tiefer, seine letzten Strahlen sprühten noch gegen den Himmel, an welchem in ungeheuren Abständen die Sterne aufkeimten. Immer heller wurden sie, und ihre Zahl wuchs, bis endlich das ganze Weltengewirre ausgebreitet leuchtete, nach welchem der einsame, schmerzerfüllte Jüngling blickte, der auf der Sandwelle der Düne saß.

Als schön, als wunderbar und erhaben wird dieses Schauspiel gepriesen, aber um seine Lippen spielte ein verächtlicher Zug. Erhaben? ja, wenn nur mit dem Sinnesauge betrachtet. Wenn aber, wie einem Morhof, der Augennerv in ein Denkergehirn einmündet, wenn man in der Aesthetik des Schauspiels nicht stecken bleibt, sondern zur metaphysischen Besonnenheit sich aufrafft; wenn man, statt blöde zu bewundern, sich zu verwundern beginnt, dann ist es zu Ende mit der Erhabenheit dieses Schauspiels. Was sind diese Sterne anders, als Weltkörper, als Mittelpunkte planetarischen Lebens, leidvoll, wie unsre Erde, wo sich die Generationen der Menschen folgen, immer wieder das Glück suchend und immer wieder das Unglück findend, um so mehr findend, je höher sie auf der Stufenleiter stehen! Wären sie nur hörbar, diese in der weiten Unendlichkeit verhallenden Leidensrufe aller vom Leben gequälten Wesen; könnten sie alle vernommen werden von dem Ohre eines Denkers, er vermöchte es nicht mehr, das mechanische Kunststück dieses Weltengewirres ein erhabenes zu nennen. Nicht darauf kommt es an, ob es kunstvoll ist, sondern darauf allein, was sich abspielt auf den Oberflächen dieser Sterne, die nur als große Kirchhöfe durch den Raum rollen. Erhaben ist die Natur, weil sie stumm ist, weil sie unsern Blicken verbirgt, was ihr eigentliches Werk ist: den Schmerz. Der Schmerzensschrei aller Lebewesen, das ist die eigentliche Musik der Sphären. Nur dies ist das einzig Gewisse. Mögen Phantasten über den wunderbaren Sternen-

himmel sich wohlfeile Gedanken machen; mögen Laffen sich von dem mechanischen Kunstwerk imponieren lassen, das doch nur ersonnen ist, um die Lebenden zu quälen. Auch Daumschrauben sind ein sinnreiches Kunstwerk; aber wer mag sie bewundern? Das Nichtsein ist besser, als das Sein, und die kolossale Prellerei des Daseins zeigt sich ganz in dieser Ziellosigkeit des Naturwillens. Nicht mehr Sinn liegt in den Lebenswellen, die am unendlichen Himmel fluten, als in den Wellen dieser Wasserwüste. Der tiefste Verstand des größten Weisen vermöchte es nicht, aus diesem Wassergewoge einen Sinn herauszuklügeln, so wenig, als er es vermöchte, in dem Weltengewoge den schalsten Witz zu entdecken. Es ist das höchste Ziel menschlicher Weisheit, daß wir hohnlachend die ganze Antwortlosigkeit der Frage erkennen: Wozu ist überhaupt Etwas?

„Sag' mir, was bedeutet der Mensch? Woher ist er
kommen, wo geht er hin?
Wer wohnt dort oben auf goldenen Sternen? —
Es murmeln die Wogen ihr ew'ges Gemurmel,
Es wehet der Wind, es fliehen die Wolken,
Es blinken die Sterne gleichgültig und kalt —
Und ein Narr wartet auf Antwort."

Und doch! „Das Leben ist eine Krankheit, von der wir im Tode genesen." So hatte die Hand des Toten geschrieben. Wenn er recht hätte? Ist das Grab wirklich nur die enge Pforte, durch die wir in ein andres Dasein eintreten? Wenn Heinrich nicht tot und begraben wäre, wenn seine fragende Stirne, die er so oft nach den Sternen richtete, nicht zur Ruhe gekommen wäre, sondern ungeahnte Objekte neuen Forschens gefunden hätte? Wenn die Unsterblichkeit eine Thatsache wäre — was dann?

Alfred stand auf. Die Sonne warf untergehend seinen Schatten riesenhaft gestreckt auf die Düne. Ihn schauderte vor

seinem eigenen Wesen. Er hatte den Sternenhimmel um sein Geheimnis befragt und war dazu gekommen, an allem zu verzweifeln. Aber er hatte gleichsam den Grabhügel des toten Freundes zum Standort seiner Betrachtungen genommen. Er hatte den Tod verurteilt, wie er für den Sinnenschein sich darstellt, als die Entseelung eines Leibes. Wie nun aber, wenn es eine Unsterblichkeit gab, wenn der Tod vielmehr die Entleibung einer fortdauernden Seele wäre? Ist nicht unser ganzes Urteil über die Welt von dieser einzigen Frage abhängig? Der Tod, als Entseelung betrachtet, wirft seine eigene Düsterkeit auf das Ganze der Welt. Ist er aber nur eine Entleibung, dann geht von ihm ein Licht aus, an welchem das Ganze der Schöpfung freudigen Anteil nimmt. Und dieser Gedanke war der Heinrichs! Wie oft hatte er seinen beißenden Spott über die Lehren der Materialisten ergossen! Diese Weltanschauung war ihm die des geringsten Verstandesaufwandes. Der Materialismus war für ihn die Philosophie der Bedientenstuben. Hatte er sich nur getäuscht, weil sein Empfinden zu edel war, um die Welt so zu denken, wie sie zu sein scheint; oder hatte er in seiner Weltanschauung die Wahrheit gefunden, weil er hinauforganisiert war, sie zu erkennen?

Als Alfred schon in der Dunkelheit dem Ufer entlang nach der Stadt zurückging, hatte sich der Sturm in seinem Inneren gelegt. Er fühlte es, daß er das Andenken an den Toten ehrte, indem er der Verzweiflung entsagte, in die er sich hineingewühlt hatte. Er dachte an Cowindasamy; er sah die Nebelhände der beiden Wesen vor sich, die er so sehr geliebt hatte. Sie hatten ihn verlassen und ließen ihn zurück auf der öden Erde. Aber sie hatten ihm auch das Ziel vor Augen gestellt, das er noch erreichen sollte. Noch hatte er eine irdische Aufgabe zu erfüllen. Es war ihm versprochen, daß er Emanuel finden werde, und wenn etwas Vertrauen verdiente, so war es diese Prophezeiung. Mochten Jahre darüber vergehen, er wollte

sie ertragen. Sie lagen öde vor ihm, aber ein Strahl aus der Sonne des Glückes sollte sein Dasein noch einmal erhellen. Mit einem Gefühle unendlicher Liebe dachte Alfred an das Kind, das er nie gesehen, das er aber noch in seine Arme schließen sollte, bevor er starb, — nein, bevor er mit der Geliebten und dem Freunde sich wieder vereinigen würde.

XX.

An dem Ruhepunkt, den Alfreds Denken und Fühlen gewonnen hatte, hielt er von nun an auch fest; aber das Schicksal hatte an den Saiten seines Gemütes doch zu unbarmherzig gerissen, als daß es ohne Mißtöne hätte abgehen können. Es war Ruhe in sein Herz eingekehrt, wenn sie auch gar sehr der Ruhe eines Kirchhofs glich. Aber in einem Punkte bemächtigte sich seiner eine krankhafte Empfindung, die ihn nicht mehr losließ. Es war dieselbe Empfindung, die er beim Tode Moideles erfahren, und die nunmehr verstärkt sich geltend machte und als pathologische Erscheinung in seinem Seelenleben fortwühlte. Ein Irrenarzt würde gesagt haben, daß Alfred von einer fixen Idee beherrscht sei, die leicht in Verfolgungswahn übergehen könne. Schon beim Tode Moideles war Alfred zum Selbstankläger und Selbstquäler geworden; er gab sich selber die Schuld an dem entsetzlichen Ereignisse. Ihm war, als hätte er selbst sie in den Tod getrieben. Mit dem ersten Schmerze war auch diese Idee, die Leonore immer mit liebevollen Worten bekämpft hatte, zur Ruhe gekommen; aber sie glimmte gleichsam nur unter der Asche fort und wurde nun durch Heinrichs Tod zu schrecklicher Helle wieder angefacht. Mit zunehmender Bestimmtheit klagte er sich an, auch den Tod des Freundes verschuldet zu haben, und er fand nichts, was ihn hätte freisprechen können. Im Dienste der Freundschaft war Heinrich so elend zu Grunde gegangen. Für ihn hatte Alfred das Turmzimmer

herrichten lassen und alles vorbereitet, damit er vom Verhängnis ereilt würde; noch beim Abschied hatte er ihn beschworen, das Ziel nicht aus dem Auge zu lassen, und Heinrich hatte demselben nur darum so leidenschaftlich nachgestrebt, weil er es für Alfred erreichen wollte.

Durch die Briefe aus der Heimat wurde er in dieser Auffassung, die ohne Zweifel ein gelindes Symptom geistiger Zerrüttung war, allerdings nicht bestärkt. Leonore ahnte von Anfang an die Gefahr und hütete sich wohl, einer so krankhaften Idee Nahrung zuzuführen. Sie erinnerte sich noch des Entsetzens, das sie erfaßt hatte, als Alfred mit der solchen Kranken eigentümlichen Hartnäckigkeit sich die Schuld an Moideles Tod zuschrieb. Und nun, nach Heinrichs Tode, floß dieser Gedanke abermals in die Briefe ein, die er in die Heimat sandte! Leonore bot daher alles auf, ihn zu unterdrücken. Sie ging so weit, ihren eigenen Schmerz zu verbergen, nur um den des Bruders nicht zu steigern. Sie schob sogar auf sich selber die Schuld, berichtete von ihren vorwitzigen Fragen, wodurch Heinrich zu immer neuen Versuchen angespornt worden sei. Sogar das brachte sie zu stande, den verstorbenen Geliebten, dessen Verzeihung sie in Gedanken erbat, anzuklagen, der eben doch die Schwierigkeit einer Aufgabe unterschätzt habe, die einen gewiegten, mit allen Kenntnissen der Chemie ausgerüsteten Experimentator voraussetzte.

Aber Alfred war Zeuge ihres Glückes gewesen, er hatte ganz die Idealität dieser Liebe erkannt, die Leonore und Heinrich verbunden hatte, darum wußte er trotz ihrer Zurückhaltung, daß sie innerlich gebrochen war. Sie erregte sein tiefstes Mitleid; denn so weit kannte er dieses starke Mädchen, um gewiß zu sein, daß sie, die zum erstenmale dem Naturgebote der Liebe sich gebeugt hatte, den Verstorbenen niemals vergessen würde. Heinrich hatte ihr einen Maßstab geliefert, an welchem gemessen kein zweiter Mann als ihm ebenbürtig erscheinen konnte. Kein

zweiter durfte hoffen, die Liebe dieses Mädchens zu gewinnen. Ihr Leben war abgeschlossen und glich nun vollständig seinem eigenen; es war öde, entleert aller Hoffnungen auf die Zukunft. Wahrlich, ein unglücklicheres Geschwisterpaar konnte es nicht geben, als sie beide es waren! Und immer wieder kam er darauf zurück: er war es, der sich selbst des Freundes und die Schwester des Gefährten beraubt hatte, der sie durchs Leben geleiten sollte!

So mündeten seine Grübeleien immer wieder bei dieser krankhaften Idee ein. Im Traum hörte er einst eine Stimme, die ihm zurief: Du hast Unglück denen gebracht, die du liebtest! Der Eindruck war der Art, daß er davon erwachte. Die Stimme klang noch in seinem Ohre, und damit erreichte die unheilvolle Krankheit ihren Gipfel. Damit war gleichsam das Stichwort ausgesprochen, die Formel, womit er das Rätsel seines Schicksals zu erklären vermochte: ein unheilvoller Einfluß haftete an ihm und ging von ihm aus. Jeder war vom Tode bedroht, dem er seine Liebe zuwandte. Alfred stellte sich vor den Spiegel und starrte in sein eigenes Gesicht. Ein Grauen vor sich selbst überfiel ihn, daß er sich abwenden mußte. Ihm war, als schwebe nun auch Leonore als nächstes Opfer in Gefahr. Er durfte nicht heimkehren, mußte sie fliehen, um sie zu retten! Statt nach Europa sich einzuschiffen, wandte er sich zurück nach Benares.

Trotz seiner Jugend und Gesundheit wäre Alfred vielleicht unerbittlich unheilbarem Trübsinn verfallen, wenn nicht glücklicherweise doch sein Interesse an den Geheimnissen, die er erforschen wollte, bereits so groß gewesen wäre, daß er davon festgehalten wurde. Er hatte nunmehr zwei Aufgaben vor sich; denn auch die Heinrichs war jetzt in seine Hände gelegt. Es verging keine Woche, ohne daß er Cowindasamy aufgesucht hätte oder dieser zu ihm gekommen wäre. Gar manchmal noch sah er die Nebelhände der geliebten Toten. Nicht der leiseste Zweifel regte sich mehr in ihm, daß er mit der Geisterwelt in

Verbindung stand. Was ihm durch Cowindasamys Vermittelung geoffenbart wurde, stimmte vollständig mit Hassans Aussagen überein, wie mit dem, was Heinrich in Karlstein in Erfahrung gebracht hatte, soweit Alfred davon Kunde hatte. Es wäre Wahnwitz gewesen, diese dreifache Uebereinstimmung für einen Zufall zu erklären. Alfred wußte, wie man nur etwas wissen kann, in welchem Jahre und an welchem Tage er seinen Sohn finden würde; daß er zu diesem Zwecke den Uebergang über den Elendgletscher zur Teufelskanzel vorzunehmen hatte; daß er dort dem Mann mit der Narbe begegnen würde, dessen Bekanntschaft er vorher in Venedig zu machen hätte; das alles wurde ihm immer wieder bestätigt, aber nähere Aufklärungen erhielt er nicht, so oft er auch um solche bat. Den Zusammenhang aller dieser künftigen Ereignisse verstand er nicht, bezweifeln aber konnte er sie nicht mehr.

Vergeblich versuchte Alfred, noch aus andern Quellen Aufklärung zu erhalten; die Geisterwelt verweigerte ihm dieselbe mit einer Hartnäckigkeit, die ihm allmählich auffiel, und wenn er sich an einen Seher wandte, so wurde der Nebel, der sich über den „weißen Berg“ legte, immer wieder zum Vorhang, hinter dem sich die Zukunft verbarg. Nur eines wiederholte sich mehrfach: er wurde vor der großen Gefahr gewarnt, die ihn an diesem Tage bedrohte. Das erschreckte ihn aber nicht im mindesten; denn auch die Versicherung erhielt er immer wieder, daß er an diesem Tage Emanuel finden würde. Das war ihm nun schon zum Dogma geworden, und schon darum fürchtete er jene Gefahr nicht im geringsten; denn nur jenseits dieser Gefahr, und zwar der überstandenen Gefahr, konnte er ja Emanuel finden. Er mußte durch sie hindurchgehen, ihn zu finden, und zu diesem Zwecke würde er sogar die Hölle durchschritten haben. Diese einzige ihm noch verbleibende Lebensaufgabe mußte er lösen, und nur dieser eine Weg dazu wurde ihm gezeigt.

Gleichwohl wollte sich Alfred damit nicht zufrieden geben, daß er nur auf diese Weise und erst so spät Emanuel finden sollte. Ein letzter Versuch, einen Ausweg zu finden, verblieb ihm noch. Bisher hatte er die geheimnisvollen Kräfte benutzt, worüber andere verfügten. Nun wollte er noch diejenigen auf die Probe stellen, die in seinem eigenen Inneren verborgen lagen. Bisher hatte er nur den exoterischen Teil der indischen Mystik kennen gelernt, jenen, der gar nicht geheim gehalten wurde, vielmehr durch Leute, wie Cowindasamy und andere, öffentlich ausgeübt wurde, um so das Ansehen der Brahmanenpriester im Publikum lebend zu erhalten. Die esoterische Mystik lag für ihn noch hinter den Tempelmauern verborgen, und diese Mauern erwiesen sich als undurchdringlich. Er wußte es, daß die Brahmanen, die beim Volke abgöttische Verehrung genossen, sich noch ganz andrer Kräfte rühmten, als welche er bisher kennen gelernt hatte; aber trotz aller Hebel, die er in Bewegung setzte, mußte er schließlich jeder Hoffnung entsagen, sich diese Kräfte dienstbar machen zu können. Keiner dieser Priester hätte sich einer solchen Profanierung heiliger Geheimnisse je schuldig gemacht.

In der That sind niemals Geheimnisse so gehütet worden, wie die der indischen Brahmanen. Sogar innerhalb der Priesterkaste selbst, die hierarchisch abgegliedert ist, sind die Geheimnisse der höheren Stufe allen unzugänglich, die noch auf tieferen Stufen stehen. Keiner kann seine Würdigkeit, in die höhere Stufe aufgenommen zu werden, anders beweisen, als durch jahrelange Proben, denen er sich zu unterwerfen hat.

Wenn Alfred nach den Gründen dieser Geheimhaltung frug, erhielt er immer die gleiche Antwort, daß die magischen Fähigkeiten des Menschen einem zweischneidigen Schwerte gleichen, daß sie eines Mißbrauchs fähig seien, der die Gesellschaft mit den größten Uebeln bedrohen könnte. Der magische Mensch — so wurde ihm einst in Anlehnung an den christlichen Sprach-

gebrauch von einem älteren Adepten gesagt — kann ein Engel sein, oder ein Teufel; das erstere, wenn er die ethische Grundlage besitzt, das letztere, wenn sie fehlt. Diese ethische Grundlage des Schülers zu prüfen, jahrelang zu prüfen, bis der vollständige, nicht mehr steigerbare Beweis erbracht ist, das sei die Aufgabe des Brahmanen; aber kein König oder Kaiser könne je davon dispensiert werden, den beschwerlichen Weg des Adepten erst zu durchwandern, bis er eingeweiht würde. Alfred zweifelte nicht daran, daß diese Schilderung des Adepten mit einiger Wichtigthuerei verknüpft war; aber es ließ sich doch hören, als derselbe ihn auf die Zustände des europäischen Mittelalters verwies. Auch damals unterschied man schwarze und weiße Magie, und neben den magischen Wundern der Heiligen machte sich das Hexenwesen geltend und lieferte den historischen Beweis, daß derartige Geheimnisse niemals ins Volk dringen dürfen. Es sei ein Glück gewesen für die europäische Kultur, daß diese magischen Kenntnisse und Fähigkeiten allmählich wieder verloren gingen, so radikal auch das angewendete Mittel war, die Träger solcher Fähigkeiten systematisch auszurotten. Dagegen sei Indien durch sein Kastenwesen vor einer solchen Geißel bewahrt. „Wissen ist Macht, sagte der Adept; das zeigt eure europäische Zivilisation ohne alle Frage; aber sie zeigt auch, daß ein Wissen ohne ethische Grundlage nur im Dienste des Individualegoismus mißbraucht wird und jene Massenphänomene nach sich zieht, die in euren sozialen Schäden zu Tage treten. Ist aber schon das gewöhnliche Wissen ein Machtmittel, so verleiht gar das Wissen der magischen Geheimnisse eine so außerordentliche Macht, daß sie nur den Händen eines Heiligen anvertraut werden darf. Darin liegt die Berechtigung der Geheimthuerei, die man uns vorwirft. Die Tradition fortzupflanzen, ist eine der Pflichten unsrer Priester. Es fehlt nicht an Schülern, die sich zu diesem heiligen Berufe herandrängen, aber die meisten bleiben auf der untersten Stufe stecken, und zu diesen gehören Cowindasamy

und seine Genossen. Je höher die Stufe, desto geringer die Anzahl der Mitglieder. Je weiter der zurückgelegte Weg, desto schwerer die Proben, und das höchste Wissen gar wird nur von einzelnen erreicht. Der Heilige, der höchstorganisierte Mensch, ist auch die seltenste Erscheinung. So ist es bei uns vor Jahrtausenden gewesen, so ist es heute und bleibt es für alle Zukunft; denn eben weil wir wissen, auf welchem Wege die höchste Stufe des Menschentums erreicht werden kann, schwankt unsre Kultur nicht beständig zwischen den Gegensätzen der europäischen haltlos hin und her."

— „Unsre Kultur, entgegnete Alfred, ist daraufhin angelegt, die breiten Massen des Volkes gleichmäßig zu heben, und nicht, einzelne Menschen zu Uebermenschen zu entwickeln."

— „Das Programm hört sich gut an, aber die Ausführung wird euch nie gelingen. Seht euren Pöbel an — wie er sich schon oft bei geschichtlichen Gelegenheiten gezeigt hat — und seht den unsrigen an."

Alfred war beschämt, nicht widersprechen und nur etwa in die Zukunft die Ausführbarkeit des europäischen Programms verlegen zu können. Aber auch das wollte der Indier nicht gelten lassen:

— „Die Natur ist aristokratisch, jede demokratische Kultur ist also gewissermaßen unnatürlich. Es begreift sich, daß Völker das Joch einer Geburtsaristokratie abstreifen, daß sie mit noch größerem Rechte gegen eine Geldaristokratie sich auflehnen; aber nicht um den Kampf gegen solche Formen handelt es sich, sondern darum, daß eure Völker die Aristokratie überhaupt negieren, und auch die der Natur, die des Geistes und Herzens, nicht anerkennen wollen, die doch allein einen wirklichen Fortschritt herbeiführen kann."

Alfred erbat sich die Erlaubnis, wiederzukommen, aber er machte längere Zeit keinen Gebrauch davon. Er begann, sich mit der indischen Religion zu beschäftigen, und insbesondere

in die Religion des Buddha sich zu vertiefen, die älteste des Erdballs, und deren Anhänger den vierten Teil der Menschheit umfassen. Großartigkeit konnte er diesem Lehrgebäude, welches Metaphysik und Ethik in einem Gusse ist, nicht absprechen; die Gestalt des Königssohnes Sakja-Muni trat lebhaft vor seine Augen. Der tiefethische Gehalt seiner Lehre erfüllte ihn mit ehrfurchtsvollem Schauer. Hier war die Ethik nicht äußerlich auf die Metaphysik aufgeklebt, wie in unsern philosophischen Systemen, sondern aus dem Kern herausgetrieben. Aber Alfred fand sich doch abgestoßen von der Schale krassen dogmatischen Aberglaubens, in die der edle Kern eingeschlossen war. Auch fragte er sich, ob denn die weltflüchtige Tendenz des Buddhismus ungestraft zur Denkweise von Millionen gemacht werden könne. Die indischen Zustände gaben ihm die Antwort: sie verneinten seine Frage. Er sah ein edel angelegtes Volk, das bisher jedem Eroberer zur Beute gefallen war. Er sah eben jetzt dieses Volk beherrscht von einer europäischen Krämerrasse, die mit einer lächerlichen Armee von sechzigtausend Mann ihre Herrschaft über ein Hundertmillionenreich aufrecht erhielt. Er sah das indische Volk, unfähig einer Selbstentwicklung, unfähig, aus sich selbst heraus die europäische Zivilisationsstufe zu erreichen, die allerdings den Namen einer Kultur erst noch zu verdienen hat. Immerhin sagte er sich, daß Europa wenigstens eine der Aufgaben, welche die Menschheit zu erfüllen hat, in die Hand genommen habe; denn daß die Naturwissenschaften bestimmt seien, die materielle Seite des menschlichen Daseins zu verbessern, durch Ausnutzung und Dienstbarmachung der Naturkräfte den Menschen ein menschenwürdiges Dasein zu verschaffen, das war für Alfred eine von selbst verständliche Sache. Von einer solchen Wissenschaft aber fand sich in Indien nichts vor; was vorhanden war, war importierte Ware. Das indische Volk sah er in Unwissenheit, teilweise sogar in barbarischen Zuständen dahinleben. Durch das Wort

„Entwicklung", das auf dem Panier der europäischen Kultur geschrieben steht, zieht die indische Weltanschauung einen dicken Strich. Ein weltflüchtiges Volk wird immer unfähig bleiben, seine irdischen Aufgaben zu erfüllen. Nie wird Indien ein freies Land werden; nie wird es seinen Anteil an der irdischen Kulturarbeit leisten können. Die soziale und politische Knochenerweichung dieses Volkes erschien Alfred als die natürliche Folge seiner weltflüchtigen Religion.

Kurz, die indische Weltanschauung, zur Staatsreligion erhoben, mußte ein großes Volk seiner Kulturmission berauben. Die Weltflucht, die Willensverneinung, ist nicht weniger ein schädliches Extrem, als jene Weltbejahung, der Europa im krassen Materialismus anheimzufallen droht. Die Willensverneinung des indischen Asketen, was ist sie andres, als ein zeitlich auseinandergezogener Selbstmord? Die Willensverneinung als Weltzweck auf die ganze Natur ausgedehnt, was ist sie andres, als ein Selbstmord Gottes? Daß der Mensch nur auf die Erde gesetzt sei, um sich ihr zu entfremden, statt eine positive irdische Aufgabe zu leisten, das war für Alfred undenkbar. Aber eine gesunde Kultur schien ihm nur erreichbar auf dem goldenen Mittelwege zwischen Weltflucht und Weltbejahung. Entwicklung zeigt die Natur in der Geschichte des Himmels, Entwicklung in der Bildungsgeschichte unsres Planeten, in dem aufsteigenden Pflanzen- und Tierreiche. Auf allen dem Menschen vorangegangenen Stufen sehen wir Entwicklung, und nur diese. Und in der Geschichte der Menschheit sollte dieses Prinzip gestrichen werden? Die Natur sollte es zum Menschen nur gebracht, nur darum sein Bewußtsein gesteigert haben, um alsdann wieder die Flinte ins Korn zu werfen und gleich der Penelope nachts das Gewebe aufzutrennen, an dem sie bei Tage gearbeitet? Das kann nicht so sein. Das Prinzip der Willensverneinung hebt die Menschheit auf und die der Menschheit gestellte Aufgabe. Und wenn selbst dem Phänomene

des planetarischen Lebens in der menschlichen Willensverneinung die Spitze abgebrochen werden könnte, was wäre damit gedient, daß alsdann die Erde zum Schauplatze des tierischen Lebens herabgesetzt bliebe? Wird die Natur den Ersatz des verlorenen Gliedes nicht wieder erstreben und so sicher finden, als sie es schon einmal gefunden? Scheint es da nicht besser, die erreichte Stufe als Sprungbrett zu immer höherer Entwicklung zu benutzen? Die Askese, in ihre Konsequenzen verfolgt, mündet also in eine Absurdität ein, der beste Beweis, daß eben die Prämisse falsch ist. Es ist nicht denkbar, daß die Natur den Bock zum Gärtner machen wollte, indem sie die Menschheit schuf. Der Mensch kann nicht der Abschluß der irdischen Entwicklung sein, sondern nur ein Durchgangspunkt derselben. Unsre Erde wird einst noch gesteigertere Lebensformen, noch edlere Gestalten tragen, als den Menschen; aber diese höhere Stufe kann nicht erreicht werden durch Weltverneinung, sondern nur durch Weltbejahung innerhalb der ethischen Grenze. Weder der europäische Materialismus, noch die indische Askese können den Naturzweck fördern; nur im Gleichgewicht dieser beiden Prinzipien kann der Zweck der Geschichte erreicht werden, wie die planetarische Kreisbahn nur zu stande kommt durch das Gleichgewicht centrifugaler und centripetaler Kräfte.

Alfred erwartete gar nicht, von dem Brahmanen die Zerstreuung oder Widerlegung solcher Bedenken hören zu können. Das hätte dieser nur unter Preisgabe seines religiösen Dogmas gekonnt, und dieses Dogma stand ja für denselben unerschütterlich fest. Für den indischen Pessimisten ist die Welt etwas, was nicht sein soll; für den europäischen Pessimisten etwas, wie es nicht sein soll. Der Brahmane will das erkrankte Glied nicht kurieren, sondern abschneiden; er ist ein moralischer Doktor Eisenbart. Da frägt es sich denn doch, ob nicht die Krankheit durch weniger energische Rezepte, als die Willensverneinung, gehoben werden kann. Die Welt kann nicht schon in der

Wurzel schlecht und besserungsunfähig sein; das könnte allenfalls der Materialist behaupten, nicht aber wer an Brahma glaubt oder an den christlichen Gott; denn diese würde andernfalls alle Schuld treffen.

Für Alfred war aber auch das mystische Streben der indischen Priesterkaste mit einem Widerspruch behaftet. Die bloße Tradition dieses Wissens innerhalb dieser Kaste konnte nicht Selbstzweck sein. Der Verzicht auf Verwertung dieses Wissens zum öffentlichen Besten, die vollständige Geheimhaltung desselben machten es zu einem unfruchtbaren Gute. Es verbleibt also nur der individuelle Vorteil dieses Wissens für seinen Träger. Welcher Vorteil sollte das sein? Und konnte er selbst dabei seine Rechnung finden für den Zweck, der ihm vorschwebte: in Bezug auf Emanuel?

Darüber wollte Alfred Aufschlüsse erhalten, darum besuchte er nach längerer Zeit den Brahmanen wieder, der den strebsamen Fremden mit herzlichem Wohlwollen empfing und auf den wohlgepflegten Kieswegen des Mangohaines, der an den Tempel anstieß, mit ihm auf und ab ging. Alfred nahm das Gespräch an dem Punkte auf, wo er mit seinen Erwägungen stehen geblieben war:

— „Da das Wissen der Brahmanen geheim gehalten und ein öffentlicher Vorteil daraus nicht gezogen wird, so kann die Fortpflanzung dieses Wissens nur den individuellen Vorteil des Brahmanen bezwecken. Nichts spricht aber dafür, daß dieses Wissen zur Erreichung irdischer Ziele benutzt werde; auch würde das der Tendenz der indischen Religion widerstreiten. Welcher andre individuelle Zweck kann nun aber damit verbunden sein, daß man sich den jahrelangen schweren Prüfungen unterzieht, dieses Wissen zu erreichen?“

— „Mein Sohn, entgegnete der Priester, du hast vollkommen recht. Irdische Zwecke irgendwelcher Art liegen dem Brahmanen vollständig ferne. Das Ziel, das ihm beständig

und ausschließlich vor Augen steht, ist das Nirwana. Aus dem Kreise der Wiedergeburten herauszutreten, aufzuhören, ein Ich zu sein und mit Brahma sich wieder zu vereinigen, ist sein einziges Streben. Dazu gibt es nur einen Weg: den Lebenswillen in uns absterben zu lassen. Dies allein ist es, was der Adept erreichen will, und dazu allein dienen die schweren Entbehrungen, Opfer und Proben, denen wir uns unterwerfen."

— „Wie kann aber das mystische Wissen zu diesem Zwecke beitragen?"

— „Es trägt nichts dazu bei. Es ist nur die von selbst sich einstellende Frucht unsrer Bestrebungen, Brahma ähnlich zu werden. Je mehr das gelingt, desto mehr muß Brahma, der ja einer jeden Erscheinung zu Grunde liegt, in ihr gleichsam durchscheinend werden, wie die Sonne durch einen Morgennebel. Den Nebel zu verscheuchen und das Licht in seiner Helle strahlen zu lassen, dies erreicht man durch das Absterben des individuellen Willens. Je mehr Brahma in uns zum reineren Durchscheinen kommt, desto mehr nehmen wir auch an seinen Kräften, an seinem Wissen teil. Gelehrt kann also dieses Wissen nicht werden, wie etwa eure europäische Schulweisheit; es kann nur erlebt werden. Eure Philosophie ist Sache des Kopfes; die unsrige ist Sache des Herzens. Ihr lehrt Philosophie, wir leben sie. Der Schüler kann sie nicht von uns empfangen, er muß sie selbst finden und erwerben, in seinem eigenen Herzen finden."

— „Warum aber, wenn der Schüler auf den richtigen Weg geleitet werden soll, erschwert man ihm diese Aufgabe so sehr?"

— „Man erschwert sie ihm nicht, man erleichtert sie ihm in jeder möglichen Weise. Man zeigt ihm den Weg, den er zu wandeln hat, alle Stufen, die er zu durchlaufen hat, aber den Weg selbst kann man ihm nicht ersparen, und die Beschwerlichkeit desselben ist eben unabweisliches Mittel, das Ziel zu

erreichen. Wer den Zweck will, muß auch das Mittel wollen. Aber nicht erst am Endziele wird er belohnt; er empfängt den Lohn auf dem ganzen Wege. Er fühlt sich mit jedem Schritte Brahma näher kommend. In dem Maße aber, als er dem Irdischen abstirbt, erreicht er Fähigkeiten, die weit mehr sind, als ein bloßer Ersatz für das Verlorene. Das Wissen, das damit verknüpft ist, ist nur die äußere Schale des neuen Besitzes; die Fähigkeiten, das ist der Kern."

— „Ich bin nur sehr wenig unterrichtet über die merkwürdigen Fähigkeiten, die den Brahmanen zugeschrieben werden. Wenn ich aber voraussetzen darf — und es muß wohl so sein, da Brahma in uns allen liegt —, daß diese Fähigkeiten in jedem Menschen ruhen, wenngleich verborgen, so kann ich mir nicht denken, daß nur in Indien diese Kräfte erworben sein sollten. Ich vermute also eine Verwandtschaft der Fähigkeiten des indischen Adepten mit denen, die auch in Europa als mystische bekannt sind, oder wenigstens waren. Wir hatten diese Mystik im Mittelalter in doppelter Richtung, als weiße und schwarze Magie. Wir haben sie sogar in neuerer Zeit als Somnambulismus."

— „Was in jedem Menschen liegt, Brahma, kann auch in jedem Menschen geweckt werden. Es ist, wie du sagst. Die Verwandtschaft besteht, aber es ist eben nur Verwandtschaft. Der Gradunterschied ist groß. Größer noch ist der Unterschied in den Erweckungsmitteln und in der Anwendungsart. Eure Somnambulen sind Werkzeuge des Magnetiseurs, von dem sie abhängig sind. Der Brahmane bedarf eines solchen nicht; er versetzt sich selber in den Zustand des höheren Schauens und Wissens und bewahrt sich darin seine Freiheit. Zwar zeigt sich auch bei euch etwas Verwandtes, der Autosomnambulismus, der in mancherlei Zuständen mehr oder minder krankhafter Natur von selbst sich einstellt. Aber weil er eben auf dieser krankhaften Unterlage eintritt, kann er auch nicht als reine Erschei-

nung zur Geltung kommen. Unser Somnambulismus — wenn wir es schon so nennen wollen — ist andrer Art. Er setzt einen gesunden Körper voraus, wenngleich einen, dessen sinnliche Triebe unterdrückt sind. Weder ein Magnetiseur noch eine veranlassende Krankheit sind uns nötig. Daraus ergibt sich zunächst der wichtige Unterschied, daß die Fähigkeiten, die beim europäischen Mystiker als unwillkürliche eintreten, bei uns willkürliche sind. Jener muß auch das irdische Bewußtsein erst verlieren, um das mystische zu gewinnen; beide Arten des Bewußtseins können nur abwechselnd auftreten. Wir dagegen haben das mystische Bewußtsein nicht nur willkürlich, sondern auch gleichzeitig mit dem irdischen und unbeschadet desselben. Ich rede allerdings nur von dem Adepten, der schon eine hohe Stufe erreicht hat. Die bei euren Somnambulen nur abnormerweise in Ausnahmezuständen auftretenden Fähigkeiten wollen wir zu normalen machen; wir wollen sie willkürlich gebrauchen und ohne den gleichzeitigen Verlust des sinnlichen Bewußtseins."

— „Dies ist in der That ein Ziel, das eines Weisen würdig ist. Aber wie fällt dieses Können mit dem Streben nach dem Nirwana zusammen?"

— „Es ist nichts, als die natürliche Frucht des letzteren. An sich betrachtet in Ansehung irdischer Zwecke mag es wertlos genannt werden, aber bedeutend ist es als Symptom, daß wir auf dem Wege zur Wiedervereinigung mit Brahma fortgeschritten sind."

Dem Brahmanen gegenüber war Alfred an einem Punkt angelangt, wo er abbiegen mußte. Daß solche Fähigkeiten Ausflüsse des allmählichen Brahmawerdens seien, das war ein dogmatischer Punkt, in Bezug auf welchen er sich nicht gefangen gab; aber er verzichtete darauf, das Gespräch über diesen Punkt auszudehnen. Für ihn war die andre Auslegung ebensowohl denkbar, daß die menschliche Seele selbst, als individuelles Wesen gedacht, diese Fähigkeiten besitzen könnte; aber allerdings nur jene Seele, die außerhalb unsres normalen Bewußtseins liegt.

Alfred dachte an Heinrich, der in seiner prägnanten Weise die beiden Teile des mystischen Forschens bezeichnet hatte: das Hereinragen der Geisterwelt in die irdische, und das Hineinragen unsrer Seele in die Geisterwelt. Heinrich hatte also ganz recht gehabt, für die letztere Aufgabe ihn auf das Studium des Somnambulismus zu verweisen. Wie interessant würde sich das Gespräch mit dem Indier gestalten, wenn Heinrich daran teilnehmen könnte. An ihm hätte der Brahmane einen Gegner gefunden, mit dem er nicht so leicht fertig geworden wäre. Alfred aber, wenn er das Gespräch in dieser Richtung fortgesetzt hätte, wäre in einen Streit über Pantheismus und Individualismus gezerrt worden, und dabei wäre er auf den dogmatischen Widerspruch des Brahmanen gestoßen, — ein Streit, der niemals zum Austrag gekommen wäre. Er betonte daher die von Heinrich aufgestellte Doppelheit der mystischen Aufgabe und erbat sich von dem Brahmanen Belehrung über die Möglichkeit und Nützlichkeit des Geisterverkehrs.

— „Du hast Cowindasamy gesehen, entgegnete der Indier, und wenn er auch zu keiner hohen Stufe sich erhoben hat, so gehört er doch zu den Unsrigen. Wir leugnen die Phänomene nicht, deren Zeuge du bei ihm gewesen, und die von euren Gelehrten als Aberglaube bezeichnet werden; aber Sache des Brahmanen kann es nicht sein, diese Richtung zu pflegen, sich zum bewußtlosen Werkzeug für das Eingreifen jenseitiger Wesen herzugeben, die er in diesem Zustande nicht abwehren kann, auch wenn sie ihn seelisch schädigen. Dieser Gefahr bleibt er ausgesetzt, weil er willenlos ist. Wir wollen dem Geisterreiche keine Gewalt über uns einräumen, wollen es nicht an uns herankommen lassen, sondern selbst in dasselbe vordringen. Da wir auf unsrem Wege weit Höheres erreichen, wozu sollten wir die Richtung Cowindasamys pflegen? Daß die Toten fortleben, das brauchen wir wahrlich nicht erst von ihnen selbst zu erfahren. Sie können uns nichts sagen, was wir

nicht selbst erfahren können, indem wir uns in ihren Zustand versetzen. Dabei sind wir der Gefahr nicht ausgesetzt, getäuscht zu werden, mit der aber der Nekromant immer zu rechnen hat."

— „Für uns Europäer scheint mir gleichwohl diese Nekromantie von größter Wichtigkeit zu sein. Der Glaube an das Fortleben des Menschen ist bei uns geschwunden; ihn wiederzuerwecken sehe ich kein andres Mittel. Mit religiösen Dogmen und philosophischen Gründen gelingt das nicht, der Beweis durch den Augenschein bleibt allein noch übrig. Ich selbst wollte greifbare Beweise erhalten, und ich glaube, sie bei Cowindasamy auch gefunden zu haben."

— „Daran zweifle ich durchaus nicht, und jene Europäer, die diese Leute als Gaukler bezeichnen, beweisen damit nur ihre Unwissenheit in diesen Dingen."

— „Ich verfolgte noch einen andern Zweck von eigennützigerer Natur."

— „Ich dachte mir's. Es sind meistens derartige Anliegen, die euch zu uns führen."

— „Ich habe ein Mädchen geliebt und habe es auf eine entsetzliche Weise verloren; ich habe einen Freund geliebt, und auch dieser wurde mir auf grauenvolle Art entrissen. Ich wollte also diese bestimmten Toten sehen, und wenn mich nicht alles trügt, habe ich sie bei Cowindasamy wirklich gesehen. Ich habe von jenem Mädchen ein Kind, dessen Spur mir auf unbegreifliche Weise verloren ging; alle Nachforschungen sind bisher vergeblich gewesen. Ich will meinen Verpflichtungen gegen dieses Kind nachkommen, aber die Aufschlüsse, die ich durch Cowindasamy und andre erhielt, gingen dahin, daß ich es erst nach einer langen Reihe von Jahren finden soll. So wurde mir bei Cowindasamy gesagt, wie schon früher durch einen Fakir in Kairo, und auch mein verstorbener Freund erhielt den gleichen Aufschluß."

— „Diese Uebereinstimmung beweist, daß du vergeblich trachten würdest, diese Zeit abzukürzen. Dein und deines Kindes Schicksal wird sich erfüllen, du mußt es abwarten.“

— „So könnte mir also auch kein Brahmane bessere Aufschlüsse geben?“

— „Mehr als einer. Aber keiner würde es thun; er würde dich nur schädigen, wollte er dein oder deines Kindes Schicksal verbessern.“

— „Aber das ist eine trostlose Lehre, die sich in nichts von dem türkischen Fatalismus, vom Kismet, unterscheidet.“

— „Du irrst. Das Kismet schwebt als äußerliche Macht über dem Haupte des Menschen. Nach indischer Lehre dagegen liegt das Schicksal, das Karma, in uns selbst. Dein irdisches Schicksal, dein Karma, wird in seiner Beschaffenheit bestimmt durch dein eigenes Verhalten in einem früheren Leben. Du trägst die Folgen von Ursachen, die du selbst gesetzt hast, und diese Folgen sind unabänderlich. Das gilt für dich, wie für dein Kind. Unser Karma zu tragen, das ist unsre einzige irdische Aufgabe; es geduldig zu tragen, ist das einzige Mittel, uns für die nächste Wiedergeburt ein besseres Karma zu verschaffen. Der Brahmane, der dir Aufschlüsse gäbe, würde dich nur schädigen, darum wird er es nicht thun.“

— „Und wenn ich selbst mich entschlösse, Schüler eines Brahmanen zu werden, wenn ich nach Ueberstehung aller Proben selbst die Brahmanenstufe erreichte und die Mittel hätte, mein Kind zu finden — wäre es mir auch dann verwehrt?“

— „Du würdest nie Brahmane werden, du wärest denn erst vollständig allen irdischen Wünschen abgestorben, mögen sie dich betreffen oder ein von dir geliebtes Wesen. Wärest du Brahmane, so würdest du aus Liebe zu deinem Kinde darauf verzichten, sein Karma abzuändern.“

— „Wenn ich es im Elend wüßte und hätte die Fähig-

keit, ihm zu den Rechten zu verhelfen, die ihm seine Geburt verleiht, so würde ich es im Elend lassen? Niemals!“

— „Doch. Nur mußt du erst einsehen lernen, daß dieses Elend sein Karma ist. Dann aber würdest du es dieses Vorteils auch nicht berauben wollen.“

Alfred fühlte sich enttäuscht. Er konnte einer solchen Lehre Konsequenz nicht absprechen, aber sie erschien ihm eiskalt. Wäre sie ihm nicht schon mit ihrer dogmatischen Voraussetzung gefallen, die er nicht teilen konnte, so hätte er sie verworfen, weil sie ihn abstieß. Hier wurde das ethische Prinzip durch das Dogma selbst in Gefahr gebracht. Die Logik des Dogmas stimmte nicht mit der Logik seines Herzens, und das war für Alfred Grund genug, eine solche Anschauung zu verwerfen. In diesem Augenblick stand ihm die Religion Jesu hoch über der Lehre des Buddha.

— „Ich kann es nicht glauben, sagte er mit Bestimmtheit, daß ich je so handeln könnte. Von der Möglichkeit, das Schicksal meines Sohnes abzuändern, würde ich auch Gebrauch machen.“

— „Deine Liebe wäre kurzsichtig, wenn sie sich nur auf das gegenwärtige Leben deines Kindes erstreckte. Du würdest handeln, wie ich es sagte.“

— „Wenn ich dir nun meinen Entschluß erklären wollte, dein Schüler zu werden, so würdest du den Verdacht hegen, daß ich mein Wissen zum Vorteile meines Kindes verwenden möchte. Du würdest mich also als Schüler zurückweisen, um so mehr, da ich diesem Verdacht gar nicht widerspräche?“

— „Ich würde keine Gefahr laufen, ich würde dich nicht zurückweisen. Du würdest dieses Wissen entweder nicht erreichen und darum auch nicht verwenden können, oder du würdest es erreichen, dann aber nicht verwenden wollen; denn die Liebe zu deinem Kinde wäre alsdann weitsichtiger, du hättest sein künftiges Wohl mehr im Auge, als sein gegenwärtiges.“

— „Noch eines. Wenn es dem Brahmanen ferne liegt, sich ein glückliches irdisches Leben zu verschaffen, so kann er es auch nicht für die Wiedergeburt wollen. Wenn wir uns durch den rechten Gebrauch dieses Lebens ein besseres Karma für das künftige Leben verschaffen, so kann das doch nicht als der eigentliche Zweck in einer Religion gelten, welche die Weltflüchtigkeit überhaupt zum Grundsatz macht."

— „Dies ist auch nicht der Zweck, sondern nur die Folge. Der eigentliche Zweck eines ethischen Lebens bleibt immer ein metaphysischer und liegt in der Abkürzung der langen Reihe von Wiedergeburten durch bessere Ausnutzung jeder Einzelgeburt. Eine möglichst hohe Entwicklungsstufe zu erreichen, auf die wir dann bei der nächsten Geburt wieder als auf die unterste Stufe gestellt sind, und so einen stetigen Entwicklungsgang nach aufwärts zu nehmen, dies ist das Ziel des Weisen. Wer das thut, ohne je unterwegs einmal wieder auf eine tiefere Stufe herabzusinken, der wird am schnellsten die Reihe der Geburten vollenden und ins Nirwana eingehen. Denke dir eine Pflanze mit ihrer normalen Wachstumsgeschwindigkeit als Repräsentanten des Durchschnittsmenschen mit seiner normalen Fortschrittsfähigkeit, — doch ich kann mich kürzer fassen. Sahst du Cowindasamy je das beschleunigte Wachstum eines Samenkorns vornehmen?"

— „Ich sah es mehrmals. Ich habe selbst einen Topf mit Erde gefüllt, legte selbst ein Samenkorn hinein, das ich ihm gar nicht zu sehen gab und in dessen Hülse ich ein Zeichen eingeritzt hatte. Er setzte sich daneben, unbeweglich und die ausgestreckten Hände über den Topf haltend. Innerhalb zweier Stunden sah ich die Pflanze aus der Erde sprießen, wachsen und Zweige ausbreiten und endlich Früchte tragen; es waren Aepfel, die ich kostete und die ganz den normalen Geschmack hatten. An der Wurzel aber klebte noch die Hülse mit dem eingeritzten Zeichen." [15])

— „Dies ist's, was ich meinte. Wie dieses Samenkorn durch Cowindasamy zum beschleunigten Wachstum gebracht wurde, so bringt der Weise durch ethisches Leben sich selbst zu beschleunigtem Fortschritt und läßt die andern hinter sich. Was dein Samenkorn im Pflanzengebiete, das ist der Weise im psychischen Gebiete."

— „Ich begreife den Vergleich, aber nicht die Sache."

— „Und doch solltest du. Hat nicht dein eigenes jetziges Dasein mit einem solchen abgekürzten Wachstumsprozesse begonnen? Hast du nicht im Mutterleibe die ganze Stufenleiter deiner tierischen Ahnen abgekürzt durchlaufen? Hast du nicht als Kind die geschichtliche Entwicklung der Menschheit durchlebt?"

— „Ich gebe das zu. Aber das Kind im Mutterleibe hat diese seine Fähigkeit der abgekürzten Wiederholung dadurch erreicht, daß es — der Buddhist schon gar muß das zugeben — daß es die frühere Stufe schon einmal, und zwar mit normaler Geschwindigkeit, durchlief. Der Brahmane aber soll vorgreifend gleichsam den Zukunftsmenschen erreichen. Wie kommt er in den Besitz dieser Fähigkeit?"

— „Dein Einwand ist nicht ohne Scharfsinn, aber die Antwort ist leicht. Der Entwicklungskeim dieses Zukunftsmenschen, ja sogar der, Brahma zu werden, liegt bereits in dir. Seine Triebkraft ist damit noch nicht erschöpft, daß sie dich zum Menschen heraufgesteigert hat. Die Anlage zu allen höheren Stufen schlummert in dir, und es handelt sich nur darum, sie zur Entfaltung zu bringen. Sie muß sich aber entfalten, sobald du jenes Hindernis hinwegräumst, wodurch diese Triebkraft auf der derzeit erreichten Stufe festgehalten und zum Schlummer verurteilt wird. Dieses Hindernis sind die irdischen Triebe. Unterdrücke sie, so wird diese Triebkraft frei; unterdrücke diese sinnlichen Triebe vollständig, so wird von selbst das beschleunigte Wachstum deiner Seele eintreten, wie

der Baum mächtiger in die Höhe strebt, dem du die unteren Aeste beschneidest.“

Kühn im höchsten Grade lauteten für Alfred solche Worte. Der geschichtliche Fortschritt der Menschheit, die höchste Idee, zu der sich die europäische Kultur aufgerafft hat, schrumpfte vor diesem indischen Streben zwerghaft zusammen. Der Gedanke, die geschichtliche Zukunft ins Einzelwesen zu verlegen, die in der Zukunft liegende Steigerung der Menschheit in sich schon jetzt vorausgreifend zur beschleunigten Entfaltung zu bringen, — ein solcher Gedanke war Alfred nie in den Sinn gekommen. Nicht in seinen kühnsten Träumen hätte er sich so weit vorausgewagt. Einem solchen tollkühnen Streben brahmanischer Weisheit konnte er seine Bewunderung nicht versagen. Aber befreunden konnte er sich damit gleichwohl nicht; für ihn lag darin etwas Gewaltsames. Er hielt es für von selbst verständlich, daß jede Entwicklungsstufe in normaler Weise durchlaufen und ausgelebt werden müßte. Jeder erreichte Besitz müßte erst ordentlich befestigt werden, bevor die höhere Stufe erstrebt werden könnte. Die Arbeit mehrerer Wiedergeburten in eine einzige zusammenzudrängen, die vorgeschriebene Strecke gleichsam zu durchlaufen, statt zu durchgehen, das kann unsre Aufgabe nicht sein. Begreiflich ist zwar ein solches Streben in einer Religion, die dem Menschen von Anfang an gleich das höchsterreichbare Ziel steckt, die Gottwerdung; aber nicht in tollkühnem Vorwärtsstürmen kann man ein solches Ziel erreichen. Als Lebensprogramm eines einzelnen läßt sich ein solches Streben noch denken; für das Völkerleben aber ist es eine Utopie. Nur die langsame, aber stetige Entwicklung der Kultur des Gesamtvolkes kann die Sorge der Staatenlenker sein, und Alfred sagte sich, daß unsre europäische Kultur schon darin sündigt, wenn sie die oberen Zehntausend rascher vorwärts eilen läßt, während die trägere Masse des Volkes zurückbleibt, ja ganze Bevölkerungsschichten in einem menschenunwürdigen Zu-

stande gelassen werden. In diesem klaffenden Riß lag für ihn die Ursache unsrer sozialen Uebel.

Gleichwohl schaute Alfred mit Verehrung auf die Gestalt des Brahmanen, in welchem sich das hochfliegende indische Streben verkörpert zeigte. Abgelöst von der übrigen Menschheit stand er ihm da; beiseite getreten, beteiligte er sich nicht an der Arbeit seiner Generation. Wenn das zu tadeln war, so war es doch groß.

Alfred konnte tagelang die Gedanken nicht los werden, die der Brahmane ihm erregt hatte. Es war das ganz natürlich; denn auch er war von der Menschheit bereits abgelöst und beiseite getreten. Sein ganzes Fühlen und Denken, alle Arbeit seines Geistes galt seit Moideles Tod und noch mehr seit dem Tode seines Freundes nur mehr dem Jenseits; dem Diesseits war er abgestorben und nur der Gedanke an Emanuel war noch der dünne Faden, der ihn ans Leben knüpfte. Davon abgesehen hatte er auf der Welt nichts mehr zu suchen. Für sich persönlich fand er an dem Prinzip der Weltflucht nichts auszusetzen. Er hatte mit dem Leben abgeschlossen; an ihm verlor die Welt nichts, wenn er sich von ihr abwendete.

In diesen vorbereiteten Boden hatte nun der Brahmane ein Samenkorn gelegt, das notwendig Wurzeln treiben mußte. Dazu kam noch die krankhafte Idee, der er verfallen war: er schien ausersehen zu sein, allen Unglück zu bringen, denen er seine Liebe zuwandte. Leonore, die ihm allein noch übrig geblieben war, schien ihm bedroht zu sein, wenn er ihr sich nahte. Wenn er ihr aber entsagte, so lag vor ihm ein Leben ohne eigentliche Aufgabe, es war ihm nur mehr eine wertlose Bürde, die er zu schleppen hatte, und die er eben nur trug, weil er sich ihrer nicht entledigen konnte, noch wollte. Diese Lücke seines Daseins war es nun eben, in die das Gespräch mit dem Brahmanen einen Inhalt gelegt hatte. Am zwanzigsten Todestage Moideles in die Heimat zurückzureisen, das war sein fester

Entschluß; das stand für ihn fest, daß alsdann die Vision Hassans sich erfüllen und Emanuel gefunden werden mußte. Bis dahin aber galt es, eine lange Zeit auszufüllen. Als Tourist durch aller Herren Länder zu reisen, das war nicht nach seinem Geschmack. Sein ganzes Interesse galt den Studien, die er längst um ihrer selbst willen betrieb. Sie hatten ihren subjektiven Gefühlswert für ihn behalten, aber er verfolgte sie auch mit dem objektiven Interesse des Philosophen. Von den zwei Aufgaben, die Heinrich als die bezeichnet hatte, zwischen welchen der Mystiker wählen muß, erschien Alfred nun diejenige als die höhere, die der Brahmane betont hatte, die Aufgabe nämlich, ins Geisterreich gleichsam hineinzuwachsen, statt es an sich herankommen zu lassen. Wenn er sich auch sagte, daß ein solches Streben nicht im Naturplane liege, ja daß es unsrer irdischen Aufgabe widerstreite, so kam das doch für ihn nicht in Betracht, den das Schicksal flügellahm geschossen hatte, und der dem irdischen Fluge ja doch nicht mehr gewachsen war.

In solche Gedanken versunken, war er an eine Stelle gekommen, wo der Weg zwischen niederem Gebüsche einem Flusse entlang lief. Er blieb stehen und schaute den hinunterziehenden Wellen nach. Das gleichmäßige leise Rauschen hörte sich an gleich dem Abflusse der Zeit selbst, die in jedem Augenblick die Gegenwart zur Vergangenheit werden ließ. Damit floß auch, Minute für Minute, sein eignes Dasein dahin, ja alles Dasein, bis es endlich ablaufen mußte. Er dachte an das schwerwiegende Wort, mit dem Buddha seine Seele aushauchte: Alles ist dauerlos! Noch ein andrer hatte später die gleiche Wahrheit ausgesprochen und den Inhalt des Weltprozesses in zwei Worte gefaßt: Heraklit, der griechische Philosoph.

„Alles fließt! murmelte Alfred, aber das Wort bedrückte ihn nicht. Und wenn es abgeflossen sein wird, mein Leben, so werde ich doch nur dem Asklepios einen Hahn schuldig sein!"

Er setzte seine einsame Streiferei fort, bis er zu einem

abgelegenen indischen Wohnhaus kam, das am Saume eines Wäldchens, nahe einer Quelle, lag. Ermüdet von der Hitze des Tages trat er ein, und fand als einzigen Bewohner einen alten Mann, einen mohammedanischen Kaufmann, welcher der englischen Sprache mächtig war und in gesprächiger Weise ihn bewirtete. Seine Frau war ihm vor wenigen Monaten gestorben und hatte ihn einsam in der Welt zurückgelassen. Nun trug er sich nur mehr mit dem Plane, Indien zu verlassen, die noch schuldige Wallfahrt zum Grabe des Propheten anzutreten, dann aber den Rest seines Lebens in seiner Heimat Bagdad zu verbringen.

Alfred erbat sich die Erlaubnis, das Innere des Hauses anzusehen. Das war bald geschehen; so wohnlich das Häuschen eingerichtet war, groß war es nicht. Der Mohammedaner, der ihn begleitete, wies ihm auch noch den kleinen Waldteil, den Gemüsegarten und ein paar Grundstücke, die dazu gehörten, war aber nicht wenig erstaunt, als der vornehme Fremdling ihm kurzweg den Vorschlag machte, ihm sein Eigentum abzukaufen. Nichts konnte dem Mohammedaner gelegener kommen, und da er keine übertriebenen Forderungen stellte, war der Handel bald abgeschlossen, der schon in den nächsten Tagen rechtskräftig werden sollte.

Alfred besichtigte die nächste Umgebung des Hauses, das kaum eine Viertelstunde von dem Kloster entfernt lag, in dem der Brahmane wohnte. Er durchschritt den Waldstreifen und fand sich wieder am Ufer des Flusses, der in breiter Geräuschlosigkeit langsam dahinfloß, wie wenn er die Ruhe des Adepten achtete, der hier der Welt absterben wollte.

Seine nächste Sorge galt dem treuen Diener Franz. Dieser kränkelte schon seit längerer Zeit unter dem Einflusse des ungewohnten Klimas und war außer sich vor Entzücken, als Alfred ihn mit der Frage überraschte, ob er gerne in die Heimat zurückkehren möchte. Als er freilich vernahm, daß er allein fortreisen, daß er seinen Herrn verlassen sollte, traten

ihm die Thränen in die Augen. Er bat ihn, ihn nicht für undankbar zu halten, und schließlich bestand er wenigstens darauf, bei Alfred zu bleiben, bis ein neuer Diener in seine Obliegenheiten eingeweiht wäre.

Alfred nahm dazu einen Eingebornen, der ihm von verlässiger Seite empfohlen wurde. Derselbe sprach fließend englisch, war in der Kochkunst genügend bewandert und rühmte sich sogar, von dem englischen Residenten, in dessen Diensten er gestanden war, als Sekretär benutzt worden und als Uebersetzer indischer Bücher von ihm sehr geschätzt gewesen zu sein.

Innerhalb weniger Wochen, nachdem der Kauf richtig geworden, war das Häuschen eingerichtet, und der Büchervorrat, den Alfred, um in die indische Weltanschauung sich einzuführen, allmählich angesammelt hatte, wurde dahin gebracht. Noch waren einige Tage nötig, um Briefe in die Heimat zu schreiben und seinem Sachwalter in Wien alle Instruktionen zu geben, die durch seine längere Abwesenheit nötig gemacht waren. Endlich legte Alfred auch noch für alle Fälle, in aller Form Rechtens ausgestellt, sein Testament bei, worin er Leonore zur Erbin einsetzte. Für Franz sorgte er durch eine Pension und dadurch, daß er ihm in Karlstein einen Posten gab, den dieser selbst bei zunehmendem Alter noch versehen konnte.

Es war ein bewegter Abschied, den Alfred, der noch bis an die Küste mitgereist war, an Bord des Schiffes von seinem Diener nahm. Er beneidete ihn um sein Glück, in die Heimat zurückreisen zu dürfen. Hätte die Versuchung, es auch zu thun, über ihn noch mächtig werden können, so wäre es in diesem Augenblicke gewesen. Aber Alfred schwankte nicht; über ihn hatte der Gedanke Macht gewonnen, daß er sich von der Heimat verbannen müsse, wo er so viel Unheil angerichtet zu haben sich beschuldigte, und wo ihm nun nur noch die Schwester lebte, die durch seine bloße Annäherung an die

Heimat von Unglück bedroht wäre. Dieser krankhaften Vorstellung konnte er nicht mehr Meister werden.

Alfred umarmte seinen Diener und verließ das Schiff. Er entzog sich dem Gewühl des Hafens, und am Strande anhaltend, blickte er dem Dampfer nach, der sich dem Horizonte näherte und zuletzt nur an der feinen Rauchsäule, die emporstieg, noch erkennbar war. Nun war auch diese verschwunden. Seine ganze Einsamkeit in der Fremde überkam Alfred, als nichts mehr sichtbar war von dem Schiffe, das seinen Franz entführte, weit fort in die Heimat, nach Karlstein. Heu mihi, quo domino non licet ire tuo!

XXI.

Unter den Verpflichtungen eines Erzählers ist vielleicht die unangenehmste die, daß er das von ihm entworfene Lebensgemälde, wenn es einen längeren Zeitabschnitt umfaßt, nicht isoliert halten kann von den mannigfachen Einflüssen, die der Weltlauf mit sich bringt. Hat der Erzähler die Personen, für deren Wahl er sich entschied, zu einem kleinen idealen Kreise vereinigt, den er gerne vor jedem Eindringen andrer Menschen bewahrt wissen möchte, so legt ihm doch sein Bestreben, die Wirklichkeit zu schildern, wie sie nun einmal ist, Pflichten auf, denen er sich gerne entzogen hätte, wenn er nicht den Vorwurf fürchtete, eine Schäferidylle zu schreiben statt einer Erzählung. Die realistische Verpflichtung erlaubt nicht, auszuschließen, was man oft gerne ausschließen möchte, und würde der Erzähler die von ihm geschilderten Menschen selbst auf eine Insel der Seligen versetzen, so müßte er doch auch dann die wildstürmenden Meereswogen schildern, die an der Küste der Insel oft Verheerungen anrichten.

Auch wir sind genötigt, den Leser nunmehr mit einem Menschen von ganz andrer Art, als die bisher vorgeführten, bekannt zu machen; mit einem Menschen, der tief in das Schicksal Alfreds eingreifen sollte, aber nicht anders, als jene wilde Woge, die die Küsten der Insel der Seligen berennt.

Seit den Ereignissen, die wir dem Leser vorgeführt haben, sind achtzehn Jahre verflossen. An der Universität Wien hatte das Sommersemester begonnen und dank der Anziehungskraft

einiger in der medizinischen Welt berühmten Professorennamen, die der Lehrkatalog aufwies, hatte insbesondere die Zahl der Studenten der Medizin einen erfreulichen Zuwachs erfahren.

Unter denen, die sich in die Liste der Zuhörer hatten aufnehmen lassen, war einer in mehrfacher Hinsicht, besonders aber dadurch auffallend, daß er das normale Alter der Studenten längst überschritten hatte. Er nannte sich Somirof, und da er das Russische geläufig sprach, wurde er für einen Russen gehalten. Wiewohl er schon dreißig Jahre zählen mochte, war er doch der Gesellschaft seiner viel jüngeren Studiengenossen keineswegs abhold, suchte sie vielmehr beständig auf, wobei er sich mit Vorliebe an die vornehmeren und reicheren jungen Leute zu halten schien, nicht ohne manchmal für aufdringlich gehalten zu werden. Daß er bei dieser Auswahl irgendwelche Vorteile gesucht hätte, konnte man ihm gleichwohl nicht nachsagen. Er schien in ganz geordneten Verhältnissen zu leben, und wenn er das in unauffälliger Weise zeigen konnte, versäumte er die Gelegenheit nicht. Was sein für einen Studenten schon vorgerücktes Alter betraf, so erklärte er es damit, daß er ursprünglich in den Kaufmannsstand eingetreten sei, um eine unabhängige Stellung zu gewinnen und dann, wenn auch verspätet, sich der Wissenschaft widmen zu können, zu der ihn von jeher ein unüberwindlicher Drang beseelt habe.

Somirof war eine elegante Erscheinung und wußte diese durch das Fremdländische seiner Toilette zur Geltung zu bringen. Seine kleinen, farblosen Augensterne ließen das Weiß seiner Augen vorherrschen, und das verlieh ihnen einen ausdruckslosen Blick, aus dem nie ein Strahl heller Freude oder herzlicher Gesinnung zu dringen schien. Der schüttere Haarwuchs gereichte wenigstens seiner hohen Stirne zum Vorteil, die auf den ersten Blick den intelligenten Menschen verriet. Manchmal nur, wenn etwas sein besonderes Interesse erregte, nahm sein Blick etwas Lauerndes an. Dies war besonders dann der Fall,

wenn er in die Privatverhältnisse seiner jüngeren Studiengenossen einzudringen versuchte. Auffällig erschien auch noch etwas andres: Bei den Studentengelagen, die Somirof gern aufsuchte, sprach er geistigen Getränken mitunter stark zu, und dann mischten sich in seine Rede, die sonst ganz gewählt lautete, Ausdrücke, die einer ganz untergeordneten Bildungsklasse angehörten. Ein scharfsinniger Beurteiler würde daraus die Vermutung geschöpft haben, daß Somirof mit Menschen dieser Bildungsklasse lange genug verkehrt haben mußte, um sich ihre Sprachgewohnheiten anzueignen, die er tiefer in sich aufgenommen, als er verraten wollte, aber manchmal denn doch verriet, wenn der Wein seine Zunge löste. Somirof selbst, wenn er manchmal sich auf solchen Unvorsichtigkeiten ertappte, warf lachend die Bemerkung hin, nun sei er wieder einmal in seine Uralexistenz zurückgefallen, wo er als erster Ausbeuter eines gewinnreichen Bergwerkes sich das Vermögen erworben, das ihm nun seine Unabhängigkeit sicherte, wo er aber zu jahrelangem Verzicht auf den Umgang mit Gebildeten genötigt war. Das klang plausibel genug, und wenn dann Somirof wohl eine Bowle auftischen ließ, ging die Heiterkeit des Kreises oft bis an die Grenze der Ausgelassenheit, und manche neue Freundschaft wurde an solchen Abenden besiegelt.

Im allgemeinen war also Somirof unter seinen Genossen sehr beliebt. Niemand ahnte das große Geheimnis im Leben dieses Menschen, das erst einige Jahre später, und nur teilweise, aufgedeckt wurde, das aber dem Leser schon hier mitgeteilt werden muß.

Somirof hatte in früheren Jahren allerdings kurze Zeit dem Kaufmannsstande angehört, aber keineswegs hatte er durch Bergbau im Ural sein Vermögen erworben, sondern vielmehr durch eine Reihe von Betrügereien und Unterschlagungen, und zwar hatte er den größeren Teil seines Raubes in Sicherheit zu bringen gewußt, trotzdem ihn das Strafgesetz ereilte. In-

folgedessen war er zu sechsjähriger Arbeit in den Bergwerken Sibiriens verurteilt worden. Es war dem Gerichte nicht gelungen, die Vergangenheit dieses gefährlichen Menschen ganz aufzuhellen, und seine Weigerung, darüber Aufschluß zu geben, wurde von seinen Richtern vermutlich mit Recht dahin gedeutet, daß er schon früher sich mit ähnlichen Verbrechen befleckt. Jedenfalls konnte er als gefährlich im eminenten Sinne bezeichnet werden, da er bei ungewöhnlichen Geistesgaben jedes moralischen Fundamentes entbehrte, seine bedeutenden Anlagen also ganz in den Dienst seiner verbrecherischen Instinkte gestellt waren.

Als die Strafe des Gesetzes diesen Menschen traf, war er allerdings niedergeschmettert; aber er mußte sich gestehen, daß er noch gut weggekommen sei, und daß, wäre seine Vergangenheit aufgehellt worden, er nicht nur der Früchte seiner Verbrechen verlustig gegangen, sondern auch für Lebenszeit unschädlich gemacht worden wäre. Nun war er allerdings auf eine Reihe von Jahren seiner Freiheit beraubt, aber dann konnte er bei seiner Jugend noch immer ein neues Leben beginnen, und er traute sich die Fähigkeit zu, nicht ein zweites Mal so plump in die Falle zu gehen. In seiner Gefangenschaft hatte er Zeit genug, sich darüber zu besinnen, was er nach Ablauf derselben beginnen würde. Sein eigenes Beispiel und das der übrigen Sträflinge, nach deren Schicksale er sich eingehend erkundigte, lehrte ihn, daß in unsrer heutigen Gesellschaftsordnung derjenige verloren ist, der verbrecherische Absichten mit plumpen Mitteln verfolgt. Das war sein großer Fehler gewesen, und diesen wollte er nicht ein zweites Mal begehen. Der Taschendieb darf sicher sein, sein Handwerk nicht lange zu treiben; der Hochstapler dagegen hat Aussicht, viel länger unbelästigt zu bleiben. Kommt es zur Verurteilung eines solchen, so stellt sich mit großer Regelmäßigkeit heraus, daß er oft jahrelang in den besten Häusern verkehrte, und daß die Schminke seiner bloßen Salonbildung

hinreichte, ihn vor jedem Verdachte zu schützen. Das genügte freilich einem Somirof nicht. Er wußte sich im Besitze gewinnender Manieren; aber um seine Sicherheit zu verstärken, mußte er zur gesellschaftlichen Bildung noch wirkliche Bildung des Geistes, ein wirkliches Wissen hinzuerwerben, das für ihn freilich nicht den idealen Selbstwert hatte, sondern nur Mittel sein sollte. Wissen ist Macht, sagte er sich. Und wenn es auch mühsam war, solches Wissen sich anzueignen, so konnte er doch, seiner Talente sich wohl bewußt, das Versäumte nachholen; dann aber war er auch im stande, den Schlingen des Gesetzes zu entgehen.

Somirof hatte keinerlei Ehrgeiz irgend welcher Art. Er wollte nur eines erreichen: die Möglichkeit, ein genußreiches Leben zu führen, und dieser angeborene Trieb mußte natürlich unter den schweren Entbehrungen, denen er in Sibirien ausgesetzt war, aufs heftigste gesteigert werden. Sein ganzes Denken war mit Plänen erfüllt, wie er sein Ziel erreichen könnte. Welche Art von Wissen war für seine Zwecke am besten auszunutzen? Wenn er darüber in mancher schlaflosen Nacht sann, sagte er sich, daß der ärztliche Beruf die relativ geringste Mühe erforderte und vor andern unschätzbare Vorteile bot. Zunächst stand ihm als Arzt die ganze Welt offen, er konnte sich den Schauplatz seiner Thätigkeit beliebig aussuchen, beliebig verlegen, und überall war er eines gesicherten Einkommens gewiß. Seinem Berufe gemäß mußten ihm überall immer neue Bekanntschaften zufallen, und damit war eine Grundlage für seine Operationen geschaffen, die je nach den Umständen diese oder jene Gestalt annehmen würden. Der Arzt ist Vertrauter seiner Patienten; leichter, als irgend einem andern, kann es ihm gelingen, in Privat- und Familienverhältnisse Einblicke zu gewinnen, die sich dann von einem erfinderischen Kopfe in der einen oder andern Weise ausbeuten lassen. Für ihn, der dem plumpen Verbrechen entsagen und

dem raffinierten Verbrechen sich zuwenden wollte, war die erste Bedingung die, eine vor jedem Verdachte gesicherte Lebensstellung zu gewinnen. In der Medizin war das innerhalb weniger Jahre erreichbar, während welcher er mit den ihm gebliebenen Mitteln ziemlich sorgenlos leben konnte. Je mehr er überlegte, desto mehr befreundete er sich mit diesem Plane.

So beeilte sich denn Somirof nach endlicher Verbüßung seiner Strafzeit den russischen Boden zu verlassen, und wandte sich nach Wien, wo er seine medizinischen Studien in der That mit dem größten Eifer trieb und ein Wissen sich aneignete, welches das seiner Studiengenossen weit hinter sich ließ. Es war das ein Grund mehr, ihn bei solchen beliebt zu machen, die Belehrung suchten.

Unter diesen letzteren war ein junger Mann, Karl Maria Tiedemann, der sich weder durch Reichtum noch Vornehmheit auszeichnete, dessen Bekanntschaft aber Somirof, ohne daß ein besonderer Grund dafür ersichtlich war, eifrig pflegte. Es war ein bescheidener junger Mann, dem nur beschränkte Mittel zu Gebote standen, und der das Studium der Chemie erwählt hatte, das ihm am schnellsten einen gesicherten Lebensunterhalt verschaffen konnte, sei es als Apotheker, oder, wenn das Glück es wollte, etwa als Direktor einer chemischen Fabrik. Seinen intimeren Freunden gegenüber hielt er freilich mit Klagen nicht zurück. Sein Interesse galt einem ganz andern Wissenszweige, nämlich der Philosophie, und es war ihm sehr schwer gefallen, ihr zu entsagen; er mußte sich aber entschließen, weil es eben für ihn hieß: primum vivere, deinde philosophari. Sein geringes Vermögen reichte nur eben hin, seine Studien zu vollenden, mußte aber dabei aufgezehrt werden. Unter diesen Umständen war er schon jetzt darauf bedacht, seine Einnahmen durch gelegentliche schriftstellerische Arbeiten zu vermehren, und zwar durch solche, wobei er das Nützliche mit dem Angenehmen verband. Ein hervorstechender Zug seines Wesens war nämlich

eine begeisterte Liebe zur Natur. Wie er jeden freien Tag zu Ausflügen in den Wienerwald verwendete, so jede längere Ferienzeit zu größeren Fußreisen in seiner an Naturschönheiten so reichen Heimat. Die Bergwelt zu durchstreifen war für ihn eine Quelle unversieglichen Genusses, und durch die Schilderungen, die er über seine Streifzüge veröffentlichte, war er bereits zu einem beliebten Schriftsteller geworden. Diese Schilderungen zeichneten sich durch die lebhafte subjektive Färbung seines Schauens aus und verrieten einen Wanderer, in dessen Kopf sich die Welt in ganz besonderer Weise abmalte. Auch sein philosophischer Hang fand dabei seine Rechnung; denn nicht zum Stubenphilosophen war er angethan, sondern bedurfte der lebendigen Anschauung, um zu Gedanken zu kommen. Wenn er früh morgens durch ein menschenleeres Thal wanderte oder von einem hohen Berggipfel aus eine weite Welt überschaute, die wie ein großes Fragezeichen vor ihm lag, so fand er darin in der That nicht nur seine ästhetische, sondern auch seine philosophische Rechnung. Er blickte dann wie in eine fremde Welt, und in die Bewunderung derselben mischte sich ihm ein Gefühl der Verwunderung über sie. Er sah, wie die alten Griechen es ausdrückten, den großen Pan. Ihm war dann, wie einem Geschöpfe gewesen wäre, das mit der Besonnenheit eines Erwachsenen versehen seine plötzliche Geburt auf einem fremden Sterne erlebte. Diese Beschwerung durch das Naturrätsel drückte sich in seinen Schilderungen in immer neuer Weise aus und verlieh denselben eine frische Ursprünglichkeit. Aber auch das andre große Rätsel der Philosophie, der Mensch, erschien ihm in einem ganz andern Lichte, wenn er es in den Bergen studierte. Hier zeigte sich ihm die Zusammengehörigkeit von Land und Leuten. Der Gebirgsbewohner, mit der ihn umgebenden Welt innig verschmolzen, gleichsam von dem Mutterboden noch nicht abgetrennt, erschien ihm wie die lebendige Fortsetzung dieser Gebirgsnatur. Er mußte dem Menschen in jenen absonderlichen

Gestalten begegnen, die später Rosegger so vortrefflich geschildert hat, um von ihm philosophisch angeregt zu werden, um ihn als Problem zu empfinden; dagegen höre — so sagte er einmal in einer seiner Schilderungen — das Menschenrätsel auf, ihn zu reizen, wenn es in einem Frack stecke.

Bei einem dieser nur auf wenige Tage berechneten Ausflüge schloß sich ihm Somirof als Begleiter an. Er that das nicht etwa, weil auch er an solchen Streifereien Geschmack gefunden hätte, sondern in ganz bestimmter Absicht. Wenige Tage vorher nämlich, bei einer jener Kneipereien, an welchen, wie bereits erwähnt, Somirof gerne teilnahm, war auch ein Student gegenwärtig, der, entsprechend den freieren Anschauungen, wie sie gerade unter Studierenden der Medizin sich finden, kein Geheimnis daraus machte, daß er sich des Vorteils einer ehelichen Geburt nicht erfreue, sondern einst als ausgesetztes Kind an der Pforte eines vornehmen Hauses gefunden worden sei. Er hatte es, so erzählte er, insoferne gut getroffen, als das von der gewissenlosen Mutter angebotene Geschenk nicht zurückgewiesen wurde. Mit Bezug auf diese Lebensumstände hatte der Student längst einen Kneipnamen erhalten, den mancher sich verbeten hätte, den er aber heiter aufnahm. An jenem Abende nun hatte derselbe sogar in humoristischen Versen die Vorteile besungen, deren sich Kinder unbekannter Eltern erfreuten, und das in so witziger Weise, daß er einen förmlichen Jubel erregte. Bei dieser Gelegenheit nun hatte Somirof zufällig bemerkt, daß Tiedemann von diesem Vortrage ganz anders berührt wurde, als die lärmenden Genossen, daß er sich verlegen zeigte und erblaßte, schließlich aber brennende Röte sein Gesicht übergoß. Somirof sagte sich, daß ohne Zweifel auch Tiedemann in ähnlicher Lage war, wie der Vortragende, nur daß er aus irgend einem Grunde ganz anders darüber dachte und es verborgen halten wollte. Hier lag also vielleicht ein interessantes Familiengeheimnis vor, und solchen

spürte ja Somirof mit Vorliebe nach. In der That fielen ihm Tiedemanns Gestalt und Gesichtszüge heute besonders auf; sie schienen ihm von einem besonderen Gepräge zu sein, über das er sich seine Gedanken machte, und er beschloß, der Sache nachzugehen.

So war es gekommen, daß, als einige Zeit darauf Tiedemann von einem beabsichtigten Ausflug sprach, Somirof sich als Begleiter anbot. Dabei fand sich vielleicht Gelegenheit, ein Geheimnis aufzuhellen, aus dem sich unter Umständen Vorteil ziehen ließ. Somirof hatte nun einmal den Grundsatz, derartigen Dingen immer nachzuspüren, auch wenn für den Augenblick kein Nutzen einzusehen war. Es hatte sich schon manchmal ergeben, daß er Kenntnisse über Privatverhältnisse im Verlaufe der Zeit geschickt ausnutzen konnte; daher ließ er derartige Gelegenheiten, in ein Geheimnis einzudringen, nie vorübergehen, wäre es auch nur, um sein Spürtalent in Uebung zu erhalten.

Tiedemanns Benehmen an jenem Abende hatte Somirof gezeigt, daß der junge Mann seine Geburt von unbekannten Eltern als ein Unglück empfand, ganz ungleich jenem Studenten, der in launigen Versen über sich selbst gespottet hatte. Somirof mußte daher die Sache vorsichtig angreifen, und während er mit Tiedemann am ersten Tage der Wanderung rüstig dahinschritt, brachte er das Gespräch auf jenen Abend. Er war sich bewußt, die richtige Saite anzuschlagen, indem er das Benehmen des Studenten mißbilligte.

Was Somirof noch weiter vorbrachte, war nun vollständig aus der Luft gegriffen und nur zu dem Zwecke erfunden, in Tiedemanns Vertrauen sich einzuschmeicheln. Er sprach von einem angeblichen Freunde, der in ganz ähnlicher Lage ihm sein Vertrauen geschenkt und dessen hohe Dankbarkeit er dadurch erwarb, daß er ihm das Geheimnis erhellte, unter dem dieser wie unter einer drückenden Last gelebt hatte. Aber auch

die Eltern dieses Freundes habe er sich lebenslänglich verpflichtet, denen er das jahrelang vergeblich gesuchte Kind endlich zuführen konnte. Somirof schmückte diese Erzählung mit solchen Einzelheiten, die zu verbergen dienten, daß das ganze nur seine Erfindung war. Er betonte die ganz besondere gordische Verwickelung dieser Angelegenheit, und er brauchte die Schlußfolgerung gar nicht zu ziehen, sondern konnte das Tiedemann überlassen, daß zur Aufwickelung dieses Knotens ein besonderer Scharfsinn erforderlich war.

Es war natürlich, daß Tiedemann, dessen Geheimnis Somirof in der That ganz richtig durchschaut hatte, mit großem Interesse der Erzählung folgte, an deren Wahrheit er in seiner Treuherzigkeit nicht im geringsten zweifelte.

Nun ging Somirof, durch Tiedemanns Schweigen und das offenbare Interesse seines Zuhörers in seinen Vermuthungen bis zur Gewißheit bestärkt, noch einen Schritt weiter. Es widerstrebe der Offenheit seines Charakters, bemerkte er, von solchen Dingen weiter zu reden, ohne das Geständnis vorauszuschicken, daß er das Gespräch absichtlich auf diesen Punkt gelenkt habe. Er verwahrte sich dagegen, aus bloßer Neugierde so gehandelt zu haben, wolle überhaupt in das Geheimnis seines jungen Freundes nicht eindringen, wohl aber gebiete ihm seine reine Anteilnahme, ihn zu warnen.

— „Sie haben, fuhr Somirof fort, sich an jenem Abende selbst verraten. Ich bedurfte keines großen Scharfsinns, um aus Ihrem Benehmen zu erkennen, daß Sie unter einem ähnlichen Verhältnisse leiden, das Sie aber begreiflicherweise nicht dem Gespötte animierter Zecher preisgeben wollten. Darum habe ich mir damals vorgesetzt, Ihnen bei guter Gelegenheit größere Selbstbeherrschung zu empfehlen, deren Mangel Ihnen hätte Nachteil bringen können, wenn ein anderer, als ich, Sie beobachtet hätte und vielleicht weniger diskret gewesen wäre. Sollte aber je der Augenblick kommen, daß Sie in dieser An-

gelegenheit eines verläſſigen Freundes bedürfen, ſo rechnen Sie auf mich.“

Tiedemann war in großer Verlegenheit, ſein Geheimnis verraten zu ſehen, war aber Somirof dankbar für die freundſchaftliche und zarte Warnung, ſowie für das Anerbieten ſeiner guten Dienſte, die aber in ſeinem Falle auf eine ganz undankbare Sache verwendet wären.

— „All Ihr Scharfſinn, fügte er mit der Miene tiefer Betrübnis bei, würde an dem Umſtande ſcheitern, daß ich überhaupt keine Vermutungen über meine Abkunft habe, es wäre denn die, für welche alle Umſtände ſprechen, daß auf meinen Eltern der ſchwere Vorwurf laſtet, mich mit Abſicht in fremde Hände gebracht zu haben. Sie würden alſo im Falle eines Erfolges zwar meinen perſönlichen Dank gewinnen, aber nicht den ſolcher Eltern. Es iſt dies die peinlichſte Empfindung, unter der ich fortgeſetzt lebe. Ich habe es längſt aufgegeben, dem Geheimniſſe nachzuforſchen, und wäre ſchließlich auch zu ſtolz, mich Eltern aufdrängen zu wollen, die ſich in bewußter Abſicht von mir ferne halten.“

Mit großem pſychologiſchem Geſchicke lehnte Somirof die Vertraulichkeit ab, welche Tiedemann im Begriffe war, an den Tag zu legen. Er proteſtierte gegen weitere Aufklärungen und bat nur, ihm nicht zu verübeln, daß er aus freundſchaftlichen Beweggründen dieſen Punkt berührt habe. Damit ſchnitt zwar Somirof ſelbſt das Geſpräch ab, das doch großes Intereſſe für ihn hatte, aber Tiedemanns Vertrauen mußte nur um ſo mehr befeſtigt werden. Bei gelegentlicher Wiederaufnahme dieſes Geſpräches, die ſich Somirof natürlich vorbehielt, würde dieſer gewonnene Vorteil ſicherlich ſich geltend machen. Er ſchüttelte daher Tiedemann kurz die Hand.

— „Verjagen Sie alle Grillen, junger Freund, und laſſen Sie uns den ſchönen Tag genießen, den uns Gott beſchert hat!“

Damit gab er dem Gespräch eine andre Richtung, und da es ihm unbestreitbar gegeben war, über Gegenstände verschiedenster Art in interessanter Weise sich zu äußern, er auch schließlich nicht ohne Begeisterung von Tiedemanns Reiseskizzen sprach, gelang es ihm vollkommen, die Freundschaft des ahnungslosen jungen Mannes zu gewinnen.

Die Gelegenheit, auf das unterbrochene Gespräch zurückzukommen, sollte sich schon am nächsten Tage ergeben, und Tiedemann selbst war es, der es einleitete. Die Wanderung war nämlich unter drückender Hitze vollendet worden, und da gegen Abend ein kleineres Städtchen erreicht war, das den Vorteil einer Schwimmschule bot, schlug Tiedemann vor, sich dort vor dem Abendessen noch zu erfrischen. Bald tummelten sich die beiden Wanderer in dem nassen Elemente, das ihnen alle Müdigkeit aus den Gliedern zog. Während der Späße, welche die rüstigen Schwimmer im Wasser vornahmen, bemerkte Somirof am Halse des Freundes eine feine Goldkette, an der eine Münze mit einer segenspendenden Madonna hing.

— „Ich wußte Sie gar nicht so fromm," sprach Somirof; aber Tiedemann lehnte das Lob mit dem Bemerken ab, daß die Kette ohne Schließe sei und nicht abgelegt werden könne; zudem habe er seiner Adoptivmutter auf ihrem Totenbette versprochen, sie niemals abzulegen. Diese Münze sei alles, was von seinen Eltern auf ihn gekommen, die wohl das Kind, das sie verließen, wenigstens dem Schutze der Madonna empfehlen wollten.

Für Somirof gewann die Sache durch den Umstand Bedeutung, daß der Wert dieses Andenkens auf vornehme oder wenigstens reiche Eltern schließen ließ. Als aber Tiedemann die Medaille umwandte, um Somirof deren Rückseite sehen zu lassen, wurde dieser in seiner Vermutung noch bestärkt. Diese Rückseite zeigte nichts, als einige Zeichen, ein Herz, welches zwei Buchstaben umschloß, und ein Datum, das auf

nahezu zwanzig Jahre zurückging. Wie wenn er Mühe hätte, die Zeichen zu entziffern, hielt Somirof die Münze lange genug in den Händen, um sich alles, was sie zeigte, fest einzuprägen, ließ aber dann abermals das Gespräch fallen, um seine Neugierde nicht zu verraten, und trat in seine Kabine, sich anzukleiden. Dort aber war es sein erstes, sein Notizbuch zu nehmen und darin genau wiederzugeben, was er gesehen: die Buchstaben A und M, das umschließende Herz und das Datum 17. VIII. 1843.

— „Mein Gedächtnis ist gut, murmelte er, aber in allen Fällen ist es besser, etwas schwarz auf weiß zu besitzen."

Durch diese unscheinbare Entdeckung wurde Tiedemann für Somirof ein interessanter junger Mann. Im Verlaufe der nächsten Zeit kamen Somirofs Gedanken immer wieder auf den Gegenstand zurück, sie hatten aber ein Ergebnis, das von Tiedemanns Vermutungen einigermaßen abwich. Tiedemann war ohne Zweifel das Kind reicher, vielleicht vornehmer Eltern, und diese Eltern liebten sich wenigstens zur Zeit, da die Münze hergestellt worden, leidenschaftlich. Nach Wien zurückgekehrt erfuhr er leicht Tiedemanns Geburtstag. Es war der 28. Mai 1844. Somit war die Medaille vor der Geburt des Kindes angefertigt worden, bezog sich also auf irgend ein Ereignis in diesem Liebesleben, vielleicht gerade auf jene Zusammenkunft, welche die Geburt dieses Kindes zur Folge hatte. Was ereignete sich aber später? Sollte der Liebeshandel schon nach so kurzer Zeit seinen Abschluß gefunden haben? Bei der Mutter sicherlich nicht. Aber vielleicht war sie von ihrem Liebhaber verlassen worden. Das war möglich, und kam ja häufig genug vor. Gleichwohl zweifelte Somirof daran; gänzlich aber verwarf er den von Tiedemann ausgesprochenen Gedanken, daß seine Eltern absichtlich ihn in fremde Hände geliefert hätten, um ihrer Verpflichtungen ledig zu sein. Eltern, die ihre Spur verwischen und ihr Kind geradezu aussetzen wollen, hängen ihm

keine Medaille um, welche unter Umständen auf diese Spur führen konnte.

Was also hatte diese Liebesangelegenheit zum Abschluß gebracht? Durch Tiedemann hatte Somirof nur das eine erfahren, daß seine Eltern, aus Italien kommend, ihn nach Wien brachten, dann aber schon am nächsten Tage gemeinschaftlich abreisten und entgegen ihrem Versprechen, bald wiederzukommen, nicht mehr zurückkehrten. Dies war alles, was ihm seine Adoptivmutter, eben jene Frau, bei der die Eltern abgestiegen waren, sagen konnte, und was sie ihm in schriftlichen Aufzeichnungen hinterlassen hatte. Es lag also ein beiderseitiges Einverständnis der Eltern vor, und die gemeinschaftliche Abreise bewies, daß die Liebesangelegenheit vermutlich noch über die Geburt des Kindes hinaus sich erstreckte. Da nun Somirof die Mutter von dem Verdachte freigesprochen hatte, ihr Kind verlassen zu haben, mußte das Gleiche vom Vater gelten, der seine Beziehungen fortsetzte. Wie kam es nun aber, daß die Eltern nicht mehr zurückkehrten, da sie doch den Aufenthalt des Kindes kannten? Das war allerdings ein schwerwiegender Einwurf gegen die bisher gezogenen Folgerungen, — ein Einwurf, der ganz allein für Tiedemann hingereicht hatte, seine Eltern eines schweren Verbrechens anzuklagen. Somirof prüfte noch einmal die Folgerungen, die er gezogen hatte, und fand daran nichts auszusetzen. Die Abreise der Eltern stieß dieselben nicht notwendig um. Freilich hörte an diesem Punkte alle Gewißheit auf, und Somirof war der Mann nicht, sich lange mit bloßen Hypothesen abzuquälen, wo ihm der Ariadnefaden fehlte. In seinen bisherigen Gedanken aber befestigte er sich immer mehr. Tiedemann — so faßte er dieselben zusammen — war von vornehmen Eltern als Kind nach Wien gebracht worden; irgend ein nicht näher bestimmbares Hindernis hielt die Eltern ab, ihren Verpflichtungen nachzukommen, aber sie konnten die Absicht nicht haben, dieses Kind zu verlassen, an dem

ihr Herz schon darum hing, weil ihre gegenseitige Liebe noch fortdauerte.

So haftete denn an diesem Tiedemann ein ganz romanhaftes Problem, und Somirof beschloß, die Lösung zu versuchen. Von solcher Absicht zu sprechen, war kein Anlaß vorhanden, ja es wäre voreilig und unvorsichtig gewesen. Erst ein eventuelles Resultat der Untersuchung konnte darüber Aufschluß geben, ob es vorteilhafter wäre, Tiedemann aufzuklären oder nicht.

Hätte nun Somirof die vorgesetzte Aufgabe auch sogleich in die Hand genommen, so wäre sie doch trotz seines Scharfsinns gescheitert. Ein Ansatz in seiner Rechnung war nämlich durchaus falsch und beruhte auf einem fundamentalen Irrtum. Die Schuld lag nicht an Somirof; nicht er hatte diesen Rechnungsansatz ausgeklügelt, sondern von Tiedemann als eine Thatsache erfahren, die diesem selbst von seiner Adoptivmutter mitgeteilt worden war.

Wir sind es nun aber dem Leser schuldig, statt ihn Somirofs irrtümliche Vermutungen teilen zu lassen, ihm den wirklichen Sachverhalt mitzuteilen. Der Leser hat es längst erraten, daß dieser nun neunzehnjährige Tiedemann kein anderer war, als der seit Jahren trotz aller Nachforschungen vergeblich gesuchte Emanuel. Als vor etwa achtzehn Jahren Karl Schwaiger und seine Frau Maria Elena genötigt waren, Rapallo zu verlassen und die Reise nach Ungarn anzutreten, waren sie, wie wir wissen, nicht in einem Gasthause abgestiegen, sondern bei einer Witwe, Johanna Tiedemann, die einen Teil des von ihr bewohnten Stockwerkes zur Aufnahme von Fremden hergerichtet hatte. Den ihrer Obhut anvertrauten Emanuel hatten sie bis nach Wien mitgenommen, dann aber bei der Witwe gelassen, der sie mit eindringlichsten Bitten die Sorge für das Kind ans Herz legten. Nach Ungarn gekommen, fanden sie bei der Ueberfahrt über die Theiß den Tod. Frau Tiedemann, welcher Emanuels

Abkunft unbekannt war, hielt begreiflicherweise die bei ihr Abgestiegenen für die Eltern des Kindes, und als Monat um Monat verstrich, ohne daß die Eltern Kunde von sich gaben, wurde es ihr klar, daß sie unter dem Vorwande der Reise ihr Kind absichtlich verließen. Die Thränen der fremden Frau, die diese über die angebliche Lebensgefahr ihrer Mutter vergoß, schob Frau Tiedemann auf Rechnung eines noch vorhandenen Restes von mütterlicher Liebe, und die Eindringlichkeit, womit jene gebeten hatte, für das Kind gewissenhaft zu sorgen, schien ihr ganz einleuchtend unter dem Gesichtspunkte, daß die gewissenlose Mutter eine Trennung für immer beabsichtigte.

Aber diese ihr aufgebürdete Sorge fühlte Frau Tiedemann keineswegs als Last. Das einzige Kind, das ihr in der eigenen Ehe beschieden gewesen, war im gleichen Jahre gestorben, wie ihr Mann selbst. So stand sie allein in der Welt. Sie war glücklich, das bei ihr zurückgelassene, außergewöhnlich schöne Kind für sich behalten zu können, ja sie dachte bald mit Schrecken an die Möglichkeit, daß die gewissenlosen Eltern, von Gewissensbissen bedrückt, es zurückverlangen könnten. Sie wußte den Namen des Kindes nicht; denn während der kurzen Zeit ihrer Anwesenheit hatten die Eltern es nur mit einem nichtssagenden Kosenamen benannt; auch von den Eltern selbst wußte sie lediglich die Vornamen, womit sie gegenseitig sich angeredet hatten. Frau Tiedemann war sehr fromm; es kam ihr mehr und mehr der Verdacht, daß die bei ihr abgestiegenen Fremden vielleicht gar nicht verheiratet gewesen. Aber auch das unterlag berechtigten Zweifeln, ob solche Eltern christliche Pflichten übten, und ob das Kind christlich getauft worden. Sie trug ihre Bedenken ihrem Beichtvater vor, der sie darin nur bestärkte und ihr entschieden riet, die Taufe vornehmen zu lassen; denn Eltern, die ihr Kind in fremden Händen ließen, waren sicherlich ohne Religion, und wie das leibliche, so lag ihnen

auch das ewige Wohl des Kindes nicht am Herzen. Angenommen aber selbst, das Kind sei bereits getauft, so konnte doch eine Wiederholung nicht schaden; ja der Beichtvater schien sogar das Gegenteil zu vermuten, indem er mit den Worten schloß: Doppelt genäht hält fester!

So erhielt denn das Kind in dieser zweiten Taufe die vereinigten Vornamen seiner vermeintlichen Eltern, Karl Maria. Frau Tiedemann aber, um ihm wieder eine liebende Mutter zu geben, adoptierte das Kind, und bis zu ihrem Lebensende kam sie den freiwillig übernommenen Pflichten mit größter Gewissenhaftigkeit nach.

Unter solchen Verhältnissen waren natürlich alle inzwischen angestellten Nachforschungen nach Emanuel vergeblich geblieben, und wenn Frau Tiedemann sogar Kunde davon erhalten hätte, würde sie durch die verschiedenen geschilderten Umstände abgehalten worden sein, dieselben auf ihr Adoptivkind zu beziehen. Mit den Jahren wuchs die Gewißheit, daß sie es würde behalten können, und sie hatte sich längst dementsprechend eingerichtet. Sie zog in einen der Vororte Wiens — das Ferngesicht Hassans war in dieser Hinsicht ganz zutreffend — und widmete sich dort seiner Pflege, wie es nur eine wirkliche Mutter hätte thun können. Das Kind aber gedieh vortrefflich.

So wuchs denn Karl Maria Tiedemann allmählich heran, und als seine brave Adoptivmutter, kaum daß er die Universität bezogen hatte, das Zeitliche segnete, hinterließ sie ihm ein bescheidenes Vermögen, mittels dessen er seine Studien fortsetzen und sich über die Jahre hinweghelfen konnte, die bis zu einer Anstellung noch verstreichen mochten. Er bewahrte denn auch das Andenken an diese zweite Mutter mit um so größerer Pietät, als er das Verhalten seiner wirklichen Mutter verurteilen mußte. Ueberkam ihn auch manchmal ein instinktives Sehnen nach dieser wirklichen Mutter, so mußte es doch immer in das schmerzliche Gefühl einmünden, daß sie

pflichtvergessen an ihm gehandelt hatte. Dieses Gefühl mußte in ihm noch gesteigert werden, wenn er manchmal die Medaille betrachtete, die er am Halse trug, und welche bewies, daß seine Mutter nicht einmal die Entschuldigung der Not geltend machen konnte. Unter solchen Umständen hielt ihn wirklich nur das der Adoptivmutter gegebene Versprechen ab, die Medaille, deren Anblick ihm so unangenehme Empfindungen erregte, von sich zu thun.

Somirofs Scharfsinn wäre der Aufgabe nicht gewachsen gewesen, Tiedemanns Familiengeheimnis aufzuhellen. Vorläufig dachte er daran auch nur wenig. Eile war ja nicht nötig, und zudem rückte für ihn die Zeit des medizinischen Examens heran, und der Lebensplan, den er in den Bergwerken Sibiriens entworfen, war viel zu tief in sein Gehirn eingegraben, als daß er sich nicht jetzt alle Mühe gegeben hätte, sich auf sein Examen so vorzubereiten, daß er es bald darauf glänzend bestand.

Jetzt hatte er erreicht, wonach er gestrebt hatte. Die Welt stand ihm nun offen, und mit Ruhe konnte er daran gehen, weitere Pläne zu entwerfen. In gewissem Sinne hatten dieselben bereits eine feste Gestalt angenommen. Somirof war nämlich ein fleißiger Besucher des Journalsaales der Universität, wo er von allen in sein Fach einschlagenden Zeitschriften, auch den ausländischen, Einsicht nehmen konnte. Jede neue Entdeckung interessierte ihn lebhaft, konnte sie ihm doch vielleicht zu ärztlichem Ruf und damit zu der Rolle verhelfen, die nun einmal in seinem Lebensplane lag. So erhielt er denn auch Kunde von einer Entdeckung, die damals in London viel von sich reden machte, und die er nicht nur als Arzt für höchst beachtenswert hielt, sondern die auch seine bisher ins Unbestimmte gehenden Absichten auf einen festen Punkt einstellte, je mehr er darüber nachdachte. Diese Entdeckung betraf den von dem englischen Arzte James Braid zuerst syste-

matisch angewendeten Hypnotismus.[16]) Zwar hatte Braid, wie jeder Bahnbrecher, viele und heftige Gegner, und in den Zeitschriften wurde mehr gegen, als für ihn geschrieben. Wie bekannt, gelang es denn auch schließlich dem in der Medizin herrschenden Schlendrian, die neue Wahrheit fast auf ein halbes Jahrhundert hintanzuhalten, so daß sie erst in unsren Tagen zur Anerkennung gelangt ist. Was man insbesondere gegen Braid geltend machte, war der schwere Mißbrauch, der vom Hypnotismus gemacht werden konnte; das war es eben, was für Somirof besondere Wichtigkeit hatte. Er beschloß daher, sich die Sache näher anzusehen und seinen Aufenthalt nach London zu verlegen, um an der Quelle selbst den Hypnotismus zu studieren. Immer vorsichtig, auch wenn es nach der momentanen Sachlage nicht nötig zu sein schien, behielt er diese Absicht für sich und sprach davon, auf der Pariser Hochschule seine medizinischen Kenntnisse erweitern zu wollen.

Von Tiedemann verabschiedete sich Somirof in herzlichster Weise. Vielleicht ließ sich an den jungen Mann und dessen Familiengeheimnis noch einmal ein Plan anknüpfen. Er wollte mit ihm befreundet bleiben und ließ sich von ihm versprechen, den brieflichen Verkehr aufrecht zu erhalten.

Somirofs Hoffnungen in Bezug auf London erfüllten sich in reichlichem Maße. Braid nahm den wißbegierigen Kollegen freundlich auf, und unter seiner Anleitung lag dieser ein ganzes Jahr hindurch eifrigst dem Studium des Hypnotismus ob. Als er London verließ, wußte Somirof auf das bestimmteste, daß er nicht nur ein therapeutisches Mittel ersten Ranges in Händen hielt, womit er allen damit nicht vertrauten Kollegen den Rang ablaufen konnte, sondern er sagte sich auch, daß jetzt erst seine medizinischen Kenntnisse ihm zu einer Waffe geworden, mit der er den sozialen Lebenskampf in dem ihm vorschwebenden Sinne führen konnte, sobald sich nur eine günstige Gelegenheit ergab. Eine solche mußte sich aber bald genug er-

geben. Jetzt hatte er erreicht, was er wollte; ein Wissen, welches zugleich ein ungeheures Machtmittel war; eine Waffe, die, geschickt gehandhabt, gefährlicher war, als Gift und Dolch, und den unschätzbaren Vorteil bot, dem Besitzer nicht nachgewiesen werden zu können. Er besaß das Mittel, jeden, den er der hypnotischen Behandlung unterwarf, in einen Zustand tiefer Bewußtlosigkeit zu versetzen und in vollständige Abhängigkeit von ihm zu bringen. Dieses Mittel konnte er zum leiblichen Wohle des Patienten anwenden, und dann war es ihm leicht, als Arzt sich einen berühmten Namen zu machen; er konnte es aber auch zu andern, sogar zu verbrecherischen Zwecken anwenden, und dann bestand nicht die mindeste Gefahr, entdeckt zu werden. Der hypnotische Schlaf, in der Weise erzeugt, wie er es hundertmal gethan, bot die Eigentümlichkeit, daß ihm ein erinnerungsloses Erwachen folgte, und das bedeutete für Somirof, daß nicht einmal derjenige, gegen welchen diese Waffe mißbraucht wurde, nach dem Erwachen wider einen verbrecherischen Arzt aussagen konnte. Ein Verbrechen aber, ohne Zeugen begangen, und wobei nicht einmal der Geschädigte als Zeuge auftreten konnte — das bedeutete die Unmöglichkeit einer Entdeckung. Nur eins war dazu noch nötig, die vollständige Gewissenlosigkeit desjenigen, der den Mißbrauch begehen wollte. Aber dieses unbequemen Dinges, welches die Menschen Gewissen nennen, und von welchem sie sich thörichterweise das Recht verkümmern lassen, den Kampf ums Dasein in rücksichtsloser Weise zu führen — dieses unbequemen Dinges hatte sich Somirof längst entledigt. Von dem Augenblick an, da er London verließ und den Kontinent wieder betrat, hatte die soziale Ordnung mit einem Gegner zu rechnen, der damals vielleicht in ganz Europa an Gefährlichkeit seinesgleichen nicht fand.

Die Ueberanstrengungen der letzten Jahre hatten ihm leiblich einigermaßen zugesetzt, und Somirof, der auf seine Gesundheit

immer besonders bedacht war, wollte sich physisch kräftigen. Das mens sana in corpore sano hatte für ihn, das heißt für seine Pläne, eine größere Bedeutung, als für irgend einen andern. Er beschloß daher, den Herbst noch zu benutzen, um sich durch Seebäder zu stärken, und reiste zu diesem Behufe nach Venedig, wo er je nach den Umständen auch den Winter zu verbringen gedachte. Als deutscher Arzt hatte er alle Aussicht, es dort zu einer glänzenden Praxis zu bringen, und die von Fremden vielbesuchte Stadt konnte sich als ein sehr günstiger Boden für seine dunkle Thätigkeit erweisen.

XXII.

Was Alfred in Indien fand, war etwas ganz andres, als was er durch sein Verbleiben im Lande zu erreichen hoffte. Getreu dem ihm von Morhof vorgezeichneten Programme studierte er die Phänomene des Somnambulismus hauptsächlich an solchen Individuen, die, gleich dem Seher Hassan, sich des Fernsehens rühmten. Oft genug noch fand sich die Gelegenheit, mit Leuten dieser Art zusammenzukommen, und dann suchte er immer, über Emanuels Schicksal Aufschlüsse zu erhalten. Häufig war seine Enttäuschung eine vollständige, aber häufig auch begegnete er glaubwürdigen Sehern, die ihn in seiner Ueberzeugung immer mehr befestigten, wenn auch ihre Visionen stets wieder bei jenem geheimnisvollen Nebel auf dem weißen Berge, das heißt auf dem Elendgletscher einmündeten. Oft war daran die Warnung geknüpft, daß ihm dort Gefahr drohe, aber immer auch hieß es, er werde dabei seinen Sohn finden. Unter diesen Umständen war sein Glaube ganz unerschütterlich, daß diese Vision, für deren Zeitbestimmung sogar übereinstimmende Angaben vorlagen, sich erfüllen würde. Die angekündigte Gefahr schreckte ihn nicht; denn erstlich schien sie ein notwendiger Durchgangspunkt zu sein, und dann mußte

er ja diese Gefahr notwendig bestehen, da er am gleichen Tage noch Emanuel finden sollte.

Durch Heinrichs Tod war aber auch noch der andre Teil seines Programms auf Alfred übergegangen, und darum entsagte er auch jenen Versuchen nicht ganz, in welchen ihm, hauptsächlich durch Vermittlung des unübertrefflichen Cowindasamy, die Geisterwelt näher gerückt wurde. Oft noch sah er Phänomene, die ihn ein Eingreifen Moideles und Heinrichs nicht bezweifeln ließen, und befestigten in ihm jenen Gemütszustand, worin er mit den Worten der Bibel fragen konnte: Tod, wo ist dein Stachel?

Den größten Vorteil hatte aber Alfred doch unter der Leitung des Brahmanen zu finden gedacht, und er knüpfte daran lange Zeit die überschwengliche Erwartung, selbst zum Seher zu werden. In diese Erwartungen ließ er sich immer mehr hineinsteigern, wenngleich er anfänglich nur immer mit Versprechungen abgespeist wurde, die auf die lange Bank schoben, wonach er doch gerne sofort gegriffen hätte. Von Leuten, wie Cowindasamy, sprach der Brahmane mit geringer Achtung; er bestand nicht darauf, daß Alfred solchem Umgang entsagen sollte, aber er lenkte ihn beständig auf das höhere Ziel hin, daß der Mensch in sich selber jene Fähigkeiten zur Reife bringen soll, die seiner geistigen Wesenheit angehören, jene Kräfte, durch deren Entwicklung wir schon innerhalb des irdischen Lebens geistige Naturen zu werden vermögen.

Alfred hatte dagegen nichts einzuwenden; aber so lange er diese Vorteile nicht selbst an sich erfuhr, konnte er seinem Lehrer mit Recht einwerfen, daß er bei Cowindasamy wenigstens greifbare Resultate erreiche, Phänomene, die der wissenschaftlichen Untersuchung im höchsten Grade wert, daher von dem größten Interesse für ihn seien.

Auf ganz neutralem Gebiete fanden sich Lehrer und Schüler in Bezug auf die indische Gedankenwelt. Hier war der Unter-

richt des Brahmanen vom größten Nutzen für Alfred und gab keinen Anlaß zu Meinungsdifferenzen, besonders soweit der Unterricht die historische Seite betraf. Der uns Europäern so fremd gewordene indische Gedanke, aus dem unerforschlichen Nebel des grauen Altertums immer klarer aufsteigend, erfüllte Alfred mit Ehrfurcht und Bewunderung. Hier fand er gleichsam die Wurzelvorstellungen, aus welchen alle seither in der Menschheit aufgetretenen metaphysischen Gedanken herausgewachsen waren, wie die europäischen Sprachen aus der indogermanischen Ursprache. Das Problem dieser allmählichen historischen Entwicklung gewann für Alfred so viel Interesse, daß schließlich davon sogar sein Streben überwuchert wurde, selbst zum Adepten sich heranzubilden. Dieses gewaltige kulturhistorische Problem, die geistige Unterströmung bloßzulegen, von welcher der Verlauf der Menschengeschichte bestimmt wird, gewann in Alfreds Geist immer bestimmtere Gestalt, und der Brahmane war weit davon entfernt, diese Begeisterung seines Schülers niederzuhalten; denn je mehr dessen Bewunderung für die indische Weltanschauung zunahm, desto sicherer ließ sich ja erwarten, daß Alfred schließlich doch der praktischen Richtung des Adepten wieder zuneigen würde. Die reichlichen Hilfsmittel, die ihm der Brahmane bot, konnte Alfred freilich nur in dem Maße ausnutzen, als er im Studium des Sanskrit Fortschritte machte, was trotz der vortrefflichen Anleitung seines Lehrers nur langsam geschah. Aber im Verlaufe der Zeit ging Alfred daran, das immer mehr anschwellende Material, das er gesammelt, für ein weitläufig angelegtes Werk zu ordnen, das die Wiederanknüpfung des europäischen Gedankenkreises an die indischen Wurzelvorstellungen versuchen sollte.

Damit wurde übrigens Alfred der mystischen Richtung, die ihn ins Land geführt hatte, keineswegs entfremdet. Seine Arbeit war nicht kulturhistorischer Art im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Er, der in der Bibliothek von Karlstein so viel

Zeit darauf verwendet hatte, das Hexen- und Zauberwesen und überhaupt die mittelalterliche Mystik bis zu ihren letzten Ausläufern, Mesmerismus und Somnambulismus, zu studieren, und in diesen Gebieten gründlich bewandert war, erkannte leicht, daß alle diese Erscheinungen den gemeinsamen indischen Mutterboden hatten, von dem sie allmählich sich ablösten, ihren Ursprung vergaßen und in der Isolierung sich selbständig verwandelten, nicht ohne je nach Zeit und Ort ihrer Weiterentwicklung auf europäischem Boden viele fremde Bestandteile aus den herrschenden Vorstellungen aufzunehmen, wodurch sie mehr oder weniger verfälscht wurden. Er behandelte daher sogar mit Vorliebe die mannigfaltigen praktischen Bestrebungen der indischen Sekten, und in dieser Hinsicht war ihm der Unterricht des Brahmanen unschätzbar.

Die große Aufgabe, die sich Alfred gestellt, wuchs ihm unter den Händen immer mehr an. Sie legte ihm beschwerliche Reisen auf, wie sie in solchem Umfang nur selten von Europäern unternommen worden waren, die er aber bei seinen reichlichen Mitteln auch gründlich ausnutzen konnte. Durch die schwerwiegende Empfehlung seines Lehrers kam er mit der Brahmanenwelt in immer engere Berührung, und die hohen Behörden des Landes unterstützten ihn in jeder denkbaren Weise.

So war denn allmählich eine lange Reihe von Jahren dahingeflossen, und Alfred mußte endlich daran denken, nach Europa zurückzukehren. Welche Wandlungen waren seither in seinem Innern vorgegangen! Als Jüngling war er nach Indien gekommen, gebeugt von Schmerzen, die ihn seine Hand nach dem Geisterreiche hatten ausstrecken lassen; jetzt war er ein gereifter Mann, der sein vierzigstes Lebensjahr überschritten hatte; an Stelle der unfruchtbaren Schmerzen waren allmählich feste Lebenspläne getreten. Ein wissenschaftliches Werk, welches — er konnte sich das ohne Eitelkeit gestehen —, wenn ihm die Vollendung gegönnt war, von großer Bedeutung sich erweisen

würde, war so weit vorbereitet, daß er das angesammelte ungeheure Material nur noch zusammenzustellen brauchte. Seinen nunmehr zum Jüngling herangereiften Sohn sollte er nun bald finden und konnte dann den Pflichten seiner Erziehung nachkommen, deren Erfüllung das Schicksal ihm bisher versagt hatte. Er genoß im voraus schon das Leben, das seiner in Karlstein wartete, in dem lang entbehrten Umgang mit Leonore, die seinem Emanuel eine Mutter werden sollte. Er konnte noch hoffen, ein glücklicher Mensch zu werden, und nur der noch immer betrauerte Jugendfreund fehlte in dem Gemälde, das vor seiner Phantasie stand.

Manchmal zwar stellte sich Alfred noch die Frage, ob er es wagen dürfte, zu Leonore zurückzukehren, von der er so lange sich ferngehalten, weil er sich für ein unheilvolles Werkzeug des Schicksals hielt, von dem nur Unglück für die ausging, die er liebte. Aber diese krankhafte Vorstellung war denn doch im Verlaufe der Jahre zu sehr abgeschwächt worden, als daß sie seiner Absicht, in die Heimat zurückzukehren, im Wege gestanden wäre. Häufig hatte er sowohl bei Cowindasamy, als bei andern Fakiren, diesen Punkt berührt, und soweit er aus den erhaltenen Aufschlüssen Bestimmtes schließen konnte, war es ihm immer vorgekommen, als wäre der zwanzigste Todestag Mariettas jener Termin, der ihn der langersehnten Ruhe zuführen sollte. Das Wiederauffinden Emanuels erschien ihm als ein Ereignis, das die düstere Vergangenheit abschließen und jene neue Aera einleiten würde, die er sich im Bilde eines glücklichen Lebens in Karlstein dachte.

Je näher die Zeit heranrückte, desto mehr bemächtigte sich Alfreds die so lange Jahre hindurch niedergehaltene Ungeduld, daher beschloß er, der Heimat, von der er sich so lange verbannt hatte, wenigstens näher zu rücken und die noch abzuwartende Zeit durch Reisen in Griechenland und Italien auszufüllen, in jenen Ländern, deren Besuch ihm in seinen Jüng-

lingsjahren als der schönste seiner Zukunftspläne vorgeschwebt hatte, und von welchen er doch vom Schicksale bisher ferngehalten worden war.

So nahm denn Alfred von seinem langjährigen Lehrer Abschied und schiffte sich nach Europa ein. Die Reise, auf welcher ihn zu begleiten wir keinen Anlaß haben, führte ihn endlich nach Ravenna. Noch hatte er aber ein Jahr zu warten, bis jener Todestag Mariettas wiederkehren sollte, an dem er Emanuel finden würde. Kurz vorher — das wußte er — sollte er in Venedig dem „Manne mit der Narbe" begegnen; aber der genaue Zeitpunkt war nicht angegeben worden. Alfred beschloß daher, die noch vorhandene Wartezeit mit einer Fahrt längs der merkwürdigen dalmatinischen Küste auszufüllen. Er segelte nach Kattaro und erfreute sich an den Reizen des meilenweit ins Land hineingestreckten Hafens; er besuchte dann Ragusa, diese rings von einer Felsenwüste umgebene landschaftliche Perle, und erreichte endlich Spalato, die in die Ruinen des diokletianischen Palastes hineingebaute Stadt. Die weitere Fahrt sollte über Zara und durch das Gewirre der Felseninseln im Guarnero nach Fiume gehen, dann mit Umschiffung der istrischen Halbinsel nach Triest und Venedig. Dies war die dem Dampfer vorgezeichnete Route, den Alfred in Spalato bestiegen hatte. Sie mußte aber abgeändert werden, als in der zweiten Nacht sich einer jener Nordoststürme einstellte, die im Adriatischen Meere häufig zu rasender Gewalt anschwellen und in dem an unterseeischen Klippen reichen Guarnero den Schiffen oft gefährlich werden. Der Kapitän wollte seinen schon etwas altersschwachen Dampfer solchen Gefahren nicht aussetzen und trachtete, das freie Meer zu gewinnen, wo das Schiff zwar ein Spielball der Wellen, aber den heimtückischen Klippen der Küste nicht ausgesetzt war. Da der Sturm auch noch am nächsten Tage in ungeschwächter Heftigkeit wütete, war die Rückkehr nach der Küste nicht rätlich, und der Kapitän beschloß,

die über Fiume, Pola, Triest und Venedig angesetzte Fahrt in umgekehrter Richtung zu machen. Beim Anblick Venedigs aber, dieser traumhaften Meeresstadt, die ihresgleichen nicht hat, verzichtete Alfred auf die weitere Fahrt und stieg ans Land. Mit mehr Genuß, so schien es ihm, konnte er in Venedig die Monate verbringen, die noch verstreichen sollten, bis der „Mann mit der Narbe“ auftauchte. Von seinem indischen Diener begleitet, richtete er sich in einem vornehmen Gasthause in einer Reihe von Zimmern ein. Bald sollte er den Zufall, der ihn früher, als es seine Absicht gewesen, hierher geführt hatte, als einen glücklichen preisen.

Schon wenige Tage nach seiner Ankunft wurde er von einem heftigen Unwohlsein ergriffen. Alfred war, soweit seine Erinnerung reichte, niemals krank gewesen. Er fügte sich daher jetzt nur ungeduldig in den so ungewohnten Zustand und ließ, um einen verläßigen Arzt zu erfragen, den Gasthofbesitzer rufen, der, wiewohl er ein Italiener war, doch einen deutschen Arzt empfehlen zu sollen glaubte. Eine Stunde später trat, vom Wirte bis zu den Zimmern des Grafen Karlstein geführt, mit raschen Schritten ein Mann ein, der sich als Doktor Somirof vorstellte, über den Zustand des Patienten Aufschlüsse sich erbittend. Mit einem Schrei fuhr der Kranke von seinen Kissen empor und starrte mit weitgeöffneten Augen auf den Arzt.

Somirof, in dem begreiflichen Irrtum, hier vor einem Fieberkranken zu stehen, der vielleicht von Gehirnentzündung bedroht sei, befühlte mit beruhigenden Worten den Puls des Patienten, erkannte aber alsbald seinen Irrtum und zweifelte daher nicht an der Erklärung, die der Patient selbst für sein Benehmen gab:

— „Meine Erregtheit hat durchaus nichts mit meiner Krankheit zu thun, sondern entspringt einer ganz anderartigen, für einen Arzt gleichwohl interessanten Ursache, von der ich jedoch für den Augenblick abzusehen bitte, um zunächst sich mit meinem

Zustande zu beschäftigen, dessen Symptome mir nur darum befremdend sind, weil mir Krankheiten bisher überhaupt ferne blieben."

Alfred hatte nie daran gezweifelt, daß die von andern Sehern bestätigte Vision Hassans sich in Venedig erfüllen sollte; er war aber doch begreiflicherweise fast in Bestürzung geraten, als er in Somirof auf den ersten Blick den „Mann mit der Narbe" erkannte. Die Beschreibungen, die er erhalten und so oft wieder überlesen hatte, stimmten vollkommen, insbesondere aber war die Narbe ganz unverkennbar, die, über die Stirne laufend, durch eine dünne Vertikallinie die Augenbrauen unterbrach.

Somirof stellte aus den ihm geschilderten Symptomen und aus dem Befunde des Kranken mit richtigem Blick seine Diagnose. Eine Gefahr bestand nicht; aber es gehörte nun einmal zu Somirofs System, die Zustände seiner Patienten als bedenklicher auszugeben, als sie es verdienten. Das erhöhte nach Wiedergenesung der Kranken die Bedeutung des geleisteten ärztlichen Dienstes und steigerte die Dankbarkeit des Wiederhergestellten. Graf Karlstein, der, von einem indischen Diener begleitet, die schönsten Zimmer des Hotels bewohnte, war für Somirof ein interessanter Patient, welchen durch ärztliche Dienste sich zu verbinden vielleicht einmal Vorteil bringen konnte. Er verhehlte daher dem Grafen nicht, daß die Krankheit immerhin ernsthaft sei, daß er aber derselben bald Herr zu werden hoffe.

Alfred dankte für die offene Sprache, erklärte aber, nicht im mindesten beunruhigt und von seiner Genesung fest überzeugt zu sein. Das war er in der That. Seit dem Augenblicke, da er den Mann mit der Narbe erkannt hatte, wußte er, daß nun auch die übrigen Teile der erhaltenen Prophezeiung mit unerbittlicher Notwendigkeit eintreffen würden. Da er also auch Emanuel finden mußte, konnte auch seine Krankheit nur eine vorübergehende sein. Das ruhige und sichere Auftreten Somirofs

hatte übrigens seinen günstigen Eindruck auf den Grafen nicht verfehlt; er bat daher den Arzt um seine weiteren Besuche.

Seit langer Zeit hatte Graf Karlstein den Geheimnissen der Mystik kein so ernstliches Nachdenken mehr geschenkt, als in der nächsten Zeit. Wie sonderbar war der Zufall jenes Nordoststurmes, der seinen ursprünglichen Reiseplan abänderte und ihn verfrüht nach Venedig brachte! Wie sonderbar, daß er gerade hier erkrankte und gerade in einem Hotel, wo ihm der deutsche Arzt empfohlen wurde! Doch nein, Zufall ließ sich diese Kette unvorhergesehener Umstände gewiß nicht nennen. So und nicht anders mußte es ja kommen, wenn Hassans Vision sich erfüllen sollte. Hätte nur ein Glied dieser Kette versagt, so wäre er auch dem Mann mit der Narbe nicht begegnet. Alfred fühlte sich unter dem Banne jener geheimnisvollen Notwendigkeit stehend, die ihn durchs Leben führte und die, gerade weil auch der Zufall in ihren Diensten stand, einen Seher befähigt hatte, die Ereignisse voraus zu verkünden. Wer aber ist es, der in solcher Weise die Schicksale der Menschen lenkt? Darauf hat noch kein Weiser befriedigende Antwort zu geben vermocht. Aber eines steht fest und kann durch keinen Zweifel erschüttert werden: wenn ein Seher ein durch scheinbare Zufälligkeiten herbeigeführtes Ereignis zwanzig Jahre vor dem Eintritt zu sehen vermag, dann ist der Zufall als ein den Lebenslauf gestaltender Faktor überhaupt ausgeschlossen, und selbst die unscheinbarsten Ereignisse müssen als nach strengster Notwendigkeit eintretend angesehen werden. Das freilich geht nicht an, diese Notwendigkeit als eine außerhalb und über dem Menschen schwebende höhere Macht anzusehen, wie etwa das Fatum der Römer oder das Kismet der Türken. Es besteht keine Nötigung, uns als den bloßen Spielball fremder Kräfte anzusehen, wodurch wir aller inneren Freiheit beraubt wären. Alfred sagte sich, daß die seinen Lebenslauf gestaltenden Faktoren in seinem eigenen innersten Wesen lagen und in der Vision Hassans

schon mit in Rechnung gezogen waren. Das Eintreffen einer Prophezeiung nötigt uns also nicht, zum Kismet der Türken zu greifen; in unser eigenen Brust kann jene Macht liegen, die mit oder ohne unsren bewußten Willen uns nach vorausbestimmten Zielen lenkt. Unsre eigene Seele könnte der Dramaturg unsres Lebens sein, wenn richtig war, was Morhof gesagt hatte, daß unser Bewußtsein das Wesen dieser geheimnisvollen Seele nicht erreicht. Es war Alfred, als blicke er in einen Abgrund, dessen Tiefe sein Auge nicht zu ermessen vermochte. Aber ein Gefühl der Beruhigung überkam ihn bei dem Gedanken, daß wenn wir selbst — aber allerdings nicht unser bewußtes Ich — die Lenker unsrer Schicksale sind, dann wohl auch alles, was uns begegnet, zu unsrem wahren Wohle ausschlagen muß, zum Wohle unsrer Seele, wenn auch nicht zum Wohle unsrer irdischen Person, die, nur unsre eigennützigen irdischen Zwecke überblickend, kurzsichtig ist in Bezug auf das, was uns wirklich frommt.[17]) Er gedachte mit Dankbarkeit seines verstorbenen Freundes, der ihm zu dieser tröstlichen Lebensanschauung verholfen, ohne die er jetzt, da die Vision sich zu erfüllen begann, unvermeidlich zu dem materialistischen Glauben an eine blinde, weltbeherrschende Notwendigkeit geführt worden wäre, in deren Händen auch der Mensch nur ein willenloses Spielzeug sei.

XXIII.

Als Somirof am andern Tage beim Grafen Karlstein wieder vorsprach, beklagte sich dieser über seinen Zustand. Ungeduldig gleich allen, die ihre außergewöhnliche Gesundheit als etwas von selbst Verständliches ansehen und zum erstenmal von einem ernsthaften Uebel befallen werden, drang er in den Arzt, ihn, wäre es auch durch drastischere Mittel, wieder schnell auf die Füße zu bringen.

— „Ich dachte eben daran, entgegnete Somirof. Ich gehöre selbst zu den Aerzten, die auf der offiziellen Medizin nicht weiter bestehen, wenn die Besserung nicht sofort eintritt. Es gibt in der That eine rascher wirkende Heilmethode, die in den verschiedensten Krankheitsfällen anwendbar ist, den Hypnotismus, nur daß nicht jeder Patient dafür empfänglich ist."

— „Den Hypnotismus? Das klingt ja, als handle es sich um einen Schlafzustand?"

— „Ganz richtig. Es handelt sich um einen künstlich erzeugten Schlaf, der, tiefer, als der normale Schlaf, auch die Heilkraft des letzteren gesteigert verleiht. Indessen, wie gesagt, nicht bei jedem Patienten läßt sich derselbe erreichen."

— „Zweifeln Sie nicht an mir, Herr Doktor. Ich habe mich in Indien sehr verschiedenen Methoden der künstlichen Schlaferzeugung unterworfen, physischen und psychischen, und bin für alle empfänglich."

— „Das ist mir in der That interessant. Ich wußte nicht, daß auch im Oriente solche Verfahrungsarten angewendet werden. Das des Hypnotismus ist sehr einfach und unschuldig. Es besteht darin, dem Patienten einen glänzenden Gegenstand vorzuhalten, den er fest zu fixieren hat. Ist er überhaupt empfänglich, so ermüden seine Augen alsbald, sie schließen sich, und der hypnotische Schlaf ist eingetreten." [18])

— „Ich habe Aehnliches in Aegypten kennen gelernt. Die Araber kennen diese Methode, die sie mit dem Worte Mandeb bezeichnen. Ich habe sie jedoch nie an mir vornehmen lassen, weil ich sie für medizinische Zwecke nicht brauchte, und weil sie für andre Zwecke mir kein Interesse bot. Immerhin kann ich mir denken, daß ein besonders tiefer Schlaf auch von besonderer Heilkräftigkeit sein könnte."

— „Es handelt sich nicht um diesen Schlaf allein, Herr Graf. Er bildet nur die Einleitung zu dem von James Braid entdeckten Verfahren. Weiterhin wird dann aber dieser tiefe

Schlafzustand benutzt, um diejenigen physiologischen Veränderungen, die nach medizinischen Prinzipien wünschenswert wären, beim Patienten herbeizuführen. Das Mittel dazu ist ein höchst einfaches: der Arzt wirkt auf die Phantasie des Patienten; er gibt ihm Suggestionen, d. h. er lenkt seine Erwartung und Aufmerksamkeit auf den Eintritt jener wünschenswerten Veränderungen, die alsdann wirklich eintreten. Das Gehirn des Patienten, von Eindrücken der Außenwelt ganz abgeschlossen, ist ganz von den ihm vom Arzte gelieferten Ideen eingenommen und verarbeitet sie; daß intensive geistige Vorstellungen körperliche Veränderungen nach sich ziehen, ist ja eine alltägliche Erscheinung: wir erröten in der Verlegenheit und erbleichen im Schrecken. Das wissen wir seit Jahrtausenden, aber Braid war der erste, der auf die Idee kam, diese Abhängigkeit des Organismus systematisch auszunutzen und zu einem medizinischen System auszubilden. Dies ist es, was als Hypnotismus bezeichnet wird."

— „Das ist klar und einfach, wie jede geniale Entdeckung. Ich ersehe daraus mit Vergnügen, daß seit meiner Abwesenheit von Europa die Medizin einen bedeutenden Fortschritt gemacht hat. Den Einfluß des Geistes auf den Körper als Hebel zu benutzen, um krankhafte physiologische Zustände so recht von Innen heraus zu beseitigen und in den normalen Gesundheitszustand überzuleiten, das ist in der That, für Europa wenigstens, ein ganz neues medizinisches Programm und mir weit sympathischer, als jene Medizin, die nur von außen auf den Körper einzuwirken versteht, in seinem Inneren aber höchstens durch Apothekerquark chemische Veränderungen erregt. Das heißt den lebendigen Leib zu einer unorganischen Masse degradieren, und zudem erreicht man auf diesem Weg besten Falles, daß an Stelle des einen Uebels ein andres gesetzt wird. Heißt das nicht den Teufel durch Beelzebub austreiben?"

— „Ihr Urteil ist streng, Herr Graf, aber ich unterschreibe es vollständig."

— „Ich stehe eben unter dem Einfluß indischer Vorstellungen. Das naturgemäße Heilsystem ist offenbar nur, die in jedem lebenden Organismus vorhandene Naturheilkraft aufzustacheln, d. h. den innern Arzt im Menschen zur Thätigkeit zu bringen, und daß James Braid dieses auf rein psychischem Wege zu erreichen sucht, erregt mein höchstes Interesse. Ich habe, offen gesagt, der europäischen Wissenschaft eine solche Entdeckung gar nicht zugetraut, die zudem in meine bisherigen Studien einschlägt."

— „Ich werde für weitere Aufschlüsse immer zu Ihrer Disposition stehen, Herr Graf."

— „Danke, ich nehme Sie beim Wort. Für den Augenblick aber ist mir mehr an der praktischen Anwendung gelegen, und wenn dem nichts im Wege stehen sollte, so bitte ich, mich kurzweg dem hypnotischen Verfahren zu unterwerfen."

Somirof verbeugte sich. Er bat den im Lehnstuhl sitzenden Grafen, sich eine möglichst bequeme Lage zu geben und den schweren Goldring zu fixieren, den er ihm vorhielt. Nach wenigen Minuten begannen die Augenlider des Patienten in schnelle zitternde Bewegungen zu geraten, öffneten sich noch einmal, fielen aber dann zu und blieben geschlossen. Ein geräuschvoller Atemzug, aus dem Innersten der Brust heraufgeholt, wurde hörbar. Der Graf schlief.

Für Somirof war das nichts Neues; er hatte das hundertmal beobachtet. Er war nun sicher, den Grafen in kurzer Zeit herstellen zu können. Für den Augenblick war er in der That nur der Arzt, der seinen Patienten heilen wollte. Er sprach mit dem Schlafenden über seine Krankheit; er lenkte seine Aufmerksamkeit auf die eingetretene Unordnung, schilderte ihm, wie die Naturheilkraft es anstellen würde, diese Unordnung zu beseitigen, und suchte dem Patienten die feste Ueberzeugung beizubringen, daß auf diesem Wege die Krankheit in wenigen Tagen gehoben würde. Im Tone unerschütterlicher Gewiß-

heit kündigte er den sicheren Eintritt dieser günstigen Veränderung an.

Somirof setzte sich, und mit verschränkten Armen betrachtete er den Schlafenden, dessen ruhige Atemzüge das einzige vernehmbare Geräusch waren. Ueber Somirofs Gesicht glitt ein fast höhnisches Lächeln. Dieser kraftvolle Mann, vor wenigen Minuten noch im vollständigen Besitze seiner geistigen Persönlichkeit, lag nun hilflos vor ihm, ganz in seine Hände gegeben. Sein Geist war ihm unterthan, und er konnte auf demselben spielen, wie auf einem Klaviere. Er näherte sich dem Schlafenden, hob mit dem Daumen ein Augenlid empor und überzeugte sich aus der Stellung des gegen die Nasenwurzel hinaufgerückten Augensternes, daß in der That vollständiger Hypnotismus eingetreten war.

Das genügte Somirof für den Augenblick. Aus dieser Empfänglichkeit des Grafen ließen sich unter Umständen große Vorteile ziehen. Ein bestimmter Plan schwebte ihm noch nicht vor, aber wenn ein solcher einmal in ihm reifen würde, durfte er seines Erfolges sicher sein. Er dachte schon daran, den Grafen wieder zu wecken, besann sich aber anders. Er wollte den Kranken herstellen, aber nicht, um sich dann als Mohr, der seine Schuldigkeit gethan, entlohnt und entlassen zu sehen. Seine Verbindung mit dem Grafen durfte nicht abgebrochen werden; es war besser, das Abhängigkeitsverhältnis schon jetzt zu befestigen, so daß der Kranke auch nach seiner Herstellung ihm unterthan blieb.

Es war für Somirof eine Kleinigkeit, das zu bewerkstelligen. Er hätte es in befehlendem Tone thun können, wie er es schon häufig gethan. Aber seitdem einst einer seiner Patienten den ihm eingeflößten Suggestionen moralischen Widerstand entgegengesetzt hatte, war Somirof vorsichtiger geworden und hielt es für das psychologisch richtigere Verfahren, die einzupflanzenden Ideen zu motivieren, sie dem fremden Gehirn nicht

aufzunötigen, sondern einzuschmeicheln, um ihnen so leichteren Eingang zu verschaffen. Abermals näherte er sich dem Schläfer, legte ihm die Hand auf die Stirne und forderte ihn auf, ihm aufmerksam zuzuhören. Er sprach langsam und mit Betonung von dem schwierigen Berufe des Arztes, von der Undankbarkeit jener Patienten, welche glauben, ihren Wohlthäter wie einen Handwerker ablohnen zu können, und wie sehr das von einem feinfühlenden Arzte schmerzlich empfunden werden müßte. Solche Empfindungen solle Graf Karlstein ihm ersparen, werde ihm vielmehr durch Fortsetzung seines Vertrauens, seiner Zuneigung und seines Umgangs Dankbarkeit beweisen. Er werde nicht vergessen, daß ihn sein Arzt von einer schweren, ja sehr gefährlichen Krankheit befreit habe, ganz eigentlich als ein Lebensretter, dem er darum auch lebenslänglich verpflichtet sei. Aber auch sein wissenschaftliches Interesse für dieses neue Heilverfahren dürfe nicht abnehmen, daher er auch Belehrung bei seinem Lebensretter suchen werde. Sollte je wieder eine Krankheit des Grafen sich einstellen, so würde dieser nur wieder dem sich anvertrauen, der ihn schon einmal vom Tode errettet. Ein freundschaftliches Verhältnis zwischen Arzt und Patienten sei immer der günstigste Boden, um die höchsten medizinischen Vorteile zu erzielen; darum sei es dem Patienten geboten, dem Arzte sein ganzes Vertrauen zu schenken, ihm keine Geheimnisse vorzuenthalten, sondern ihm sein ganzes Gedanken- und Gefühlsleben zu offenbaren. Dankbarkeit, Freundschaft und unbegrenztes Vertrauen, das sei es, was er seinem Arzte bewahren müsse.

Somirof richtete seine glanzlosen Augen scharf auf den ruhig Schlafenden. Er fand ein ganz objektives Interesse daran, dann und wann mit seinen Patienten solche Versuche anzustellen, und wollte nun sehen, welchen Erfolg diese Suggestionen haben würden. Er zweifelte nicht daran, auch diesmal den Beweis seiner unheimlichen Macht zu erhalten, und früher oder später

konnte sich die Gelegenheit ergeben, diese Macht auszunutzen. Graf Karlstein war offenbar sehr reich, und schon daraus ließ sich Vorteil ziehen. Wenn derselbe zudem, der erhaltenen Suggestion gemäß, Somirof sein Vertrauen schenkte, ihm seine Lebenspläne offenbarte, so konnte in denselben leicht für Somirof irgend eine Rolle abfallen. Es war diesem längst zum Bedürfnisse geworden, sich nur mit vornehmen Patienten abzugeben. Er fühlte sich dazu geboren, in dieser vornehmen Welt zu leben und mit ihr an den Genüssen des Daseins teilzunehmen. Kranke geringeren Standes interessierten ihn nicht, und wenn er gleichwohl mit einer Armenpraxis sich umgab, so hatte das einen sehr triftigen Grund. Seine Erfahrungen im Gebiete des Hypnotismus hatte er vorzugsweise solchen Leuten aus dem Volke zu verdanken, mit welchen er ungehindert alle Arten von Experimenten versuchen konnte. Diese Patienten waren ihm daher sehr wertvoll, und es fiel dabei noch der weitere Vorteil für ihn ab, daß er in den Ruf eines wohlthätigen Arztes kam. An Versuchspersonen fehlte es ihm in dieser Weise niemals, wenn er die Macht des Hypnotismus in irgend einer neuen Richtung erproben wollte. Das mit dem Grafen Karlstein angestellte Experiment war ihm bereits einmal geglückt. Es handelte sich um eines jener schönen Mädchen aus dem Volke, an welchen Venedig Ueberfluß hat. Somirof hatte Gefallen an demselben gefunden, und die Folge der ärztlichen Behandlung und der angewendeten Suggestionen war, daß Adelaide — so hieß das Mädchen — ihm nicht nur Dankbarkeit bewahrte, sondern Gefühle viel tieferer Art ihm entgegenbrachte, denen sie sich nicht zu entziehen vermochte, und deren sich Somirof so lange erfreute, bis er des Mädchens überdrüssig wurde. Aber den Unannehmlichkeiten, die mit der Auflösung derartiger Verhältnisse verbunden sind, wußte er sich zu entziehen. Es war für ihn ein Kinderspiel, dem Mädchen die eingepflanzte Zuneigung wieder zu nehmen, durch ent-

gegengesetzte Suggestionen die Liebe in Abneigung zu verwandeln, und innerhalb einer Woche hatte Somirof es dahin gebracht, daß Adelaide sich nun einem früheren Anbeter an den Hals warf, und weit entfernt, Somirof irgend eine Schuld zu geben, sich vielmehr den Vorwurf machte, ihn undankbar behandelt zu haben.

Somirof war daher überzeugt, beim Grafen Karlstein ebenfalls Erfolg zu haben. Er weckte seinen Patienten, welcher erklärte, vortrefflich geschlafen zu haben und sich außerordentlich gestärkt zu fühlen. Es geschah vielleicht bereits unter dem Einflusse der erhaltenen Suggestion, daß der Graf ihn bat, ihm noch einige Zeit Gesellschaft zu leisten.

— „Ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig, Herr Doktor! Als Sie ins Zimmer traten, geriet ich in eine Aufregung, die Ihnen nicht entgangen ist, und die Sie im ersten Augenblick als Symptom meiner Krankheit auslegten. Damit hatte sie aber nichts zu thun: ich muß das um so mehr betonen, als ich einer solchen Auslegung für das, was ich nun zu sagen habe, vorbeugen möchte. Ich bitte daher, mich nicht etwa für krank zu halten, wenn ich die Frage an Sie richte, was Sie von Prophezeiungen und Ferngesichten denken.“

Aufrichtigerweise hätte nun Somirof gestehen müssen, daß er nichts davon halte. Das that er aber natürlich nicht. Er war neugierig auf den weiteren Verlauf des Gespräches, und da er nie in Verlegenheit um eine Antwort war, die ihn in den Augen des Fragenden erhöhte, entgegnete er, daß Vorurteile irgend welcher Art nicht seine Sache seien, daß er aber allerdings in einem so kitzlichen Punkte nur von Fall zu Fall sich ein Urteil erlauben könne.

— „Ich dachte mir's wohl, Herr Doktor, daß ich mich in Ihnen nicht geirrt habe. Sie verwerfen nicht vorweg alle Thatsachen, die in das medizinische System nicht passen. Ihre Zurückhaltung aber ist ganz und gar am Platze; man kann

es Ihnen nicht verargen, daß Sie unbegreifliche Thatsachen nicht blindlings glauben wollen. Ich bin nun aber in der Lage, Ihnen eine auf Sie selbst sich beziehende Thatsache zu bieten, der Sie den Glauben nicht versagen können."

— „Mir? eine Thatsache, die sich auf mich bezieht, und die mit Ferngesichten in Verbindung steht?"

— „So ist es, Herr Doktor! Ihr Eintritt in dieses Zimmer war die Erfüllung einer Prophezeiung, die ich vor langen Jahren im Orient erhalten habe. Eben darum bin ich nach Venedig gereist, weil ich sicher war, Sie hier zu treffen. Es war mir prophezeit, daß ich in der ‚schwimmenden Stadt' — aus deren Beschreibung ich sofort auf Venedig schließen mußte — einem Manne begegnen würde, der mir genau so beschrieben wurde, wie Sie vor mir stehen, und der, um wenigstens ein Detail zu erwähnen, als der ‚Mann mit der Narbe' bezeichnet war. Die Narbe auf Ihrer Stirne hat mich Sie sofort erkennen lassen. Das wußte ich also seit vielen Jahren, aber im ersten Augenblicke Ihres Eintritts war ich doch begreiflicherweise aufs höchste überrascht und erregt, wie Sie selbst gesehen haben."

— „Das ist sehr merkwürdig, Herr Graf. Vielleicht könnte aber doch ein zufälliges Zusammentreffen —"

— „Nein, nein! Urteilen Sie selbst. Ich erhielt diese Prophezeiung zum erstenmale in Kairo. Später, in Indien, wurde sie mir im Verlaufe der Jahre mehrmals wiederholt, und immer wieder in vollständiger Uebereinstimmung mit der ersten."

— „Das steigert allerdings die Merkwürdigkeit der Sache. Indessen verstehe ich nicht, daß die Fähigkeit des Fernsehens auf einen so geringfügigen Umstand verwendet wurde, wie der, daß ich hier das Glück haben sollte, Ihnen einen geringen ärztlichen Dienst zu leisten."

— „Ich möchte umgekehrt aus der Prophezeiung schließen, daß dieser Dienst eben nicht unbedeutend war. Welcher Art

mein Unwohlsein war, vermag ich nicht zu beurteilen, und die Symptome, die ich wahrnahm, verursachten mir mehr Ungeduld als Erschrecken. Aber doch ist es mir, als hätten Sie durch rechtzeitiges Eingreifen in die Entwicklung der Krankheit mich vor unheilvollen Folgen bewahrt, ja ich sehe in Ihnen meinen Lebensretter, dem ich lebenslängliche Dankbarkeit schulde."

Somirof war erfreut, den Grafen so reden zu hören, lehnte jedoch einen Dank ab, der seinen geringen Verdiensten nicht entspreche. Was aber die Prophezeiung selbst betreffe, so könne er einen Rest von Zweifel nicht überwinden.

— „Ich mute Ihnen nicht zu, Herr Doktor, auf Grund des Erzählten kurzweg vor der Thatsache des Fernsehens zu kapitulieren. Sie werden es aber in Bälde thun, wenn noch die weiteren Ereignisse, die mir vorherverkündigt sind, ihre Erfüllung gefunden haben werden."

— „Darf ich fragen, Herr Graf, ob auch bei den weiteren Erlebnissen, die Ihnen bevorstehen sollen, dem „Manne mit der Narbe" eine Rolle zugeteilt ist?"

— „Diese Aussicht eben ist es, die mich in so hohem Grade erregt hat; ich sah Sie, und damit wurde mir zur Gewißheit, daß auch die weiteren Ereignisse sich erfüllen würden. Es ist Ihnen darin eine sehr wichtige Rolle beschieden, und darum bin ich nun genötigt, Sie ins Vertrauen zu ziehen, Ihnen reinen Wein einzuschenken und Ihnen Dinge mitzuteilen, bezüglich welcher ich auf Ihre Diskretion rechne."

Somirof verbeugte sich mit einer Miene, als sei dies von selbst verständlich.

— „Es ist nahezu zwanzig Jahre her, fuhr Graf Karlstein fort, daß ich von einem schweren Schicksalschlage getroffen wurde. Ich lernte damals ein Mädchen kennen, zu dem ich eine leidenschaftliche Liebe faßte, die in der gleichen Weise erwidert wurde. Die ganz besonders erleichternden Umstände, die uns zusammengeführt, waren — ich möchte sagen leider —

derart, daß wir uns unsern leidenschaftlichen Gefühlen ganz hingeben konnten. Die Einsamkeit des Ortes, die vollständige Abwesenheit aller Hindernisse und unsre innige gegenseitige Liebe ergaben es ganz von selbst, daß diese Herzensangelegenheit nicht den wünschenswerten Verlauf nahm. Mit einem Worte: das Mädchen wurde meine Geliebte. Meine damalige Jugend mag mich entschuldigen. Ich habe nie daran gedacht, sie nur verführen zu wollen und es dabei bewenden zu lassen; vielmehr war ich entschlossen, das Mädchen zu meiner Frau zu machen, sobald ich nach erreichter Großjährigkeit es thun dürfte. Vorläufig aber mußten wir uns trennen; es geschah das im vollen gegenseitigen Vertrauen, und es ist mir noch heute ein Trost, zu wissen, daß ihr letztes Lebensjahr noch von den Hoffnungen der Liebe verklärt war."

— „Sie starb also? In so jugendlichem Alter!"

— „Sie starb. Sie verunglückte im Gebirge, fast vor meinen Augen, in dem Augenblicke, da ich zu ihr geeilt war, um sie nach langer Trennung wieder zu umarmen. Sie war mir entgegengeeilt, den vereisten Berg hinan, den ich eben herunterstieg. Statt von ihrem Geliebten wurde sie vom Tode umarmt."

Alfred war aufgestanden, und mit auf dem Rücken gekreuzten Händen ging er in Schweigen versunken auf und ab. Somirof sah seine schmerzlich verzogenen Gesichtszüge und wagte es nicht, das Schweigen zu unterbrechen, bis Alfred das Haupt heftig schüttelte, wie um die schmerzliche Erinnerung loszuwerden, und fortfuhr:

— „Sie starb, aber sie hinterließ ein Kind, das durch eine Kette verhängnisvoller Umstände, die noch immer nicht aufgeklärt sind, verloren ging. Daß es nicht gestorben, ließ sich nahezu mit Gewißheit feststellen; aber wo es lebt, ist mir noch heute unbekannt. Dieses Kind zu finden, ist die Aufgabe, die ich noch zu erfüllen habe, und der Prophezeiung gemäß

werde ich es finden, und zwar unter Vermittlung des ‚Mannes mit der Narbe‘.“

— „Durch meine Vermittlung? Das wäre in der That sonderbar; nur ist es mir ganz unerfindlich, wie ich in die glückliche Lage kommen sollte, Ihnen einen so bedeutenden Dienst zu leisten.“

— „Mir nicht minder, und doch bin ich davon fest überzeugt. Seitdem Sie als ‚Mann mit der Narbe‘ in mein Zimmer getreten sind, kann mich nichts mehr in meinem Glauben wankend machen.“

— „Ich werde selbstverständlich alles daransetzen, die Prophezeiung in Erfüllung gehen zu lassen, weiß aber nicht im geringsten, wie das anzustellen wäre. Das Kind, wenn vor zwanzig Jahren geboren, müßte jetzt ein junger Mann sein; aber nie ist mir ein solcher Namens Karlstein begegnet.“

— „Nicht Karlstein. Das Kind wurde unter den obwaltenden Umständen auf den Namen seiner Mutter getauft, auf den Namen Doblaner, und erhielt den Vornamen Emanuel.“

— „Auch diese Namen sagen mir nichts. Soll demnach die Prophezeiung durch meine Vermittlung in Erfüllung gehen, so könnte es doch nur zufällig, also ohne mein Verdienst sein.“

— „Offenbar, weil Sie einen jungen Mann dieses Namens nicht kennen. Indessen, zufällig oder nicht, ich vertraue darauf, daß es geschehen wird, und das ist die Hauptsache.“

— „Sie beehren mich mit einem so hohen Vertrauen, Herr Graf, daß ich nicht fürchte, indiskret zu erscheinen, wenn ich nun selber bitte, mir alle Angaben zu machen, die mich in den Stand setzen könnten, meiner Aufgabe gerecht zu werden. Wurde vielleicht auch das Kind durch irgend ein Merkmal bezeichnet, wie ich durch eine Narbe?“

— „Nein. Ich selbst aber kann nur angeben, daß das Kind blond war und dunkelblaue Augen, gleich mir selbst, hatte. Im übrigen sah es ganz seiner Mutter gleich. Ein

Bild des Kindes ist nicht vorhanden; das Porträt seiner Mutter werde ich Ihnen gelegentlich zeigen, fürchte aber, daß Sie daraus wenig Gewinn ziehen werden. Die Verhältnisse liegen also möglichst ungünstig. Fest steht nur das Eine, daß ein Knabe, Namens Emanuel Doblaner, in Napallo getauft wurde, bald darauf nach Wien kam und dort verschollen ist. Die Nachforschungen in den Sterbelisten sind aber so umfänglich betrieben worden, daß sein Tod nahezu ausgeschlossen ist. Ein Kind dieses Namens ist in der ganzen Monarchie nicht gestorben. Für mich persönlich wird diese Gewißheit noch verstärkt durch die übereinstimmenden Prophezeiungen, die ich erhalten habe, und deren Erfüllung bei Ihrem Eintritt in dieses Zimmer begann."

— „Wie die Verhältnisse liegen, Herr Graf, scheint Ihr Kind niemals Kunde von seinen Eltern und deren Nachforschungen erhalten zu haben. Ganz abgesehen von den Bedürfnissen des Herzens müßte der nunmehrige junge Mann das größte Interesse daran haben, sich als Ihr Sohn auszuweisen. Er scheint also die Umstände seiner Geburt selbst nicht zu kennen; diese Unkenntnis aber wäre geradezu unerklärlich, wenn er den Namen des gesuchten Kindes führen sollte oder zur Zeit der Nachforschungen geführt hätte. Ich schließe daraus, fügte Somirof nicht ohne Scharfsinn bei, daß auch denjenigen die Abkunft des Kindes unbekannt war und noch ist, in deren Hände es kam."

— „Ich habe mir das hundertmal gesagt, und ein Umstand spricht in der That dafür. Die Pflegeeltern des Kindes, die es nach Wien brachten, reisten weiter und verunglückten beide bei der Ueberfuhr über die Theiß; aber es ist mit Sicherheit konstatiert worden, daß sie das Kind in Wien zurückließen, um es den Beschwerlichkeiten der Reise nicht auszusetzen. Diese Pflegeeltern waren Leute von der größten Gewissenhaftigkeit und hingen mit der größten Liebe an dem Kinde. Sie ließen

es ohne allen Zweifel in der besten Obhut zurück, aber nie gelang es, zu erfahren, wo sie in Wien abgestiegen. Genug, sie kehrten nie mehr zurück, und so ist es nicht unwahrscheinlich, daß niemand den Namen des zurückgebliebenen Kindes wußte."

— „Das war allerdings eine ganz unglückselige Konstellation von Umständen und erklärt die Vergeblichkeit der Nachforschungen. Nunmehr kann ich aber auch einer zufälligen Auffindung kein Vertrauen mehr schenken. Gesetzt selbst, ich würde dem jungen Manne begegnen, so wüßte er doch seinen wahren Namen nicht, wüßte nichts von seinem Geburtsorte, und da ich keine Beschreibung besitze, könnte ich ihn nicht erkennen. Blonde Haare und blaue Augen, das sind nicht eben sehr verlässige Merkmale, und sogar diese könnten sich inzwischen sehr wohl verändert haben."

— „Und doch ist dies alles, was sich zum Signalement des Kindes angeben läßt; denn ein noch geringeres Gewicht ist wohl auf ein äußerliches Andenken zu legen. Bei ihrer Trennung vom Kinde legte ihm die Mutter eine venezianische Goldkette mit einer Goldmünze um den Hals, deren Prägung allerdings ein untrügliches Merkmal wäre, wenn — aber das eben ist schwer anzunehmen — wenn die Münze ihren Besitzer nicht gewechselt haben sollte."

Somirof horchte auf bei diesen Worten. Es stieg die Ahnung in ihm auf, daß er dem Familiengeheimnisse des Grafen Kärlstein näher stand, als dieser selbst.

— „Jawohl, entgegnete er nachlässig, eine solche Annahme wäre gewagt, und die Auffindung des derzeitigen Besitzers, selbst wenn das Andenken noch vorhanden sein sollte, würde besten Falls rückwärts auf die Spur des Kindes leiten können."

— „Die Münze, ursprünglich ein Dukaten, zeigte auf der einen Seite die segenspendende Madonna, die andre Seite, die des Doppeladlers, war abgeschliffen und mit einer neuen Bildfläche versehen worden."

— „Das wäre immerhin schon etwas, vorausgesetzt, daß über die Beschaffenheit der neuen Bildfläche Aufschluß gegeben werden könnte.“

— „Darüber wußte die alte Dienerin des jungen Mädchens genauen Bescheid, denn sie selbst hatte diese Veränderung der Münze bei einem Goldschmiede in Genua in Bestellung gegeben. Es wurden auf der abgeschliffenen Fläche die Buchstaben A und M, von einem Herz umschlossen, nebst der Jahreszahl eingraviert. Die Zeichnung ist sogar noch vorhanden. Aber, wie gesagt, es wäre kühn, anzunehmen, daß die Münze erhalten blieb, und noch kühner, daß sie noch immer im Besitze des Kindes sei.“

Es war gut, daß die schweren Fenstervorhänge, die Somirof vorgezogen hatte, bevor er die hypnotische Behandlung vornahm, das Zimmer noch immer halb verdunkelten; denn eine brennende Röte übergoß sein Gesicht, als ihm die Richtigkeit seiner Ahnung bestätigt wurde. Er wußte, was Graf Karlstein nicht wissen konnte: die Münze hatte ihren Besitzer nicht gewechselt. Tiedemann war es, der sie trug und von jeher getragen hatte. Tiedemann also war der langgesuchte Emanuel.

Einen Augenblick überlegte Somirof, ob er das für den Grafen so hochwichtige Geheimnis preisgeben sollte; aber er verwarf diesen Gedanken alsogleich. Erst mußte er sich noch vollständige Gewißheit verschaffen, und selbst dann noch war zu überlegen, ob sich nicht aus der Bewahrung des Geheimnisses ein größerer Vorteil ziehen ließ, als aus der Preisgabe. Er nahm also das Gespräch in aller Ruhe wieder auf.

— „Der Prophezeiung gemäß soll ich selbst bei der Auffindung des Kindes eine Rolle spielen. So unwahrscheinlich nun auch ein so günstiger Zufall ist, so wäre es doch in Anbetracht meines ärztlichen Berufes denkbar, daß ich dem Kinde oder wenigstens dem Besitzer der Münze eher begegnete, als sonst jemand.“

— „Möglich. Jedenfalls will ich Ihnen für alle Fälle die genaue Zeichnung der neuen Bildfläche geben," sprach Graf Karlstein, indem er Papier und Bleistift zur Hand nahm.

Somirof stand auf und schob die Vorhänge zurück, so daß das Licht der Nachmittagssonne hell in das Zimmer strömte. Nichts in seinem Gesichte verriet die geringste Neugierde, als er das Blatt in die Hand nahm, das ihm der Graf hinreichte. Er warf einen gleichgültigen Blick darauf und verwahrte es. Gleichwohl vermochte er es nicht, das Gespräch fortzusetzen. Er war im höchsten Grade ungeduldig, diese Zeichnung mit jener zu vergleichen, die er selbst einst in der Badekabine in sein Notizbuch eingetragen hatte. Er empfahl sich daher unter dem Vorwande, der einem Arzte jederzeit zu Diensten steht, daß er nach andern Patienten sehen müsse. Zu Hause überzeugte er sich von der vollständigen Uebereinstimmung der beiden Zeichnungen. Er war also in der That im Besitze des großen Geheimnisses, das für ihn unter Umständen von bedeutendem Wert sein konnte. Er verwahrte sorgfältig die beiden Zeichnungen, und seine Erregung niederkämpfend, ließ er sich in den Lehnstuhl nieder, zündete eine Zigarre an und wollte nun ruhigen Blutes sich die Sache überlegen.

Verschiedene, sehr gewichtige Umstände sprachen für die Identität Tiedemanns und Emanuels. Tiedemann trug an venezianischer Kette die Goldmünze, die einst Emanuel getragen. Das stand fest. War aber Tiedemann von jeher Eigentümer der Münze oder nur derzeit der Besitzer? Das erstere war in hohem Grade wahrscheinlich. Es sprach dafür seine uneheliche Abkunft, die Uebereinstimmung im Alter und das goldblonde Haar; ferner hatte derselbe selbst die Münze als das einzige ihm von seinen unbekannten Eltern verbliebene Andenken bezeichnet, und seine Adoptivmutter hatte einen so hohen Wert darauf gelegt, daß sie ihm das Versprechen abnahm, die Kette nie abzulegen. Es war also nahezu gewiß, daß Tiedemann

der Sohn des Grafen sei. Nur ein einziger Umstand sprach, scheinbar wenigstens, gegen diese Identität: der jetzige Besitzer der Münze führte nicht den Namen Emanuel Doblaner. Dieser Namenswechsel aber erklärte sich durch die Adoption, und Graf Karlstein hatte ja selbst von der Möglichkeit gesprochen, daß der Name des in Wien zurückgelassenen Kindes unbekannt blieb, und daß deshalb die Nachforschungen vergeblich waren.

So schnell beruhigte sich indessen Somirof nicht. Was er überlegte, wurde von jeher nach allen Seiten überlegt. Sogar bei dem Gedanken verweilte er, daß vielleicht Tiedemann unrechtmäßigerweise sich in den Besitz der Medaille gesetzt haben könnte. Das stimmte zwar nicht zu dem ehrlichen Charakter desselben, den ja Somirof kannte und der ihm häufig genug als eine erbärmliche Schwäche erschienen war. Der unrechtmäßige Besitzer würde ferner die Münze ihrem Goldwerte nach verwertet haben, Tiedemann aber bewahrte sie auf. Oder er würde sich den Hauptvorteil der Münze gesichert und seine Eltern gesucht haben; aber auch davon that Tiedemann das Gegenteil. Er glaubte sich von seinen Eltern absichtlich verlassen und ausgesetzt und war zu stolz, ihnen nachzuforschen.

Kein Zweifel: Tiedemann war der Sohn des Grafen. Alles sprach dafür und nichts dagegen. Nun kam für Somirof die zweite Frage an die Reihe. Welcher Nutzen ließ sich aus der Kenntnis dieses Geheimnisses ziehen? Wäre Somirof der Mann gewesen, sich mit dem nächstliegenden Vorteil zu begnügen, so würde er den Grafen sogleich in Kenntnis gesetzt haben, und das wollte er auch thun, wenn kein größerer Vorteil zu erreichen war. Graf Karlstein hatte aber vielleicht andre auf die Sache bezügliche Mitteilungen noch verschwiegen. Das war immerhin möglich; aber unter dem Einflusse der hypnotischen Suggestion hatte derselbe so viel von dem Geheimnisse aufgedeckt, daß unter Anwendung des gleichen Mittels auch der eventuelle Rest aus ihm herausgelockt werden konnte. Darüber

wollte sich Somirof Gewißheit verschaffen; erst dann war es Zeit, bestimmte Entschlüsse zu fassen.

Je mehr Somirof über die Sache nachdachte, desto mehr fand er einen ganz objektiven Gefallen an diesem komplizierten Familiengeheimnisse. Das lag so in seinem Charakter. Dinge dieser Art hatten für ihn von jeher einen unbeschreiblichen Reiz gehabt. Darum hatte er sich an Tiedemann angeschlossen, nur weil auf dessen Leben ein solches Geheimnis lag; darum hatte er ihm dieses Geheimnis herausgelockt, ohne doch einen bestimmten Vorteil davon in Sicht zu haben, und darum hatte er ihn auch nach ihrer Trennung nicht ganz aus den Augen gelassen.

Somirof rieb sich vergnügt die Hände. Was er damals kaum hoffen durfte, daß er Tiedemanns Eltern auffinden könnte, war ihm nun unerwarteterweise gelungen. Aber ganz anders lagen die Verhältnisse, als Tiedemann selbst vermutete. Er glaubte sich von gewissenlosen Eltern ausgesetzt, in Wahrheit aber wurde er von seinem Vater seit zwanzig Jahren schmerzlich gesucht, und dieser Vater trug sich mit der festen Hoffnung, ihn noch zu finden.

Der Gedanke an die Prophezeiung, auf welche Graf Karlstein diese seine Hoffnung stützte, erregte bei Somirof nur ein Lächeln. Für ihn war der Graf trotz der hohen Bildung, die ihm nicht abzusprechen war, nur durch schweres Unglück in eine abergläubische Richtung gedrängt worden, die seinen Gemütsbedürfnissen zusagte. Das kam indessen Somirof ganz gelegen; mit einem solchen Manne hatte er nur um so leichteres Spiel; durch geschicktes Eingehen auf seinen Aberglauben ließ sich aus ihm machen, was man wollte. Freilich war es sonderbar, daß die Prophezeiung in der That sich erfüllen zu wollen schien. Somirof, als „Mann mit der Narbe“, war ja eben derjenige, der dem Grafen seinen Sohn zuführen konnte, sobald er nur wollte; er war auch entschlossen, es zu thun, wenn nicht

etwa eine genauere Kenntnis der Verhältnisse einen größeren Vorteil auf andrem Wege bot. Die Prophezeiung ging also vielleicht wirklich noch ganz in Erfüllung; das lag aber alsdann eben an ihm, an Somirof. Nur der erste Teil der Prophezeiung konnte also für den Aberglauben des Grafen geltend gemacht werden. Von geheimen Kräften der Seele, ja von einer Seele selbst wollte Somirof als Arzt der Neuzeit nichts wissen, und er war schnell bereit, das sonderbare Zusammentreffen einiger Umstände auf Rechnung des Zufalls zu setzen, jenes großen Lückenbüßers, womit gerade Gelehrte die Lücken ihres Wissens zu stopfen pflegen.

Somirof wollte sich zunächst vergewissern, wie weit Graf Karlstein unter dem Einflusse der ihm erteilten Suggestion stand. Er setzte seine Besuche ein paar Tage hindurch aus. Das ließ sich ja leicht durch eigenes Unwohlsein entschuldigen. Wenn der Graf, trotzdem ihm der Arzt entbehrlich war, das Bedürfnis fühlte, ihn wiederzusehen; wenn er ihn rufen ließ, so war auf die Wirksamkeit der Suggestion zu schließen. Dann konnte Somirof den Grafen noch weiter ausholen, und zwischen den Plänen, die verfolgt werden konnten, ließ sich die günstigste Wahl treffen.

Er hatte in der That nicht lange zu warten. Graf Karlstein, wiewohl er sich wieder vollkommen hergestellt fühlte, empfand Unruhe über das Ausbleiben seines Arztes. Er vermißte den Umgang des unterrichteten Mannes, dem er sich tief verpflichtet glaubte. Auch war er seit Jahren bestrebt, jede Gelegenheit zur Erweiterung seiner Kenntnisse in den Geheimwissenschaften zu benutzen, und der Hypnotismus, durch den er so rasch hergestellt worden, interessierte ihn. Er ließ daher Somirof zu sich bitten, und um eines längeren Besuches sicher zu sein, überließ er ihm die Wahl des Abends, an dem er ihm das Vergnügen seiner Gesellschaft schenken möchte.

Somirof sagte für den nächsten Tag zu, und an der Art,

wie ihm Graf Karlstein entgegenkam und ihm herzlich die Hände schüttelte, erkannte er den fortbestehenden Einfluß der Suggestion. Ohne Umschweife brachte der Graf das Gespräch auf den Hypnotismus, der ihm so großen medizinischen Vorteil gebracht, der ihn aber auch in philosophischer Hinsicht interessiere, als Bestandteil jener Geheimwissenschaften, denen er so viele Jahre gewidmet.

— „Ich weiß freilich nicht, sprach er, ob Sie in diesem Punkte mit mir übereinstimmen werden; aber ich bin auch ganz bereit, Ihnen als Schüler zuzuhören, und Ihre Erklärung des Hypnotismus und seiner Erscheinungen zu vernehmen."

— „Sie kennen selbst, Herr Graf, das Verfahren, das ich angewendet habe, und haben sich von den Wirkungen desselben überzeugt. Sie wissen auch bereits, daß ich den tiefen Schlafzustand, den ich erzeugte, benutzt habe, Ihren organischen Funktionen diejenige Richtung zu geben, die der Krankheitsfall erheischte. Das einzige Mittel, welches der Arzt anwendet, ist die Suggestion. Die Phantasie des Kranken, die in diesem Schlafe ganz dem Einflusse des Arztes unterworfen ist, vermag auf seinen eigenen Organismus weit mächtiger zu wirken, als es im Wachen möglich ist. Die Suggestion, von einem denkenden Arzte angewendet, wird so zu einer Heilpotenz ersten Ranges, und es ist nur zu verwundern, daß die Medizin so spät auf dieses Hilfsmittel verfiel, das wir der genialen Entdeckung Braids verdanken."

— „Ich will die Verdienste Braids nicht in Abrede stellen, lieber Doktor, und will ihm gerne volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Indessen möchte ich doch für einen seiner Vorgänger eine Lanze einlegen, für Mesmer, der zu Ende des vergangenen Jahrhunderts in Paris als Entdecker des tierischen Magnetismus so viel von sich reden machte. Auch er erzeugte den künstlichen Schlaf, nur daß er eine andre Einschläferungsmethode, als Braid, anwendete, den magnetischen Strich. Was

man aber damals den Somnambulismus nannte, scheint mir doch ungemein viel Aehnlichkeit mit dem zu haben, was heute Hypnotismus genannt wird. In diesem Punkte spreche ich nicht als Laie, sondern habe mich eingehend mit diesen Dingen beschäftigt. Sie haben jüngst die Suggestionsfähigkeit des Schläfers als die wesentliche Seite des Hypnotismus hingestellt; um so mehr möchte ich die Schüler Mesmers als Vorgänger Braids anerkannt wissen; denn sie waren mit der Suggestionsfähigkeit der Somnambulen vollkommen vertraut, wandten sie sogar nicht bloß zu medizinischen Zwecken in Bezug auf organische Funktionen an, sondern auch auf geistige Vorgänge. Diese Abhängigkeit des Schläfers vom Hypnotiseur, oder — wie man damals sagte — vom Magnetiseur, ist sogar einer jener Punkte, die mir bei meinen Studien in Karlstein viel zu denken gaben. Seine Wichtigkeit geht weit über das medizinische Gebiet hinaus. Ich bin in dieser meiner Meinung um so mehr bestärkt worden, als ich in Indien manchem Mißbrauch dieses Abhängigkeitsverhältnisses begegnet bin."

Somirof war von diesen Worten nicht angenehm berührt. Die größte Vorsicht war ihm geboten, da der Graf so genau unterrichtet zu sein schien. Er hatte sich im fast alleinigen Besitze einer geheimnisvollen Kenntnis geglaubt, und nun zeigte sich eben der davon unterrichtet, gegen den er sie anwenden wollte. Das Gebiet des tierischen Magnetismus war ihm unbekannt — wie noch heute den Aerzten — und er war nun genötigt, sich darin zu orientieren; wenigstens mußte er genau zu erfahren trachten, wie weit Graf Karlstein darin unterrichtet war. In diesem Sinne setzte er das Gespräch fort, und es zeigte sich gar bald, daß der Graf gerade von dem Kenntnis hatte, worauf es insonderheit ankam, von der Suggestionsfähigkeit der Somnambulen, dergemäß ihnen der Magnetiseur und Hypnotiseur Vorstellungen einzupflanzen vermag, die ihren Willen und ihre Handlungsweise sogar nach dem Erwachen be-

stimmen. Mit einem Worte: Graf Karlstein hatte Kenntnis von dem, was heute ein posthypnotischer Befehl genannt wird.[19])

— „Sie sehen, Herr Graf, daß Sie mich überschätzt haben, als Sie in mir Ihren Lehrer sehen wollten. Wir haben unsre Rollen bereits vertauscht. Ich gestehe, in Sachen des Magnetismus und Somnambulismus wenig unterrichtet zu sein. Was insbesondere den posthypnotischen Befehl betrifft, so hat derselbe für den Staatsanwalt mehr Interesse, als für den Arzt; aber gleichwohl würde ich gerne die Gelegenheit ergreifen, auch in dieser Richtung meine Kenntnisse zu erweitern."

— „Es freut mich, Herr Doktor, Ihnen diesen Dienst leisten zu können. In diesem Punkte können Sie sich an keine bessere Adresse wenden, als an mich. Ich kann das ohne alle Uebertreibung sagen, will aber damit weniger mein Wissen betonen, als das des unvergeßlichen Lehrers, der mich in dieses Gebiet eingeführt hat, und den günstigen Umstand, daß vielleicht nirgend in Europa eine so reichhaltige Bibliothek über diesen Gegenstand zu finden ist, als im Schlosse Karlstein. Auch hoffe ich sehr, daß dieser Umstand Ihnen dieses Schloß einigermaßen anziehend erscheinen läßt."

Somirof verbeugte sich. Der Gedanke hatte in der That viel Anziehendes für ihn, unter angenehmen Umständen, als Gast des Grafen, sich diesen Studien hingeben zu können, und dabei genau in die Verhältnisse des Grafen eingeweiht zu werden. Er wollte daher die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne eine förmliche Einladung zu erhalten.

— „Das Wort des alten Weisen, sprach er, daß wir ohne Unterlaß lernend im Alter voranschreiten sollen, ist als Devise niemand nötiger, als dem Arzte; und wenn Schloß Karlstein mir eine so vorzügliche Gelegenheit bieten sollte, weiteres zu lernen, so ließe sich in der That von einer magnetischen Anziehung in doppeltem Sinne reden, im übertragenen, wie im Sinne des tierischen Magnetismus."

— „Abgemacht also! Sie werden mir, wenn ich in die Heimat zurückgekehrt sein werde, das Vergnügen Ihres Besuches schenken, und dafür, daß es ein sehr langer sein wird, bürgt mir meine Bibliothek!“

Somirof nahm mit Vergnügen die entgegengestreckte Hand des Grafen. Es geschah nur der Form wegen, daß er von seinen zahlreichen Kranken sprach, denen er erst entbehrlich sei, wenn sein Assistenzarzt — ein strebsamer junger Italiener — genügend eingeweiht wäre.

Es zeigte sich für Somirof immer deutlicher, daß Graf Karlstein unter dem Einflusse der ihm erteilten Suggestion sich mehr und mehr an ihn anschloß. Wenige Tage hatten genügt, ein sehr freundschaftliches Verhältnis herzustellen. Bedenklich war nur der eine Umstand, daß der Graf in Bezug auf Suggestionen und sogar deren Mißbrauch sich so gut unterrichtet zeigte. Er mußte daher vorsichtig behandelt werden. Somirof durfte ihm keine Suggestionen erteilen, die, indem sie die Handlungen des Grafen beeinflußten, dessen eigenen Verdacht erregen und die fremde Quelle verraten konnten. Suggestionen, die dem Charakter des Grafen zuwiderliefen, waren also zu vermeiden. Aber solcher bedurfte es vorläufig auch gar nicht. Somirofs Pläne hatten ja überhaupt noch keine bestimmte Gestalt, daher konnte er sich vorderhand mit dem bisher Erreichten begnügen. Von nun an kam er den Einladungen des Grafen immer nach, der in Venedig keinen weiteren Umgang suchte, als den seines unterrichteten und geistreichen Arztes. Wie unentbehrlich Somirof ihm geworden, erkannte dieser leicht, wenn er teils aus wirklichen Abhaltungsgründen, teils in der Absicht, den Grafen auf die Probe zu stellen, ein paar Tage ausblieb und dann um so freudiger begrüßt wurde, nicht ohne Vorwürfe über die Seltenheit seiner Besuche anhören zu müssen.

Der milde Winter Venedigs hatte sich längst eingestellt. Es war Somirof daran gelegen, den Grafen möglichst lange

zurückzuhalten, und sein Rat, nach einem so langen Aufenthalt in Indien nicht unvermittelt sich dem rauhen Klima seiner Heimat auszusetzen, sondern das Uebergangsklima Venedigs auszunutzen, ließ sich auch medizinisch sehr wohl rechtfertigen. Diesem Vorschlage kam aber Graf Karlstein um so mehr nach, als er bei aller Sehnsucht nach der Heimat und besonders nach der Schwester, die er so lange nicht mehr gesehen, noch immer Scheu trug, vor dem zwanzigsten Todestage Mariettas zurückzukehren. Ihm stand nun einmal dieser Tag als derjenige fest, von dem an, und nicht früher, ein neues, glückliches Leben für ihn beginnen konnte. Es war ganz natürlich, daß der Graf selbst immer wieder das Gespräch auf seine Familienangelegenheiten brachte, da ja Somirof dazu berufen war, in der Auffindung Emanuels eine Rolle zu spielen. So wurde denn dieser mit den intimsten Gedanken des Grafen immer vertrauter. Er wußte es längst, daß Emanuel zum Erben desjenigen Vermögensteiles eingesetzt war, der nicht zum Majorat gehörte und an sich schon sehr bedeutend war; er wußte auch, daß in zweiter Linie Leonore die Erbin war, daß diese ein beträchtliches eigenes Vermögen besaß, unverheiratet in Karlstein lebte, seit einer Reihe von Jahren aber eine entfernte Verwandte und Doppelwaise, Fräulein Albertine Werner, zu sich genommen hatte, die — falls Emanuel nicht gefunden werden sollte — den Grafen sowohl wie dessen Schwester beerben sollte. Er wußte, daß der Graf erst im Herbste nach Karlstein zurückkehren würde, daß er — entsprechend der Prophezeiung Hassans — am zwanzigsten Todestage seiner Geliebten über den weißen Berg zum Kreuz auf der Teufelskanzel herabsteigen würde, wohin Somirof selbst ihm entgegenkommen und wo dann, nach Ueberstehung einer den Grafen bedrohenden Gefahr, Emanuel gefunden werden sollte.

Das alles erfuhr Somirof nach und nach. Das unselige Vertrauen zu seinem Arzte, seine Ueberzeugung, daß er nur

mit dessen Hilfe Emanuel finden könnte, machte es dem Grafen gleichsam zur Pflicht, ihn rückhaltlos in alle seine Verhältnisse und Gedanken einzuweihen. Er sprach gerne von Karlstein, von Leonore und der Nichte, deren Bilder auf seinem Schreibtisch aufgestellt waren, und Somirof war bald über alles, was Karlstein betraf, aufs genaueste unterrichtet. Wertvoll für ihn war auch eine Mitteilung, die er gelegentlich erhielt, daß nämlich Graf Karlstein bei seinen eifrigen Studien in der Bibliothek zahlreiche Manuskripthefte angelegt hatte, in welchen, nach Materialien geordnet, das Wissenswerteste eingetragen war, daß er dabei auch dem juridischen Gesichtspunkte der Geheimwissenschaften Rechnung getragen, und unter andrem auch bezüglich des Mißbrauches magnetischer Kräfte und der Suggestionsfähigkeit der Somnambulen Materialien zusammengetragen. Diese Hefte, sagte Graf Karlstein, würden für Somirof seinerzeit ein ganz praktischer Ariadnefaden sein, um sich in der weitläufigen Litteratur zurechtzufinden. Somirof prägte sich dieses um so fester ein, als er so genaue Kenntnis erhalten konnte, wie weit der Graf in diesen Dingen orientiert war, was also mit ihm gewagt werden konnte, wenn es überhaupt nötig werden sollte.

Für einen berechnenden Verstandesmenschen, den keinerlei Gewissensskrupel beengten, war die Kenntnis aller dieser Verhältnisse unbezahlbar. Im Gehirne Somirofs begannen denn auch bestimmte Pläne zu reifen, denen er abwägend nachdachte. Der einfachste wäre der gewesen, dem Grafen Emanuel zuzuführen. Das bot Vorteile, große und sichere Vorteile; der lebenslänglichen Dankbarkeit des Grafen, der ihn zudem schon als den Retter aus gefährlicher Krankheit ansah, wäre er alsdann sicher gewesen. Aber damit wollte sich Somirof nur für den Fall begnügen, daß sich nicht noch Besseres erreichen ließ. Er überlegte daher, wie sich die Verhältnisse gestalten würden, wenn er Vater und Sohn getrennt hielte. In diesem Falle

fiel dem Testamente gemäß Schloß Karlstein mit seinen reichen Einkünften schließlich an Fräulein Werner, die Nichte des Grafen. Wer war dieses Mädchen? Somirof wußte nur, was das Bild derselben verriet, daß sie jung und sehr schön war. Wenn es ihm etwa gelang, die Liebe dieses Mädchens zu gewinnen — und seine Freundschaft mit dem Grafen berechtigte zu solchen Hoffnungen — dann war er versorgt, reichlich versorgt, ja die ganze Karlsteinsche Erbschaft kam dann schließlich in seine Hände. Aber war das so ganz sicher? Somirof selbst verneinte diese Frage. Die Erbschaft war verloren, sobald es Tiedemann gelänge, das Geheimnis seiner Abkunft zu entdecken. Also sogar, wenn die Heirat gelang, wäre ein beständig drohendes Damoklesschwert über Somirof gehangen, so lange Tiedemann lebte. Eine solche beständige Gefahr war durchaus nicht nach dem Geschmack Somirofs. Tiedemann mußte also beseitigt werden. Ueber das Wie machte sich Somirof vorläufig keine Sorgen, nur war er entschlossen, die Laufbahn des Verbrechers, die ihm schon einmal so teuer zu stehen gekommen war, nicht mehr zu betreten. Das ließ sich auch leicht vermeiden; es genügte vollkommen, der intellektuelle Urheber des Verbrechens zu sein, dessen Ausführung einem beliebigen Menschen übertragen werden konnte. Die hypnotische Suggestion, dies war das Zauberwort, das ihn aus der Verlegenheit zog, so oft seine Gedankenreihen auf ein derartiges Hindernis stießen.

Es bot also entschieden größere Vorteile, Emanuel und den Grafen getrennt zu halten. Erst wenn dieser zweite Plan sich als undurchführbar erwies, war es am Platze, auf den ersten zurückzukommen. Der zweite Plan nahm allerdings ein Verbrechen in Aussicht, aber bei vollständiger Sicherheit des intellektuellen Urhebers. Das Verbrechen sollte von einem andern begangen werden, dem Somirof nur die Waffe in die Hand drücken wollte, und dieser andre sollte nicht einmal

selber es wissen, daß Somirof ihn zu seinem Werkzeug gemacht. War nun Tiedemann beseitigt, dann blieb Somirof der Erbe des Grafen, und sogar der Schwester desselben; denn er wußte, daß diese, in lächerlicher Sentimentalität dem Andenken ihres verunglückten Jugendgeliebten treu und darum unvermält geblieben war.

Ungewiß in diesem zweiten Plane blieb nur ein Faktor: die Heirat mit Fräulein Werner hing nicht ausschließlich von Somirofs Willen ab; sie hatte auch ihren eigenen Willen, der möglicherweise widerstrebte. Ein solches Hindernis schlug aber Somirof nicht hoch an. Sie hatte ihren eigenen Willen genau nur so lange, als es ihm beliebte. Das Mittel, ihren eventuellen Widerstand zu brechen, lag ja in seiner Hand. So gut es ihm gelungen war, bei Adelaide die Liebe in Abneigung zu verwandeln, so gut mußte es ihm gelingen, die eventuelle Abneigung der Nichte in Liebe zu verwandeln.

Es bestand somit in der That keine Nötigung, sich mit dem bescheidenen Vorteil zu begnügen, den der erste Plan abwarf, und alle Aussicht war vorhanden, daß der zweite ungleich vorteilhaftere gelang. Somirof überlegte hin und her, irgend eine Schwierigkeit zu entdecken, die sich vielleicht noch erheben könnte, aber er fand keine. Nur ein einziger wirklicher Nachteil war mit dem Plane verknüpft: die doppelte Erbschaft kam erst dann in seine Hände, wenn der Graf und Leonore das Zeitliche gesegnet hätten. Bis dahin war nur auf eine ohne Zweifel sehr reiche, weil vom Grafen selbst gelieferte, Mitgift zu rechnen. Konnte diesem Uebelstande abgeholfen werden? Vielleicht, und der Besuch in Karlstein war jedenfalls eine vorzügliche Gelegenheit, darüber Aufschlüsse zu erhalten.

Alles in allem, so beschloß Somirof seine Gedankenreihe, standen seine Angelegenheiten sehr günstig. Er hatte erreicht, was er sich in den traurigen Jahren in Sibirien vorgesetzt hatte, und war nun im Begriffe, einen Hauptschlag auszuführen,

der ihn mit einem Male zum reichen Mann machen sollte. Nur kurze Zeit noch hatte er zu warten. Der Winter neigte sich schon seinem Ende zu, und im Herbst darauf wollte Graf Karlstein in sein Heimatschloß zurückkehren.

Ein Lächeln, worin Hohn und Zufriedenheit gemischt waren, umspielte Somirofs Lippen. Er war entschlossen, auf den ersten Plan zu verzichten, und den zweiten auszuführen. Emanuel sollte beseitigt werden. Neun Monate Zeit waren dazu gegeben, und so hatte es keine Eile, das Wie der Ausführung zu überlegen. Er griff nach einem Buche, das nebenan auf dem Tische lag. Es war ein Band aus dem größeren Sammelwerke „Der neue Pitaval", worin die berühmtesten Verbrecherprozesse geschildert sind. Früher war das seine Lieblingslektüre gewesen, und jetzt noch nahm er manchmal einen dieser Bände zur Hand. Aber sein Interesse an diesen Verbrechergeschichten war seit längerer Zeit bedeutend abgeschwächt worden. Er hatte daraus nichts mehr zu lernen. Das war gut für den plumpen Verbrecher, der die Ausführung in die eigene Hand nimmt und bedacht sein muß, sich den Schlingen des Strafgesetzbuches zu entziehen. Er aber wollte es so plump nicht angreifen. Mit dem Fortschritte des menschlichen Geistes war auch das Verbrechen auf eine höhere Stufe gehoben. Was er aus diesem Pitaval hätte lernen können, war für ihn ein überwundener Standpunkt. Er legte das Buch verächtlich beiseite, ging ins Freie und schlenderte nach dem Markusplatze, wo sich die Sonnenwärme angenehm fühlbar machte.

Somirof war eine auffallende Erscheinung. Sein Winterrock, kurz und knapp sitzend, wie ein Waffenrock, mit über der Brust sich kreuzenden Fangschnüren, die enganliegenden Beinkleider und die polnische Mütze gaben ihm ein fremdländisches Aussehen und paßten zu seinem Gang voll kraftvoller Elastizität. Er war zudem in Venedig als Arzt schon ziemlich bekannt, so daß, während er den Markusplatz überquerte, da und

dort in den Gruppen hinter ihm geflüstert wurde. Er setzte sich an einen Tisch vor einem der Kaffeehäuser, zog Zeitungen aus der Tasche, und begann zu lesen. In dieser Beschäftigung wurde er durch den Grafen Karlstein unterbrochen, der ihn herzlich begrüßte und sich mit ihm unterhielt, bis Somirof, um nach einem Kranken zu sehen, sich entfernte.

Der Graf blickte dem Abgehenden nach; dann aber, plötzlich erblassend, fuhr er mit der Hand über die Stirne. Es stieg in ihm die Erinnerung an Hassans Vision auf, die sich eben erfüllt hatte: der Mann mit der Narbe war am Tische gesessen, hatte Zeitungen gelesen und war darin von einem andern Manne, von ihm selbst, unterbrochen worden. Und das war im fernen Oriente vor fast zwanzig Jahren von einem Seher gesehen worden!

Graf Karlstein ging nachdenklich seiner Wohnung zu und sann über diese merkwürdige Sache nach, bis seine Gedanken an der letzten und wichtigsten Vision Hassans haften blieben, an der Begegnung des Mannes mit der Narbe auf der Teufelskanzel. Diese Scene konnte sich Graf Karlstein noch immer nicht zurechtlegen. Am Todestage Mariettas wollte er zum erstenmal die Heimat wieder betreten. Wie so aber sollte es kommen, daß Somirof vom Elendthale her zur Teufelskanzel heraufstieg? Sollte derselbe schon vor ihm nach Karlstein kommen? Fast schien es so; denn wenn Somirof ihn am gleichen Tage noch zu Emanuel führen sollte, setzte das doch voraus, daß Emanuel in der Nähe war, daß also Somirof mindestens um so viel früher nach Karlstein oder ins Elendthal kam, als nötig war, Emanuel dort aufzufinden. Woran ferner sollte die Erkennung stattfinden? Das alles war dunkel und rätselhaft, und doch war die Erfüllung nicht mehr zu bezweifeln.

Graf Karlstein sollte schneller, als es zu erwarten stand, zur Erkenntnis kommen, daß auch diese Rätsel im Sinne der

Prophezeiung ihre Lösung finden würden. Als er seine Wohnung betrat, überreichte ihm der Indier auf silberner Schale, die über und über mit arabischen Schriftzügen bedeckt war, einen Brief, den er schon an der Adresse als von Leonore kommend erkannte. Es erfaßte ihn tiefe Sehnsucht nach der Heimat, die ihm so nahe lag und von der er sich doch noch verbannen zu müssen glaubte.

Der Brief enthielt dieses Mal rein geschäftliche Mitteilungen. An dem Berghange nämlich, worauf Schloß Karlstein stand, entsprang — es war das von jeher bekannt — eine Quelle, welche gegen das Thal sich hinabschlängelte und dort mit dem aus dem Elendthal kommenden Wildbach sich vereinigte. Alfreds Vater war einst durch den Dorfarzt darauf aufmerksam gemacht worden, daß das Wasser dieser Quelle im Winter wie Sommer eine gleichmäßige Temperatur von 23° zeigte und seiner chemischen Zusammensetzung gemäß sehr geeignet wäre, als Heilquelle verwertet zu werden. Die Wasserader war aber von so geringer Mächtigkeit, daß Graf Erich sich damit begnügen mußte, ihr einen kleinen Umweg durch das Schloß aufzunötigen, wo sie ein zum Bade eingerichtetes Bassin füllte. In ihrem Briefe teilte nun Leonore mit, daß unfern jener Stelle, wo die Quelle entsprang, eine zweite von ungleich größerer Mächtigkeit bloßgelegt worden sei, welche, weil von der gleichen Temperatur, auch die gleiche chemische Beschaffenheit haben dürfte. Leonore hatte nämlich, da sie zu kränkeln anfing und die Waldwege des Schlosses ihr beschwerlich zu werden begannen, in halber Höhe des Hügels einen neuen, in weitem Bogen rings um das Schloß führenden Kiesweg herstellen lassen, der keine Steigung bot und ihr einen bequemen Spaziergang ermöglichte. Zu diesem Behufe war eine größere Anzahl von Bäumen gefällt worden, und als einer der Baumstrünke von den Arbeitern ausgegraben wurde, drang plötzlich mit Macht die neue Quelle hervor.

Leonore erinnerte nun ihren Bruder an das Vorhaben des Grafen Erich, die Quelle zu Heilzwecken zu verwenden, um den Wohlstand der Gegend in ergiebiger Weise zu vermehren. Die Absicht, die damals aufgegeben worden war, konnte jetzt nach Entdeckung der größeren Quelle wieder aufgenommen werden. Das erforderte aber bedeutende Geldmittel, und ohne Einwilligung ihres Bruders wollte Leonore nichts thun.

Graf Karlstein war von dieser Nachricht hoch erfreut. Er, der so lange von seiner Heimat getrennt, bisher nichts von dem gethan hatte, was er als reicher Grundbesitzer hätte thun sollen, sah nun mit einem Male eine Gelegenheit, das Versäumte nachzuholen und damit zugleich das Andenken seines Vaters zu ehren. Er beschloß sogleich, den Plan, auf den sein Vater nur ungern verzichtet hatte, nun bei günstigeren Aussichten wieder aufzunehmen. Auf die Gemeinde Karlstein war nicht zu rechnen; sie besaß nicht die nötigen Mittel, und es war vorauszusehen, daß der bloße Vorschlag einer so tiefgreifenden Neuerung, wie die Gründung eines Mineralbades, vom bäuerlichen Unverstand bekämpft werden würde. Diesen zu überwinden blieb nur übrig, daß Graf Karlstein selbst die nötigen Geldmittel vorstreckte. So konnte er in der That zum Wohlthäter der Gemeinde, ja der ganzen Gegend werden. In diesem Sinne schrieb er denn auch sogleich an Leonore, der er ans Herz legte, sich der Sache energisch anzunehmen. Der Verwalter erhielt die nötigen Instruktionen, im Gemeinderate die Absicht des Grafen vorzutragen und den Bau sogleich beginnen zu lassen.

Graf Karlstein sah nun ein Feld nützlicher Thätigkeit auf längere Zeit in seiner Heimat für sich eröffnet und war fast im Begriffe, sich von seinem Enthusiasmus hinreißen zu lassen. Bei näherem Besinnen sah er aber die Notwendigkeit ein, einen Sachverständigen beizuziehen. Dem Baumeister mußte ein Arzt zur Seite stehen, und dazu eignete sich keiner besser, als Somirof.

Somirof als Badearzt von Karlstein! Das war eine vortreffliche Idee. Auf diese Weise konnte er ihm seine Dankesschuld abtragen, konnte ihn auch zum Schloßarzt ernennen und so den Mann an sich fesseln, dessen Umgang ihm bereits unentbehrlich geworden. Damit waren aber auch die Rätsel gelöst, über die er auf dem Herwege gegrübelt. Ging Somirof auf seine Pläne ein und nahm er die Einrichtung des Mineralbades in die Hand, dann war in der That die bisher fehlende Vorbedingung gegeben, daß Hassans Vision sich erfüllte. Somirof kam früher nach Karlstein, als er selbst, konnte dort durch allerdings noch rätselhafte Umstände Emanuel finden, und um ihm dann wohl die freudige Botschaft dieser Entdeckung zu bringen, ging er ihm zur Teufelskanzel entgegen.

Es war klar, so und nicht anders mußten die Ereignisse sich gestalten. Die Augen des Grafen leuchteten hell auf, indem er sich diesen Gedanken hingab. Er wartete mit Ungeduld auf Somirof, der, wenn nicht etwa plötzlich zu einem Kranken gerufen, längstens in einer halben Stunde kommen mußte.

Er kam in der That, diesmal freudiger als je von dem Grafen begrüßt, der ihn, als der Diener meldete, es sei angerichtet, in das Speisezimmer zog.

— „Ich habe Sie nie mit solcher Ungeduld erwartet, begann Graf Karlstein, als heute. Bisher hat mich die große Unwahrscheinlichkeit, daß ich durch Ihre Vermittlung Emanuel finden könnte, oft bedrückt. Ich wußte mir nicht zu erklären, wie Sie vor mir selbst in meine Heimat kommen sollten, und dort durch den Zufall begünstigt werden könnten, Emanuel zu finden; denn nur so und nicht anders läßt sich die Prophezeiung auslegen, daß Sie mir bis zur Teufelskanzel entgegenkommen würden. Nun aber fällt Licht in diese Dunkelheit und zwar in einer Weise, die mich mit den größten Hoffnungen erfüllt. Der Erfolg hängt nur noch von einem

einzigen Umstand ab, und dieser liegt in Ihrer Hand. Bitte, lesen Sie zunächst diesen Brief meiner Schwester; ich werde daran unmittelbar einen Vorschlag knüpfen, auf dessen Annahme ich hoffe."

Somirof überlas das Schreiben mit jener Bedächtigkeit, die bei der Wichtigkeit des Gegenstandes erforderlich schien. Als er den Brief weglegte, wußte er bereits, was der Graf ihm vorschlagen würde, und erhielt auch sogleich die Bestätigung.

— „Ich bin entschlossen, sprach der Graf, auf den Vorschlag meiner Schwester einzugehen und damit einen Lieblingswunsch meines verstorbenen Vaters auszuführen. Weil aber der medizinische Gesichtspunkt der Sache zunächst in Betracht kommt, müßte dem Architekten ein Arzt zur Seite stehen. Wären Sie geneigt, das zu thun und schließlich die Stellung des Badearztes anzunehmen? Dies ist mein Vorschlag."

Somirof war allerdings mehr als geneigt, darauf einzugehen, aber es lag in seinem Interesse, der Annahme den Anschein des Opfers zu geben. Er sprach von seinen zahlreichen Patienten, deren Schicksal für einen gewissenhaften Arzt zunächst in Betracht komme, von der angesehenen Stellung, die er in Venedig bereits errungen, an einem neuen Orte aber erst neu erringen müßte, ließ auch einige finanzielle Erwägungen einfließen und erbat sich schließlich einige Tage Bedenkzeit.

— „Ich werde geduldig Ihre Entschließung abwarten, lieber Doktor! Ich verhehle auch gar nicht, daß ich bei meinem Vorschlage gar sehr mein Interesse im Auge habe. Zunächst sehe ich keinen andern Weg als diesen, der Prophezeiung Hassans zur Erfüllung zu verhelfen; ferner leitet mich die Rücksicht auf meine kränkliche Schwester, deren Pflege ich dem Arzte anvertrauen möchte, der an mir selbst die Proben seiner Geschicklichkeit abgelegt hat; endlich ist aber auch für mich die Aussicht ungemein anziehend, Sie beständig in meiner Nähe zu wissen,

als Hausarzt und als Freund, welcher berufen ist, mir meinen noch immer betrauerten Morhof zu ersetzen.“

Somirof, der über das ideale Verhältnis Morhofs zum Grafen und seiner Schwester vollkommen unterrichtet war, konnte wahrlich nicht mehr verlangen, als sich mit Morhof verglichen zu sehen. Als intimer Freund des Grafen, Hausarzt im Schlosse Karlstein und Leiter einer Anstalt, der in Bälde vornehme Badegäste zuströmen würden, war er eines viel genußreicheren und bequemeren Lebens sicher, als in Venedig. Auch das aber kam für ihn in Betracht, daß vermöge der unveränderlichen Temperatur der Heilquelle der Badeort das ganze Jahr hindurch besucht würde, was einer fortwährenden Erneuerung vornehmer Bekanntschaften gleichkam. Vor allem aber kamen seine Pläne in Bezug auf Tiedemann und die Nichte des Grafen in Anschlag. Wenn er schon jetzt nach Karlstein sich begab, so konnte er die Monate, die bis zur Rückkehr des Grafen verstreichen sollten, benutzen, um den Boden für seine Pläne nach allen Richtungen auszuforschen.

Somirof ließ ein paar Tage verstreichen, erklärte sich aber dann bereit, nach Karlstein zu reisen. Er betonte als Hauptgrund seiner Entschließung, daß er selbst eine andre Möglichkeit nicht einsehe, Emanuel zu finden, zu welchem Dienst nun einmal kein andrer als er selbst berufen zu sein scheine.

In Wirklichkeit dachte Somirof natürlich ganz anders. Das war ja immerhin noch möglich, daß er je nach den Umständen auf seinen zweiten Plan verzichten müßte, und daß ihm dann, angeblich erst jetzt, die Entdeckung Emanuels zufiel. Aber auf die Prophezeiung Hassans legte er nicht das mindeste Gewicht. Sie konnte sich erfüllen; dann aber geschah es wahrlich nicht darum, weil vor zwanzig Jahren ein elender Fakir sich als Propheten aufspielte, sondern weil alsdann er, Somirof, in Kenntnis der Prophezeiung den Verlauf der Ereignisse geschickt nach dem Punkte der Erfüllung lenkte.

Anders betrachtete natürlich Graf Karlstein die Sache. Wieder hatte ein unberechenbarer Zufall mitgewirkt, Hassans Ferngesicht der Erfüllung näher zu bringen. Das Opfer, das ihm Somirof brachte, schien ihm des größten Dankes wert, den er mit überschwenglichen Worten ausdrückte. Er sah für sich eine Lebensperiode anbrechen, die endlich nach so vielen Jahren ihm wieder Zufriedenheit und Glück versprach. Er malte sich sein Leben in Karlstein aus, im Umgang mit der Schwester und Emanuel, und an der Seite des bewährten Freundes und intelligenten Arztes, eines zweiten Morhof, an dem er einen Genossen für die wieder aufzunehmenden Studien haben würde, und dem er eine glänzende Lebensstellung verschaffen wollte.

XXIV.

Im Schlosse Karlstein beging Leonore ihren Geburtstag. Seit längerer Zeit durch Kränklichkeit in ihrem Zimmer zurückgehalten, war sie doch heute freudig erregt und fühlte sich kräftiger, als seit langem. Dazu trug am meisten der Umstand bei, daß das Schloß seit einer Stunde einen neuen Gast beherbergte, den Doktor Somirof, den sie auf der letzten Bahnstation im Wagen hatte abholen lassen, und der nun, dem Wunsche ihres Bruders entsprechend, die Zimmer bezogen, die einst Morhof bewohnt hatte. Aus der sorgsamen, alle Bequemlichkeiten bietenden Einrichtung derselben konnte Somirof schließen, wie warm er vom Grafen empfohlen war, und wie sehr Leonore bestrebt war, dieser Empfehlung nachzukommen.

Somirof beeilte sich, seine Reisekleider abzulegen, und nachdem er seine Toilette, nicht ohne einige Eleganz darauf zu verwenden, beendigt hatte, ließ er sich bei der Gräfin anmelden. Leonore hatte diesen Augenblick mit Ungeduld erwartet, seitdem sie den Gast im Schlosse wußte. Sie trat mit freudig erregter

Miene ihm entgegen, der die entgegengestreckte Hand respektvoll küßte. Leonore nötigte ihn, ihr gegenüber Platz zu nehmen, und bestürmte ihn mit Fragen nach dem teuren Bruder. Keinen lieberen Vorboten hätte ihr Alfred voraussenden können, als diesen Freund; sie war unermüdlich in Fragen nach dem Aussehen des Bruders, nach seinem Befinden, und alles interessierte sie, was sein Leben und Treiben in Venedig betraf. Was ihr Somirof erzählte, erfüllte sie mit froher Zuversicht; das innere Glück, das sie empfand, ließ etwas von jener Jugendschönheit wieder aufleuchten, die doch so weit hinter ihr lag, und erst allmählich nahmen ihre Züge wieder den milden Ernst an, wie ihn ein tief ins Leben eingreifender unvergeßlicher Schmerz verleiht, der im Verlaufe der Zeit läuternd und abklärend auf die Gefühlswelt der Betroffenen eingewirkt hatte.

Seit Morhofs Tod hatte Leonore mit dem Leben abgeschlossen. Anfänglich noch war ihr die Sorge um den Bruder geblieben, und als einziger Stern am dunklen Himmel ihrer Zukunft leuchtete ihr die Hoffnung, ihn wiederzusehen. Aus seinen zahlreichen Briefen erkannte sie mehr und mehr den wohlthätigen Einfluß der Reisen und der neuen Interessen, die er dabei gewann und die ihn innerlich aufrichteten. Darin fand sie selbst dann noch Trost, als Alfred Jahr um Jahr seine Rückkehr verschob. Ihr ganzes Leben war nun nur noch Werken der Wohlthätigkeit gewidmet. Ihre Mittel gingen weit über die eigenen Bedürfnisse hinaus, und so hatte sie mit Hilfe des Dorfpfarrers ein weitverzweigtes System der Mildthätigkeit eingerichtet, das nicht nur im Dorfe Karlstein, sondern auch in der weiteren Umgebung allen Bedürftigen zu gut kam. Sie war geliebt und verehrt von allen, die mit ihr in Berührung kamen. Je älter sie wurde, je weiter die erschütternden Ereignisse ihrer Jugend in die Vergangenheit zurücktraten, mit desto größerer innerlichen Ruhe verflossen ihr die Tage, die ihr kein Glück mehr bringen, aber ihr auch nichts mehr nehmen konnten.

Heute indessen war es doch anders. Der Bruder hatte ihr als Vorboten seiner selbst den Freund geschickt, und sie hing an den Zügen desselben, weil Alfred in dieselben geblickt hatte.

— „Es ist ein hübscher Zufall, daß Sie gerade an meinem Geburtstag eingetroffen sind. So werden Sie bei Tische einige von jenen Personen als meine Gäste finden, auf deren Umgang sie hier angewiesen sein werden, bis wir mit Ihrer Beihilfe Karlstein zum Kurort erhoben haben werden. Nach seinen Briefen zu schließen, ist mein Bruder für diesen Plan ganz begeistert, und so habe ich es mir angelegen sein lassen, alles bis zu dem Punkte vorzubereiten, wo Ihr eigenes Eingreifen zu beginnen hat. Der Architekt wartet nur darauf, sich mit Ihnen zu besprechen, und wird Ihnen die noch von meinem Vater herrührenden Pläne vorlegen. Wenn mein Bruder hier eintrifft, soll seine erste Ueberraschung die sein, den fertigen Neubau zu sehen."

Somirof hatte auf der Reise nach Karlstein Zeit genug gehabt, sich alles zu überlegen, und hatte insbesondere einen Plan ausgedacht, wie er bezüglich Tiedemanns vorgehen wollte. Er konnte Karlstein nicht verlassen, wollte daher Tiedemann in seine Nähe ziehen. Den unterbrochenen Briefwechsel mit demselben hatte er bereits in Venedig für alle Fälle wieder angeknüpft, und jetzt boten ihm die Worte der Gräfin einen ganz schicklichen Anlaß, einen Schritt weiter zu gehen.

— „Als erste zu treffende Maßregel, sprach er, möchte ich eine neuerliche chemische Analyse der Heilquelle beantragen. Es liegt dem ganzen Unternehmen die Voraussetzung zu Grunde, daß auch die neu entdeckte Quelle die gleichen Eigenschaften besitze, wie die erste. Das ist zwar höchst wahrscheinlich, aber in solchen Fällen darf nur mit Gewißheiten gerechnet werden. Ich erbitte mir daher die Vollmacht, einen Chemiker vom Fach kommen zu lassen. Ich bin mit einem solchen von Universitätszeiten her

befreundet und möchte diesen um so mehr in Vorschlag bringen, weil er noch eine zweite Eigenschaft besitzt, die sich vortrefflich zu Gunsten des Unternehmens verwerten läßt. Es ist nun einmal in unsrer unvollkommenen Welt so eingerichtet, daß selbst uneigennützige Unternehmungen mit eigener Reklame ins Leben gerufen werden müssen. In Bezug auf den neuen Kurort müßte die Presse in Bewegung gesetzt werden, um die Aufmerksamkeit des Publikums auf Karlstein zu lenken. Als zweite Maßregel möchte ich daher die Herausgabe einer Schrift von mäßigem Umfang vorschlagen, worin die Vorzüge der neuen Therme ins Licht gestellt und die Schönheiten der Umgebung in lebendiger Schilderung gepriesen würden. Gerade mein Freund, der Chemiker, ist nun zugleich ein Reiseschriftsteller, sogar ein geschickter Zeichner, der die kleine Schrift vortrefflich zu illustrieren vermöchte."

— „Das ist eine ausgezeichnete Idee, Herr Doktor! Ich erkenne darin Ihren praktischen Blick, den Alfred mir gerühmt hat. Ich werde Ihrem Freunde noch heute schreiben und bitte um seine Adresse."

Nur einen Augenblick überlegte Somirof, dann, die Miene der Gräfin beobachtend, nannte er Karl Maria Tiedemann, Chemiker in Wien. Wie es zu erwarten stand, verriet die Gräfin keinerlei Ueberraschung; der Name konnte ihr nichts sagen.

— „Ich selbst werde ihm schreiben, sprach Somirof. Wenn ihm die schriftstellerische Arbeit ebenfalls übertragen werden soll, würde das allerdings einen mehrmonatlichen Aufenthalt nötig machen, es wäre daher gut, wenn ich ihm einige Annehmlichkeiten in Aussicht stellen könnte."

— „Versprechen Sie ihm, was Sie wollen, und was immer ihn geneigt machen kann, auf Ihre Vorschläge einzugehen. Da es sich um einen Ihrer Freunde handelt, werde ich ihm ein paar Zimmer im Schlosse, anstoßend an Ihre eigenen, zuweisen.

Wie angenehm wird mein Bruder überrascht sein, wenn ich ihm melde, in welcher praktischen Weise Sie die Aufgabe bereits angegriffen haben!" —

Wie die Gräfin angekündigt hatte, fand Somirof bei Tische eine kleine Gesellschaft versammelt, und es war ihm lieb, die Leute kennen zu lernen, zwischen welchen er in nächster Zeit leben sollte. Da war zunächst der Ortspfarrer, dem Leonore den Platz zu ihrer Rechten angewiesen hatte, während Somirof zu ihrer Linken saß. Der würdige Geistliche, der Verbündete der Gräfin in Angelegenheit ihrer wohlthätigen Spenden, war seit dreißig Jahren der Seelsorger der Gemeinde, und er hatte sich nie entschließen können, selbst zu Gunsten höherer Würden, Karlstein zu verlassen. Hier und in der Umgebung war er von jedermann gekannt und geliebt. Er hatte allmählich die Alten sterben und die Jungen heranwachsen sehen, hatte hier seinen eigenen Eltern die Leichenrede gehalten und deren Gräber alljährlich neu geschmückt. Alles, was ihn an die Erde noch fesselte, war in Karlstein beisammen; hier wollte er bleiben, bis einst auch er den irdischen Wanderstab niederlegen müßte.

Neben Somirof saß Fräulein Albertine Werner. Er war auf das angenehmste überrascht, in ihr ein Mädchen zu sehen, das zwar nicht dem von ihm hochgeschätzten italienischen Frauentypus entsprach, dem aber eine außergewöhnliche Schönheit nicht abzusprechen war. Wenn er ihr in die Augen sah, die er unwillkürlich mit denen eines Rehes verglich, konnte er glauben, ein sanftes und schüchternes Wesen vor sich zu haben; aber ihre entwickelte, mehr als mittelgroße Gestalt, das Gemessene und Zielbewußte, das nicht nur in ihren körperlichen Bewegungen, sondern auch in ihren Reden sich kundgab, die leichte und nichts weniger als verlegene Art, wie sie ihren Anteil an dem allgemeinen Gespräche sich zu nehmen und dabei immer mit treffenden Worten sich auszudrücken wußte, das alles verriet

ein gereifteres Mädchen. Sie war mit fast ausgesuchter Einfachheit gekleidet, und kein andrer Schmuck war an ihr zu sehen, als die aufgeblühte Moosrose, die aus der Fülle ihrer braunen Flechten hervorsah. Es war das so ihre Gewohnheit. Wiewohl eine Verwandte des gräflichen Hauses und die vermutliche Erbin von Karlstein, wollte sie dem keinen äußeren Ausdruck geben. Sie fühlte sich als armes Mädchen und Doppelwaise, und nur in ihrem Verhältnis zu Leonore, an der sie wie an einer mütterlichen Freundin mit ganzem Herzen hing, entsagte sie aller Zurückhaltung.

Ihr gegenüber, als letzter Gast, saß noch ein blonder junger Mann, Theodor Bergheim, in der schmucken Uniform des gräflichen Forstbeamten. Er war der Sohn des Bezirksamtmanns und Untersuchungsrichters in Karlstein; aber seine Abneigung für alles, was mit der Juristerei zusammenhing, war eben so ausgesprochen, als seine Vorliebe für Wälder und Felder, und so hatte er den Beruf des Forstmanns erwählt und war als Forsteleve in den gräflichen Dienst getreten. Trotz seiner Jugend war ihm bereits die Aussicht eröffnet, in Bälde die Stellung des derzeitigen Försters zu erhalten, den die vorgerückten Jahre und gichtische Beschwerden verhinderten, seinem Dienste mit dem früheren Eifer nachzukommen. Als dessen Stellvertreter in Geschäftsangelegenheiten war heute Theodor zur Gräfin gekommen und zur Tafel gezogen worden, eine Ehre, die ihm zum erstenmal widerfuhr.

Der Hauptteil des Gespräches fiel Somirof zu, und es bewegte sich vorzugsweise um den Grafen, den sonst keiner von den Anwesenden seit zwanzig Jahren mehr gesehen hatte, dessen baldige Rückkehr aber seit langem den Gesprächsstoff in Karlstein bildete. So wenig Somirof mit der Freundschaft des Abwesenden prunken zu wollen schien, so wußte er doch dann und wann Worte einfließen zu lassen, die auf ein intimes Verhältnis schließen ließen. Das gab ihm in den Augen aller eine erhöhte

Bedeutung, und man lauschte begierig seinen Erzählungen. Er wußte allem, was er sagte, eine interessante Färbung zu geben, zeigte sich als gereister Mann von viel Erfahrungen und Kenntnissen und einem über seine Jahre hinaus ernsten Charakter. So machte er auf alle den günstigsten Eindruck.

Somirof stellte sich in Gedanken die Frage, ob vielleicht zwischen seiner schönen Nachbarin und dem unbestreitbar sehr einnehmenden jungen Forstmann, der ihr gegenübersaß, ein gegenseitiges Gefallen bestehe. Er ließ aber diese Vermutung fallen, als nach der Mahlzeit ein junges Mädchen unter der Thüre erschien und auf die Gräfin zutrat. Der erste Blick des Mädchens galt dem jungen Forstmann; es leuchtete darin Stolz und Freude, ihn an der gräflichen Tafel zu sehen, und die Art, wie dieser Blick erwidert wurde, zeigte deutlich das gute Einvernehmen der beiden. Für einen Mann, wie Somirof, gab es keine gleichgültigen Dinge im Schlosse Karlstein. Er hatte sich schon ganz in die Idee hinein gelebt, daß dieses Schloß der Schauplatz seiner Thätigkeit werden würde, wobei er sich wohl des Zieles bewußt war, aber nicht der Mittel, wie es zu erreichen war. Die Kenntnis der geringfügigsten Umstände, die hier vorlagen, konnte ihm vielleicht von Nutzen werden. Darum entging seinen Blicken nichts. Er hatte auch bemerkt, daß Gräfin Leonore dem eingetretenen jungen Mädchen sehr freundlich entgegenlächelte und ihr vertraulich die Hand auf die Schulter legte, als sie ihr einen Auftrag ins Ohr flüsterte. War es die Zofe der Gräfin, so stand sie jedenfalls in der Gunst derselben.

Somirof lenkte das Gespräch auf die herrliche Lage des Schlosses, von dem der Beschauer überall und bis ins kleinste den Eindruck des soliden Baues erhalte. Daran knüpfte Leonore die nahe liegende Einladung, einen Gang durch die Zimmer zu machen, woran sich die ganze Gesellschaft beteiligte.

Was Somirof gesagt hatte, war ganz richtig. So alt auch das Schloß war, und wiewohl einzelne Teile desselben schon in ihrer Architektur das elfte und zwölfte Jahrhundert verrieten, so stand es doch da, als sei es eben erst vollendet worden. Leonore war darin peinlich, nirgend das Ruinenhafte aufkommen zu lassen, aber auch den altertümlichen Charakter des Schlosses zu bewahren. Auf dem unregelmäßigen Boden des weit vorspringenden Hügels waren da und dort mit der Zeit Neubauten entstanden, aber auch diese dem Charakter des Ganzen angepaßt. Insbesondere fiel die verschwenderische Verwendung des Granits auf, der aus den nahen Steinbrüchen bezogen war.

Dem entsprach auch vollständig die innere Einrichtung der hohen Zimmer, die nun durchschritten wurden. Von jener schreienden Eleganz, womit der Geschmack der modernen Geldaristokratie schon so viele alte Edelsitze in Oesterreich unter dem Vorwande der Modernisierung barbarisch entstellt hat, war hier nichts zu finden. In Hinsicht der Bequemlichkeit war zwar den modernsten Anforderungen Rechnung getragen, aber nicht Prunk, sondern nur solider und wie von selbst verständlicher Reichtum drängte sich überall auf, auch das aber nicht als Selbstzweck in einer das Auge beleidigenden Absichtlichkeit, sondern immer den Zwecken der Wohnlichkeit untergeordnet. Es fehlte nicht an Nippsachen, aber es waren meist solche von kunsthistorischem Charakter, die mit der Geschichte des Schlosses Karlstein in Zusammenhang standen.

Somirof erhielt den günstigsten Eindruck. Er fühlte sich innerlich gehoben, wenn der vorangehende Diener wieder einen neuen Saal öffnete und durch Zurückschlagen der Fensterläden Licht einströmen ließ. Seine Schritte hallten und seine Stimme gab einen verstärkten Schall. Es war Somirof, als durchschreite er die Zimmer schon als Herr von Karlstein, und gegen Leonore gewendet, ließ er die Bemerkung fallen, wie bedauerlich es sei,

daß das Schloß, nachdem es so viele Jahrhunderte in den Händen der gleichen Familie war, in fremde Hände übergehen sollte.

— „Dies ist ein weiterer Grund, entgegnete Leonore, warum ich die Rückkehr meines Bruders so sehr herbeisehne. Er ist, wie Sie selbst sagten, von eiserner Gesundheit, hat das vierzigste Lebensjahr erst überschritten, und so kann es mir nicht schwer fallen, für ihn noch eine passende Lebensgefährtin zu finden. Der Trübsinn, der auf seiner Jugend lastete, ist nun endlich gewichen, und so wird wohl neues Glück in das öde Schloß einkehren, und die Stimmen rosiger Kinder werden von den Wänden zurückschallen. Ich rechne auch in dieser Hinsicht auf Ihren Beistand; die Stimme des Freundes und Arztes wird bei meinem Bruder ins Gewicht fallen."

— „Ich werde mich wohl hüten," dachte Somirof, aber er versicherte die Gräfin seiner Ergebenheit und sprach die Hoffnung aus, daß ihre Erwartungen sich erfüllen möchten. Der Vorsatz der Gräfin ängstigte ihn nicht sonderlich, aber er beschloß, auf seiner Hut zu sein. Im Besitze seiner geheimnisvollen Macht fühlte er sich als Beherrscher der Gedanken und der Herzen seiner Umgebung. Mit dieser Macht ausgerüstet mußte er seinen Endzweck erreichen. Er war fest entschlossen, von seinem Posten nicht mehr zu weichen. Was ihm seit Jahren als höchstes Ziel seines Strebens vorgeschwebt hatte, hier konnte er es erringen, und der Gedanke widerte ihn an, wieder in die weite Welt hinauszugehen, aufs ungewisse hin, ob ihm je wieder so günstige Verhältnisse geboten würden. Hier war er und hier wollte er bleiben. Noch vor Ablauf eines Jahres sollte Karlstein seinen Herrn haben. Wehe denen, die sich ihm in den Weg stellen sollten!

Somirof dachte an Tiedemann, der vielleicht bald ankam und dann ganz in seiner Gewalt war, in dem Schlosse selbst, dessen rechtmäßiger Erbe er sein sollte. So romanhaft kam ihm diese Vorstellung vor, daß sie ihn schon darum anzog.

Bei dem Gedanken, wie geschickt er die Fäden gesponnen, wandelte jener Stolz ihn an, womit er sich hoch über alle gehoben fühlte, die im Leben nichts erreichen, weil kleinliche Rücksichten der Moral ihnen den Verzicht auf die Güter dieser Welt aufnötigen.

Somirof fand Vergnügen daran, abends an Tiedemann zu schreiben. Er gab seinem Briefe den jovialen Ton, der die Erinnerung an die Universitätsfreundschaft wecken sollte; er schrieb über die angenehme Stellung, die er gefunden, von dem Auftrag, den ihm die Gräfin für den Freund erteilt, und von seiner Hoffnung, daß nun auch für diesen die Zeit anbreche, aus den beschränkten Lebensverhältnissen herauszutreten, in die er durch ein ungünstiges Schicksal gestellt worden.

XXV.

Ein paar Wochen später stellte Somirof der Gräfin Karlstein Herrn Tiedemann vor, den er in scherzhafter Redewendung, die er sich bereits erlauben zu dürfen wußte, den Begründer des künftigen Ruhmes von Karlstein nannte. Leonore fand Gefallen an dem schönen jungen Manne, der in bescheidener Weise die Geringfügigkeit des von ihm erwarteten Dienstes betonte.

— „Ich kann das gelten lassen, entgegnete sie; aber nach den Proben Ihrer Feder, die mir Herr Somirof vorgelegt hat, bin ich der sicheren Erwartung, daß meine schöne Heimat in Ihnen auch einen entsprechenden Schilderer finden wird. Ich habe in Ihren Schildereien etwas gefunden, das mich entzückt hat, und wovon ich mir doch keine klare Rechenschaft zu geben vermochte. Die Wirkung habe ich gefühlt, aber es blieb mir dunkel, welcher ästhetischen Mittel Sie sich bedienen, die doch in ganz ausgesprochenem Maße verwertet sein müssen, weil Sie diese Wirkung in so hohem Grade erzielen. Die ästhetische Zergliederung des Schönen ist mir zwar weder in

der Beschauung, noch in der Lektüre die Hauptsache; aber ich bin selbst der darstellenden Kunst nicht ganz fremd, und wenn auch der Pinsel, nicht die Feder, mein Darstellungsmittel ist, so ist ja dieser Unterschied kein wesentlicher. So hoffe ich denn, daß Sie nicht nur dem Bade Karlstein einen großen Dienst leisten werden, sondern auch mir."

Leonore freute sich in der That darauf, die Schönheit ihrer heimatlichen Bergwelt durch Tiedemanns Feder geschildert zu lesen. Gerade weil sie seiner Kunst eine so individuelle Eigentümlichkeit zuschreiben mußte, war es ihr interessant, die Probe derselben an einem ihr so intim bekannten Gegenstand gemacht zu sehen, gleichsam mit den geliehenen Augen eines Dichters in jene Welt zu schauen, deren Schönheit auf der Leinwand darzustellen ihr nie so gelungen war, daß es ihren eigenen Beifall gefunden hätte.

Die Art und Weise, wie sich Tiedemann im Schlosse aufgenommen fand, in dem noch nie ein Gast sich beengt gefühlt hatte, hätte ihm sicherlich ungemein gefallen müssen. Aber schon am ersten Tage trat ein Umstand ein, der ihm die Frage aufnötigte, ob hier seines Bleibens sein könne. Dieser Umstand betraf die Anwesenheit jenes Mädchens, das bei Tische von der Gräfin als ihre Nichte vorgestellt wurde. Seine Verbeugung war tiefer, als erforderlich, und als er Albertine seine Hand reichte und die Erklärung gab, daß er eine Bekanntschaft nur erneuere, deren er sich schon in Wien erfreute, bemerkte Leonore leicht, daß beide in großer Verlegenheit waren.

Somirof, der etwas verspätet kam, war nicht Zeuge des Vorganges gewesen und er blieb auch ohne Kenntnis dieser für ihn so wichtigen Sache, weil Tiedemann es eher vermied, mit Albertine ins Gespräch zu kommen, als daß er es gesucht hätte. Als aber nach aufgehobener Tafel die Herren ins Billardzimmer gingen, während Leonore die Felsenaltane aufsuchte, wo sie in der Regel ein Buch zur Hand nahm, schloß

sich Albertine ihr an und erklärte unter der Tanne ihrer Tante kurzweg, zu einem bisher geheim gehaltenen Geständnisse sich gedrungen zu fühlen.

— „Das betrifft wohl Tiedemann? entgegnete Leonore freundlich. Eure Verlegenheit ist mir nicht entgangen, aber ich hatte keine Ahnung davon, daß ihr euch kennt.“

— „Er ist der beste Freund meines verstorbenen Bruders, mit dem er studiert hat, und kam vor dem Tode meiner Eltern viel in unser Haus, wo er sehr freundlich aufgenommen war. Das nahm aber ein freiwilliges Ende, als — nun ja, als er sich darüber klar wurde, daß seine Besuche mehr der Schwester galten, als dem Bruder.“

— „Das heißt wohl, als er sich in dich verliebte? Das kann ich nicht eben unnatürlich finden, fuhr Leonore lächelnd fort, indem sie mit schmeichelnder Hand über die Flechten des Mädchens fuhr. Eher könnte ich mich wundern, daß er, nachdem er sein Herz entdeckt, doch verzichtete. Er hat mir einen sehr günstigen Eindruck gemacht, und doch mußten deine Eltern an ihm etwas aussetzen, wenn —“

— „Nein, nein! protestierte Albertine lebhaft. Er ist ein vortrefflicher junger Mann, und nur Eines war an ihm auszusetzen, was zwar keinen Makel auf ihn wirft, was aber die Welt nicht zu verzeihen pflegt. Um es kurz zu sagen, er ist der Sohn unbekannter Eltern. Wie es scheint, kamen seine Eltern nach Wien, um ihn dort absichtlich in fremden Händen zurückzulassen. Als mein Vater davon erfuhr, nahm er den freiwilligen Verzicht Tiedemanns an.“

— „Und du?“

— „Ich konnte ihn nicht wohl zurückrufen, da er sich freiwillig verbannte.“

— „Du hättest es also wohl gerne gethan?“

— „Das ist es eben, Tante, was ich dir gestehen wollte. Er war mir nicht gleichgültig, und — fügte sie errötend bei —

ich glaube wohl, daß man das Liebe heißt, was ich für ihn empfand, und was ich in mir zum Schweigen bringen sollte, nur weil er von unbekannter Abkunft war. Mag es die Welt begreifen oder nicht, ich kann es nun einmal nicht einsehen, warum die Schuld seiner Eltern für ihn selbst ein Vorwurf sein sollte."

— „Das brauchst du mir wahrlich nicht zu sagen, mein Kind. Ich gebe dir recht, und nicht der Welt. Wir armen Frauen, deren Ansprüche an Glück ohnehin beschränkte sind, sollten wenigstens auf dem einen Recht bestehen, unser Herz dem zu schenken, zu dem es uns zieht."

Albertine wunderte sich, bei ihrer Tante Ansichten zu finden, die sie, wiewohl sie nur das Verdienst der Vorurteilslosigkeit besaßen, nicht erwartet hatte. Und doch war das natürlich, wenigstens für eine Schülerin Morhofs, die seinen Unterricht nicht nur mit dem Verstande aufgenommen, sondern ins Herz gegraben hatte. Sie erinnerte sich noch wohl, wie einst Morhof, gedrängt von Alfred, diesen Punkt zur Sprache brachte. Wie es damals manchmal geschah, vergaßen die beiden Freunde, auf und ab gehend, in der Lebhaftigkeit des Gespräches ihre Anwesenheit, wenn sie selbst schweigend ihrer Handarbeit oblag. So hörte sie denn damals zu, als Alfred, den das Schicksal Emanuels beschwerte, von der sozialen Stellung der Kinder unbekannter Eltern sprach.

Morhof, wie immer, suchte den Gesprächsgegenstand zu vertiefen. Er meinte, daß die Vorurteile, unter welchen solche Kinder zu leiden hätten, notwendig verschwinden müßten, wenn einmal die Philosophie der Zukunft — „deren vorläufige Repräsentanten wir beide sind", fügte er scherzhaft hinzu — zur Geltung käme. „Wer an Unsterblichkeit glaubt, muß logischerweise auch die Präexistenz in den Kauf nehmen. Man kann nur beide annehmen oder beide verwerfen. Sobald wir aber Präexistenz annehmen, gewinnt die Elternfrage ein ganz

andres Ansehen, als sie derzeit besitzt. Daß wir nach den Gesetzen der Erblichkeit körperliche und geistige Eigenschaften mit unsern Eltern gemein haben, ist unbestreitbar; daß wir aber darum ganz und gar, mit Leib und Seele, Produkt dieser Eltern sein und vorher keine seelische Existenz gehabt haben sollten, ist für mich eine haarsträubende Annahme, eine Geistesblüte, die nur im materialistischen Sumpf wachsen kann. Wir verdanken unsern Eltern lediglich die Möglichkeit, uns irdisch zu materialisieren; aber vom Standpunkt unsrer Philosophie muß gesagt werden, daß es überhaupt keine eigentlichen Eltern gibt, sondern nur Adoptiveltern.[20]) Indessen, heute besteht noch das Vorurteil gegen uneheliche Kinder, und das ist um so mehr zu bedauern, weil dadurch gewissenlose Eltern selbst glauben, geringere Verpflichtungen gerade gegen solche Kinder zu haben, welche doppelter Sorge bedürften."

Morhof hatte damals mit um so größerer Erregung und — wie dann immer — mit um so größerer Knappheit gesprochen, weil er wohl erkannte, daß Alfred in Bezug auf Emanuel die Frage aufgeworfen hatte. Darum hatte aber das Gespräch auf Leonore einen bedeutenden Eindruck gemacht, der nicht ohne Einfluß auf ihre Anschauungen blieb. Aber Albertine konnte das nicht wissen, und darum war ihre Verwunderung gerechtfertigt, die sich in ihren nachdenklichen Augen ausdrückte.

— „Du wunderst dich, sprach Leonore. Ich werde dir ein anderes Mal erklären, wie ich zu solchen Ansichten gekommen bin, die unter meinen Standesgenossen nicht eben sehr gebräuchlich sind. Zunächst aber müssen wir von etwas andrem reden und ganz ernstlich erwägen, ob es angeht, daß Tiedemann mein Gast bleibt. Nur du kannst diese Frage beantworten. Wenn dich seine Anwesenheit beunruhigt —"

— „Sei ohne Sorge, liebe Tante. Ich habe verzichtet, wie er selbst, wenngleich ich nur aus der Not eine Tugend

machte. Im übrigen soll es mir ganz angenehm sein, ihm durch freundschaftliches Entgegenkommen zu zeigen, daß ich die Vorurteile der Welt nicht teile."

— „Bist du deiner Sache so sicher? Traust du dir nicht zu viel Kraft zu? Und wird nicht vielleicht auch Tiedemanns Leidenschaft bei diesem intimen Umgang im gleichen Hause wieder aufleben?"

— „Leidenschaft sagt zu viel, liebe Tante. Wäre seine Liebe so ernsthaft gewesen, so hätte er sie nicht so schnell zum Opfer gebracht. Das habe ich ihm anfänglich im stillen sogar vorgeworfen; jetzt sehe ich ein, daß es thöricht war. Ich bin nun meiner vollkommen sicher."

Daran glaubte nun Leonore nicht so fest. Sie beschloß, über Tiedemann Erkundigungen einzuziehen und es auf die Probe ankommen zu lassen. Wenn wirklich die Liebe der beiden jungen Leute unter der Asche noch fortglimmte und wieder erwachte, so war ja das kein Unglück. Im Gegenteil wollte dann Leonore der Sache ihren natürlichen Abschluß geben, den gesellschaftliche Vorurteile ihr bisher verweigert hatten.

Anders waren die Gedanken, denen Tiedemann selbst sich hingab, als er sein Zimmer aufgesucht hatte. Er hatte Albertine in der That nur aus dem Grunde gemieden, weil er als Sohn unbekannter Eltern verzichten zu müssen glaubte. Nun kreuzte sie abermals seinen Lebensweg, schöner, als je, und es war ganz natürlich, daß er noch einmal die Sache überdachte. Er kam aber zum gleichen Resultate, wie schon einmal. Was ihre Eltern ihm verweigert hätten, das würde die vornehme Gräfin noch weit mehr verweigern; handelte es sich doch um ihre eigene Verwandte. Es überkamen ihn bittere Gefühle gegen seine schuldbaren Eltern. Er konnte sich keiner Freude über die merkwürdige Verkettung der Umstände hingeben, die ihn abermals mit Albertine zusammengeführt, nur um ein zweites Mal und unter schwierigeren Verhältnissen

den Verzicht zu verlangen, den er schon einmal unter schmerzlichen Empfindungen vollzogen hatte.

Aus diesem Nachsinnen weckte ihn Somirof, der ins Zimmer trat und einen Spaziergang nach dem Bauplatz vorschlug, wo er nach dem Fortgang der Arbeiten sehen wollte. Tiedemann war es zufrieden, aus seinen Träumereien gezogen zu werden, und schloß sich an. Auf den wohlgepflegten Kieswegen gingen sie durch den Park hinab und dann dem in verschwenderischer Ausdehnung abgesteckten Gelände zu, wo die neue Anstalt sich erheben sollte. Es war eine große Anzahl italienischer Arbeiter herangezogen worden, und ein ameisenartiges Treiben herrschte hier. Schon erhoben sich die Grundmauern aus dem Boden und zeigten die Umrisse des Gebäudes. Somirof gab da und dort Anweisungen, da er mit den italienischen Arbeitern geläufig sprechen konnte, von denen er sehr gerne gesehen war. Er erklärte seinem Begleiter die Anlage des Baues, der je nach Bedürfnis später beliebig vergrößert werden konnte, den Lauf der zu vereinigenden Quellen, die Lage des Wandelganges und der verschiedenen Lokalitäten, die zur Unterhaltung einer mehr oder minder gelangweilten, weil langweiligen Badegesellschaft dienen sollten.

Die Frühjahrssonne hatte sich schon empfindlich bemerkbar gemacht, und als die beiden Männer wieder in das Dorf einbogen, schlug Somirof vor, eine kleine Erfrischung im Gasthaus zum Elefanten zu nehmen, wo nach den Gepflogenheiten des Dorflebens die Honoratioren des Ortes schon vor der Dämmerung sich zu versammeln pflegten. Somirof stellte sich dort häufig ein. Vorläufig war es die einzige Unterhaltung, die ihm Karlstein bot, und wenn er auch an den Gesprächen dieser ewig im gleichen Geleise dahinlebenden Leute keinen Gefallen fand, so schmeichelte es doch seiner Eitelkeit, daß sein Eintritt immer freudig begrüßt wurde. Diesen einfachen Leuten gegenüber war es dem gereisten und gebildeten Manne nicht schwer,

sich ein hohes Ansehen zu geben, und dann insbesondere horchte man seinen Worten, wenn die baldige Rückkehr des Grafen und die Aussichten besprochen wurden, die das Badeleben für Karlstein bringen sollte. Bei den Beamten des Gerichtsamtes, wie des gräflichen Hauses war Somirof gerne gesehen, und über das Leben und Treiben im Dorfe war er schon ganz unterrichtet.

So wurden ihm denn auch heute, als er die Herrenstube des Elefanten betrat, die Hände geschüttelt, und auch in Tiedemann sah man einen erfreulichen Zuwachs der Gesellschaft, welche die Ankunft eines Fremden immer als angenehme Abwechslung begrüßte.

Im Gegensatze zu Somirof fand Tiedemann Gefallen an diesen Leuten. Ihm war das Landleben von jeher sympathischer, als das lärmende Getriebe in der Stadt. Insbesondere mit Theodor, dem jungen Forstmann, schien er sich schnell zu befreunden, und sie besprachen bereits verschiedene Ausflüge in die Umgebung. Für seine dienstlichen Waldgänge fand Theodor gerne einen Begleiter, und seinerseits konnte er versprechen, Tiedemann gar manchen im Walde verborgenen Punkt von entzückender Aussicht zu zeigen.

In der ersten Zeit waren denn die beiden jungen Leute häufig herumgewandert. Tiedemann freute sich des frischen Geplauders Theodors, behielt aber dabei doch seine Augen offen, um alles aufzunehmen, was er für seine Schildereien verwerten konnte, und was er dann mit kurzen Schlagworten in sein Notizbuch eintrug.

Einst, als Tiedemann wieder einmal mit Somirof in den Elefanten gekommen war, trat auch Theodor ein. Diesmal perlte der Schweiß auf seinem von Jugend und Gesundheit glänzenden Gesicht, als er die Anwesenden begrüßte, und lärmende Zurufe erhoben sich, da man aus seiner Weidmannstasche den buschigen roten Schweif eines Fuchses heraushängen

sah. Schon während er die Büchse an die Wand hing, begann er seine Erzählung, wie er schon seit einigen Tagen dem Meister Reineke vergeblich aufgelauert, ihn aber heute in flagranti ertappt habe, als derselbe, ein Hühnchen im Maule, seinem Bau zustrebte. Heute, da er den Erfolg seiner Jagd so anschaulich vorzeigen konnte, bedurfte die Erzählung keiner Ausschmückung, und das Jägerlatein, das er sonst häufig in einer Weise beimischte, daß es selbst den trockensten Zuhörer zum Lachen brachte, war diesmal ganz überflüssig.

Störend wirkte aber der Lärm, der aus der anstoßenden Bauernstube hereindrang. Es war heute Zahltag für die am Bau beschäftigten Arbeiter, und so sehr man es an den Italienern zu loben hatte, daß sie selbst an solchen Tagen mäßig blieben, so häufig kam es unter den einheimischen Arbeitern vor, daß der Wochenlohn an diesem einen Tage vertrunken ward, an dem man es bereits gewohnt war, in der Dorfstraße schwankenden Gestalten zu begegnen. Es waren immer die gleichen, und der Pfarrer selbst, der anfänglich noch an die Wirksamkeit seines geistlichen Zuspruches geglaubt hatte, überzeugte sich bald, daß auch er hier machtlos sei.

Heute bot sich eine Scene von besonderer Widerlichkeit. In den Lärm, der in die Herrenstube drang, mischte sich diesmal die gellende Stimme einer Frau, die mit bitteren Vorwürfen in einen Betrunkenen drang. Es war ihr gelungen, ihn vom Tische wegzuzerren, und eben führte sie den Trunkenbold, den sie fest am Arme hielt, auf die Straße und an den Fenstern der Herrenstube vorüber, als derselbe dem Hallo, das den Abziehenden nachtönte, antworten zu sollen glaubte, und mit krächzender Stimme zu singen versuchte:

„Wo kommen die Saufbrüder hin?
Im Keller wohl hinter die Thür,
Unter dem Faß, die Gurgel bleibt naß,
Ein lustiger Friedhof ist das!"

Noch wollte er eine zweite Strophe beifügen, aber er brachte die Laute nicht mehr heraus, und von seiner laut weinenden Frau nicht mehr im Gleichgewicht gehalten, brach er schwer auf dem Pflaster zusammen.

Die widerliche Scene erregte nur teilweise Heiterkeit; der Frau wegen bemühten sich einige Männer, dem Betrunkenen aufzuhelfen, der Pfarrer verließ hastig die Stube, ihr zuzureden, und Somirof schloß sich an, um zu sehen, ob vielleicht der schwere Sturz sein Eingreifen nötig gemacht hätte. Das Gesicht des Arbeiters war in der That von Blut überströmt, die Verletzung aber ganz ungefährlich. Der Pfarrer mußte seine Ermahnungen auf eine gelegenere Zeit versparen und tröstete die Frau, die in laute Klagen über ihren unverbesserlichen Mann ausbrach, der an Zahltagen den Lohn vertrinke, für Frau und Kinder aber nur Mißhandlungen bringe. Er versprach, demnächst bei ihr nachzusehen, Somirof aber erklärte, sie gleich begleiten zu wollen, um ihrem Manne den Verband anzulegen.

Es hätte vielleicht genügt, die Wunde bloß auszuwaschen; aber Somirof wollte diese Gelegenheit zu einem Versuche benutzen. Es war ihm vor längerer Zeit die Vermutung gekommen, daß in narkotischen Zuständen die hypnotische Suggestion vielleicht leichter gelingen könnte, mochte es nun eine durch Chloroform oder durch Alkoholgenuß erzeugte Narkose sein. Dieses Problem war für Somirof von großer Wichtigkeit; war seine Vermutung richtig, so vermehrte das die Anzahl der tauglichen Versuchspersonen ganz beträchtlich, und alle Veranstaltungen fielen hinweg, die nötig waren, um eine Person aus dem Wachen in hypnotischen Schlaf zu bringen. Auf solche Weise brauchte er also die befremdliche Kraft des Hypnotismus gar nicht zu verraten, welcher sich freiwillig zu unterwerfen mancher abgeneigt sein konnte.

Als daher Somirof in das ärmliche Haus des Ehepaares kam, wo der Betrunkene in den Kleidern auf dem Bette aus-

gestreckt lag, schickte er die Frau, um sie für einige Zeit zu beseitigen, in die Küche, um Wasser zuzusetzen und gewärmt zu bringen. Dann näherte er sich dem Bette, legte die Hand auf den Kopf des Schläfers und, seinen Willen anspannend, befahl er ihm, ruhig weiterzuschlafen, aber genau auf seine Worte zu hören:

— „Sie werden, ohne zu erwachen, bis zum Morgen schlafen. Sie werden dann vollständig nüchtern sein, alle Symptome des Rausches werden verflogen sein. Sie werden sich der abscheulichen Scene erinnern, die sich mit Ihnen ereignet hat, werden sich schämen, und sobald Sie Ihrer Frau ansichtig werden, sie um Verzeihung bitten. Sie werden ihr versprechen, nie mehr sich zu betrinken, und dieses Versprechen werden Sie auch halten. Es wird Ihnen von morgen an unmöglich sein, ein andres Getränk zu nehmen, als Wasser. Nicht einmal die Lust nach einem andern wird mehr bei Ihnen vorhanden sein."

Er wiederholte sodann noch einmal mit starker Betonung den eindringlichen Befehl und stellte dann an den Arbeiter die Frage, ob er willens sei, ihm zu gehorchen. Ein röchelnd gesprochenes Ja ließ sich vernehmen.

— „Gut, fuhr Somirof fort. Wie Sie diesen meinen Befehl genau und pünktlich ausführen werden, so werden Sie auch jedem andern Folge leisten, den ich in Zukunft noch geben werde. Was es auch sei, was ich verlange, Sie werden es thun, mag der Befehl Ihnen passen oder nicht. Sie werden mir in allem gehorchen. Ich frage Sie noch einmal: Werden Sie thun, was ich verlange? Werden Sie noch weiter alles thun, alles ohne Ausnahme, was ich verlangen werde? Antworten Sie!"

Abermals ließ sich, deutlicher als das erste Mal, die Zusage hören. Als die Frau eintrat, erklärte Somirof, ein Verband sei unnötig, und daß er ihrem Manne, der für einen

Augenblick erwacht sei, schwer ins Gewissen geredet, um ihn von seinem Laster zu kurieren. Er wusch die Wunde und verlangte, den Mann ruhig bis zum Morgen schlafen zu lassen.

Die Frau schüttelte ungläubig den Kopf; an die Besserung konnte sie nicht glauben. Somirof aber ließ sich von ihr versprechen, ihn nach Ablauf von acht Tagen im Elefanten aufzusuchen und ihm Bericht zu erstatten. Für den Fall nämlich, daß der Versuch gelang, wollte er sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, den Dank der Frau in Gegenwart der Honoratiorengesellschaft zu empfangen, wodurch sein Ansehen eine weitere Steigerung erfahren würde.

Der Versuch gelang vollständig. Nach acht Tagen kam die Frau abends in den Elefanten, küßte Somirof die Hand und dankte ihm in überschwenglicher Weise für das von ihm vollbrachte Wunder. Ihr Mann habe sie schon gleich am andern Morgen reumütig um Verzeihung gebeten, er schäme sich der häßlichen Scene seiner Trunkenheit, meide seither das Wirtshaus und habe vor geistigen Getränken einen wahren Abscheu.[21])

Somirof nahm den Bericht wie etwas von selbst Verständliches hin und entließ die Frau mit einem Geschenke. Sprachlos über einen solchen Erfolg war der Pfarrer. Er konnte ihn nur der eindringlichen Predigt des Arztes zuschreiben, sah sich also in einem Falle, in dem er selbst gescheitert war, von diesem übertroffen und stellte ihm schließlich scherzhaft seine Kanzel zur Verfügung.

Für Somirof war die Sache von größter Wichtigkeit. Er wußte nun, daß er an dem „langen Peter" — so hieß der Arbeiter — ein gefügiges Werkzeug für seine Pläne hatte; dieser sollte ihm seinen Arm leihen, wenn die Zeit kam, sich Tiedemanns zu entledigen. Vorläufig freilich durfte daran nicht gedacht werden. Tiedemanns Leben war für Somirof kostbar, solange die Möglichkeit bestand, auf seinen ersten

Plan zurückkommen zu müssen; erst wenn die Liebe der Nichte gewonnen war, brauchte Emanuel nicht mehr in Reserve gehalten zu werden, ja dann wurde derselbe für Somirof eine Gefahr, und diese sollte dann auch rücksichtslos beseitigt werden.

Im Dorfe war es schnell bekannt geworden, wie gut es dem Arzte gelungen, den als Trunkenbold bekannten langen Peter in einen nüchternen Menschen zu verwandeln. Im Schlosse sprach Somirof davon nicht; er konnte nur gewinnen, wenn das Gerücht seiner That ohne ihn hinaufdrang, wie es denn auch in Bälde geschah. Leonore beglückwünschte Somirof zu diesem Erfolg, und des Vorteils, der für ihn dabei abfiel, war er bedürftiger, als er ahnte. Es war nämlich seit einiger Zeit in ihrer Gesinnung gegen den Arzt ein Wechsel eingetreten, dem sie sich nicht zu entziehen vermochte, und den sie um ihres Bruders willen doch selbst bedauerte. Sie hatte Somirof aufgenommen, wie sie es dem Freunde ihres Bruders schuldig zu sein glaubte. Alfred hatte ihr diesen Freund in einer Weise empfohlen, die eine weitere Steigerung nicht mehr zuließ, indem er ihn mit Morhof verglich. Aber gerade bei der Ueberschwenglichkeit dieses Vergleiches konnte Somirof, mit solchem Maßstabe gemessen, nicht bestehen. Leonore trug das verklärte Bild ihres verstorbenen Jugendgeliebten im Herzen, und es war ihr unmöglich, die Gleichwertigkeit Somirofs anzuerkennen; es mißlang ihr, gerade weil sie sich Mühe gab, und so trat denn in ihrer Gesinnung ein Wandel ein. Sie bewahrte dem Arzte Dankbarkeit für die dem Bruder geleisteten Dienste; aber den Umgang mit Morhof ihr zu ersetzen, war er so weit entfernt, daß sie fast Abneigung gegen ihn empfand. In seinem medizinischen Fache war er ja ohne Zweifel bedeutend, aber Leonore war denn doch eine andre Sorte von Bildung gewöhnt. Morhofs Gespräche, er mochte reden, von was er wollte, waren für sie immer interessant gewesen, und wäre es auch nur wegen der originellen Form seiner Dar-

stellung. An „seiner Rede Zauberfluß" hatte sie immer Gefallen gefunden. Seinem Geistesfluge, so hoch er auch ging, seinem Tiefsinn, wie tief er auch drang, hatte sie immer zu folgen vermocht. Wenn er lehrte, geschah es immer mit liebevollem Eingehen auf ihre Fragen, in allmählicher Annäherung an den springenden Punkt, und er gab sich dabei Mühe, sie das Resultat, wohin er sie führen wollte, selbst finden zu lassen und so ihr Vertrauen in die eigenen Geisteskräfte zu stärken. Wie anders, als dieser unvergeßliche Morhof, war Somirof! Dieser verließ in seinen Gesprächen gleichsam niemals die Lehrkanzel, von der aus er dem Zuhörer im Tone selbstgefälliger Ueberlegenheit apodiktische Behauptungen hinwarf. Sie hatte es versucht, an ihm einen Lehrer zu gewinnen, wie der frühere gewesen, mußte aber bald davon abstehen. Er reichte nicht annähernd an Morhof hinan, ja sie bemerkte unschwer, daß sein Wissen im Grunde doch nur oberflächlich war, und daß er die Lücken desselben oft nur durch absprechende Urteile verbarg. Das „Ich weiß nicht", das sie von Morhof so oft gehört, so daß Alfred seinen Spaß mit der Bescheidenheit des Lehrers trieb, kam nie über Somirofs Lippen. Wo er nicht wußte, da wollte er wenigstens den Schein des Wissens erwecken. Sie empfand das wie einen unedlen Zug seines Charakters, wodurch er sich mit Morhof geradezu in Gegensatz stellte. Wie oft hatte Morhof in immer neuen Wendungen zu verstehen gegeben, daß er gerade durch sein Eingehen auf ihre Bedenken und Einwürfe in den Stand gesetzt werde, sich in den durch sie vertretenen naiven und doch empfänglichen Menschenverstand hineinzudenken, daß er nur dieser Anbequemung die von ihr gerühmte Klarheit und Präzision seiner Worte verdanke, daß also er ihr Schuldner mehr sei, als umgekehrt. Somirof dagegen schien immer bestrebt, ihr eine hohe Meinung von sich zu erwecken. Er hatte das größte Bestreben, sich bei Leonore in Gunst zu setzen, aber was ihn an der Erkenntnis verhinderte,

daß er die Sache falsch angreife, war seine Eitelkeit. Er war von jenem Größenwahn eingenommen, der sich häufig schon bei Studenten der Medizin zeigt, weil sich ihnen die eingepflanzte Hochschätzung ihrer Fachwissenschaft leicht in Hochschätzung der kleinen Persönlichkeit verwandelt, die sich damit beschäftigt.

So kam es denn, daß Leonore, die mit Morhof nie ein Gespräch geführt hatte, ohne in ihrem Vertrauen in die eigene Kraft gehoben zu werden, aus den Gesprächen mit Somirof immer gedemütigt hervorging. Die Schuld dieses Mißbehagens auf sich selbst zu schieben, wollte ihr nicht gelingen. Wenn sie in die ausdruckslosen Augen Somirofs blickte, wenn sie zuhörte, wie er oft mit scharfem Verstande, aber ohne allen Anteil des Herzens seine Sätze bis zu Konsequenzen verfolgte, die ihrem Gefühle ganz unannehmbar waren, und deren Unwahrheit sie empfand, auch wenn sie nichts zu entgegnen vermochte, dann fröstelte es sie, und von der allmählichen Wandlung ihrer Gesinnung blieb nur der Respekt vor seiner Geschicklichkeit als Arzt unberührt.

Als daher eines Tages Albertine sich unwohl fühlte, beeilte sich Leonore, Somirof rufen zu lassen und führte ihn, nun wieder ganz auf ihn vertrauend, selbst an das Bett des Mädchens. Wäre Albertine von diesem Besuche nicht überrascht worden, so hätte sie ihn abgelehnt. Sie hatte in letzter Zeit mehr und mehr bemerkt, daß Somirof sich angelegentlich um ihre Gunst bemühte und war davon um so peinlicher berührt, als in dem häufigen Verkehre mit Tiedemann die Liebe, die sie schon begraben wähnte, wieder mächtig emporschlug. Sie hatte sich in dem Glauben getäuscht, in ihm einen bloßen Freund sehen zu können. Er war ihr um so teurer geworden, als sie jetzt seine Vorzüge weit besser kennen lernte, als früher. Die auffällige Zurückhaltung des jungen Mannes erregte ihr schmerzliche Empfindungen. Ihre Tante zog Tiedemann mehr und mehr in ihre Nähe; sie hatte sich mit ihm in der Begeisterung

für Poesie begegnet und schien an seinem Umgang weit mehr Gefallen zu finden, als an dem Somirofs. Aber für die bei solchen Gesprächen meistens anwesende Albertine hatte Tiedemann nur spärliche Worte, und er schien es zu vermeiden, mit ihr allein zu sein. Sie sah darin anfänglich den ernstlichen Verzicht, den er sich auferlegt hatte, aber ein Zufall belehrte sie eines andern. Als nämlich einst auch Somirof zugegen war und fast mit siegesgewisser Zuversicht sich ihr gegenüber benahm, beobachtete sie bei Tiedemann einen Zug schmerzlicher Resignation, und, da er einen Vorwand ergriff, sich zu entfernen, fühlte sie es deutlich, daß er seinen Verzicht nur trotz fortbestehender Liebe aufrecht erhielt. Es war also auch ihm gegangen, wie ihr selbst, und darum war es ihm unerträglich gewesen, zu sehen, wie nun Somirof an seine Stelle trat, und zwar — wie Tiedemann glauben konnte — mit Erfolg trat. Wie gerne hätte sie ihm gesagt, daß er sich täusche!

Waren ihr bis dahin Somirofs Bemühungen gleichgültig, so wurden sie ihr nun verhaßt, weil Tiedemann dadurch in seinem Irrtum bestärkt werden mußte. Unter diesen Umständen war die brennende Röte erklärlich, die sich über ihr liebliches Gesicht ergoß, als nun ihre Tante, von Somirof gefolgt, ihr Zimmer betrat. Es lag darin nicht nur Verlegenheit, sondern Unwillen. Im stillen machte sie ihrer Tante bittere Vorwürfe. Es erschien ihr wie ein schweres Unrecht gegen Tiedemann, daß sie diesen Besuch Somirofs zuließ, den sie doch nicht hindern konnte. Die feuchtkalte Hand, womit er ihr den Puls fühlte, erregte ihr Widerwillen; sie mußte die Augen schließen, zwischen denen eine unwillige Falte sich zusammenzog, als Somirof die Decke zurückschlug und sein Ohr an ihre warme Brust preßte, den tiefen Atemzügen zu lauschen, die er ihr anbefahl. Es standen ihr die Thränen nahe, als er nicht nur in seinen Fragen, sondern auch in seinen Berührungen reichlich alle jene Freiheiten sich herausnahm, die — sie fühlte das wohl — bei Somirof

nicht nur der Ausübung seines Berufes entsprangen, sondern jene Beimischung zeigten, von der sie, an Tiedemann denkend, sich tief verletzt fühlte. Sie weinte bitterlich, als sie wieder allein war, und fühlte das Bedürfnis, bei Tiedemann selbst Schutz zu suchen. Durfte sie ihm auch ihre Liebe nicht gestehen, so war sie nun doch fest entschlossen, ihm seinen unwürdigen Verdacht zu nehmen, als könnte Somirof je der von ihr begünstigte Nebenbuhler werden.

Albertine hatte Somirof ganz richtig beurteilt. Sein Verhalten am Krankenbette war nicht dem Wohlwollen des Arztes entsprungen. Das schöne, junge Mädchen, das vor ihm lag, hatte glühende Empfindungen in ihm wachgerufen, und als er sich mit der Gräfin entfernt hatte, beschloß er, diese Gelegenheit zur Förderung seiner Pläne zu benutzen. Er sprach von den Unregelmäßigkeiten, denen Mädchen in den Blütejahren oft ausgesetzt seien, und betonte, daß solche Fingerzeige der Natur zu beachten seien, und daß junge Mädchen, wenn sie dem ehelichen Leben zu lange entzogen würden, tiefe Schäden der Gesundheit erwerben könnten.

So großes Vertrauen auch die Gräfin in die Geschicklichkeit des Arztes besaß, so war sie doch durch den Cynismus der Diagnose verletzt. Somirof verfehlte daher gänzlich seine Absicht. Er hatte es als selbstverständlich betrachtet, daß die Gräfin niemand lieber ihre Nichte zur Frau geben könnte, als ihm, dem angesehenen Arzte und Freunde ihres Bruders. Er war daher aufs höchste überrascht, als sie auf seine ärztlichen Winke, deren Wiederholung sie dadurch vorbeugen wollte, in einer Weise einging, die ihn seinen Irrtum klar erkennen ließ.

In der That, nicht seine Verbündete war die Gräfin, sondern vielmehr das eigentliche Hindernis seiner Pläne. Albertine hatte sich erst kürzlich bei ihr über Somirofs fast zudringliche Aufmerksamkeiten beklagt, zu welchen sie ihn doch nie ermuntert habe, noch ermuntern wolle. Zwar hatte sie es dabei

noch verschwiegen, daß Tiedemann seinen alten Platz in ihrem Herzen wieder einnehme, aber Leonore hatte das leicht durchschaut; sie hatte auch bei Tiedemann das Wiedererwachen seiner Liebe erkannt, und war entschlossen, die beiden jungen Leute zu vereinigen.

Sie wollte daher Somirof zu verstehen geben, daß seine Bemühungen um Albertine nicht erwünscht seien, und daß er sich einen Erfolg nicht versprechen dürfe. Sie versicherte ihn mit einigen verbindlichen Worten ihres Vertrauens in seine ärztliche Kunst, fügte aber bei, daß dem von seiner Diagnose angedeuteten Uebelstande abgeholfen werden solle. Schon wollte Somirof mit einem verständnisinnigen Lächeln ihr antworten, aber mit einem Gefühle des tiefsten Hasses vernahm er die Worte der Gräfin, daß der schon vor einem Jahre gefaßte Heiratsplan nur durch Schwierigkeiten verschoben worden sei, welche sie nun beseitigt habe.

Schon vor einem Jahre, also damals, als er noch in Venedig war! Es war klar, nicht auf ihn hatten sich die Worte der Gräfin bezogen, sondern auf einen Nebenbuhler, der ihm zuvorgekommen war! Somirof ging in den Park, um in der Einsamkeit zu überlegen, was zu thun sei. So bestimmt hatten die Worte der Gräfin gelautet, daß er sich eines raschen Handelns von ihrer Seite versehen mußte. Der ganze Plan, den er sich zurechtgelegt hatte, war bedroht, und die Gräfin, die er immer als leicht zu gewinnende Verbündete betrachtet hatte, zeigte sich nun als seine eigentliche Feindin. Hier that Eile not! Der Nebenbuhler war für ihn unfaßbar, denn er kannte ihn nicht. Die Gräfin selbst also mußte verhindert werden, ihren Plan auszuführen. Ihr diesen seinen Willen aufzunötigen, war für ihn eine Kleinigkeit, wenn die Gelegenheit dazu sich ergab. Wenn sie aber fehlte, wenn sie nicht schon in den nächsten Tagen kam, dann — Somirof blickte um sich, als hätte er laut ausgesprochen, was doch nur sein Gedanke geblieben war —

dann mußte die Gräfin sterben, noch bevor sie ihm schädlich werden konnte. Am wenigsten Sorge machte er sich um Albertine. Zu ihr hatte er ja gerade jetzt Zutritt; ihr Krankheitszustand ließ sich beliebig bedenklich darstellen, ja ließ sich sogar künstlich steigern, wenn es not that, und jenes Zaubermittel besaß er ja, um ihre allfällige Liebe aus dem Herzen zu reißen und sein eigenes Bild an Stelle des verdrängten zu setzen. Der Versuch, der bei Adelaide so gut gelungen, mußte auch hier gelingen.

Somirof sagte sich, daß notwendig schon vor der Ankunft des Grafen, der ja möglicherweise mit den Plänen seiner Schwester einverstanden war, alles in Ordnung gebracht sein müßte. Er hatte also nur ein paar Monate Zeit. Vielleicht ließ sich der Hieb, mit dem er den Knoten lösen wollte, sogar vermeiden, wenn es ihm gelang — was freilich unwahrscheinlich war —, den Namen und Aufenthalt seines Nebenbuhlers zu erfahren. Es war dann viel sicherer, diesen zu beseitigen, statt der Gräfin.

Es gelang ihm aber in der That nicht, seinen Nebenbuhler zu erfahren. Wiewohl er beim nächsten Zusammentreffen mit der Gräfin bis an die Grenzen der Indiskretion ging, wollte diese doch nichts verraten, solange die Angelegenheit noch in der Schwebe war. Das blieb sie aber gerade in den nächsten Tagen, weil Tiedemann, um seinen Schmerz zu überwinden, eine mehrtägige Wanderung angetreten hatte.

So sah sich denn Somirof zu dem Entschlusse einer That gedrängt, die er gerne unterlassen hätte, wäre das Ziel anders erreichbar gewesen, die aber notwendig wurde, weil Leonore ihm den Aufschluß verweigerte, den er ihr nahe genug gelegt hatte. Damit ging er ruhig über diesen Punkt seiner Erwägungen hinweg und wandte sich der nächsten Frage zu: Wer sollte die That ausführen? Der lange Peter? Vielleicht. Vielleicht auch der nächstbeste, der Zutritt im Schlosse hatte.

XXVI.

Von den Bewohnern des Schlosses waren jetzt alle, wenn auch aus ganz verschiedenen Gründen, in sorgenvoller Stimmung. Nur eine war davon ausgenommen und blieb sich immer gleich: Bertha, die Zofe der Gräfin. Sie war die Tochter des alten Försters, in dessen Stellung Theodor vorrücken sollte, und war einst von der Gräfin aus der Taufe gehoben worden, die für ihr Patenkind am besten zu sorgen glaubte, indem sie dasselbe ins Schloß und in ihre Umgebung nahm. Dort war das von Lebhaftigkeit und Lebenslust sprühende Kind am besten aufgehoben und vor den Gefahren bewahrt, denen ein Mädchen dieses Charakters und das so hübsch war, ausgesetzt sein konnte. Es war für die Gräfin eine wahre Erquickung, dieses Kind um sich zu haben, bei dessen Anblick ihre oft schwermütigen Gedanken verschwanden. Bertha war von unverwüstlicher Heiterkeit. Wo sie stand und ging, und was sie auch thun mochte, so sang sie dazu, und wenn sie gar in den Park hinausging, schmetterte ihre Stimme, wie die eines aus der Gefangenschaft befreiten Vogels. Ihr natürlich gelocktes, aber kurz geschnittenes Haar ließ sie noch jünger erscheinen, als sie wirklich war, und die dunklen Augen leuchteten so schelmisch und schauten so lustig in die Welt, als wäre das Leben eitel Freude. Sie hatte freilich auch gar keinen Grund zur Klage. Die Gräfin bewies ihr bei jeder Gelegenheit herzliche Zuneigung, wie sie ja überhaupt immer glückliche Menschen um sich sehen wollte. In jüngster Zeit aber hatte für Bertha das Dasein noch einen neuen Reiz gewonnen. Das lag an dem Forstgehilfen, dem blonden Theodor — wie er ganz allgemein hieß —, der seit einem halben Jahre in Karlstein eingezogen war. Er war so recht der Typus des germanischen Jünglings. Mit seinem Blondhaar und den blauen Augen, die so treuherzig in die Welt schauten, hatte er es ihr angethan, und nicht ihr allein. Wenn er in seinem flotten

Jägeranzug mit über der Schulter hängender Büchse elastischen Schrittes dahinging, wie auf schwingendem Boden auftretend, begleitet von seinem Dachshunde „Tell“, dann konnte man sich an dem Anblick des frischen Menschen erfreuen. Bertha kam natürlich häufig in das Forsthaus, um nach ihrem kränklichen Vater zu sehen, und da Theodor, seinen Vorgesetzten vertretend, häufig ins Schloß mußte, fehlte es nicht an Begegnungen zwischen beiden, und die freundliche Gesinnung war schon beiderseits daran, in leidenschaftlichere Empfindungen überzugehen.

Ganz stolz wurde Bertha, wenn Theodor in dienstlichen Angelegenheiten ins Schloß kam. Er hatte wöchentlich einmal bei der Gräfin Vortrag zu erstatten und trug dann die enganliegende dunkelgrüne Uniform, mit dem Hirschfänger an der Seite; den grauen Filzhut schmückte eine breite Goldborte nebst Spielhahnfeder. An dem Tage gar, an welchem Theodor bei Somirofs Ankunft an der gräflichen Tafel gesessen war, fühlte Bertha fast Respekt vor ihm, so gerne sie sonst mehr darauf aus war, ihn zu necken.

Es gab im Schlosse nicht wenig für Bertha zu thun. Sie wollte sich ihrer Patin überall nützlich erweisen, und diese selbst hielt es für gut, das Mädchen fleißig zu beschäftigen. Kam aber doch eine freie Stunde und schien die Sonne schön, dann litt es Bertha nicht mehr in den Mauern. Oft ging sie schon am frühen Morgen in den Park hinaus und weiter in den Wald. Solchen Streifereien hatte sie einen neuen Reiz abgewonnen, seitdem sie dabei einst Theodor begegnet war, der sich ohne Umstände anschloß. Das hatte sich schon einigemal wiederholt, und Bertha fiel es bereits schwer, das Lachen zurückzuhalten, wenn dann Theodor über den Zufall der Begegnung überrascht that. Kurz, eines jener schönen Liebesverhältnisse war im Entstehen, wobei nichts maßgebend ist, als die Stimme der Natur, die das Gebot der Liebe erteilt, nichts andres ent-

scheidet, als das Gefallen aneinander, nichts andres gewußt wird, als daß man ein andres Wesen schrecklich lieb hat, und nichts erstrebt wird, als sich gegenseitig ewig treu zu bleiben. Aber so gut sich auch diese beiden frischen Menschenkinder waren, so lag es doch gar nicht in ihrem Wesen, sentimental zu zerschmelzen, und bei ihnen, die von Lebenslust überquollen, konnte sich diese ganz ernsthafte Liebe doch nur in der Weise äußern, wie es die Redensart bezeichnet: Was sich liebt, das neckt sich.

Als Bertha wieder einmal an einem taufrischen Morgen in den Wald hinausging, ließ sie ihre lustige Stimme erschallen, daß ihre Brust sich dehnte. Dann horchte sie in die Ferne, woher bald eine andre kräftigere Stimme sich vernehmen ließ, die allmählich sich näherte, bis endlich Theodor mit seinem gelben Dachshunde Tell aus den Bäumen trat.

Bertha hatte den Jäger zwar bemerkt, aber sie ging ihren Weg fort, als ob er sie nichts anginge, bis hinter ihr die Stimme des Nacheilenden sich vernehmen ließ:

„'s Deandl geht in' Wald hinaus,
Gar zeitig in der Fruah,
Und hinter ihr, da schleicht si' drein
A saubrer Jagersbua!"

Sie wandte sich um. „Sie sind es, Herr Theodor? O über die Eitelkeit der Jägersleute! Wie kann man sich selber einen saubern Jagersbua nennen? Was würden Sie von mir gesagt haben, wenn ich mich selbst als ‚saubers Mädel' angesungen hätte?"

— „Ich würde sagen, daß Sie ganz recht haben, Fräulein Bertha!" entgegnete er lachend und mit leuchtenden Augen in ihr Gesicht blickend.

Nun war sie allerdings in der eigenen Falle gefangen. Sie antwortete nur, indem sie sich unwillig abwandte. Es war das erste Mal, daß er sein Gefallen an ihr mit so dürren

Worten ausdrückte, und wenn sie es auch ein wenig keck fand, so konnte sie ihm doch nicht böse sein. Sie ärgerte sich nur, weil sie nicht gleich eine Antwort fand, und wandte sich zum Gehen, um ihr Erröten zu verbergen.

Aber diesmal hatte sie sich so weit in den Wald vorgewagt, daß er nun erklärte, sie nicht allein gehen lassen zu können. Sie hatte ihren Humor schon wieder gefunden und pries spöttisch den glücklichen Zufall, der ihr in so gefährlicher Lage einen Begleiter gesandt habe. Aber dieses Mal nahm seine Stimme einen ganz ungewohnten Ausdruck an, sie klang fast bewegt, als er entgegnete:

— „O, Fräulein Bertha, an diese Zufälle glauben Sie selber schon lange nicht mehr!“

Diesmal versagte ihr die Antwort ganz, sie beschleunigte nur ihre Schritte. Es wurde ihr ängstlich zu Mut bei dem Gedanken, nun mitten im Walde vielleicht einer Liebeserklärung ausgesetzt zu sein. Und doch hatte sie das längst erwartet und in ihren Träumereien oft nachgesonnen, wie er es wohl anstellen würde, ihr seine Liebe zu gestehen. Sie hatte sich die Scene ausgemalt, nicht ohne selber davon gerührt zu werden.

Es ging aber nicht halb so poetisch zu, wie sie es geträumt und wie sie es auch in Büchern gelesen hatte. Zunächst sprach Theodor gar nicht, dann richtete er ein freundliches Wort an den Dachs, um dann wiederum in Schweigen zu versinken. Sie gingen ziemlich rasch nebeneinander her; wenn aber Theodor sich ihr zuwandte, hielt sie den Lockenkopf eigensinnig seitwärts, wie wenn im Walde etwas zu sehen wäre, so daß er nur ihre Wange und die feine Ohrmuschel unter dem Hute bewundern konnte.

Je mehr er ihr zu sagen hatte, desto weniger fand er das Wort, und so waren sie dem Schlosse schon ziemlich nahe gekommen, als Theodor mit einem Rucke stehen blieb. Da sie nun befremdet ebenfalls anhielt und ihn ansah, faßte er ihre

herabhängende Hand, und die ganze Rhetorik seiner Liebe drängte sich in die Frage zusammen:

— „Magst mich, Mädel?"

Bertha erschrak nicht wenig, that einen tiefen Atemzug und schaute zu Boden. Ihr Schweigen steigerte nur ihre Verlegenheit; sie entzog ihm die Hand, aber einen Augenblick sah sie ihm doch in die Augen, bevor sie, wieder abgewendet, das Wort fand:

— „Ja, — schon —; aber — —"

Ihre Stimme stockte, sie hätte keine weitere Silbe zu sagen vermocht. Das war aber auch gar nicht nötig, weil er sie nicht mehr gehört hätte. Vielleicht um sich selber einer Lage zu entziehen, der er sich nicht gewachsen fühlte, hatte er sie kurzweg stehen lassen. Sie bemerkte das erst, als der fröhlichste aller Juschreie ertönte, den je ihr Ohr vernommen. Sie sah eben noch, wie Theodor den hoch in die Luft geworfenen Hut auffing und dann sich in die Büsche schlug. Er hatte sich nach ihr gar nicht mehr umgesehen; aber kaum war er verschwunden, so tönte der helle Gesang an ihr Ohr:

„Und je höher der Kirchturm,
Desto schöner das G'läut!
Und je schöner das Deandl,
Desto größer die Freud'!"

Ein stilles Lächeln flog über Berthas Gesicht; aber sie fühlte sich doch ein wenig enttäuscht. Das war ganz anders gegangen, als sie es erwartet hatte. Ihr hatte oft ein Bild ungefähr des Inhalts vorgeschwebt, wie ein junger Blondkopf vor ihr das Knie beugte, die eine Hand aufs Herz hielt, und die andre ihr entgegenstreckte, bis sie, gerührt von den kunstvollen Ausdrücken, womit er seine Liebe beteuerte, seine Hand nahm und errötend flüsterte: Sprechen Sie mit meinem Vater!

Nichts von alle dem war geschehen. Sie ließ den ganzen Vorgang noch einmal in Gedanken sich abspielen, und als sie sich ihrer Antwort erinnerte, schämte sie sich, daß sie ganz rot wurde. „Ja — schon — aber —.“ Sie kam sich schrecklich albern vor. Was mußte Theodor von ihr denken?

Allmählich beruhigte sie sich jedoch. War auch das Ereignis weniger poetisch verlaufen, als es hätte sein sollen, so war doch die Hauptsache geschehen. Ein Liebesgeständnis war es ja doch. Er gehörte jetzt ihr, und daß sie ihn nicht mehr freigeben würde, darüber war sie sich sehr klar.

Die Zwischenzeit bis zur nächsten Begegnung war auffallend kurz, und dieses Mal gelang es beiden, ein paar zusammenhängende Sätze zu finden. Die Verhandlung endigte sogar mit jenem Vorgang, der eben so althergebracht, wie rätselhaft ist, mit einem herzlichen Kuß. In diesem allerdings fand Bertha einiges von der Poesie, die sie vermißt hatte.

Theodor erklärte, bei ihrem Vater um sie anhalten zu wollen, und es wurde verabredet, daß Bertha gleichzeitig die Einwilligung der Gräfin erholen sollte.

Gräfin Leonore hatte schon aus dem vermehrten Gesange, der seit einiger Zeit in den Schloßgängen ertönte, den Verdacht geschöpft, daß Berthas frohe Mädchenseele noch einen Zuwachs an Lebensfreude gefunden, war daher über das Anliegen, das Bertha vorbrachte, nicht eben verwundert. Daß die beiden zusammenpaßten, wie füreinander geschaffen, hatte sie sich selber oft gesagt, aber daß sich die Sache so schnell gemacht, gab ihr doch zu denken. Sie erinnerte sich nun, daß Bertha häufig in den Wald gegangen, und dem wollte sie bei dem lebhaften Temperament der jungen Leute für die Zukunft vorbeugen. Sie strich Bertha einigemal über das Haar und sprach mit gütigen Worten von der Absicht ihres Vaters, sich bald in den Ruhestand zu begeben, und daß Theodor die Försterstelle erhalten sollte, in der er dann eine Hausfrau brauchen könne.

— „Ich darf also —?“ platzte Bertha mit heller Freude heraus. Es war ihr, als fühlte sie wieder den kräftigen Arm Theodors um ihren Leib und den weichen Schnurrbart auf ihren Lippen. Aber sie errötete dabei so tief, daß Leonore die halb gestellte Frage leicht selber ergänzen konnte.

— „Nein, mein Kind, du darfst ganz und gar nicht! Dein Erröten sollte dir das selber sagen. Es gibt nur ein Mittel, wie du dich der Treue deines Geliebten versichern kannst: verweigere ihm selbst die kleinste Gunst so lange, bis er dir den Trauring in der Kirche gegeben. Auch ich war jung und habe es erfahren, was Liebe ist. Ich spreche nicht als pedantisches altes Mädchen zu dir, sondern als Weib zum Weibe. Du verringerst deinen Wert durch die kleinste Vorausgewähr und setzest dich der Gefahr aus, deinen Geliebten zu verlieren. Ich verlange es von dir als festes Versprechen, ihm nicht mehr zu gewähren, worüber du zu erröten brauchst, und nur unter dieser Bedingung will ich dafür sorgen, daß du im Herbst deinen Förster bekommst.“

Bertha küßte der Gräfin immer wieder die Hand und versprach um so lieber Gehorsam, als die Warnung sie ängstigte. Sie verstand dieselbe nicht ganz, aber sie fühlte, daß nicht ein weiblicher Mentor, sondern eine Verbündete zu ihr gesprochen hatte. Ihren Förster verlieren, das wollte sie ganz und gar nicht, und so beschloß sie denn, ihn von nun an möglichst kurz zu halten. Sie sah nach wie vor Theodor im Hause ihres Vaters, begegnete ihm auch wohl in der Nähe des Schlosses, aber die Grenze des Parkes überschritt sie nicht mehr, verhehlte ihm aber auch gar nicht, von welcher strengen Bedingung die Gräfin ihre Einwilligung abhängig gemacht hatte.

Das war nun ganz und gar nicht nach dem Geschmacke Theodors. Er verfocht nicht ohne Beredsamkeit die Theorie des „Kusses in Ehren“, und der Warnung der Gräfin stellte

er die andre gegenüber, daß schon mancher gerade durch die Sprödigkeit seiner Geliebten zur Untreue verleitet worden sei.

Bertha blieb aber fest. Wie ein untreuer Geliebter sah ihr Theodor ganz und gar nicht aus. Sie fand wieder den alten Umgangston, wurde wieder ganz lustig, sang ihm bald freundliche, bald spöttische Strophen zu, so daß auch Theodor aus der Not eine Tugend machte und in den Ton der früheren Tage zurückfiel. Er preßte ihr die kleine Hand mit dem freundlichsten Blick und, den Dachshund lockend, schritt er dem Walde zu.

Bertha sah ihm nach, bis der helle Gesang an ihr Ohr tönte:

„Die Bußeln, die Bußeln, die krieg i gar g'schwind,
Eine andere Mutter hat auch a lieb's Kind."

Das machte ihr keine Angst. Sie wußte, wie es gemeint war. Er sang es ja so lustig, daß es ihm damit so wenig Ernst sein konnte, wie ihr mit der Gegenstrophe:

„Schau' nur, daß d' fortkommst, du mei' lieber Bua,
Solche, wie du bist, die gibt's ja grad gnua!"

Es fiel ihm aber nicht schwer, sie zu übertrumpfen. Er blieb am Waldsaum stehen und rief ihr zu:

„Alleweil über ein Stiegel steig'n?
Alleweil bei ein'm Madel bleib'n?"

Er schüttelte verneinend den Kopf, hob die Hand hoch in die Luft und verneinte auch mit dieser heftig, bevor er fortfuhr:

„Alleweil über Eck's! über Eck's!
Alleweil fünf, sechs!"

Damit verschwand er zwischen den Bäumen.

Ah! Das war etwas stark! Ihr geradezu mit einem Harem zu drohen, dafür sollte er gestraft werden. Die schwerste

Strafe war es aber gewiß, wenn sie der Gräfin erst recht gehorsam blieb. Sie lachte aber schon wieder nach wenigen Schritten. Sie brauchte sich ja nur seine Augen vorzustellen mit ihrem aufrichtigen „Geschau“, um über die Zukunft ganz beruhigt zu sein.

XXVII.

Den beiden Damen des Schlosses gegenüber hatte Somirof einen schwierigeren Stand, als er ahnte. Sie verfügten beide über einen Vergleichungsmaßstab, der nicht zu seinen Gunsten angelegt wurde. In der Erinnerung der Gräfin stand die verklärte Gestalt Morhofs, und Albertine hatte den jungen Tiedemann vor Augen, der im täglichen Umgang ihr immer teurer wurde. Zwar legte er seine Zurückhaltung nicht ab, so daß Somirof, wenn er anwesend war, nicht den geringsten Verdacht fassen konnte; aber schwieriger wurde Tiedemann sein Entschluß, als Leonore, in Verfolg ihrer Absicht, den Zusammenkünften eine regelmäßige Wiederkehr zu geben, ihn bat, ihnen Byrons Childe Harold vorzulesen. Er hatte sein Vorlesertalent schon einigemal bewährt; aber es war ihm ein schmerzliches Vergnügen, daß auch Albertine zu diesen Vorlesungen herangezogen wurde. Es war ihm rätselhaft, wie diese so unbefangen und freundlich sein konnte. Sie kannte doch das Geheimnis, das über seiner Geburt schwebte, und das ihr in Wien als genügende Trennungsursache erschienen war. Und doch war sie bei diesen Vorlesungen nicht schweigsame Zuhörerin, sondern sprach zu ihm, wie wenn sie auf seine Zurückhaltung nicht eingehen wollte.

Meistens war es die kleine Felsenaltane, wo man, ganz zwischen Baumwipfeln verborgen, beisammen saß, und wenn dann Tiedemann die herrlichen Strophen des englischen Dichters vorlas, vergaß er oft seine eigentümliche Lage, und es gelang

ihm, in seine Stimme den Accent zu legen, der seiner Begeisterung entsprach.

Als aber der letzte Gesang vollendet war, wollte Tiedemann dem gefährlichen Reize solcher Stunden doch wieder entfliehen. Seine Schilderungen der Umgebung von Karlstein sollten ja bis zur Rückkehr des Grafen fertig werden, und er erklärte, die schönen Tage zu einem Ausflug benutzen zu wollen. Leonore erkundigte sich nach dem Stande seiner Arbeit, die schon weit vorgeschritten war. Unter Theodors Führung hatte Tiedemann immer neue landschaftliche Schönheiten entdeckt, so daß ihm der Stoff immer mehr anwuchs.

Leonore mußte die Berechtigung seiner Ausrede anerkennen, aber sie nahm ihm das Versprechen ab, diese seine eigenen Schilderungen künftig vorzulesen. Albertine beklatschte den guten Gedanken der Gräfin, bat, bei diesen Vorlesungen ebenfalls anwesend sein zu dürfen, und erinnerte ihn daran, daß er noch die Lösung des von der Gräfin aufgeworfenen ästhetischen Problemes schulde, durch welche Darstellungsmittel der Dichter die Anschaulichkeit seiner Schilderungen erreiche.

— „Unbestreitbar, fügte Leonore bei, muß Ihnen die Lösung am besten gelingen, wenn Sie ihr in Ihren eigenen Arbeiten nachspüren."

Dagegen ließ sich nichts einwenden; aber als die Gräfin einen Augenblick sich entfernte, fügte Albertine noch bei, daß sie diese stillen Stunden auf der Altane, wo sie, vor jeder unliebsamen Störung gesichert, so reine Genüsse gefunden, nur schwer entbehren würde.

Tiedemann horchte auf. Konnten sich diese Worte auf einen andern beziehen, als auf Somirof? Darüber wollte er Gewißheit haben. Er sprach absichtlich von diesem, der ja sicherlich ihn sehr gut als Vorleser ersetzen könnte.

— „Nein, nein! sprechen Sie nicht von ihm," bat Albertine, deren sanfter Blick einen Ausdruck des Abscheues annahm.

Sie errötete tief, als Tiedemann sie befremdet ansah; aber die Rückkehr der Gräfin machte der Verlegenheit ein Ende.

Als Tiedemann sein Zimmer aufsuchte, war der Irrtum von ihm genommen, der ihm so schwere Stunden bereitet hatte. Albertine liebte ihn noch immer. Nun wollte aber auch er ihr zu verstehen geben, daß sein Verzicht nur einem Irrtum entsprungen war und daß sie ihm teurer sei, als sie es je war. Wenn er freilich wieder an das Geheimnis seiner Geburt dachte, wollte es ihm scheinen, als würde er nie den Mut zu einem Geständnisse finden. Vielleicht hätte er ihn auch nie gefunden, wenn nicht ein sehr eigentümliches indirektes Geständnis von seinen Lippen gekommen wäre, und zwar ein sehr ausführliches und lange dauerndes, dem er aber nicht Einhalt thun konnte. Dieses Geständnis lag in seinen Schilderungen der Umgebung von Karlstein, die er in den nächsten Tagen vorlas.

Tiedemann hatte nämlich die Gegend nach vielen Richtungen durchstreift, und wohl wissend, daß die geschauten Bilder in der Erinnerung verblassen könnten, hatte er die nächtlichen Stunden zu seiner Arbeit benutzt. Diese stillen, einsamen Stunden, in denen seine Gedanken immer nach der ihm so nahen Geliebten schweiften, waren wenig geeignet, solche Schilderungen entstehen zu lassen, wie er doch schreiben wollte. Sie sollten geschrieben werden für das leichtlebige Publikum eines Kurortes, für Leute, die eine Anweisung verlangten, wie schöne Tage hier benutzt werden könnten, und an Regentagen wenigstens die Augen des Autors zu leihen nehmen konnten, um in seiner Beschreibung das zu finden, woran sie achtlos vorübergegangen waren. Diesem Zweck hätte ein trockener Führer weit besser entsprochen, als was Tiedemann in seiner melancholischen nächtlichen Stimmung auf das Papier warf. Hatte er auch im Sonnenschein des Tages den herrlichen Naturschönheiten ein objektives Interesse abgewinnen können, so floß doch

beim Scheine der Lampe das Herz in seine Feder. Er dachte nicht mehr an die Badegäste, er schrieb nur noch für sich. Sein Gefühlsleben ergoß sich in seine Schilderungen, und es waren die Gefühle eines unglücklich Liebenden. Er schilderte die Dinge nicht, wie sie waren, sondern wie eben nur er sie sah. Aus dem Leben der Natur schauten ihm nicht Sonnenschein und Glück entgegen, sondern die Klagen seines Herzens trug er in sie hinein. Kurz er hatte sein Lesepublikum ganz aus den Augen verloren, seine Schilderungen waren subjektiv gefärbt; nicht als Fremdenführer hatte er geschrieben, sondern als Dichter, noch dazu als unglücklich liebender Dichter.

Während der Arbeit selbst war er sich dessen nicht bewußt geworden. Nun aber, da er von seinen eigenen Lippen gesprochen hörte, was in dem Spiele seiner Einbildungskraft entstanden war, erkannte er, daß seine Arbeit der ganzen Anlage nach verfehlt war. Aber nicht nur schämte er sich seiner Ungeschicklichkeit, sondern er empfand besonders peinlich, daß er mit der Vorlesung zugleich das reiche Gemütsleben aufdeckte, das er auf seinen Wanderungen in sich getragen, und das vor eben jenem Mädchen, von dem sein Gemüt erfüllt war.

Mehr bedurfte es nicht, um seinen beiden Zuhörerinnen zu verraten, was sie bereits geahnt hatten. Sie sagten sich vielleicht selbst, daß diese Schilderungen dem vorgesetzten Zweck nicht entsprechend seien; aber ihnen gefielen sie gerade darum. Sie waren nur um so begieriger, das weitere zu hören, und bestanden auf dem Versprechen, dem Tiedemann in peinlicher Verlegenheit sich entziehen wollte. Als er von der verfehlten Arbeit sprach, ließ Leonore die Selbstanklage gelten, aber sie sprach ihre Freude darüber aus, daß dem Fremdenführer der Dichter über den Kopf gewachsen sei.

— „Ihre Vorlesung hat für mich auch noch den Wert einer ästhetischen Lehrstunde gehabt. Ich bin mir klar geworden

über unser ästhetisches Problem und glaube nun das Darstellungsmittel zu kennen, wodurch der Dichter Anschaulichkeit erreicht. Sie beleben und beseelen die tote Natur, die von Ihnen geschilderten Objekte handeln gleichsam, und zwar unter dem Einfluß von Empfindungen, die doch nur Sie selbst ihnen leihen, und — was mir am meisten aufgefallen ist und worin das eigentliche Geheimnis besteht — Sie verleihen den Dingen nicht willkürliche Empfindungen, sondern ganz bestimmte und zwar solche, wodurch die äußere Form der Objekte der ganz entsprechende äußere Ausdruck des ihnen geliehenen seelischen Inneren wird. Indem sie also die Empfindung benennen, malen sie die äußere Form, und sie steht vor den Augen des Lesers."

Albertine freute sich dieses Lobes. Bei ihr war von ästhetischer Besonnenheit, womit sie dem Vortrage hätte folgen können, nicht die Rede gewesen. Sie fühlte es heraus, daß der Wanderer, der so in die Natur blickte, einen schweren Kummer im Herzen trug, daß sie selbst die Ursache desselben sei, und jetzt erst erkannte sie, wie schwer es Tiedemann gefallen sein mußte, neben ihr, mit ihr zu leben, ohne seine Gefühle verraten zu dürfen, die sich dann in seiner Arbeit unwillkürlich Luft machten. Sie gestand lachend zu, ganz in dem Vortrage aufgegangen zu sein, ohne darüber Reflexionen angestellt zu haben. Sie habe die ästhetische Wirkung erfahren, ohne über die Ursache Aufklärung zu erhalten.

— „Was während des Vortrags nicht gelang, meinte Leonore, würde dir ohne Zweifel gelingen, wenn du die Schilderungen für dich selbst lesen könntest. Es ist nicht jedermann gegeben, ästhetische Wirkungen, die er erfährt, zugleich zu analysieren, und hätte ich mich mit unserem Probleme nicht schon früher abgequält, wäre es mir gegangen, wie dir."

— „Ich kann das aus eigener Erfahrung bestätigen, bemerkte Tiedemann, und zwar in Bezug auf Musik. Sie wiegt mich

ganz in Passivität, die sich von keiner aktiven Verstandsthätigkeit begleiten läßt."

— „Das ist es, rief Albertine lebhaft. So geht es mir der Poesie gegenüber. Ich kann diese beiden Funktionen, die Empfänglichkeit und die Reflexion, nicht vereinigen, und darum wird es mir wohl auch immer versagt sein, selbst zu produzieren. Warum erwecken mir schöne Landschaften Empfindungen und bin ich doch grenzenlos ungeschickt, sie zu schildern, wiewohl es mich wiederum entzückt, wenn ich das, von andern geleistet, lese?"

— „Wenn Ihnen das Weben der Natur gefällt und dann wiederum die Schilderung desselben, so fehlt Ihnen vielleicht nur die Technik des Handwerks, und diese kann erlernt werden. Wie könnte Childe Harold Sie entzücken, wenn Sie nicht selbst mehr oder minder mit Byrons Augen in die Natur blickten? Dies ist aber die Hauptsache. Alle Schönheit der Naturdinge beruht in der That auf Belebung und Beseelung. Diese nimmt aber nicht der Verstand des Schilderers vor, sondern schon sein Auge. Darum finden wir manchen Volksdichter, dem doch jede ästhetische Besonnenheit fehlt."

— „Gut, auf die Naturbeseelung kommt es an. Ich glaube zu verstehen, was Sie meinen. Es scheint mir aber doch Naturdinge zu geben, die viel zu spröde sind, als daß eine Beseelung an ihnen vorgenommen werden könnte. Wie sollte ein Fels, ein Berg belebt werden können?"

— „Warum nicht? Ist es nicht anschaulich, wenn der Dichter sagt, der Fels rage stolz auf, der Berg strebe nach den Wolken? Er leiht den Objekten gleichsam eine Mimik, und diese ist der äußere Ausdruck eines seelischen Vorgangs. Umgekehrt schildert die Sprache sehr anschaulich die menschliche Mimik, indem sie sie mit Naturvorgängen vergleicht. Wir sprechen von einem verdüsterten Gemüte, von einem sich aufhellenden Antlitze. Warum sollten wir also nicht umgekehrt

Naturvorgänge menschlich beseelen können? So zum Beispiel Lenau, wenn er sagt:

‚Am Himmelsantlitz wandelt ein Gedanke,
Die düstre Wolke dort, so bang, so schwer.
Wie auf dem Lager sich der Seelenkranke,
Wirft sich der Strauch im Winde hin und her.‘

Der ganze Reichtum menschlicher Mimik und Gebärden vermag so auf die äußere Natur behufs ihrer anschaulichen Beschreibung übertragen zu werden, und ich halte kein Naturobjekt für so spröde, daß es der Beseelung durch den Dichter entgehen könnte. Wir sprechen von wogenden Gefühlen des Herzens, warum sollte also der Meereswoge nicht Gefühl geliehen werden können? Reich wie die Seele an inneren Vorgängen, ist die Natur an äußeren, und alle lassen sich poetisch beschreiben, indem wir sie gegenseitig aneinander erläutern. Denken Sie nur an die merkwürdigen Beleuchtungseffekte, gerade in der Bergwelt, an die hörbaren Naturvorgänge, an das Heulen des Windes, das Brüllen des Meeres, an den Regen, der ein ganzes Landschaftsbild mit Traurigkeit übergießt, daß uns die Regentropfen fast wie Thränen erscheinen möchten. Und dann wieder der Regenbogen. Ist es nicht, als gleite über das Antlitz der Natur wieder ein glückliches Lächeln, so daß sie uns erscheint, wie Andromache, die Homer beim Abschied Hektors in Thränen lächeln läßt?“

Albertine hatte ihm in ihrer ruhigen Schönheit und mit den stolz gerundeten Augenbrauen zugehört, klatschte aber nun in die Hände.

— „Ich verstehe nun ganz, wie Sie es gemeint haben; ich weiß nun, nach welchem Rezepte Dichter arbeiten; aber eines muß ich noch immer bestreiten, daß nämlich der Dichter eine homogene Landschaftsstimmung durch Beseelung ihrer einzelnen Bestandteile sollte erzielen können. Auf ein ganzes Landschafts-

bild angewendet dürfte Ihre Theorie nicht mehr ausreichen. Es scheint mir, daß dabei nur eine Mosaikarbeit heterogener Bestandteile zu stande kommen könnte, und daß bei einem solchen Versuche sogar Ihre Feder scheitern würde."

— „Dann liegt es eben an mir, der ich mir gar nicht anmaße, ein Dichter zu sein."

Leonore hatte das Gespräch nicht mehr unterbrochen, als sie die jungen Leute im Zuge der Unterhaltung sah. Sie wollte sie noch weiter sich ausplaudern lassen und dadurch zur Annäherung bringen.

— „So setze doch Herrn Tiedemann auf die Probe. Geht doch ins Freie. Der Versuch mag beweisen, wer recht hat. An größeren Landschaftsbildern fehlt es ja nicht in der allernächsten Nähe."

— „Das ist eine vortreffliche Idee, Tante. Du aber mußt als unparteiische Schiedsrichterin das Urteil fällen."

— „Nicht ich, mein Kind. Ich habe zu thun. Wer von euch beiden überwunden wird, muß es eben unumwunden gestehen."

Leonore schaute den Enteilenden nach, deren lustiges Geplauder bald unterhalb der Altane zwischen den Bäumen sich vernehmen ließ. Sie freute sich trotz der schmerzlichen Erinnerung an die eigene Jugendzeit, in der der Stern der Liebe so schnell erblichen war. —

— „Ich will Sie zu meinem Lieblingsplatze führen, sprach Albertine, an den Waldsaum der Stockwiese. Sie kennen Sie nicht? Desto besser, dann sind Sie auf Ihre Aufgabe nicht vorbereitet, die ich Ihnen nicht gar zu leicht machen will.

Durch den Park und dann auf einsamem Waldpfade, wo sie hintereinander gehen mußten, verfolgten sie ihren Weg. Seine Augen hingen an der schlanken Gestalt des Mädchens, das so elastisch dahinging. Ueber die Schultern hatte sie ein rotes Tuch geworfen, und unter dem breiten Rande des Stroh-

hutes quoll ihr in braunen Flechten das Haar hervor. Da und dort war der Boden feucht, und dann sah er, wie sie bei leichtgehobenem Kleide die zierlichen Füße so bestimmt hinsetzte, die doch auf dem weichen Moose kaum einen Eindruck hinterließen. Er verkleinerte seine eigenen Schritte, um in ihre Fußstapfen zu treten. Sein Schweigen machte sie verlegen, daher sie manchmal mit flüchtigen Bemerkungen den Kopf zurückwandte, was ihm aber nur zum Anlaß wurde, ihr schönes Profil zu bewundern. Sie fühlte es gleichsam, daß ihre Gestalt von seinen Blicken umhüllt wurde, und war erleichtert, als das Ziel der Wanderung, eine offene Wiese, erreicht war.

Nicht so Tiedemann. In der Waldeseinsamkeit hätte er vielleicht dem Gespräche die Wendung geben können, die ihm am Herzen lag; jetzt aber war der günstige Augenblick verronnen.

Als er durch den lichteren Waldsaum hinaustrat, sah er, daß dort seine Lage nicht eben ungünstig stand. Unter einer einsamen vorgeschobenen Fichte war eine Bank zu sehen, von weit herabreichenden und ausgreifenden Zweigen beschattet. Für das Ohr herrschte hier die tiefste Einsamkeit, aber für das Auge thaten sich herrliche Weitblicke auf.

— „O wie schön! rief er vortretend und die ganze Landschaft umspannend. Wie unbeschreiblich schön!“

— „Nicht wahr? Auch ist es mein Lieblingsplätzchen. Hier war es, daß ich Ihre früheren Reiseschilderungen las und mich über Ihr Talent ärgerte, — nein, nicht über Ihr Talent, aber darüber, daß es mir fehlte. Aber von ‚unbeschreiblicher‘ Schönheit zu reden, steht Ihnen nicht zu; denn eben die Beschreibung ist hier Ihre Aufgabe.“

Sie sah ihn mit freundlichem Spott an, indem sie beifügte: „Oder wollen Sie bereits die Flinte ins Korn werfen?“

— „Nicht so hatte ich es gemeint, entgegnete er lachend. Aber meine Aufgabe haben Sie mir nicht eben leicht gewählt.“

— „Ich wollte Ihnen die Aufgabe nicht gerade erschweren; aber es handelt sich um eine Theorie, die Sie mir klar machen wollen. Wenn Sie die Probe nicht bestehen, dann werden Sie die Strafe auf sich nehmen müssen, daß ich mich an Ihrer Verlegenheit weide."

— „Im andern Falle erfordert aber die Gerechtigkeit eine Belohnung."

— „Zugegeben; aber die Wahl derselben müssen Sie mir überlassen. Ich werde mich bestreben, sie dem Verdienste gleichwertig zu bestimmen, wenn es Ihnen gelingen sollte, Ihre poetischen Grundsätze als Maßstab an dieses Landschaftsbild zu legen."

Damit nahm sie Platz auf der Bank, und es geschah vielleicht absichtlich, daß sie ihr Tuch neben sich legte, das den leeren Platz ihm vorenthielt.

— „Ich setze voraus, sprach sie, daß Sie alles in Ihre Schilderung einbeziehen werden, von jenem entfernten Gebirgszug angefangen bis zu Ihrem Standorte, alles also, was Sie vor Augen haben."

Mehr als mit dieser Aufgabe war Tiedemann mit seinem Entschlusse beschäftigt, seine Liebe zu gestehen. Er empfand aber die ganze Schwierigkeit; denn — erkläre es, wer kann — je wahrer die Liebe, desto schwerer das Geständnis. Aber bei dem letzten Worte, das er vernommen, kam ihm der Mut, weil er wenigstens über das Wie des Geständnisses sich klar zu werden begann. „Alles, was Sie vor Augen haben" — so hatte Albertine verlangt. Dazu gehörte aber auch die Fichte mit der Bank, und das Mädchen, das dort saß.

— „Ich werde genau nach Ihrer Vorschrift handeln," entgegnete er zuversichtlich. Aber er stellte noch die Bitte, mit keinem Worte unterbrochen zu werden, bis er fertig sei, ja er ließ sich von Albertine die Hand darauf geben, diese Bedingung einzuhalten. Sie verstand die Bedeutung dieser Bitte nicht,

aber er bestand so entschieden darauf, daß sie ihm die Hand gab, worauf Tiedemann zurücktrat und begann:

— „Wer, wie ich, aus dem Walde tretend, zum erstenmale sich vor dieses Naturbild gestellt findet, wird zunächst jenen in die Mitte sich vordrängenden hohen Berg ins Auge fassen. Zu seinen Füßen dehnen sich dunkelnde Tannenwälder und senden züngelnde Ausläufer hinauf, die wie in vergeblichen Versuchen in die Höhe streben; aber der in leichtem Triumphe ansteigende Berg läßt die Anstürmenden weit zurück; höher und höher schwillt sein graues Felsgestein, fahl von der Sonne beleuchtet steigt der Grat an in langgezogener Linie, wie in zielbewußter Absicht, und dehnt sich dann zu breiter Kuppe aus, als sei ihm die Brust geschwellt von den reinen Lüften, darin er sich badet. Nun springt er wagerecht vor, um weit hinaus in die herrliche Gegend zu schauen, und in energisch zur Tiefe strebenden Linien fällt er sodann ins Thal hinab. Zur Rechten, weiter zurückstehend, verschwimmt mit dem gewitterhaft zerflossenen stahlblauen Horizonte ein andrer dunkler Gebirgsstock, nur in seinen Steilwänden deutlicher erkennbar, auf die aus den Wolken ein Sonnenschein fällt, wie aufblühendes Hoffen in einem beschwerten Gemüte. Hell beleuchtet aber ist der Gipfel, gleich einem Gruße aus dem Lande der Verheißung.

„Aber tiefer noch bis an den äußersten Horizont dringt das Auge des Beschauers vor. Dort dehnt sich in trübem Lichte eine Bergeskette, lang hinschleichend, totenbleich —"

Albertine klatschte freudig erregt in die Hände, aber er schnitt ihr das lobende Wort ab, und den Finger an den Mund legend, mahnte er sie an ihr Versprechen.

— „Wie wenn die Natur durch einen Rahmen das Bild herausheben wollte, fallen zu beiden Seiten des Vordergrundes, vom blauen Himmel sich abhebend, Waldberge zu Thal, in dessen Wiesengrund zu Füßen des vorspringenden Felsenrückens,

worauf Schloß Karlstein ragt, das friedliche Dorf wie unter den Fittigen desselben im Abendsonnenschein glänzt. Aber ganz im Vordergrunde steht eine mächtige Fichte und breitet schützende Armzweige über die Bank und das Mädchen, das mit sinnenden Augen die Schönheit dieses Bildes betrachtet. Abseits von ihr steht ein junger Mann, der die vor ihnen ausgebreitete Landschaft zu schildern versucht. Aber seiner Aufgabe ist er nicht gewachsen; denn schöner als alles, was er sieht, und was die Erde zu bieten vermag, dünkt ihm dieses Mädchen, das er liebt. Bedrückt von den Zweifeln, ob diese lange gehegte Liebe erwidert werde, läßt er sich vor ihr auf das Knie nieder, und bittend fragt er sie, ob sie ihm gut sei."

Sie hatte längst die Hände vors Gesicht geschlagen, als er nun vor ihr auf dem Knie lag und nach ihrer Hand faßte. Eine Thräne fiel in ihren Schoß. Er glaubte durch die Plötzlichkeit seines Geständnisses sie erschreckt zu haben, und bat sie, nicht zu weinen und ihm zu vergeben. Aber als er ihr sanft die Hände vom Gesichte zog, blickten die feuchten Augen ihn glückselig an. Sie widerstand nicht, als er den Arm um sie legte und eine Thräne von ihren Wangen küßte. Auch sie weinte, wie Andromache.

XXVIII.

So war denn nach langen Jahren wieder einmal Glück in das Schloß Karlstein eingezogen. Aber in diese Tage fiel ein Ereignis, plötzlich und unerwartet, das alle Liebesfreude in den Hintergrund drängte und alle mit Entsetzen erfüllte. Am Abende des Tages, an welchem Tiedemann und Albertine Hand in Hand als Verlobte vor die Gräfin traten und um ihre Einwilligung baten, war diese glücklich und heiter, wie schon seit langem nicht. Ein Wunsch ihres Herzens war erfüllt, und ein heiteres Leben sollte im Schloß wieder beginnen. Der

Vormittag des nächsten Tages wurde teils auf der Altane, teils im Parke verbracht, und die Stunden verliefen um so zwangloser und fröhlicher, als Somirof abwesend war. Er hatte sich von der Gräfin verabschiedet und einen Ausflug ins Elendthal angetreten. So war denn Tiedemann auch bei Tische mit den Damen allein, und Pläne für die Zukunft wurden besprochen, die sich so schön aufthat. Gegen vier Uhr trat Bertha auf die Altane und meldete Theodor an, der für diese Stunde befohlen war. Leonore in ihrer freudigen Stimmung hatte dessen ganz vergessen, erhob sich aber sogleich, fand Theodor im Vorzimmer, und da sie mit ihm über Bertha reden wollte, gab sie dieser den Auftrag, den Thee zu bringen und sie dann mit Theodor allein zu lassen.

Eine halbe Stunde später verließ Theodor das Schloß. Bertha sah ihn in den Wald gehen; als sie aber zur Gräfin zurückkehrte, den Tisch abzuräumen, fand sie dieselbe mit entstellten Zügen in der Sofaecke sitzend. Sie beklagte sich über heftige Schmerzen und hielt die Hände krampfhaft auf den Leib gepreßt. Auf das heftigste erschrocken wollte Bertha Somirof holen, fand aber die Thüre seines Zimmers verschlossen. Ein Diener wurde ins Dorf geschickt, aber auch dort hieß es, Somirof sei gestern ins Elendthal gegangen und noch nicht zurückgekehrt. Tiedemann und Albertine waren inzwischen gerufen worden. Sobald Somirofs Abwesenheit gemeldet wurde, ließ Tiedemann anspannen und fuhr selbst ins nächste Dorf, wo er einen Arzt zu finden sicher war. Gleichzeitig wurde ein zweiter Wagen ins Elendthal hinaufgesendet, Somirof entgegen, um den Heimkehrenden mit größter Eile zurückzubringen.

Albertine und Bertha brachten die Kranke zu Bett. Der Zustand der Gräfin verschlimmerte sich mehr und mehr, die Schmerzen wurden immer heftiger, und noch immer war kein Arzt da. Fast zwei Stunden waren vergangen, als endlich ein Wagen vorfuhr. Es war der, den Tiedemann lenkte. Er

sprang vom Bocke, warf die Zügel dem Knechte zu und führte den Arzt eilig hinauf. Dieser, dem Tiedemann bereits ausführlich berichtet hatte, bedurfte am Krankenbette nur weniger Augenblicke, um in seiner Vermutung bestärkt zu werden, daß ein Fall von fahrlässiger Vergiftung vorliege. Er gab sogleich ein energisches Brechmittel, zog dann aber Tiedemann ins Nebenzimmer und teilte ihm die Befürchtung eines schlimmen Ausgangs mit. Das Gift hatte schon allzulange gewirkt, und nur die eine Hoffnung bestand noch, daß es kein tödliches war. Aber auch diese Hoffnung schwand, als er zu der Kranken zurückkehrte. Unverkennbar lag eine Vergiftung durch Blausäure vor, und der Arzt konnte weiter nichts thun, als die Schmerzen der Kranken betäuben, die mit verzerrten Zügen im Bette lag.

Abends um acht Uhr verschied die Gräfin, die nicht mehr zum Bewußtsein gekommen war. Albertine, die bis dahin still geweint hatte und nur manchmal hinausgetreten war, wenn sie ihr Schluchzen nicht mehr verhalten konnte, gab sich jetzt ganz ihrem Schmerze hin.

Für den Arzt galt es nun aber, den Thatbestand festzustellen. Er nahm Tiedemann und Bertha ins Zimmer, wo das Unglück seinen Anfang genommen, ließ sich noch einmal genau berichten, wie alles gekommen war, und versetzte Bertha in grenzenlose Verzweiflung, als er die Tasse der Gräfin und das Innere der Theekanne besah, dann aber das Zimmer versperren zu müssen erklärte. Bertha sank jammernd am Bette der Gräfin nieder, deren Tod sie verschuldet zu haben glaubte, und überließ sich laut dem Ausbruch ihrer Verzweiflung.

Gegen neun Uhr fuhr auch der andre Wagen vor, der Somirof zurückbrachte, welcher mit Entsetzen im Antlitz die Kunde vernahm. Der ihm zuvorgekommene Kollege trat ihm entgegen, berichtete alles, was sich ereignet hatte, begab sich dann mit Somirof in das versperrte Zimmer und wartete dort auf die Ankunft des Gerichtsbeamten, nach dem bereits ge-

sendet war. In dessen Gegenwart und unter Beiziehung Tiedemanns wurde sodann unter den gebräuchlichen Formalitäten die Untersuchung eingeleitet. Es stellte sich mit untrüglicher Gewißheit heraus, daß sowohl die Thee- wie die Milchkanne vollständig giftfrei waren, und daß nur eine der beiden Tassen einen Bodensatz enthielt, der noch bedeutende Reste von Blausäure aufwies.

Als das Protokoll aufgenommen war, beeilte sich Tiedemann, den die arme Bertha jammerte, dieser das Resultat mitzuteilen. Der Verdacht, daß sie bei der Theebereitung eine grobe Fahrlässigkeit begangen, war vollständig beseitigt. Um so unerklärlicher war es, wie das Gift in die Tasse gekommen war.

Der Gerichtsbeamte erfuhr nun durch Bertha, daß sie zur gewöhnlichen Nachmittagsstunde für die Gräfin den Thee brachte, daß sie den Befehl erhielt, eine zweite Tasse für Theodor zu bringen, mit dem die Gräfin eine halbe Stunde allein blieb, und der — das konnte auch Tiedemann bestätigen — sodann das Schloß verließ. Bertha fügte noch bei, daß die Tasse, worin sich das Gift gefunden, und die von der zweiten ganz verschieden war, die eigene der Gräfin und von dieser selbst auf den Tisch gestellt worden sei, nicht von ihr.

Erwies sich diese Aussage als richtig, so war Bertha von jeder Fahrlässigkeit freizusprechen. Man nahm ihre Aussage zu Protokoll und entließ sie vorläufig, zumal da man ihr Verhältnis zu Theodor kannte und es ihr ersparen wollte, zu vernehmen, was nun in Bezug auf diesen sich ergeben würde.

Von einem Verdachte gegen Theodor war bei niemand die Rede. Sie kannten ihn ja alle und waren, teilweise seit Jahren, mit ihm befreundet. Gleichwohl bestand die Notwendigkeit, ihn zu verhören, vielleicht sogar ihn in provisorische Haft zu nehmen, bis durch das weitere Ergebnis der Untersuchung sich seine Unschuld herausstellen würde.

Es war schon spät in der Nacht, als diese erste Aufnahme des Thatbestandes beendigt wurde. — —

Die Aufregung im Dorfe, als am andern Morgen die entsetzliche Kunde sich verbreitete, war ungeheuer. Die Gruppen in der breiten Dorfstraße schauten bestürzt immer wieder nach dem Schloß empor, wo die Trauerflagge aufgehißt war und im Winde gewellt sich langsam bewegte.

Die Aufregung wuchs noch, als im Verlaufe des Vormittags die Verhaftung Theodors bekannt wurde und die Umstände, unter deren Gewicht sie nötig geworden war. Im Elefanten wimmelte es heute von Leuten. Alles sprach durcheinander. Jeder hörte begierig wieder an, was er schon zehnmal vernommen hatte, aber niemand vermochte irgendwie bestimmte Ansichten zu äußern. Man stand vor der Unbegreiflichkeit selbst.

Am andern Tage war auf den verschiedenen Wegen zum Schloß ein beständiges Kommen und Gehen. Alles strömte hinauf. Ein jeder fand Zeit, von seinen Geschäften abzukommen, um noch einmal die Gräfin zu sehen, die bei allen, Männer wie Frauen, jung und alt, Verehrung und Liebe in einem Grade genoß, der jetzt erst ermessen werden konnte. Im Schlosse selbst wogten die Menschen hin und her. In der schwarz ausgeschlagenen Schloßkapelle war die Leiche der Gräfin aufgebahrt. Brennende Kandelaber umgaben den Sarg und beschienen das totenbleiche Gesicht der Entschlafenen, die in den übereinandergelegten Händen ein Kruzifix hielt. Es wurde jedem Zeit gelassen, sich noch einmal die edlen Züge der Verstorbenen einzuprägen oder am Sarge hinknieend ein Gebet zu verrichten. Mit größter Geräuschlosigkeit kamen und gingen die Menschen, aber manchmal ertönte lautes Schluchzen zu Füßen des Sarges; es gab ja deren genug, die in der Gräfin eine edle Wohlthäterin verloren hatten.

Die vom Schlosse Zurückkehrenden traten im Dorfe zu Gruppen zusammen, die immer wieder das Unbegreifliche be-

sprachen und Neues zu erfahren hofften, wenn jemand hinzutrat. Mit der Abendpost — so war es bekannt geworden — sollte der Untersuchungsrichter aus der Stadt eintreffen, Theodors eigener Vater. Zwar hatte derselbe alsogleich an die höhere Behörde sich gewendet und ihr anheimgestellt, ob er mit Rücksicht darauf, daß der Verhaftete sein Sohn sei, seiner Obliegenheit entbunden werden sollte, aber für den Augenblick mußte er seiner Pflicht nachkommen, und er that es um so lieber, als er sich sehnte, Theodor zu trösten, und dem unerklärlichen Geheimnis auf den Grund zu kommen hoffte. Vor den Augen der neugierig versammelten Menge stieg er im Elefanten ab und begab sich dann zunächst zu seinem alten Freunde, dem Förster, der dem Eintretenden nicht entgegengehen konnte, aber gerührt die Arme vorstreckte. Sie hatten sich gegenseitig zu trösten. Theodors Vater erfuhr jetzt erst, daß sein Sohn mit der Tochter des Freundes so gut wie verlobt sei, daß die Gräfin ihre Einwilligung gegeben, und Theodor Förster werden sollte.

Um so wahnsinniger wäre der Gedanke gewesen, ihn für den Mörder der Gräfin zu halten. Auch glaubte — dies konnte der Förster versichern — im ganzen Dorfe niemand an seine Schuld, wiewohl jede andre Erklärung fehlte. Somirof selbst hatte im Herrenzimmer des Elefanten dem Pfarrer gegenüber mehrmals wiederholt, daß er lieber auf jede Erklärung verzichten, als an Theodors Schuld glauben wolle.

Im Verlaufe der Jahre war Theodors Vater mehrmals als Untersuchungsrichter nach Karlstein gekommen, und von den Personen, die er diesmal zu vernehmen hatte, waren ihm mehrere bekannt. Es geschah das am besten im Schlosse selbst, wo die Aussagen mit der Lokalinspektion verbunden werden konnten. Er ließ sich daher am andern Morgen bei Albertine melden, die als einzige Verwandte des Hauses den abwesenden Grafen Karlstein zu vertreten hatte. Es war eben Bertha bei ihr,

die, jedem Troste unzugänglich, nun auch noch über das Schicksal ihres Geliebten sich der Verzweiflung hingab und Albertine auf den Knieen anflehte, Theodor zu retten. Albertine ließ sie unter der Obhut des alten Försters, dem die Sorge um seine Tochter die Kraft verliehen hatte, den Krankenstuhl zu verlassen, und der gebeten worden war, im Schloß Quartier zu nehmen. Es gelang ihm nur wenig, sein Kind zu beruhigen, indem er die Verhaftung Theodors als eine durch die Sachlage geforderte Formalität hinstellte, der man sich nicht entziehen durfte.

Das Schicksal des armen Mädchens schnitt Albertine ins Herz.

— „Es ist die erste Bitte, die ich an dich richte, sprach sie zu Tiedemann: Rette Theodor! Ich lege meine Hand ins Feuer für seine Unschuld. Bringe Licht in dieses gräßliche Dunkel. Außer dir habe ich jetzt niemand mehr, an den ich mich halten könnte.“

In diesem Augenblick ließ sich der Untersuchungsrichter melden und trat mit dem Protokollführer ein. Er erbat sich die Erlaubnis, die Vernehmung im Schloß vornehmen zu dürfen, wo er, der Vater des Verhafteten, Beweise für die Unschuld seines Sohnes zu finden hoffte.

— „Sie können von Theodors Unschuld nicht fester überzeugt sein, als wir alle es sind,“ entgegnete Albertine. Sie stellte Tiedemann vor, mit dem sie eben die Maßregeln überlegen wollte, die zu ergreifen wären.

Der Protokollführer legte seine Papiere zurecht, und die Vernehmung begann. Albertine erzählte, wie sie mittags in Gesellschaft der Gräfin und Tiedemanns im kleinen Speisesaal gewesen, dann auf der Felsenaltane, bis Theodor gemeldet wurde und die Gräfin sich entfernte.

— „Bis zu diesem Augenblick hatte also Gräfin Leonore Ihre Gesellschaft nicht verlassen, Fräulein Werner?“

— „Nein, ich sowohl, als Herr Tiedemann waren beständig bei ihr."

— „Haben Sie irgend etwas Ungewöhnliches an ihr bemerkt, was etwa auf eine Gemütsstörung schließen lassen könnte?"

— „Nein, sie war gesprächig und heiter. Als sie uns verließ, bat sie uns, sie auf der Altane zu erwarten, sie habe mit Theodor bezüglich Berthas zu reden."

— „Hat die Frau Gräfin Ihnen irgend welche Andeutungen über ihre Gesinnungen zu Theodor und Bertha gemacht?"

— „Sie hat mehrmals von beiden geredet. Ihre Absichten waren die allerbesten. Berthas Vater hat schon vor längerer Zeit gebeten, in den Ruhestand treten zu dürfen, und Gräfin Leonore hat wiederholt geäußert, sie wolle Theodor die Försterstelle geben, damit er Bertha heiraten könne. Sie war von den besten Absichten für beide beseelt."

— „Es lag also weder für Bertha, noch für Theodor irgend ein Grund vor, sich über die Gräfin zu beklagen?"

— „Im Gegenteile, und beide waren ihr im höchsten Grade dankbar."

— „Wie lange Zeit verstrich nach dem Abgang der Gräfin, bis Sie sie wiedersahen?"

— „Es mochte eine halbe Stunde verflossen sein, als Bertha, im höchsten Grade erschrocken, zu uns mit der Nachricht kam, die Gräfin sei krank. Wir folgten ihr augenblicklich und fanden meine Tante in dem Zimmer, wo sie nachmittags, gewöhnlich allein, den Thee nahm. Sie saß in der Sofaecke und klagte über heftige Schmerzen. Theodor hatte sie bereits verlassen."

— „Hat die Frau Gräfin irgend welche Vermutung über ihren Zustand geäußert?"

— „Nein."

— „Schien Ihnen das nicht auffällig?"

— „Nein. Meine Tante hat, solange ich im Schlosse wohne, seit fast zwei Jahren, manchmal an Magenkrämpfen gelitten. Ich dachte, das Uebel sei diesmal nur heftiger wiedergekehrt. Ich brachte ihr daher die Tropfen, die sie gewöhnlich und auch diesmal gerne nahm."

— „Das Fläschchen ist untersucht und als richtige Medizin befunden worden. Die Frau Gräfin scheint also, da sie die Medizin nahm, selbst Magenschmerzen vermutet zu haben."

— „Es scheint so. Niemand dachte an Vergiftung."

— „Haben Sie Kenntnis darüber, was zwischen der Gräfin und Theodor vorfiel, während Sie auf der Altane waren? Ist vielleicht ein laut gewordenes Wort oder sonst etwas zu Ihnen gedrungen?"

— „Nein; wir waren übrigens durch mehrere Zimmer von ihr getrennt."

— „Sie blieben dann mit Herrn Tiedemann und Bertha bei der Gräfin?"

— „Nur mit Bertha. Herr Tiedemann ließ anspannen, um einen Arzt zu holen."

— „War in Karlstein selbst kein Arzt zu finden?"

— „Doktor Somirof hatte leider am Tage vorher das Schloß verlassen. Das war eben das Unglück. Wäre er dagewesen, so hätte er als geschickter Arzt die Symptome der Vergiftung erkannt und die Tante gerettet. Wir aber waren weit entfernt, an Vergiftung zu denken. Die Gräfin selbst, trotz der Schmerzen, worüber sie klagte, schien nicht ängstlich zu sein, sie suchte mich sogar zu beruhigen, da sie mich so erschrocken sah. Ich weiß nicht, ob die Gefahr, in der sie schwebte, ihr überhaupt noch zum Bewußtsein kam. Als Herr Tiedemann mit dem Arzte eintraf, war sie nicht mehr vermögend zu sprechen."

— „Kennen Sie irgend jemand, der am Tode der Gräfin ein Interesse haben könnte, sei es, um einen Gewinn daraus zu ziehen, oder etwa sich zu rächen?"

— „Nein. Alle haben wir durch ihren Tod nur verloren. Ich glaube nicht, daß die Gräfin irgend einen Feind hatte."

— „Ich muß noch eine Frage stellen, die der Vollständigkeit wegen nötig ist, und die ich mir nicht persönlich anzurechnen bitte."

— „Ich weiß es, daß solche Fragen vorgezeichnet sind und nicht verübelt werden dürfen."

— „Sie selbst haben keinen Gewinn vom Tode der Gräfin zu erwarten? Verzeihen Sie diese Frage dem Beamten."

— „Gräfin Leonore hat mich zu sich gerufen, als ich allein auf der Welt stand. Sie bot mir Karlstein als Heimat an. Sie hat mich wie eine Mutter behandelt, und um mir auch für die Zukunft alle Sorgen zu benehmen, hat sie bald nach meiner Ankunft mir in bestimmter Weise erklärt, daß sie für meine Zukunft sorgen werde."

— „Haben Sie davon irgend jemand Kenntnis gegeben?"

— „Niemals, und die Gräfin hatte keinen Grund, sonst jemand von ihren Absichten zu unterrichten, es wäre denn den Grafen Karlstein."

Man ging nun daran, die Lokalitäten zu durchgehen, auf die sich die Aussagen bezogen hatten, und nachdem auch Tiedemann vernommen worden war, der das Bisherige nur bestätigen konnte, wurde Bertha gerufen. Ihre Thränen stockten, da sie nun dem Vater ihres Geliebten gegenüberstand, dem sie in ganz andrer Weise zu begegnen gehofft, und der nun als Beamter sie zu verhören hatte. Er suchte das ängstliche Mädchen zu beruhigen, und es war wohl das Beste, was er thun konnte, daß er seine Absicht betonte. Theodors Unschuld zu erweisen.

— „Sie haben bereits früher angegeben, daß der Thee, den die Gräfin zu sich nahm, von Ihnen bereitet war und ihr vorgesetzt wurde."

— „Es gehörte das zu meinen täglichen Obliegenheiten. Ich habe den Thee bereitet und auf den Tisch gestellt."

— „Es hat sich herausgestellt, daß keine der beiden Kannen Gift enthielt. Bei der Theebereitung ist somit kein Mißgriff vorgekommen. Es frägt sich also noch, ob ein Versehen geschah, als Sie die beiden Tassen auf den Tisch stellten."

— „Nur die eine wurde von mir gebracht, die für Theodor bestimmte. Es geschah das im Auftrage der Gräfin."

Der Untersuchungsrichter blickte überrascht auf.

— „Die Tasse der Gräfin selbst wurde also nicht von Ihnen auf den Tisch gestellt?"

— „Nein, weder an diesem Tage, noch jemals. Sie hatte vom ersten Tage meines Dienstes an die Eigentümlichkeit, ihre Tasse selbst zu besorgen. Sie hatte deren zwei im Gebrauch, die eine für den Morgen, die andre für den Nachmittag. Beide standen, in Etuis verschlossen, auf dem Kamine. Sie trug einen kleinen goldenen Schlüssel an der Uhrkette, der die Etuis öffnete. Sie that das immer selbst, nach dem Gebrauche reinigte sie die Tassen — ich hatte den Auftrag, zu diesem Behufe immer eine mit Wasser gefüllte chinesische Schale und eine Serviette bereit zu stellen — und versperrte sie wieder. Von dieser Gewohnheit ist sie niemals abgegangen."

— „Kennen Sie den Grund dieser Gewohnheit?"

— „Nein, aber sie ist mir aufgefallen, weil besonders die eine Tasse mir durchaus keinen sonderlichen Wert zu haben schien."

Ueber diesen Punkt konnte Albertine Aufschluß geben. Sie wußte das von der Gräfin selbst. Die Tassen hatten für diese einen Affektionswert. Die eine, einfachere, war diejenige, die, noch halb gefüllt, im Laboratorium des Goldgrafen ge-

funden worden war, nach jener Nacht, in der Morhof das Leben verlor; die andre Tasse hatte Graf Karlstein vor vielen Jahren aus dem Orient geschickt.

Nach dieser Aufklärung und der Besichtigung der beiden Etuis, die geöffnet wurden, nahm der Untersuchungsrichter seine Fragen wieder auf.

— „Sie haben also keine Vermutung darüber, wie das Gift in die Tasse der Gräfin kam?"

— „Nein."

— „Erzählen Sie weiter, was Sie von dem Vorgange wissen."

— „Gräfin Leonore, als ich Theodor angemeldet hatte, ging mit mir, befahl mir unterwegs, für Theodor eine Tasse zu bringen und sie dann mit ihm allein zu lassen. Ich kam diesem Auftrage pünktlich nach und ging in mein Zimmer."

— „Ist die Unterredung der Gräfin mit Theodor von niemand unterbrochen worden?"

— „Nein. Ein Besuch hätte von mir erst angemeldet werden müssen."

— „Sprachen Sie mit Theodor, nachdem er die Gräfin verließ?"

— „Nein, ich sah ihn von meinem Fenster aus dem Parke zugehen."

— „Schaute er wenigstens nach Ihrem Fenster?"

— „Nein, und ich wunderte mich darüber, und es verdroß mich."

— „Kennen Sie Theodors Gesinnungen gegen die Gräfin?"

— „Ja. Darüber haben wir viel miteinander geredet. Er sah in ihr, wie ich selbst, unsre Wohlthäterin und hat immer mit großer Verehrung von ihr gesprochen."

— „Wann geschah das zum letztenmal?"

— „Drei Tage vor ihrem Tode, im Park vor dem Schlosse."

— „Fing er selbst von ihr zu reden an?"

Bertha errötete tief bei dieser Frage. Nach einigen begütigenden Worten aber gestand sie ganz rückhaltlos:

— „Theodor hat mir, als wir vor etwa acht Tagen uns im Walde trafen, seine Liebe gestanden, und bei der nächsten Zusammenkunft wurde verabredet, daß ich von der Gräfin, meiner Patin, und er von meinem Vater die Einwilligung zu unsrer Heirat erbitten sollte. Sie hat an meiner Verlegenheit bemerkt, was ich ihr verschwieg, daß Theodor mich geküßt, und hat mir ernstlich vorgestellt, daß ich mehr Zurückhaltung zeigen solle. Ich mußte ihr das versprechen, habe mit Theodor auch darüber geredet, weil er sonst hätte glauben können, ich sei ihm nicht mehr gut."

— „Wie nahm er diese Eröffnung auf?"

— „Er war darüber etwas unwillig und warf mir Sprödigkeit vor."

Der Untersuchungsrichter atmete schwer auf. Sein Sohn war unwillig über die Gräfin gewesen! An sich fiel das nicht schwer ins Gewicht, aber in einer Angelegenheit, wo jede andre Erklärung fehlte, ließ sich hier ein Verdacht anknüpfen. Die Rede Berthas erfüllte ihn daher mit Schrecken.

— „Hat Theodor seinen Unwillen in besonderer Weise geäußert?"

— „Nein, er wurde auch gleich wieder lustig und sang mir nach, als wir uns trennten."

Damit endete diese erste Vernehmung. Der Untersuchungsrichter begab sich ins Gerichtsgebäude hinab, um mit Theodor zu reden, der ihm weinend um den Hals fiel.

— „Ich muß dich vernehmen, Theodor. Bis jetzt hat sich noch nicht das Geringste herausgestellt, und doch müssen wir Klarheit in die Sache bringen. Deine Aussage allein noch könnte uns aufklären. Noch stehe ich vor dir nur als dein Vater, und als solcher habe ich nur eine einzige Frage zu stellen:

— „Theodor, bist du unschuldig am Tode der Gräfin?"

Theodor verzog schmerzlich sein Gesicht. Aus dem Munde des Vaters diese Frage zu vernehmen, war er nicht gefaßt.

— „Ich schwöre dir, daß ich unschuldig bin, und beteure es vor Gott. Ich hätte der Gräfin zuliebe alles gethan. Ich hätte mein Leben für sie gelassen, besonders seitdem ich wußte, daß ich Förster werden und Bertha heiraten sollte. Wie hätte ich der Gräfin nach dem Leben trachten können?"

— „Gut, Theodor, ich wußte das. Deine Gesinnungen gegen die Gräfin können auch dadurch keine Veränderung erlitten haben, daß sie die Zusammenkünfte mit Bertha nicht dulden wollte."

— „Gewiß nicht, Vater."

— „Deine Verhaftung ließ sich gleichwohl nicht umgehen. Die Vergiftung der Gräfin, der eine grobe Fahrlässigkeit zu Grunde zu liegen scheint, kann nur in der halben Stunde eingetreten sein, in der du, und du allein, bei ihr warst. Gelingt es nicht, die Fahrlässigkeit aufzudecken, so hat das Gericht die weitere Frage zu stellen, ob ein Verbrechen vorliegt. Die Gräfin hat dir die Försterstelle zugesagt und Bertha als Frau. Unter diesen Umständen wäre es Wahnsinn von dir gewesen, dich an ihr nur darum zu rächen, weil sie von deiner Braut mehr Zurückhaltung verlangte. Jedermann wird so urteilen. Andrerseits konnte dich aber das Verbot der Gräfin für den Augenblick mißmutig machen, du hast ihr vielleicht darüber gezürnt."

— „Einen Augenblick nur, Vater."

— „Gut, nur einen Augenblick, und wäre es selbst länger, so wäre der gegen dich vorliegende Verdachtsgrund noch immer herzlich schlecht. Aber in einer Sache, in der jede andre Erklärung fehlt, kommt selbst der schlechtesten einiges Gewicht zu."

— „Das wäre schrecklich!"

— „Beruhige dich. Die Wahrheit muß ans Licht kommen; ich habe sie schon in schwierigeren Fällen gefunden. Vorläufig aber, bis Klarheit in die Sache kommt, kann ich deine Verhaftung nicht aufheben."

— „Thu deine Pflicht, Vater!"

XXIX.

Die formelle Zeugenvernehmung in der Voruntersuchung mußte im Gerichtsgebäude vorgenommen werden. Sie fand in dem geräumigen Sitzungszimmer statt, in Gegenwart einiger Beamten des Gerichts. Die Zeugen waren vorgeladen, mit Ausnahme von Albertine und Bertha, die im Schlosse blieben, aber sich zur Disposition hielten. Der vorsitzende Untersuchungsrichter, Theodors Vater, saß in der Mitte des grünen Tisches, an der Schmalseite der Protokollführer.

Zunächst wurde Doktor Kern vorgerufen, jener Arzt, den Tiedemann aus dem Nachbardorfe geholt hatte. Er gab mit großer Bestimmtheit an, Gräfin Leonore sei an Gift gestorben, und der Tod hauptsächlich deshalb unvermeidlich gewesen, weil die erst durch ihn vorgenommenen Gegenmaßregeln zu spät kamen.

Nun wurde Pfarrer Bernhard Klinkosch von Karlstein vorgerufen. Der würdige Greis stand noch so sichtbar unter dem Einfluß der Gemütserschütterungen der letzten Tage, daß er gebeten wurde, sich zu setzen. Er konnte nur wenig angeben:

— „Ich war eben in meiner Wohnung und im Begriffe, Herrn Doktor Somirof aufzusuchen, — ich wollte ihn um einen Vorgang befragen, der mich selbst betraf und mit der Sache nichts zu thun hat —, als meine Haushälterin mit der Meldung hereinstürzte, die Gräfin liege im Sterben. Ich traf in der höchsten Eile die Anstalten, sie mit den Sterbsakramenten

zu versehen; aber als ich ins Schloß hinaufkam, war sie bereits verschieden."

Der nächste Zeuge war Doktor Somirof. Er bedauerte den unseligen Zufall, der ihn gerade an jenem Tage abwesend sein ließ. Er sei schon am Tage vor dem Tode der Gräfin in aller Frühe ins Elendthal gegangen und im Hause Doblaners über Nacht geblieben. Bei der Rückkehr, am Todestage selbst, sei er halbwegs dem ihm entgegengesandten Wagen begegnet, aber auch er sei zu spät im Schlosse angekommen. Der Tod war bereits eingetreten. In Bezug auf die Vergiftung müsse er vollkommen die Aussagen seines Kollegen Doktor Kern bestätigen.

Während dieser Aussage hatte der Pfarrer, wie in Verwunderung sinnend, dagesessen und langsam den Kopf geschüttelt, so daß der Vorsitzende nun die Frage an ihn richtete, ob er der Aussage des Arztes etwas entgegenzustellen habe.

— „Nicht eigentlich, Herr Untersuchungsrichter. Aber es könnte scheinen, als hätte ich mich in meiner eigenen Zeugenaussage im Datum geirrt, was doch nicht der Fall ist. Nur diesem Umstand galt meine Verwunderung."

— „Bitte, erklären Sie sich näher."

— „Meine Aussage lautete, ich sei, als ich von der Erkrankung der Gräfin Kunde erhielt, eben im Begriffe gewesen, Herrn Doktor Somirof aufzusuchen, um ihn über einen Vorgang zu befragen, der sich am Tage vorher ereignete, mit der Sache aber nichts zu thun habe. Mit dem Tode der Gräfin hat dieser Vorgang in der That nichts zu thun, aber es könnte der Schein entstehen, als wäre meine Aussage ungenau, im Datum unrichtig gewesen."

— „Das wird sich ja leicht feststellen lassen. Besteht ein Hindernis, das Gericht mit jenem Vorgange bekannt zu machen?"

— „Durchaus nicht. Ich ging nachmittags, es mag etwa vier Uhr gewesen sein, in meinem Zimmer, das Brevier lesend,

auf und ab, als an meiner Thüre geklopft wurde und Doktor Somirof hereintrat. Es war das, wie gesagt, am Tage vor dem Tode der Gräfin. Ich war erstaunt über das Aussehen des Herrn Doktors, so daß ich, laut lachend, in die Worte ausbrach: ‚Aber Herr Doktor, was geht mit Ihnen vor?‘ Es schien mir, als hätte ihn dieser Ausruf beleidigt; denn ohne zu antworten trat er wieder zur Thüre hinaus. Ich folgte ihm, um ihn um Entschuldigung zu bitten, aber er hatte sich eiligst entfernt.“

— „Wieso hat sein Aussehen Ihr Erstaunen erweckt?“

— „Es war sein sonderbarer Anzug. Er trug den enganliegenden Winterrock mit den Verschnürungen über der Brust und die polnische Mütze von Schafwolle. Das paßte so wenig zur Augusthitze, von der wir jetzt heimgesucht sind, daß ich das Lachen nicht unterdrücken konnte. Es that mir leid, den Herrn Doktor beleidigt zu haben, und darum wollte ich zu ihm aufs Schloß hinaufgehen.“

— „Mit der Zeugenvernehmung hat der Vorgang nur insoferne etwas zu thun, als Herr Doktor Somirof, der ja am Vormittag ins Elendthal ging, nicht nachmittags zu Ihnen kommen konnte. Der Vorgang wird also wohl auf einen anderen Tag zu verlegen sein und Herr Doktor Somirof wird den Irrtum aufklären können.“

Somirof hatte, während der Gang der Verhandlung diese sonderbare Wendung nahm, seine vollkommene Ruhe bewahrt, und erhob sich nun:

— „Ich kann nur wiederholen, daß ich am Tage vor der traurigen Katastrophe Karlstein in aller Frühe verließ, bei Doblaner übernachtete, mit dem ich mich den langen Abend hindurch unterhielt.“

— „Ihr Besuch bei dem Herrn Pfarrer fiel also auf einen andern Tag?

— „Keineswegs, weder vorher, noch nachher, am allerwenigsten im Winterrock mitten im Sommer.“

— „Wie erklären Sie sich nun aber diesen Vorgang?"

— „Ich kann ihn nur medizinisch erklären, als eine Hallucination. Vielleicht auch war der Herr Pfarrer beim Lesen des Breviers eingenickt, hatte ein Traumbild, dem nach dem Erwachen ein sogenanntes Nachbild folgte, so daß ich als stehen gebliebene Traumfigur ihm erschien."

Der Pfarrer hätte es vielleicht dem Arzte, mit dem er ja sehr befreundet war, nicht verübelt, daß er ihn beim Lesen des Breviers einschlafen ließ; aber er hatte eine kleine Schwäche, die in Karlstein allbekannt war. Er that sich viel auf seine Gesundheit zu gut, und es war eine seiner stereotypen, sehr häufig angebrachten Redensarten, daß er sich nicht erinnere, je in seinem Leben krank gewesen zu sein. Nun sollte er gar noch an Hallucinationen leiden! Er widersprach dem, und es entschlüpfte ihm dabei die gewohnte Redensart: „Ich erinnere mich nicht, je in meinem Leben krank gewesen zu sein."

Um die Lippen der Zuhörer, die das schon so oft gehört hatten, spielte ein Lächeln.

— „Ein solches Nachbild, entgegnete Somirof, würde noch durchaus nicht einen krankhaften Zustand bedeuten, und selbst eine Hallucination kann bei im übrigen vollständiger Gesundheit eintreten. Ich muß eine subjektive Täuschung um so mehr annehmen, als ich, wie gesagt, zu jener Stunde mich schon im Doblanerhause befand, und als ich die sonderbare Wintertoilette gar nicht getragen haben konnte. Vielleicht erinnert sich der Herr Pfarrer selbst noch des Umstandes, daß ich den bezeichneten, schon etwas abgetragenen Winterrock, als einst ein Bettler im Elefanten erschien, der von ihm als ‚braver Mensch, aber armer Teufel' bezeichnet wurde, an diesen verschenkte."

— „Ganz richtig, Herr Doktor! rief nun der Pfarrer, dessen erinnere ich mich noch sehr gut. Nun bin ich von meiner

Sinnestäuschung überzeugt." Fast etwas niedergeschlagen fügte er bei: „Es scheint eben doch selbst der gesündeste Mensch gelegentlich krank zu sein."

Damit ging der Untersuchungsrichter über diesen, für die eigentliche Angelegenheit scheinbar ganz belanglosen Umstand hinweg. Noch war aber Theodor zu vernehmen, der in Begleitung eines Gendarmen hereintrat und mit der dem Beamten gebührenden Achtung sich vor seinem Vater verneigte.

Der Untersuchungsrichter begann damit, kurz auseinander zu setzen, daß und warum er genötigt gewesen, seinen Sohn zu verhaften, weil nur innerhalb der halben Stunde, die dieser mit der Gräfin verbrachte, das Unglück geschehen sein konnte, das ihren Tod herbeiführte. Er forderte sodann Theodor auf, zu erzählen, was er wisse.

— „Ich wurde, begann Theodor, von der Frau Gräfin freundlich und gütig empfangen, wie immer. Auf ihre Einladung setzte ich mich an den Tisch, wo eine Tasse für mich bereit stand."

— „Ist es diese Tasse hier gewesen?"

— „Ja, es stand nur diese eine auf dem Tische. Die Gräfin trat an den Kaminsims und öffnete dort — ich sah hin, weil sie dabei mit mir sprach — mit einem kleinen Schlüssel ein Etui, nahm eine Tasse heraus und wischte sie mit der Serviette. Sie sprach mit mir von Bertha. Sie werde alles thun, daß wir bald heiraten könnten, aber ich sei etwas ungestüm vorgegangen, und als Patin Berthas müsse sie dafür sorgen, daß das Mädchen nicht ins Gerede komme. Die Zusammenkünfte im Walde dürften nicht mehr stattfinden, und ich sollte Bertha immer mit jener Achtung begegnen, die ich meiner künftigen Frau schulde."

— „Wie nahmst du dieses Verbot der Gräfin auf?"

— „Ich war voll Dankbarkeit für ihre guten Absichten und versprach ihr förmlich, alles zu thun, was sie verlange."

— „Es liegt die Aussage der Zeugin Bertha vor, du seist unwillig geworden, als sie dir das Verbot der Gräfin mitteilte."

— „Das war zwei Tage vorher. Im ersten Augenblick war ich unwillig."

— „Du hast der Frau Gräfin nichts nachgetragen?"

— „Nein. Schon bevor sie mein Versprechen verlangte, war ich entschlossen, ihr Verbot zu achten."

— „Was that die Frau Gräfin, während sie mit dir sprach?"

— „Sie saß mir gegenüber, schenkte mir ein, und dann auch sich."

— „Hat sie ihren Platz während deiner ganzen Anwesenheit nicht verlassen?"

Theodor schien nachzusinnen. „Ja, sprach er sodann, sie ging für kurze Zeit ins Nebenzimmer."

— „Was that sie dort?"

— „Ich konnte das von meinem Platze aus nicht sehen, trotzdem die Thüre halb geöffnet blieb. Sie kam auch gleich zurück, setzte sich wieder, und sprach vom Grafen Karlstein, der bald zurückkommen würde, und an den sie über Bertha und mich schreiben wolle."

— „Hast du noch weiteres mit der Frau Gräfin gesprochen?"

— „Ich erlaubte mir die Frage, ob der Aufenthalt des Herrn Grafen bekannt sei."

— „Warum stelltest du diese Frage?"

— „Ein paar Tage vorher war im Herrenzimmer des Elefanten vom Grafen die Rede. Wir waren erstaunt, von Herrn Doktor Somirof zu vernehmen, der Graf habe Venedig verlassen und sei nach Algier gereist. Ich wollte die Gelegenheit benutzen, darüber Auskunft zu erhalten. Die Frau Gräfin bestätigte, ihr Bruder sei in Algier, vielleicht aber schon auf der Rückreise, denn er habe versprochen, im Herbste zu kommen."

— „Trank die Frau Gräfin, nachdem sie sich für einen Augenblick entfernt hatte, noch weiter Thee?"

— „Ja. Sie bot mir eine zweite Tasse an, und da ich dankte, goß sie sich selbst ein."

— „Hat sie diese ihre zweite Tasse geleert?"

— „Darüber kann ich nicht Auskunft geben. Ich sah nur, daß sie von Zeit zu Zeit einen Schluck nahm, während wir von Waldangelegenheiten sprachen. Sie ersuchte mich um die Zuckerdose, die ich hinstellte. Der Thee schien ihr nicht süß genug zu sein, sie nahm noch ein paar Stücke Zucker. Es fiel mir auf, denn schon vorher hatte sie welchen genommen."

— „Klagte sie während deiner Anwesenheit über Unwohlsein?"

— „Nein. Als sie dann wieder vom Grafen sprach, schien sie sichtlich erfreut zu sein."

— „Wie lange bliebst du bei der Frau Gräfin?"

— „Etwa eine halbe Stunde."

— „Wie wurdest du verabschiedet?"

— „Sie sprach wieder von Bertha, daß auch deren Vater mit unsrer Heirat einverstanden sei, daß ich sie bei diesem oft genug sehen könnte, daß sie aber im übrigen auf mein Versprechen baue. Ich schloß daraus, daß sie mir nichts mehr zu sagen habe, wiederholte mein Versprechen und ging."

— „Du kannst also durchaus keinen Aufschluß geben, wie in die Tasse der Gräfin das Gift kam, dessen Niederschlag später gefunden wurde?"

— „Nein. Die Frau Gräfin hat selbst ihre Tasse geholt, hat sie selbst gereinigt, hat selbst ihren Thee eingeschenkt, aus der gleichen Kanne, wie mir: — ich kann keine Erklärung geben, aber ich schwöre, daß ich an ihrem Tode unschuldig bin."

Es war wohl niemand in der Versammlung, der an den Worten des jungen Mannes gezweifelt hätte, der in aufrechter Haltung, durch den Tisch getrennt, vor seinem Vater stand und

mit offenen Augen, ohne jede Verlegenheit, alle Fragen beantwortet hatte.

— „Hältst du die Frau Gräfin für fähig, sich selbst freiwillig vergiftet zu haben?“

— „Nein. Das ist mir ganz undenkbar. Auch sprach sie so ruhig und so milde, wie immer, und die einzige Erregung, die ich an ihr bemerkte, war eine freudige, als sie von der baldigen Rückkehr des Grafen sprach.“

Theodors Worte, so schlicht vorgetragen, verfehlten ihre Wirkung um so weniger, als sie nichts enthielten, was zu seiner Entlastung beigetragen hätte. Im Gegenteile beseitigten sie die Annahme eines fatalen Zufalls oder die eines freiwilligen Selbstmordes. Theodors Vater fuhr mit der Hand über die Stirne. Er verhehlte sich nicht, daß der Sachlage nach jeder Theodor für den Schuldigen halten mußte, dem nicht die persönliche Bekanntschaft den Verdacht verwehrte. Er sah seinen Sohn in eine Schlinge verwickelt, nicht durch die Widersprüche, sondern durch die Klarheit selbst seiner Aussage. Das war freilich nicht das Verhalten eines Menschen, an dem eine Schuld haftete. Aber wenn der Untersuchungsrichter als Psychologe den Gedanken an eine Schuld weit von sich wies, so mußte er doch als Jurist daran verzweifeln, seinen Sohn aus der Schlinge zu befreien, es wäre denn, daß die That in einem Zustande geistiger Verwirrung begangen worden wäre. Er wandte sich mit seiner Frage an den Arzt:

— „Herr Doktor Somirof, haben Sie seit Ihrem Hiersein meinen Sohn je in ärztlicher Behandlung gehabt und dabei je den Eindruck gewonnen, daß er nicht ganz im Besitze seiner geistigen Kräfte wäre?“

— „Ich halte Herrn Theodor für einen vollkommen gesunden und normalen Menschen. Ich hatte ein einziges Mal mit ihm als Arzt zu thun. Er war infolge eines Insektenstiches zu mir gekommen, dessen Geschwulst sich über den Arm

verbreitete. Dabei erzählte er mir, ein Freund von ihm sei auf diese Weise an Blutvergiftung gestorben. Ich beruhigte ihn, desinfizierte die Wunde mit einer Karbollösung und legte einen Verband darauf. Seitdem ich das Vergnügen seiner Bekanntschaft habe, bemerkte ich nie das geringste Symptom einer geistigen Verwirrung und halte ihn einer verbrecherischen That für ganz und gar unfähig. Auch werde ich niemals an seiner Unschuld zweifeln."

Somirof machte eine Pause. Dann trat er einen Schritt gegen Theodor vor, und da dieser gerührt auf ihn blickte, sprach er mit gehobener Stimme in pathetischem Tone, der alle erschütterte, die Worte: „Möge bald die Wahrheit ans Licht kommen!"

In diesem Augenblicke durchfuhr ein Zittern den Körper Theodors. Er strich sich langsam das Haar aus der Stirne und blickte mit verlorenen Augen schweratmend umher, so daß alle nach ihm schauten. Schon glaubte man ihn einer Ohnmacht nahe, aber mit einem Male ging er festen Schrittes um den Tisch herum bis zu seinem Vater, beugte sich zu diesem hinab und flüsterte ihm unvernehmliche Worte ins Ohr.

Der Untersuchungsrichter sprang entsetzt auf. Er blickte auf seinen Sohn, der wieder aufrecht vor ihm stand, wie nach einem Gespenste. Am ganzen Leibe zitternd hielt er sich am Tische, daß dieser selbst erbebte. Dann aber von Theodor hinwegblickend, der leichenblaß dastand, suchte er nach einer strammen Haltung und sprach in langsamer Betonung, laut und vernehmlich die Worte:

— „Der Gefangene ist ins Gefängnis zurückzuführen; er hat gestanden!"

Damit war aber auch die Kraft des starken Mannes erschöpft. Er sank vernichtet in seinen Stuhl zurück. Alle Muskeln seines Körpers schienen erschlafft, die Arme hingen herunter und der Kopf fiel ihm zur Seite. Man sprang auf, ihm Bei-

stand zu leisten. Mit sprachlosem Erstaunen blickten alle nach dem unglücklichen Vater und bemerkten nicht, wie der Gendarm die Hand auf Theodors Schulter legte, der willenlos, als wäre nichts geschehen, sich hinausführen ließ.

XXX.

Vor dem Gerichtsgebäude war eine Menschenmenge in stetiger Bewegung. Wer nur von seinen Geschäften abkommen konnte, wartete auf der Straße auf den Ausgang der Vernehmung. Jetzt trat durch das offene Thor des Gerichtsgebäudes Theodor, auf seiner Schulter lag noch die Hand seines Begleiters, der ihn durch die scheu zurückweichende Menge in das anstoßende Gefängnis zurückführte, dessen Thor sich hinter ihnen schloß. Hatten das bleiche Aussehen Theodors und der ernste Blick des Gendarmen schon deutlich genug gesprochen, so schwand der letzte Zweifel, als nun die Zeugen heraustraten und sich unter die Menge mischten. Der Pfarrer und Somirof waren umringt von Männern und Frauen, die mit fragenden Blicken dastanden, und nun konnte es jedermann hören: Theodor hatte gestanden! Die weiter Zurückstehenden, als hätten sie falsch gehört, wiederholten ihre Fragen und teilten die unglaubliche Nachricht denen mit, die von allen Seiten herankamen. Zahlreiche Gruppen bildeten sich auf der Straße und besprachen, lebhaft gestikulierend, das außerordentliche Ereignis.

Eine der letzten, die herankamen, war Bertha. Sie hatte auf das Resultat der Vernehmung im Schlosse gewartet, aber es litt sie dort nicht. Sie eilte den Berg hinab und, in die Dorfstraße einbiegend, gewahrte sie schon von weitem an der lebhaften Bewegung, daß eine außerordentliche Neuigkeit sich verbreitete. Sie näherte sich einer Gruppe von Frauen, zögerte aber einen Augenblick, als sie unter denselben ein Mädchen sah,

dessen Bemühungen, Theodor zu angeln, in ganz Karlstein bekannt waren und das, so oft es an Bertha vorbeiging, ihrem Haß, wenigstens in den Blicken, Ausdruck gegeben hatte. Bertha überwand aber ihr Bedenken, als das Wort ‚Geständnis‘ an ihr Ohr schlug. Für sie hatte das Wort keinen Schrecken. Hatte der Verbrecher gestanden, dann war Theodor frei, und nun konnte sie durch die zärtlichste Liebe ihn seine Leidenstage vergessen machen. Sie trat daher rasch hinzu, mit der Frage nach dem Namen des Thäters.

Nicht von der Frau, an die sie sich gewendet hatte, erhielt sie die Antwort; diese blickte mitleidig von ihr hinweg. Wohl aber beeilte sich nun die Nebenbuhlerin, mit giftigen Worten ihr gerade ins Gesicht zu sagen:

— „Nun, wer anders, als der blonde Theodor? Er hat es selbst gestanden, daß er die Gräfin vergiftet hat!“

Das Wort traf Bertha ins Herz, wie ein Dolchstoß. Sie schlug beide Hände vors Gesicht und wankte davon; aber sie hörte noch die Worte der unerbittlichen Gegnerin:

— „Das wird nun eine lustige Hochzeit werden!“

Bertha taumelte weiter. Sie konnte sich kaum aufrecht erhalten, es schwirrte ihr im Kopfe. Sie fühlte die Augen aller auf sich gerichtet, und nun lief sie dem Schloßberge zu, wo sie im Walde vor den Blicken der Menschen sich verbergen wollte. Aber wieder vernahm sie Schritte hinter sich. Sie glaubte sich verfolgt von ihrer Gegnerin, sank zu Boden und schaute entsetzt zurück.

Nun aber erkannte sie Tiedemann, der ihr beisprang, und dem ihre erschreckte Miene sagte, daß sie alles wußte.

— „Ich bin es, Bertha. Geben Sie mir den Arm und beruhigen Sie sich. Noch ist nicht alles verloren!“

Jetzt erst kamen ihr die Thränen. Sie wandte ihm das überströmte Gesicht zu und schluchzte:

— „Es ist alles verloren, Theodor hat gestanden!“

— „Ich weiß es, Bertha, entgegnete er. Aber ich schwöre auf seine Unschuld, ich werde ihn retten!“

Sie schaute scheu zu ihm empor. Sie verstand ihn nicht. Wie mit heftigen Gedanken beschäftigt, ging er eilig neben ihr her. „So ist es“, murmelte er wiederholt. Und nun wandte er sich freundlich an das Mädchen:

— „Verlassen Sie sich auf mich, Bertha. Ich werde Theodors Unschuld darthun!“

Sie fand noch immer keine Antwort, aber ihre Thränen stockten, und sie schaute fast erschreckt auf ihren Begleiter. Es sprach eine so feste Ueberzeugung aus seinen rätselhaften Worten. Sie verstand die Botschaft nicht, aber sie glaubte daran.

Es war Tiedemann ganz ernst mit seinen Worten. Er kannte Theodor genau. Die gemeinschaftlichen Wanderungen hatten die beiden Freunde sehr nahe gebracht. Ein offener Kopf, sehr tüchtig in seinem Fache, wenn auch sonst ohne künstliche Gelehrsamkeit, dabei ein kindliches Gemüt, — dies war das Urteil, das Tiedemann über Theodor fällte. Nun hatte er im Gerichtssaale gehört, vom eigenen Vater des Angeklagten gehört, daß Theodor gestanden. Mit grenzenlosem Erstaunen, während die anderen sich dem Untersuchungsrichter zuwendeten, schaute er auf Somirof, der neben ihm saß. Nur einen einzigen Augenblick lang erfaßte er den Blick desselben, der auf die aufgeregte Scene fiel. Es war ein Blick, der die sonst so glanzlosen Augen aufleuchten ließ, in dem aber Hohn und Triumph in einem Grade gemengt waren, daß Tiedemann davor erschrak. Er schaute dann nach seinem Freunde, der bleich und wie geistesabwesend dastand und willenlos sich fortführen ließ.

Als er das Gerichtsgebäude verließ, war Tiedemann der einzige, der den Neugierigen auswich. In ihm drängte sich gewaltsam ein Gedanke hervor, mit dem er nicht ins reine kommen konnte, und der sich doch nicht abweisen ließ; ein Gedanke, den er nicht den Mut gehabt hätte auszudrücken, und

den er erst dann aussprach, als er der unglücklichen Bertha ins Gesicht schaute.

Tiedemann war ursprünglich für die juristische Laufbahn bestimmt gewesen, trug aber eine so ausgesprochene Abneigung gegen alle Juristerei in sich, daß er sich von dem kaum begonnenen Studium wieder abwandte, gegen das sich sein ganzes Innere sträubte. Es entsprach vollkommen der Wahrheit, wenn er diese seine Abneigung durch seine Talentlosigkeit motivierte, irgend welche Verhältnisse durch die Brille des Juristen zu betrachten. Für ihn klaffte ein unversöhnlicher Widerspruch zwischen der Mannigfaltigkeit der im menschlichen Leben gegebenen reichlichen Verwickelungen und deren schablonenhafter Gruppierung in den Gesetzesparagraphen, die jedem einzelnen Falle gleichsam seine Individualität abstreifen. Für ihn lag in der buchstäblichen Anwendung des Gesetzes immer eine Ungerechtigkeit, die seinem ganzen Fühlen widerstrebte, und wenn er von gerichtlichen Urteilen hörte, die in den aufeinanderfolgenden Instanzen sich widersprachen, so lachte er verächtlich über diese angebliche Wissenschaft. So vermochte er es auch in dem Falle Theodors, von einer juristischen Beurteilung der Sache abzusehen. Sogar nach dem Geständnisse desselben konnte er den Glauben an seine Unschuld nicht preisgeben. Er schöpfte seine Ueberzeugung aus einer untrüglichen Quelle, aus seiner Freundschaft für ihn. Dann aber, als er Somirofs Blick erhaschte, worin sich dessen ganzer seelischer Abgrund aufthat, da blitzte in Tiedemanns Gehirn noch der zweite, ergänzende Gedanke auf, daß dieser Mann das Geheimnis dieses Giftmordes kannte, daß in dem Triumphe seines Blickes eine Freude über ein Gelingen lag, und daß der Hohn dieses Blickes der Täuschung galt, in der sich alle befanden.

Tiedemann war der einzige gewesen, der mit solchen Gedanken den Gerichtssaal verließ; aber im Schlosse angekommen, wo er Bertha noch einmal Mut zusprach, vermochte er es nicht,

Albertine aufzusuchen. Er ging in den Park und setzte sich auf eine Bank, wo er dem Gewühle seiner Gedanken zur Klarheit verhelfen wollte. Er vergegenwärtigte sich seinen langen Umgang mit Theodor, und je mehr er nachsann, desto unverrückbarer wurde ihm der eine Punkt, die Unschuld Theodors. Ganz anders dachte er an Somirof, mit dem er schon viel länger bekannt war, ohne doch je zu freundlichen Gefühlen für ihn erwärmt worden zu sein. Er hatte sich ihm auf der Universität angeschlossen, weil er seinen Verstand bewunderte und keinen Grund hatte, sich der aufgedrungenen Freundlichkeit zu entziehen; er war seinem Rufe nach Karlstein gefolgt, weil es ihm paßte, längere Zeit in einer Gegend von berühmter Schönheit herum zu wandern, und weil ihm ein glänzendes Angebot für die Schilderung dieser Gegend gemacht worden war. Aber eine Freundschaft mit Somirof war auch hier nicht aufgekommen, wohl aber mit Theodor, und diese war gewachsen, je näher er diesen trefflichen Menschen kennen lernte. Dann dachte Tiedemann wieder an jenen Blick Somirofs, den er erhascht und der ihn wahrhaft mit Entsetzen erfüllt hatte. Er fühlte es, daß in diesem Blicke das ganze Rätsel lag; aber die Lösung konnte er nicht finden. Er würde aus diesem teuflischen Blicke unbedenklich geschlossen haben, daß Somirof der Thäter sei; aber das ging nicht an; denn Somirofs Abwesenheit war eine unbestreitbare Thatsache; der Wagen hatte ihn im Elendthale abgeholt. Er hätte auch gerne sich gesagt, daß Somirof aus irgend welchen Gründen Theodor in der Hand hatte und den Unschuldigen zwingen konnte, sich selbst als Thäter anzugeben; aber auch das ging nicht an, denn unmittelbar vorher hatte ja Theodor feierlich behauptet, er sei unschuldig, und Somirof hatte gar keine Gelegenheit, Theodor zu einem Geständnis zu zwingen. Das hätte doch mindestens eine Rücksprache erfordert, immer vorausgesetzt, daß für Theodor zwingende Gründe bestanden, einer so weit gehenden Zumutung

Somirofs widerstandslos nachzukommen. An diesem Punkte angelangt fand Tiedemann einen unlösbaren Widerspruch. Diese feierliche Beteuerung Theodors, daß er unschuldig sei, und dann, wenige Minuten später, sein Geständnis: dies war das eigentliche Rätsel, und dieses blieb unlösbar. Nur von dem einen war er fest überzeugt: Somirof wußte die Lösung.

Wie aber ließ sich in diesem Falle die Wahrheit aufdecken? Bei Somirof wäre jeder Versuch vergeblich gewesen, daran ließ sich gar nicht denken. Nur eine Rücksprache mit Theodor konnte vielleicht Klarheit bringen. Aber auch darin wollte er nicht allein handeln; er bedurfte eines juristischen Beistandes und beschloß, sich an den zu wenden, der ihm nicht nur diesen leisten konnte, sondern auch am meisten Interesse an der Lösung des Rätsels hatte, an Theodors Vater.

Mit diesem Entschlusse ging er zu Albertine. Vor wenigen Tagen erst hatte sie ihn innig gebeten und es als ihre erste Bitte betont, daß er Theodor retten möchte. Als er aber jetzt zu ihr kam, seine Gedanken auseinandersetzte und sein Versprechen erneuerte, da drückte sie ihm zwar die Hand, aber sie schüttelte traurig das Haupt. Für sie bestand keine Hoffnung mehr. Sie war Theodors Vater begegnet, als derselbe von der Verhandlung ins Schloß kam, und der nun jeder Hoffnung entsagt hatte. Sie betonte, daß wo dieser als Jurist verzweifelte, für Hoffnung kein Raum mehr sei. Aber Tiedemann ließ das nicht gelten. Unter dem niederschmetternden Eindrucke dieses Geständnisses mußte gerade der Vater aller Fähigkeit der Ueberlegung beraubt sein. Der war viel zu sehr niedergebeugt, um irgend etwas andres im Auge zu haben, als eben nur die Thatsache des Geständnisses. Und mochte er selbst ein vorzüglicher Jurist sein, so sei doch von dieser Wissenschaft selbst nichts zu halten, die schon Hunderte von Justizmorden begangen, und deren Göttin, wenn sie eine Binde um die Augen trage, damit auch ihrer Blindheit Ausdruck gebe.

Die allgemeine Mutlosigkeit wollte Tiedemann nicht gelten lassen. Bei aller Bescheidenheit hatte er die Ueberzeugung, daß er jetzt der einzige Sehende unter Blinden sei. Er hatte den festen Willen, den Freund zu retten, wäre er auch ganz auf sich selbst angewiesen. Es gelang ihm nur zum Teile, bei Albertine wieder einige Hoffnung zu erwecken; als aber das erreicht war, überredete er sie auch, den Untersuchungsrichter zu sich bitten zu lassen, der alsbald eintrat.

Tiedemann begann abermals, seine Meinung von der Sache darzustellen. Ganz entgegen seiner sonstigen Art fühlte er sich jetzt berechtigt, ja verpflichtet, den andern seine Ueberzeugung aufzudrängen und sie aus ihrer lähmenden Niedergeschlagenheit aufzurichten. Er beschwor den Untersuchungsrichter, seiner passiven Verzweiflung zu entsagen, da doch jetzt nur durch kühles Ueberlegen und energisches Handeln Theodor noch gerettet werden könne. Er sprach sogar von einem sicheren Erfolge, wiewohl er selbst zugestehen mußte, daß an seinem Gedankengebäude noch ein sehr wichtiger Stein fehlte, welchen zu finden schwer, vielleicht unmöglich war.

Daß man ihm begierig horchte, versteht sich von selbst, und als Mensch war auch Theodors Vater nicht ohne Eindruck geblieben; nur der Jurist in ihm sträubte sich. Für ihn war der Schlußstein des Gebäudes schon vorhanden: die Thatsache eines freiwilligen Geständnisses. In seinem Herzen konnte er an das Verbrechen seines Sohnes nicht glauben, als Jurist aber mußte er daran glauben. Tiedemann aber setzte der Juristerei die Psychologie entgegen, und was er in längerer Rede auseinandersetzte, war in der That unwiderleglich. Bisher hatte Albertine nur den Mut einer solchen Freundschaft bewundert, und der Vater Theodors nur Dankbarkeit gefühlt für den jungen Mann, der selbst nach dem Geständnisse noch seinen Sohn nicht preisgab. Aber zu diesen Empfindungen gesellten sich doch andre, je weiter Tiedemann in seiner Darstellung kam. Er war be-

geistert von seiner Aufgabe, es war ihm als stünde er vor dem Gerichtshofe als Verteidiger Theodors. So sehr schien er von Hoffnung erfüllt zu sein, daß, als Bertha eintrat und sich sogleich scheu zurückziehen wollte, er sie mit einem bittenden Blick auf Albertine bei der Hand nahm und ihr einen Platz neben dem Untersuchungsrichter gab.

— „Ueber Theodors Charakter, so begann Tiedemann, bedarf es hier nicht vieler Worte. Wir kennen ihn alle als einen vortrefflichen jungen Menschen. Es ist wohl im ganzen Dorfe niemand, der diese gute Meinung nicht teilte. Die Probe ist bereits gemacht; denn als die edle Frau, die wir betrauern, einem Attentate, vielleicht auch einem unglücklichen Zufall zum Opfer fiel, und als die Verwickelung der Umstände dem Vertreter des Gesetzes die in diesem Falle doppelt schwere Verpflichtung auferlegte, Theodor in provisorische Haft zu nehmen, da war niemand, der nicht diese Nötigung bedauert hätte, niemand wagte es, einen wirklichen Verdacht gegen Theodor auszusprechen; wir wußten alle, daß seine Unschuld an den Tag kommen würde. Nunmehr aber ist diese unsre Meinung auf die denkbar höchste Probe gestellt worden durch eine Thatsache, die niemand für möglich hielt: der Angeklagte hat gestanden. Die Worte, womit es geschah und die er seinem Vater zuflüsterte, waren klar und bestimmt. Sie lauteten: ‚Ich habe die Gräfin vergiftet, ich habe mich gerächt!‘

„An diesem Geständnisse ist nicht zu rütteln. Wir müssen es hinnehmen als eine nicht zu beseitigende Thatsache. Nunmehr frägt es sich aber: sollen wir unsre in langem Umgang mit Theodor erworbene gute Meinung von ihm einfach fallen lassen, sollen wir glauben, daß wir in einem langen Irrtum gelebt, aus dem wir jetzt schrecklich erwacht wären? Sollen wir glauben, daß mitten unter uns ein gefährlicher Verbrecher lebte, dem es gelang, seine ganze Umgebung in Verblendung über seinen Charakter zu wiegen? Unsre Kenntnis des menschlichen

Herzens sträubt sich gegen eine solche Annahme, und unsre Freundschaft für Theodor läßt sie uns weit zurückweisen.

„Damit stehen wir aber vor einem unergründlichen Rätsel. Wer nach wie vor für Theodors Unschuld eintreten will, dem liegt es ob, eine solche Lösung des Rätsels zu finden, die sein Geständnis mit umfaßt; denn, wie gesagt, an diesem ist nicht zu rütteln.

„Ich fühle meine Freundschaft für Theodor auch dieser höchsten Probe gewachsen. Ich stehe nach wie vor für seine Unschuld ein, nicht etwa indem ich von seinem Geständnisse absehe, sondern indem ich es erst recht zum Ausgangspunkt nehme. Der Inhalt dieses Geständnisses geht dahin, daß Theodor in die Tasse der Gräfin Gift brachte, um sich an ihr zu rächen. Scheinbar ist dadurch die Sache zum Abschlusse gebracht, das Rätsel gelöst. Sehen wir aber näher zu, so ergeben sich so ungeheure Schwierigkeiten, daß wir durch das Geständnis vor ein neues, noch größeres Rätsel gestellt sind. Denn davon ganz abgesehen, daß wir nunmehr genötigt wären, unsre Meinung über Theodor von Grund aus zu wechseln, ist das Geständnis unter so eigentümlichen Umständen erfolgt, daß wir es nicht so einfach hinnehmen können. Es liegt ein klaffender Widerspruch zwischen der Thatsache des Geständnisses und den Umständen, unter welchen es erfolgte. Dieser Widerspruch aber, nach allen Seiten erwogen, drängt uns zu einer Folgerung, die unser Herz bereits gezogen hat, für die aber nunmehr auch der Verstand gewonnen werden muß, zu der Annahme nämlich, daß Theodor sich eines Verbrechens angeklagt hat, dessen er gar nicht fähig ist.

„Damit sieht sich nun aber der Verteidiger Theodors nur in einen zweiten Widerspruch verwickelt, um dem ersteren zu entgehen. Wie können wir ihm die Fähigkeit zu einem Verbrechen absprechen, das er doch augenscheinlich begangen, ja das er selbst gestanden hat? Wir können das, indem wir nunmehr

die näheren Umstände der Selbstanklage ins Auge fassen. Diese Umstände beziehen sich teils auf die Zeit des Geständnisses, teils auf den Inhalt desselben:

„Als Theodor vernommen wurde, hat er die an ihn gerichteten Fragen in so einfacher und bestimmter Weise beantwortet, daß die Zuhörer an seinen Aussagen das Gepräge der Wahrheit erkannten. Er hat nicht ein Wort hervorgebracht, das zu seiner Entlastung beigetragen hätte. Wäre er schuldbewußt gewesen, so würde er eine solche Erzählung vorgebracht haben, wodurch wenigstens die Möglichkeit sich eröffnet hätte, den Verdacht auf einen andern zu richten. Das hat er nicht gethan. Es hätte ihn ferner nur ein Wort gekostet, um wenigstens die Annahme zu erwecken, daß die Gräfin in momentaner Geistesverwirrung selbst Hand an sich gelegt habe. Auch dieses Wort hat er nicht gesprochen; er hat die darauf bezügliche Frage, die der Vorsitzende an ihn gerichtet hat, verneint, und damit abermals gegen sich gesprochen. Er hat also nichts gethan, um den auf ihm lastenden Verdacht zu zerstreuen, nichts, um ihn auf einen andern zu lenken, und damit hat er gleichsam freiwillig die Schlinge um seinen eigenen Hals gelegt. Handelt so ein schuldbewußter Verbrecher? Ich werde in alle Ewigkeit nein sagen. Und so haben sich alle gesagt, die ihn sprechen hörten. Er faßte schließlich seine Aussage dahin zusammen, daß ihm der Tod der Gräfin ein vollkommenes Rätsel sei, aber als er dann seine Unschuld feierlich beteuerte, haben wir alle seinem Worte geglaubt.

„Der Vorsitzende konnte sodann als letzte Möglichkeit nur noch die ins Auge fassen, ob vielleicht Theodor selbst in einem Anfalle von Geistesverwirrung das Verbrechen beging. Ein schuldbewußter Verbrecher würde wenigstens diese Pforte benutzt haben, um zu entschlüpfen; aber auch das hat Theodor nicht gethan. Eine solche Handlungsweise erscheint erklärlich bei einem Menschen, der die Wahrheit auch dann aussagt, wenn

sie ihm selber Gefahren bereitet; aber durchaus und in jedem Punkte unerklärlich wäre sie bei einem schuldbewußten Verbrecher.

„Nun kommt aber noch das eigentliche Rätsel. Theodor beteuert seine Unschuld, er sieht seine Zuhörer im höchsten Grade geneigt, seinen Worten zu glauben; dann aber, plötzlich, ohne jede Vermittlung, läßt er diesen Vorteil fahren und spricht die Worte aus: ‚Ich habe die Gräfin vergiftet, ich habe mich gerächt!‘

„Daß ein Verbrecher leugnet und schließlich doch gesteht, das ist ein alltäglicher Vorgang. Es läßt sich denken, daß er dazu getrieben wird durch die gegen ihn sich anhäufenden Verdachtsmomente, so daß er kein Entrinnen mehr sieht. Er kann dazu auch getrieben werden durch die eigenen Gewissensbisse, die ihm keine Ruhe lassen und denen er schließlich erliegt. Endlich kann er auch dadurch zum Geständnis gebracht werden, daß ihm eindringlich zugeredet wird, daß ihm die Vergeblichkeit seines Leugnens klar hingestellt wird, so daß ihm ein Entrinnen unmöglich erscheint.

„Von alledem ist bei Theodor nichts geschehen. Die gegen ihn sprechenden Verdachtsmomente sind nicht durch andre angehäuft worden, sondern durch ihn selbst; es ist ihm nicht zugeredet worden, zu gestehen, und zu dem langen Prozesse entstehender Gewissensbisse war gar keine Zeit gegeben; vielmehr hat Theodor, gleichsam in einem Atemzuge, feierlich seine Unschuld beteuert und unmittelbar darauf sich selbst angeklagt.

„Dies ist das eigentliche Rätsel, und dieses im Sinne von Theodors Unschuld zu lösen, ist die eigentliche Aufgabe, die zu leisten ist.

„Gehen wir nunmehr zum Inhalt des Geständnisses über. ‚Ich habe mich an der Gräfin gerächt!‘ — so lautete das Wort. Sollen wir an dieses Wort glauben, so muß wenigstens ein Motiv der Rache vorliegen und nachweisbar sein.

Niemand hätte ein solches finden können, wiederum ist es Theodor selbst gewesen, der gegen sich sprach. Er hat zugestanden, daß er einen Augenblick unwillig wurde, als er von dem Verbote der Gräfin erfuhr, mit seiner Braut im Walde zusammenzukommen. Und dieses natürliche Verbot soll mit einem Male einen bis dahin tadellosen Menschen in einen Giftmörder verwandeln? Das ist geradezu undenkbar. Hätte ihm die Gräfin seine Braut vorenthalten, hätte sie der Heirat Hindernisse in den Weg gelegt, dann allenfalls wäre es denkbar, daß ein verzweifelter Geliebter sich bis zu einer Rache von so ungeheuerlichem Umfang treiben ließ. Theodor aber war kein verzweifelter Geliebter, die Gräfin förderte seine Heiratspläne, den Zusammenkünften mit seiner Geliebten im Hause ihres Vaters, wie im Schlosse, stand gar kein Hindernis im Wege. Mit einem Worte, es bestand gar kein Motiv zur Rache. Die Gräfin stand ihm nicht im Wege, sondern wenn einer ein Interesse daran hatte, daß sie am Leben blieb, so war es Theodor. Die bloße Einwilligung der Braut und ihres Vaters hätte ihn nichts genutzt. Seine Heirat hing davon ab, daß er die Försterstelle erhielt, und diese Försterstelle hatte die Gräfin allein zu vergeben und hatte sie ihm für den Herbst in der That zugesagt. Glaube es nun, wer kann, daß Theodor, nur um der kleinen Einschränkung zu entgehen, die ihm auferlegt wurde, seine Wohlthäterin töten wollte und damit alle Aussichten vernichtete, den innigsten Wunsch seines Herzens zu erreichen.

„Die näheren Umstände, unter welchen das Geständnis erfolgte, sowie der Inhalt desselben, sind also derart, daß die Sache dadurch keineswegs zum Abschluß gebracht wird. Durch das Geständnis sind wir der Lösung des Rätsels nicht näher gekommen, sondern sind davon entfernter, als je.

„Ein Motiv zur Rache bestand nicht, und dennoch — so schmerzlich es uns fällt — von der That können wir Theodor nicht freisprechen. Alle Umstände sprechen dafür, daß er die

That beging. Die einzige zulässige Frage ist also nunmehr nur noch die, ob er in bewußter Absicht handelte oder gleichsam nur der mechanische Thäter war, der unter einem Einflusse stand, dem er sich nicht zu entziehen vermochte. So unerklärlich diese letztere Annahme wäre, so müssen wir doch bei ihr verweilen, ja wir können ihr gar nicht entgehen, sobald wir an dem festhalten, daß kein Motiv zur Rache, sondern das Gegenteil vorlag. Die That, die begangen wurde, erscheint alsdann in einem ganz andern Lichte, als eine That ohne die Verantwortlichkeit des Thäters.

„Ich würde nicht nur Ihnen, sondern mir selbst Sand in die Augen streuen, wenn ich die Verantwortlichkeit Theodors in dem Sinne beseitigen wollte, daß er im Zustande plötzlicher Geistesverwirrung gehandelt. Das würde mir zwar meine Aufgabe erleichtern, aber die Wahrheit würde dadurch nicht aufgedeckt werden. Ich nehme vielmehr an — und habe dafür einen triftigen Grund —, daß Theodor unter einem Einflusse handelte, der nicht aus einem krankhaften Innern entsprang, sondern von außen kam. Ein solcher Einfluß kann doppelter Art sein. Es ließe sich denken, daß Theodor das ausführende Werkzeug eines andern war, der selbst den Mut oder die Gelegenheit nicht hatte, die That zu begehen, und ihn überredet hätte, sie statt seiner zu begehen, — eine Ansicht, die ich vollständig verwerfe und nur der akademisch vorliegenden Alternative wegen erwähne. Der andre denkbare Fall ist der, daß Theodor unter dem von außen kommenden Impulse stand, ohne sich irgendwie Rechenschaft zu geben.

„Damit allerdings wäre statt der bisherigen Rätsel, die beseitigt wurden, ein noch unlösbareres gefunden; denn ich gestehe, mir nicht die mindeste Vorstellung davon machen zu können, wie ein solcher Einfluß zu denken wäre, auch fehlt mir der direkte Beweis, daß ein solcher Einfluß überhaupt vorhanden war und von wem er ausging. Nur indirekt läßt sich

dieser Beweis führen: Ein Motiv muß der That zu Grunde liegen, so gewiß jede Wirkung ihre Ursache haben muß; aus sich selbst aber konnte Theodor ein solches Motiv nicht schöpfen, also muß es ihm von außen gegeben worden sein. Von wem und wie, das bleibt nach wie vor ein Rätsel. Aber dennoch schwebt meine Vermutung nicht haltlos in der Luft. Ich kenne den Urheber des Verbrechens nicht, aber ich kenne denjenigen, der ein großes Interesse daran verriet, daß die That gelang und daß Theodor gestand. Ihn zu nennen, ist mir verwehrt, ich kann niemand anklagen, bevor der direkte Beweis gefunden ist. Dieser fehlt noch, und nur die Richtung ist vorgezeichnet, in welcher suchend wir ihn finden können.

„Die Aufgabe, Theodors Unschuld zu erweisen, läßt sich also jetzt noch nicht lösen; aber es ist schon damit einiges gewonnen, daß wir uns vorläufig vor eine andre Aufgabe gestellt sehen. Noch ist alles vollständig dunkel, aber wenn ich mit dem Maßstab meiner Vermutung das persönliche Verhalten Theodors messe, so finde ich nur weitere Bestätigungen; dagegen kehrt das Dunkel wieder, sobald ich meine Vermutung wieder fallen lasse.

„Nehmen wir einmal an, Theodor hätte in bewußter Absicht das Verbrechen begangen. In diesem Falle müßte er mit Ueberlegung den Entschluß gefaßt haben, die Gräfin zu töten, er müßte mit dieser Absicht sich Gift verschafft haben, müßte es bei sich getragen haben, als er ins Schloß ging, und dort müßte er den günstigen Augenblick benutzt haben, um das Vorhaben auszuführen. Ein so entschlossen und vorsätzlich handelnder Verbrecher müßte aber auch der Folgen seiner That sich bewußt gewesen sein und würde daher alles darangesetzt haben, den Verdacht von sich abzulenken. Er hat es nicht gethan. Er, der vollkommene Freiheit bezüglich seiner Aussagen hatte, hat immer nur sich selbst belastet. That er das

vielleicht, um nicht seine Braut zu gefährden? Nein, auch das trifft nicht zu. Seine Braut, was Theodor auch aussagen würde, blieb unter allen Umständen vor jedem Verdachte, auch vor dem einer bloßen Fahrlässigkeit, geschützt. Es ist erwiesen, daß in der Theebereitung selbst kein Mißgriff geschah, und daß die versperrt gehaltene Tasse der Gräfin gar nicht in Berthas Hände kam. Theodor hätte also Aussagen machen können, die weder ihn, noch seine Braut beschwerten, und denen doch niemand hätte widersprechen können. Statt dessen häufte er die Verdachtsmomente gegen sich an. Eine solche Handlungsweise steht in einem eklatanten psychologischen Widerspruch mit der Voraussetzung, wovon wir ausgingen, daß er als vollkommen bewußter, entschlossener, ja raffinierter Verbrecher das Schloß betrat. Darum müssen wir diese Voraussetzung fallen lassen, die durch sein nachträgliches Benehmen ad absurdum geführt wird. Dagegen wird seine Handlungsweise psychologisch erklärlich, sobald wir annehmen, daß er einem auf ihn ausgeübten Zwange unterlag. Darum müssen wir an dieser Vermutung festhalten, mögen wir auch bezüglich der Natur dieses Zwanges noch ganz im Dunkel sein. Aber noch mehr: auch der andre psychologische Widerspruch, daß Theodor seine Unschuld beteuerte und unmittelbar darauf sich selbst anklagte, wird durch diese Erklärung gelöst. Der Zwang, dem er unterlag, konnte sich nicht ausschließlich auf die That erstrecken, sondern mußte das Geständnis miteinschließen.

„Wir sind von diesem Geständnisse ausgegangen als einer gegebenen Thatsache. Juristisch betrachtet, mag damit die Untersuchung abgeschlossen erscheinen. Psychologisch betrachtet, ist das Geständnis selbst das zu erklärende Problem. Der Weg, wie dieses Problem gelöst werden kann, ist vorgezeichnet. Für die Fragen, die an ihn bei der weiteren Vernehmung zu richten sind, ist eine bestimmte Richtung gegeben. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß der Widerspruch, der in dem ganzen

Verhalten Theodors liegt, sich durch seine weiteren Antworten zu einem Betrage anhäufen wird, wodurch die Voraussetzung eines wohlerwogenen, bewußt ausgeführten Verbrechens noch unzulässiger wird, als bisher, dagegen die andre Voraussetzung unvermeidlich wird, daß er einem unheilvollen Zwange unterlag. Ich verhehle mir nicht, daß eine solche Vorstellung ganz außerhalb des gewohnten juristischen Vorstellungskreises liegt; vielleicht ist in den Annalen der Justiz ein Fall, der mit dem Giftmorde in Karlstein Aehnlichkeit hat, nie verzeichnet worden. Es hat ferner ohne Zweifel Ihre Verwunderung erregt, daß ich schon so kurz nach der Zeugenvernehmung auf diese bestimmte, mir selbst ganz neue Vorstellung geraten konnte. Aber wenn sie richtig sein sollte, so verdanke ich sie nicht etwa meinem Scharfsinn, sondern — ich wiederhole es — dem Umstande, daß ich denjenigen kenne, der ein Interesse am Tode der Gräfin und an dem Geständnisse Theodors hatte. Diese Spur weiter zu verfolgen wird vielleicht dann gelingen, wenn Theodor die weiteren Aufschlüsse gegeben haben wird. Bis dahin glaube ich gerade über den wichtigsten Punkt, welcher anzuführen wäre, schweigen zu sollen; denn es gibt Thaten, deren jemand zu beschuldigen unverantwortlich wäre, solange man keine triftigen Beweise vorzubringen hat." —

Die Wirkung der Rede Tiedemanns konnte — das sagte er sich selbst — den Erwartungen seiner Zuhörer nur teilweise entsprechen. In einem Punkte hatte er zwar seinen Zweck erreicht; er hatte alle überzeugt, daß durch die Thatsache des Geständnisses die Untersuchung noch keineswegs abgeschlossen, sondern ein neues Rätsel gegeben war. Aber die Art, wie Tiedemann dieses Rätsel zu lösen suchte, befriedigte niemand. Daß Theodor die That begangen haben sollte, ohne doch verantwortlich dafür zu sein, das war eine höchst fremdartige Erklärung. Aber der Dank seiner Zuhörer wurde Tiedemann gleichwohl allseitig zuteil. Der Untersuchungsrichter schüttelte

ihm die Hand; er sei stolz, zu wissen, daß sein unglücklicher Sohn einen so hingebenden Freund besitze, und gab zu, durch Tiedemann eine Direktive erhalten zu haben, in welcher Weise das weitere Verhör mit Theodor vorgenommen werden müßte. Nicht minder empfänglich hatte Bertha zugehört, wie feurig ihr Geliebter verteidigt wurde. Sie hatte nach Tiedemann geschaut, wie nach einem Retter aus der Not, und weinte nun still vor sich hin. Verstand sie auch nicht, wie ihr Geliebter gerettet werden könnte, so war sie doch beruhigt, daß ihm ein Freund zur Seite stand, der ihm so ergeben war.

Albertine war die einzige, die in ihren Hoffnungen weiter ging, als die übrigen. Sie hatte leuchtenden Auges auf Tiedemann geblickt, der so überzeugungsfest und so scharfsinnig hervorhob, was zu Gunsten Theodors sich sagen ließ. Er war ihr nie so schön erschienen, als während seiner Rede, und nun dankte sie ihm mit bewegten Worten. Aber auch seine Erklärung des Verbrechens lautete für sie weniger fremdartig, als den übrigen. Sie erweckte in ihr Erinnerungen an mehrfache Gespräche, die sie mit der Gräfin geführt hatte, und zwar über Gegenstände, deren Zusammenhang mit den von Tiedemann angedeuteten Dingen sie vermutete. Leonore hatte ja häufig und seit längerer Zeit mit Vorliebe von ihrem Bruder, dessen Rückkehr zu erwarten stand, gesprochen. Dabei kam die Rede natürlich auch auf die geheimnisvollen Studien, denen er unter Morhofs Anleitung obgelegen und die ja hauptsächlich den Somnambulismus betrafen. Von dem, was die Gräfin über diesen Gegenstand gesprochen, wußte Albertine nicht mehr viel und erinnerte sich nur unvollkommen; aber das eine hatte sie gleichwohl behalten, weil es ihr im höchsten Grade verwunderlich vorgekommen war, nämlich das Abhängigkeitsverhältnis der Somnambulen von ihren Magnetiseuren, ihre Empfänglichkeit für Suggestionen, demgemäß sie beeinflußt werden können, sogar nach dem Erwachen Handlungen zu be-

gehen, ohne sich davon Rechenschaft geben zu können. Den Zweifeln, die Albertine bei dieser Gelegenheit vorbrachte, hatte die Gräfin die von ihrem Bruder mehrfach vernommene Behauptung entgegengestellt, die Sache sei positiv gewiß, und Versuche, die vorgenommen worden seien, hätten sogar erkennen lassen, daß dieses Abhängigkeitsverhältnis arg mißbraucht werden könnte.

Diese halb vergessenen Erinnerungen lebten in ihr wieder auf, als Tiedemann davon sprach, daß der Thäter eines Verbrechens unter dem Zwange eines fremden Willens handeln könnte. Sie war daher verwundert, daß nun Tiedemann ihre Frage verneinte, ob er gleich dem Grafen Karlstein das Studium des Somnambulismus betrieben. Sie setzte ihm das wenige auseinander, was sie von den Gesprächen mit der Gräfin behalten hatte, und was Tiedemann wichtig genug erschien, um dem Untersuchungsrichter mitgeteilt zu werden, der nun auch seinerseits zu ahnen begann, daß den Vermutungen Tiedemanns doch etwas mehr als bloße Phantasie zu Grunde lag.

— „Ich muß, sprach er, die Sache so hinnehmen, wie sie mir geboten wird. Sie erscheint mir aber so unbegreiflich, daß ich es für nötig halte, Doktor Somirof um seine Ansicht zu befragen; denn, so betrachtet, gehört dieser Gerichtsfall in das Grenzgebiet zwischen Juristerei und Medizin."

Tiedemann wollte es nicht aussprechen, warum er gegen die Beiziehung Somirofs sei, und beschloß, sie auf irgend eine Weise zu verhindern. Er schlug vor, sich an den Grafen Karlstein selbst zu wenden, der ja den besten Aufschluß geben könnte. Das hätte aber eine Verschleppung der Angelegenheit bedeutet, und alle wollten doch Theodor möglichst schnell aus seiner fatalen Lage befreien. Auch Albertine bestand eben darum auf Somirof. Sie wußte, daß Graf Karlstein in Venedig viel mit Somirof über derartige Gegenstände gesprochen hatte, daß dieser schon seit seinem Eintreffen viel in

der Schloßbibliothek gearbeitet, ja daß ihm die Gräfin auch die dort aufbewahrten Manuskripte des Grafen zur Disposition gestellt hatte.

Unter diesen Umständen konnte Tiedemann, wollte er nicht sein ganzes Geheimnis ausplaudern, es nicht hindern, daß nach Somirof geschickt wurde, der aber das Schloß verlassen hatte. Tiedemann war erfreut, wenigstens einen Aufschub gewonnen zu haben, und erbot sich, in der Bibliothek nachzusehen, um dort aus derselben Quelle zu schöpfen, wie Graf Karlstein. Der Untersuchungsrichter aber hielt es für nötiger, vorerst von Theodor weitere Aufschlüsse zu erlangen, und bat Tiedemann, ihn dahin zu begleiten.

Während sie den Schloßberg hinabgingen, besprach der Untersuchungsrichter mit Tiedemann das Verhalten, welches sie einschlagen wollten und das er als Jurist für notwendig hielt. Theodors Aussagen mußten möglichst vollständig ergänzt werden, aber man durfte ihm nicht sogleich Kenntnis davon geben, in welcher Absicht man kam; das hätte den Wert seiner Aussagen bedeutend verringert. Theodor mußte, wenn möglich, dahin gebracht werden, selbst die Beweise zu liefern, daß er unter einem fremden Willen gehandelt.

Theodor empfing seinen in Begleitung des Freundes in die Zelle tretenden Vater nicht mit der Miene des Schuldigen, der ein Geständnis abgelegt hatte. Er fiel dem Untersuchungsrichter um den Hals, wie wenn er ihn sehnlichst erwartet hätte, drückte Tiedemann die Hände und nickte, als sein Vater die Notwendigkeit betonte, sein Geständnis möglichst vollständig zu ergänzen.

— „Du hast gestanden, sprach der Untersuchungsrichter mit zitternder Stimme, die Gräfin getötet zu haben.“

— „Ich bin unschuldig, mein Vater. Thu mir das nicht an, mich für einen Verbrecher zu halten!“

— „Wie? Du nimmst also dein Geständnis zurück? Bist

du nicht ins Schloß gegangen, um dich an der Gräfin zu rächen und sie zu vergiften?"

— „Nein, nein! Nie ist mir ein solcher Gedanke in den Sinn gekommen!"

— „Und doch ist, wie du weißt, in der Tasse der Gräfin der Rest des Pulvers gefunden worden. Nach deinem Geständnisse wird niemand daran zweifeln, daß du den Augenblick ihrer Abwesenheit benutztest, um das Gift in ihre Tasse zu bringen; man wird dem wenig Gewicht beilegen, daß du jetzt dein Geständnis wieder zurücknimmst."

— „Ich nehme es nicht zurück, Vater. Ich wußte nichts von Gift. Ich wußte nicht deutlich, was ich that; es war mir, als thue ich etwas, was der Gesundheit der Gräfin zuträglich sei."

— „Kein Gerichtshof der Welt wird dich freisprechen, Theodor, wenn du nicht beweisen kannst, daß du in dieser wohlwollenden Absicht ins Schloß gingst. Durch welche unglücklichen Umstände kam das Gift in deine Tasche? Was wolltest du damit erreichen? Woher vor allem hast du es dir verschafft?"

— „Ich kann diese Fragen nicht beantworten. Mein Kopf ist wüst und leer. Ich habe mich vergeblich abgequält, mir meine That zu erklären. Es ist mir erst seit dem Geständnisse klar geworden, daß ich durch meine Aussagen mich in ein Netz verstrickt habe; ich weiß es, daß kein Gerichtshof der Welt mir Glauben schenken wird. Aber du wenigstens sollst es thun, du, und vielleicht auch Tiedemann."

— „Besinne dich, Theodor. Das wenigstens mußt du aussagen können, wie du in den Besitz des Pulvers kamst."

— „Nein, ich kann es nicht. Meine Erinnerungen verwirren sich, sobald ich an die unglückliche That denke. Ich verstehe mein eigenes Geständnis nicht, und doch kann ich nichts zurücknehmen; es ist alles so, wie ich gesagt habe."

— „Unglücklicher! Dein Leben ist verwirkt, wenn du dich nicht erinnern kannst!“

— „Ich weiß nur eines gewiß: nie ist mir der Gedanke gekommen, die Gräfin töten zu wollen. Ich hatte keine Absicht, als ich ins Schloß ging, weder eine gute, noch eine böse. Ich wußte gar nicht, daß ich etwas bei mir trug, was für die Gräfin bestimmt sei. Erst als sie das Zimmer verließ, kam es plötzlich über mich. Ich fuhr mit der Hand in die Tasche und fand das Pulver. Ich blickte ängstlich nach der Thüre, und in einem Augenblick war die That geschehen. Ich konnte nicht widerstehen. Keine Macht der Welt hätte mich davon abgehalten. Ich erschrak darüber nicht; ich fühlte mich im Gegenteile wie von einem Alp befreit.[22]) Es war mir, als hätte ich ein gutes Werk gethan.“

— „Du hast aber doch selbst gestanden, Theodor, daß du dich an der Gräfin rächen wolltest. Wie stimmt das zu einer wohlwollenden Absicht bei der That?“

— „Ich habe mich das tausendmal gefragt. Seitdem ich gestanden, erscheint mir die That in einem ganz andern Lichte, als vorher. Ich komme mir vor, wie ein abscheulicher Verbrecher, und doch war ich keiner, als ich die That beging.“

— „Warum hast du nicht sogleich gestanden, sondern erst am Schlusse deiner Vernehmung, nachdem du unmittelbar vorher noch deine Unschuld beteuert hast?“

— „Ich konnte nichts gestehen, ich wußte von nichts. Als ich das Schloß verließ, wußte ich nicht mehr, was geschehen war. Nicht einmal, als ich verhaftet wurde, erinnerte ich mich, noch auch während des ganzen Verhörs. Erst ganz zuletzt, als Doktor Somirof ausrief: ‚Möge die Wahrheit ans Licht kommen!‘ hat es auf mich einen fürchterlichen Eindruck gemacht. In diesem Augenblicke kam die Erinnerung an meine That über mich, ich war ganz zerknirscht und habe gestanden.

Wenn ich jetzt an das alles zurückdenke, glaube ich oft wahnsinnig zu werden.“ [23])

Nunmehr erst war der Untersuchungsrichter überzeugt, daß Tiedemann recht hatte, mit dem er einen vielsagenden Blick wechselte. Diese Aussagen Theodors wimmelten von Widersprüchen, die nur unter der Annahme klar wurden, daß er unter dem unheilvollen Einfluß eines fremden Willens gestanden. Der letzte Zweifel an der Unschuld seines Sohnes war verschwunden. Noch wollte er ihm keine Hoffnung erwecken, die vielleicht enttäuscht werden konnte; aber er beruhigte ihn und verließ ihn mit dem Versprechen, daß es ihm und seinem Freunde gelingen würde, die Wahrheit ans Licht zu bringen.

— „Herr Tiedemann, sprach der Untersuchungsrichter, als sie durch die Dorfstraße schritten, nun bin ich vollständig überzeugt, daß die Sache sich so verhält, wie Sie von Anfang an sagten und wie ich doch nicht glauben konnte. Sie haben ein Talent zum Untersuchungsrichter gezeigt, daß ich nur bedauere, Sie nicht meinen Kollegen nennen zu dürfen. Ihnen allein werden wir die Rettung Theodors verdanken, und dafür bleibe ich Ihr lebenslänglicher Schuldner. Aber noch ist die schwierigste Aufgabe zu lösen. Theodors Unschuld kann erst dann von einem Gerichtshofe ausgesprochen werden, wenn es gelingt, den intellektuellen Urheber des Verbrechens zu erforschen. Das kann aber nur geschehen, wenn die Verwirrung, in der sich Theodors Erinnerungsvermögen offenbar befindet, gehoben wird. Wir thun daher am besten, wenn wir uns in den weiteren Schritten von Doktor Somirof leiten lassen.“

Das eben wollte aber Tiedemann verhindern.

— „Ich bin dem intellektuellen Urheber auf der Spur. Ich kenne den Mann, den das Geständnis Theodors mit Freude erfüllt hat, und daraus schließe ich, daß er es war, unter dessen Einfluß Theodor die That beging. Ich habe die triftigsten Gründe, vorläufig noch darüber zu schweigen und jeden,

wer es auch sei, von unsern weiteren Schritten auszuschließen. Der Erfolg ist abhängig davon, daß wir das Geheimnis bewahren."

— „Mein lieber Freund, ich bin ein Mann in vorgerückten Jahren, Sie aber sind noch sehr jung; ich bin Jurist und Sie sind es nicht. Sie haben sich aber in dieser Angelegenheit in einer Weise bewährt, daß ich Ihnen blindlings gehorche. Ich lege mit größtem Vertrauen Theodors Schicksal in Ihre Hände."

XXXI.

Als Tiedemann am andern Morgen erwachte, erschrak er allerdings vor der Aufgabe, die er übernommen, und vor der Verantwortung, die auf ihm lastete. Er war über Nacht kleinmütiger geworden und im Gespräche mit Albertine verriet er nicht mehr jene Zuversicht, die ihn in seiner Verteidigungsrede für Theodor beseelt hatte. Sie wunderte sich darüber und mehr noch über die Falte des Mißbehagens zwischen seinen Augenbrauen, als sie, gemäß den Ansichten des Untersuchungsrichters, ihm vorschlug, sich durch Somirof unterstützen zu lassen.

— „Warum diese häßliche Falte? Du hast Antipathien gegen Somirof, und ich glaube zu wissen, warum. Du hast es wohl erfahren, daß du an ihm einen Rivalen hattest?"

— „Das ist mir nicht neu, Albertine; denn mag auch die Liebe blind sein, so sieht doch die Eifersucht um so schärfer. Ich wußte längst, daß Somirof nach deiner Gunst strebte, und habe darunter schwerer gelitten, als du es ahnst."

— „Und darum wohl warst du einige Zeit so zurückhaltend? Hast du ernstlich geglaubt, daß ich ihn dir vorziehen würde?"

— „Ich sagte mir nur, daß er seiner ganzen Lebensstellung nach günstigere Aussichten habe, als ich, der — du weißt ja, was ich meine; aber schließlich glaubte ich doch zu

finden, daß deine Augen einen freundlicheren Ausdruck annahmen, wenn sie auf mich fielen, als wenn auf Somirof."

— „Du hast etwas lange gebraucht zu dieser Entdeckung. Schon die Art, wie meine unglückliche Tante dir entgegen kam, hätte dich aufklären sollen. Sie war dir von Anfang an gut."

— „Wie bedaure ich, der Toten nicht mehr danken zu können! Wie dachte sie aber über Somirof?"

— „Sie schätzte ihn hoch als Arzt und Freund ihres Bruders. Aber da ich mich über seine Bewerbungen beklagte, deren eitle Siegeszuversicht mich beleidigte, versprach sie mir, ihm zu verstehen zu geben, daß er nichts zu hoffen habe. Wie sie das angestellt hat, habe ich nicht mehr in Erfahrung gebracht. Aber der Erfolg zeigte, daß er gewarnt war. Gegen mich wurde sein Benehmen gemessener, wenn ich auch nichts finden konnte, was einer Entsagung gleichkam; meiner Tante aber, das war augenscheinlich, trug er es nach, daß sie zwischen ihn und mich getreten war."

Tiedemann umarmte seine Braut. „Wir hätten uns gegenseitig viele Schmerzen ersparen können; aber das ist nun für immer vorüber! Von nun an soll die Uhr deines Lebens die gleiche Inschrift tragen, wie die Sonnenuhr am Turme des Goldgrafen: Non numero horas nisi serenas!"

— „Du hast also nichts dagegen, daß Somirof zu unsern Beratungen beigezogen wird?"

— „Doch, Albertine. Die Vernehmung Theodors hat einen Verlauf genommen, daß sein Vater selbst von Somirof absteht. Wir sind übereingekommen, das größte Geheimnis zu bewahren über alles, was gestern gesprochen wurde und was wir weiter thun wollen. Bei Bertha genügt es, ihr zu sagen, daß unser Erfolg von ihrem Schweigen abhängt. Aber auch das mußt du mir versprechen, Somirof nicht das Geringste von deiner Liebe zu mir merken zu lassen. Das Zusammenleben

mit ihm auf dem Schlosse würde für uns alle peinlich werden. Versprich es mir also: unsre Liebe muß für Somirof das größte Geheimnis bleiben."

— „Ganz wie du willst, lieber Freund. Wir wollen mit unsrer eigentlichen Verlobung warten, bis Graf Karlstein zurückkommt."

— „Bis dahin aber muß ich den Schwerpunkt meines Daseins in die Bibliothek verlegen. Nur dort kann ich die Aufschlüsse finden, deren ich noch bedarf, um Theodors Unschuld zu erweisen. Ich werde dich ein wenig vernachlässigen müssen, mein Kind."

— „Die Freundespflicht hat hier den Vorrang. Theodor und Bertha dauern mich gleich sehr. Denken wir nicht an unsre Liebe, bis diese beiden wieder glücklich sind. Ich habe alles Vertrauen, daß du deine Sache zu Ende führen wirst."

Tiedemann ging von dieser Unterredung in gehobener Stimmung fort. In einem sehr wichtigen Punkte sah er nunmehr klar: er wußte nun auch die Ursache, warum Somirof der Gräfin nach dem Leben getrachtet. Er sah in ihr das Hindernis für seine Heiratspläne, und zwar das einzige; denn wie Albertine eben gesagt hatte, sein weiteres Benehmen gegen sie wurde zwar etwas gemessen, ohne daß jedoch Entsagung darin lag. Somirof hatte demnach seine Absichten auf Albertine noch keineswegs aufgegeben. Dies war auch der Grund, warum Tiedemann Albertine so ernstlich gebeten hatte, Somirof gegenüber ihre Liebe geheim zu halten. Er fürchtete die Nachsucht dieses Menschen, wenn derselbe erführe, daß Albertine für ihn unwiederbringlich verloren sei.

Aber noch ein weiterer Umstand vergrößerte Tiedemanns Zuversicht. Er wußte jetzt, daß Somirof in der Bibliothek gearbeitet und die ihm zur Disposition gestellten Manuskripte des Grafen benutzt hatte. Da nun der Graf selbst davon gesprochen, daß die Abhängigkeit der Somnambulen vom Magneti-

feur mißbraucht werden könne, so daß sie zu gefügigen Werkzeugen eines fremden Willens gemacht werden, so mußte auch Somirof davon Kenntnis haben; der Graf selbst war also vielleicht der unfreiwillige Lehrer des Verbrechers geworden, den er ins Schloß gezogen hatte.

Es war nicht das erste Mal, daß Tiedemann den Bibliotheksaal aufsuchte. Er war schon einmal von Gräfin Leonore hereingeführt worden, damals, als er für seine Schilderungen der Umgebung von Karlstein auch das historische Material, insbesondere das auf die Geschichte des Schlosses bezügliche, berücksichtigen mußte. So gut auch alles katalogisiert war, so war doch im Verlaufe der Zeiten noch manches handschriftliche Material hinzugekommen, das in den Kästen aufbewahrt war. Dort hatte Gräfin Leonore pietätvoll auch alles untergebracht, was von der Hand Morhofs und von der ihres Bruders sich vorgefunden hatte. Die für die Studien Tiedemanns nötigen Bücher hatte aber die Gräfin in sein Zimmer verbringen lassen, daher er den Saal seither nicht mehr betreten hatte. Daß dagegen Somirof hier seinen Arbeitstisch aufgeschlagen hatte, ohne ihm davon je etwas zu sagen, war für Tiedemann nur wieder ein neuer Verdachtsgrund.

Tiedemanns Zuversicht wäre schnell dahin gewesen, wenn er in dem ungeheuren Bücherreichtum nach dem Ariadnefaden hätte suchen müssen; er hätte verzweifelt, wenn Theodors Schicksal von den glücklichen oder unglücklichen Griffen abhängig gewesen wäre, die in diese Bücherreihen gethan werden konnten. Er setzte aber die größere Hoffnung auf die Manuskripte des Grafen, deren Ort er wußte. Es war alles aufs beste geordnet, in Faszikel gebunden und mit Aufschriften versehen, die es ihm ersparten, jeden einzelnen Faszikel durchzublättern. Manches bezog sich auf die Heimatskunde, und Tiedemann legte das für seine schriftstellerische Arbeit zurück. Aber die überwiegende Mehrzahl der Manuskripte bezog sich auf die

Geheimwissenschaften, worüber Alfred unter Morhofs Anleitung vorbereitende Arbeiten zusammengestellt hatte. Aber nichts fand sich hier in vollendeter Bearbeitung vor, ja meistens waren nur die losen großen Quartblätter vereinigt, die unter sehr verschiedenartigen Ueberschriften nicht viel mehr enthielten, als litterarische Hinweisungen, Büchertitel mit Seitenangaben, ohne daß auch nur zusammenhängende Sätze zu finden waren. Aber dank der Ordnung des Materials fand Tiedemann gleichwohl schnell, was er suchte. Es war ein eigner Faszikel für alles vorhanden, was die juristische Seite der Geheimwissenschaften betraf, und neben den Hexenprozessen fanden sich noch andere Unterabteilungen, die sich auf den Somnambulismus und auf die Suggestion bezogen. Endlich fielen ihm aber auch Blätter in die Hände, deren Ueberschrift „Das suggerierte Verbrechen" lautete. Es waren deren nur wenige, und auch diese enthielten weiter nichts, als Büchertitel und Seitenzahlen.

Tiedemann wußte, daß er nun in den Händen hielt, was er gesucht hatte, und setzte sich damit an einen der Tische vor dem hohen gotischen Fenster. Es fiel ihm zunächst auf, daß diese vermutlich von der Hand des Grafen beschriebenen Blätter an dem breiten freigelassenen Rande Bleistiftnotizen trugen, die offenbar von einer anderen Hand herrührten, auch nur in so leichter Schrift aufgetragen waren, wie wenn die Absicht bestanden hätte, sie später wieder mühelos zu entfernen. In diesen Bleistiftnotizen glaubte Tiedemann die durch ihre Steilheit charakteristische, ihm wohlbekannte Handschrift Somirofs zu erkennen, er wurde aber seiner Sache erst dann sicher, als er schließlich ein ganzes Blatt, von derselben Hand und mit Tinte beschrieben vorfand. Das nun war ganz unzweifelhaft Somirofs Hand; dafür sprach auch der Umstand, daß diese Schriftzüge an der schwärzeren Tinte sich als neueren Ursprungs verrieten. Tiedemann sah nach dem Tintenfasse vor ihm auf dem Tische; der Inhalt war verschimmelt und

gänzlich vertrocknet; er stand auf, untersuchte das Tintenfaß des nächsten Tisches und fand es mit frischem Inhalt gefüllt. Eine Schriftprobe, die er vornahm, verriet die gleiche, ins Bläuliche spielende Tinte, womit Somirof geschrieben hatte.

Nun galt es aber zu erforschen, was Somirof aufgezeichnet hatte, und diese Aufgabe erschien Tiedemann ganz unlösbar, weil er nur unverständliche Worte vorfand.

Er verzweifelte gleichwohl nicht am Erfolge, und weil er nun sicher war, die Lösung des geheimnisvollen Rätsels in der Hand zu halten, stand er auf und versperrte die Thüre des Saales von innen, um vor einer allfälligen Ueberraschung durch Somirof gesichert zu sein. Das große Quartblatt, das er dann wieder vornahm, war durch unregelmäßige Tintenstriche in Felder abgeteilt, und jedes dieser Felder trug eine aus wenigen großen Buchstaben bestehende Ueberschrift. Es waren ganz rätselhafte Silben: Ne — Dor — Tor — Ta — Trus. Darunter fanden sich nur abgekürzte Autornamen, dann und wann auch ein Büchertitel und Seitenzahlen. Das eine nur war auffallend, daß dieselben unverständlichen Silben auch auf den älteren, vom Grafen herrührenden Manuskriptblättern sich vorfanden, und zwar als Bleistiftnotizen am Rande.

Tiedemann wählte nun das nächstbeste Wort, worauf sein Auge fiel, um sich zu vergewissern, daß in der That Autornamen damit bezeichnet waren. Es war das Wort Deleuze, und daneben fanden sich die Buchstaben: instr. 434 Med. spec. 84. Das war deutlich genug und bezog sich, teilweise wenigstens, auf die analogen Bezeichnungen, die den in den Repositorien stehenden Büchern am Rücken aufgeklebt waren. Nun galt es nur noch, den dickleibigen Katalog nachzusehen, der auf dem Rücken mit Med. spec. bedruckt war. Das erste Blatt ergänzte diese Silben zu Medicina specialis und darunter stand als zweiter Titel: „Tierischer Magnetismus“. Der Katalog

enthielt in fortlaufender Reihe gegen 300 Nummern, und als Nummer 84 fand Tiedemann die Angabe: Deleuze: instruction pratique du magnétisme animal. Nun war auch das Repositorium schnell gefunden, das die den Magnetismus behandelnden Bücher barg. Die leichte, aus dicken Bambusstäben zusammengefügte Leiter wurde angelegt, und als Tiedemann das betreffende Buch von Deleuze auf der bezeichneten Seite 434 aufschlug, fand er eine Stelle, welche die Gefahr des moralischen Zwanges betonte, dem Somnambule ausgesetzt seien.

Nun war kein Zweifel mehr möglich. Diese Stelle deutete wie mit den Fingern auf Theodor hin! Das Gleiche galt also wohl auch von den übrigen Notizen; es war vorweg zu erwarten, daß auch sie Belege von der gleichen Art liefern würden. Ein paar weitere Proben, die Tiedemann anstellte, ergaben die vollständige Richtigkeit seiner Vermutung. Die Citate, die er fand, belehrten den Leser, daß ein Somnambuler, weil für die Suggestionen des Magnetiseurs empfänglich, zu Handlungen bestimmt werden kann, die er erst nach seinem Erwachen vornimmt, ohne sich doch des fremden Zwanges bewußt zu sein, sogar zu solchen Handlungen, die seinem Charakter vollständig widerstreben.

Das war Theodors Fall! Nun war das Rätsel, im allgemeinen wenigstens, gelöst! Der geistige Urheber des Verbrechens war aber derjenige, der diese Notizen geschrieben hatte, und das war Somirof!

Nun arbeitete Tiedemann mit fliegender Hast weiter. Er nahm Zeile für Zeile das Manuskript Somirofs vor und schlug Buch für Buch auf, nahm leeres Papier und notierte alle Belegstellen, die er fand. Oft blickte er ganz verstört in die Bücher; Erstaunen und Entsetzen sprach aus seiner Miene, daß er fast das Aussehen eines Irrsinnigen hatte. Stunde auf Stunde verrann, und Tiedemann dachte nicht an die verronnene Zeit,

bis er plötzlich auf dem Steinfließe des Ganges Schritte hallen hörte. Er sprang auf. Sein Herz pochte mächtig bei dem Gedanken, daß er dem Verbrecher gegenüberstehen sollte, dessen ganzer verruchter Plan nun vor ihm offen lag. Er horchte, mühsam atmend, den Schritten, die sich näherten. Es wurden Versuche gemacht, die Thüre zu öffnen, er kam ihnen aber nicht entgegen und stand bewegungslos da. Nun aber hörte er draußen Albertine, die seinen Namen rief, und öffnete schnell. Sie blickte ihm angstvoll in das verstörte Gesicht.

— „Erschrick nicht, Geliebte, sprach er. Es ist nichts; es fehlt mir nichts; ich bin nur in ungeheurer Aufregung. Ich habe eine Entdeckung gemacht, über die ich jubeln könnte, insoferne Theodors Unschuld nun ans Licht gebracht ist, die mich aber mit Entsetzen erfüllt, soweit sie den wahren Schuldigen erkennen läßt."

— „Wer ist es, ums Himmels willen!"

— „Ich werde ihn dir nennen, sobald ich das Beweismaterial vollständig in Händen habe, und nicht eher werde ich dieses Zimmer verlassen."

— „Du brauchst aber Erholung, ich sehe dir's an. Du hast die Essensstunde versäumt, man hat überall vergeblich nach dir gesucht. Dein Aussehen erschreckt mich, und ich kann dich nicht in diesem Zustande lassen."

— „Beruhige dich, es handelt sich nur noch um ein paar Stunden. Schicke mir eine Kleinigkeit zum Imbiß und ein Glas Wein; aber gib nicht dem Diener den Auftrag, sondern Bertha. Es soll niemand wissen, daß ich hier oben bin. Ich verspreche dir, in Bälde hinabzukommen. Triff die Anstalt, daß ich Theodors Vater bei dir finde. Mit ihm muß ich vor allem reden; in seiner Gegenwart sollst du dann hören, was ich zu sagen habe. Das ganze Gewebe des Verbrechens, dem deine Tante zum Opfer fiel, liegt nun offen vor meinen Augen."

— „Und das alles hast du in diesen wenigen Stunden herausgebracht! Hatte ich nicht recht, im Vertrauen auf deinen Scharfsinn diese Angelegenheit gerade in deine Hände zu legen?"

— „Wer spricht von mir, Geliebte? Du wirst den Scharfsinn des Verbrechers ganz anders bewundern, als den meinigen. Doch darum handelt es sich nicht, sondern um Theodors Unschuld. Ich kann einige Menschen glücklich machen, und in diesem Bewußtsein bin ich es selbst."

Tiedemann war wieder ganz ruhig geworden, als er Albertine an sich drückte und mit dem Versprechen entließ, bald zu kommen. Während ihre Schritte verhallten, ging er in dem weiten Saale auf und ab. Er war in der That glücklich bei dem Gedanken an Theodor und Bertha; aber drohend stand Somirofs Gestalt vor seiner Phantasie. Würde man der gegen einen in so allgemeiner Achtung stehenden Mann gerichteten Anklage Glauben schenken? In diesem Punkte fühlte sich Tiedemann schwach. Wenn der Beweis nicht bis zur Unumstößlichkeit geführt werden konnte, würden ihn die Vertreter des Gesetzes sicherlich zurückweisen.

Damit ging Tiedemann wieder an die Arbeit.

XXXII.

Zur gleichen Stunde trug sich Somirof mit dem Bewußtsein, daß der erste und schwerste Schritt gethan war, der ihn seinem Ziele entgegenführte. Der Heiratsplan, mit dem sich die Gräfin für Albertine getragen, war nun zerstört. Die Gräfin, die es gewagt hatte, seinen Plan zu kreuzen, war beseitigt, ohne daß doch seine Sicherheit im geringsten gefährdet war. Niemand konnte gegen ihn, der zur Zeit der That in Karlstein gar nicht anwesend war, einen Verdacht richten, und schließlich hatte Theodors Geständnis sein Werk gekrönt. Dies

war der einzige Punkt gewesen, bezüglich dessen er während der Gerichtsverhandlung noch einigermaßen in Sorge gewesen war. Ein Experiment dieser Art hatte Somirof bis dahin noch nicht angestellt gehabt. Daß die Suggestion einer so schweren Selbstanklage gelingen würde, und zwar in demselben Augenblick, in dem durch das eingepflanzte Stichwort „Möge die Wahrheit ans Licht kommen!" die Erinnerung an die begangene That geweckt wurde, darüber war Somirof bis zum letzten Augenblick in Unruhe gewesen. Desto größer war der Triumph in seinem von Tiedemann aufgefangenen Blicke, als Theodor, mit der Pünktlichkeit eines Uhrwerks funktionierend, gestand.

Jetzt erst fühlte Somirof die ungeheure Macht, die er in den Händen hielt. Jetzt war nur noch der geringere Teil der Arbeit zu thun. Dem Mädchen, das er erringen wollte, Liebe für sich zu erwecken, das war ja eine Kleinigkeit. Sie und Tiedemann, sie waren beide im Schlosse und in seiner Gewalt. Er konnte nun der Zukunft mit größter Sorglosigkeit entgegensehen.

Mit solchen Gedanken trieb sich Somirof im Park umher und er warf einen höhnischen und stolzen Blick auf den Giebel des Schlosses, in das er nun bald als Herr einziehen sollte. Er war aber der Mann nicht, der irgend eine Vorsicht, wenn sie auch überflüssig schien, unterlassen hätte, und darum beschloß er, für einige Zeit sich zu entfernen, bis alles den Verlauf genommen, der sich nach Theodors Geständnis mit Sicherheit erwarten ließ.

Aber in dem Augenblicke selbst, da Somirof abreiste, verließ Tiedemann die Bibliothek, und mit seinen Manuskripten und Büchern unter dem Arme begab er sich zu Albertine, wo er nicht nur den Untersuchungsrichter, sondern zu seiner Ueberraschung auch den Pfarrer vorfand, der — so erklärte Theodors Vater — wichtige Mitteilungen zu machen habe.

Tiedemann sah bleich und ermüdet aus, als er an dem Tische Platz nahm und seine Manuskripte ausbreitete. In seinen ernsten Augen glänzte ein unheimliches Feuer. So machte denn diese Versammlung einen geheimnisvollen Eindruck: Albertine und Bertha in ihren Trauergewändern, der Pfarrer in seinem schwarzen Priesterkleide, der noch immer sorgenvolle Untersuchungsrichter, und Tiedemann selbst, der gleich dem öffentlichen Ankläger in einer Verhandlung aufstand und das Wort nahm:

— „Gelegentlich unsrer letzten Zusammenkunft habe ich meine Ueberzeugung dahin ausgesprochen, daß Theodor unter dem Einflusse eines fremden Willens stand, dem er sich nicht entziehen konnte, und daß er nur in diesem Sinne als Thäter der That angesehen werden kann, die er gestanden. Ich habe ferner die Vermutung ausgesprochen, daß hinter Theodor ein intellektueller Urheber des Verbrechens zu suchen sei, und einige Andeutungen darüber gemacht, daß ich denselben zu kennen glaube.

„Ich bin nun in der Lage, die Beweise für das vorzuzeigen, was ich bisher nur als Vermutung äußern konnte. Was hier vor mir liegt, sind Manuskripte von der Hand des Grafen Karlstein, und sie sind es, welchen ich meine Entdeckung verdanke. Diese Manuskripte enthalten das Material, aus welchem der Verbrecher, den wir suchen, geschöpft hat, um seinen Plan zu entwerfen. Hier, dieses einzelne Blatt, enthält sogar, von der Hand des Verbrechers selbst geschrieben, nicht nur den Entwurf seines Planes, soweit er ausgeführt worden, sondern auch soweit er ihn, in ebenso heimtückischer Weise, noch weiter ausführen wollte. Der Mord, für den jedes Motiv zu fehlen schien, war nur der erste Schritt in einem ganzen Gewebe weiterer Absichten.

„Ein bloßer Blick auf dieses wichtige Blatt genügt, um zu erkennen, daß es von einer andern Hand geschrieben ist, als

der des Grafen Karlstein, von der die andern Blätter herrühren. Diese letzteren sind durchweg in deutschen Lettern auf ziemlich rauhem Papier geschrieben, das andre Blatt dagegen in lateinischen Lettern. Diese Blätter des Grafen sehen Sie aber am freigelassenen breiten Rande mit Randbemerkungen in Bleistift versehen, und diese zeigen deutlich dieselbe Handschrift, die das einzelne Blatt mit lateinischen Lettern beschrieb. Die Aehnlichkeit ist so vollkommen, daß wir daraus auf die Identität der Hand schließen müssen, welche diese Manuskripte des Grafen durchblätterte, sie mit Randnoten versah und dann auf eigenem Papiere seinen Plan schriftlich entwarf. Graf Karlstein, in ganz andrer Absicht diese Blätter beschreibend, ist so in verhängnisvoller Weise gleichsam der Lehrer geworden, dessen Schüler das Verbrechen beging.

„Die erste Frage, die ich mir zu stellen hatte, um den intellektuellen Urheber des Verbrechens zu finden, war rein juristischer Natur. Cui prodest? Wem konnte der Tod der Gräfin nutzen, und welche Absichten wollte er damit erreichen? Diese Frage war es, die sich ganz Karlstein stellte, und auf die niemand eine Antwort wußte. Die Frage, die aber jetzt zu stellen ist, lautet bestimmter: Wer konnte Einsicht in diese Manuskripte des Grafen gewinnen, und wessen ist die Handschrift, die den Plan des Verbrechens aufgezeichnet hat? Diese Frage zu beantworten habe ich nicht nötig. Sie werden sogleich selbst den Thäter finden und seinen Namen nennen können."

Aller Augen waren bei diesen Worten auf Tiedemann gerichtet, der dem Untersuchungsrichter die Blätter hinreichte, deren beide Handschriften verglichen werden sollten.

„Zunächst werde ich nun den Plan des Verbrechers auseinandersetzen, der, wie gesagt, aus Notizen des Grafen Karlstein zusammengesetzt ist. Der Graf hat sich nicht eigentlich mit juristischen Dingen befaßt; aber bei seinen eingehenden

Studien der Geheimwissenschaften manches zusammengetragen, was sich auf den Mißbrauch derselben zu verbrecherischen Zwecken bezieht. Er hat geahnt, daß vielleicht in ferner Zukunft auch die Jurisprudenz in Grenzberührung mit den Geheimwissenschaften kommen würde, und hier auf diesem Blatte ist geradezu von einem ‚Verbrechen der Zukunft' die Rede.

„Wir müssen nunmehr das charakteristische Merkmal dieses Verbrechens der Zukunft in Betracht ziehen. Es besteht darin, daß der Verbrecher sich lediglich auf die Rolle des intellektuellen Urhebers beschränkt, als ausführendes Werkzeug aber eine beliebige Person benutzt, der die That anbefohlen wird. Das geschieht aber keineswegs auf dem Wege der Ueberredung. Ein eigentlicher Helfershelfer müßte mit dem Verbrecher selbst die moralische Verworfenheit teilen und müßte bei der That auch seinen eigenen Vorteil gewahren. Ein solcher Helfershelfer ist oft schwer zu finden, aber der Verbrecher der Zukunft hat mit solchen Schwierigkeiten nicht zu kämpfen. Er kann in der That eine beliebige Person vorschieben, mag sie der That auch widerstreben und durchaus keinen Vorteil von derselben haben. So ist es gekommen, daß Theodor bestimmt werden konnte, eine That zu begehen, die seinem Charakter ebenso sehr widersprach, als seinem Interesse.

„Wie ist es nun möglich geworden, Theodor, der Achtung und Liebe bei allen genoß, die ihn kannten, in einen Verbrecher, wenigstens im mechanischen Sinne des Wortes, zu verwandeln? Die Beantwortung auch dieser Frage findet sich in den Manuskripten des Grafen, und aus diesen herübergenommen, auf dem vom Verbrecher selbst skizzierten Entwurf. Graf Karlstein fand die Beantwortung unsrer Frage in den Geheimwissenschaften bei seinen Studien über Somnambulismus. Der Somnambulismus, jener durch magnetische Behandlung erzeugte künstliche Schlafzustand, hat die Abhängigkeit der magnetisierten Person vom Magnetiseur zur Folge, und

zwar in physischer, geistiger und moralischer Hinsicht. Die geistige Abhängigkeit besteht darin, daß der Magnetisierte den sogenannten Suggestionen, den Einflüsterungen des Magnetiseurs, zugänglich ist. In seinem passiven Zustande nimmt er die Vorstellungen widerstandslos hin, die ihm der Magnetiseur erweckt. Durch solche Suggestionen kann also auch der Wille der magnetisierten Person in beliebige Richtung gelenkt werden. Pflanzt man ihm die Idee einer That ein, so wird er diese That ausführen, auch wenn sie seinen Neigungen und seinem Charakter widerstreitet. Diese moralische Widerstandslosigkeit der Somnambulen gegen fremde Einflüsterungen ist es, deren Mißbrauch im Verbrechen der Zukunft Graf Karlstein geahnt hat. Er fand darüber Aufschlüsse in einigen älteren Büchern, und hat aus denselben Citate in seine Manuskripte eingetragen, die ich sogleich vorlesen werde.

„Der Mißbrauch eines Somnambulen zu verbrecherischen Handlungen wäre nur teilweise möglich, wenn sein Abhängigkeitsverhältnis nur für die Dauer des Schlafes bestände. Das ist aber nicht der Fall. Diese Abhängigkeit kann über den Schlaf hinaus verlängert werden. Davon hatte der Verbrecher, den wir suchen, genaue Kenntnis. Sie sehen dieses von ihm beschriebene Blatt in Felder abgeteilt und mit rätselhaften, aus bloßen Silben bestehenden Ueberschriften versehen: Dor — Nor — Tor — Ne — Trus. Das wäre an sich ganz unverständlich, wenn nicht die Notizen, womit die Felder ausgefüllt sind, Aufschluß gäben. Diese Notizen bestehen ausschließlich aus einigen Autorennamen mit beigefügter Seitenzahl. Hier z. B. unter der Ueberschrift Dor finden Sie die Notiz: Bertrand Traité 298. Daß dies einen litterarischen Hinweis bedeutet, ist ohne weiteres klar. Ich fand nun mit Hilfe des Autorenkatalogs sehr leicht das hier liegende Buch von Bertrand, welches, aus dem Jahre 1824 stammend, den Titel führt: Traité du somnambulisme. Ich schlage die Seite 298 auf

und finde eine mit Bleistift angestrichene Stelle, welche lautet: ‚Wenn man einem Somnambulen in seinem Schlafzustande sagt: Kommen Sie an jenem Tage zu jener Stunde zu mir, und er gibt hierzu seine Einwilligung, so ist es nicht einmal nötig, ihn an sein Versprechen sich erinnern zu lassen, damit er es ausführe; zur festgesetzten Stunde wird sein Wunsch spontan entstehen, das auszuführen, was er im Somnambulismus wollte, ohne daß er sich des Motives bewußt wäre, das ihn antreibt.‘ [24])

„Der merkwürdige psychologische Vorgang, der einem solchen posthypnotischen Befehle — so lautet der technische Ausdruck — folgt, besteht also darin, daß der Somnambule aus seinem Schlafe erinnerungslos erwacht; er weiß nicht, was mit ihm vorgenommen wurde. Wenn aber die Stunde der Ausführung herannaht, entsteht in ihm spontan der Drang, zu thun, was ihm befohlen wurde. Er kennt das Motiv nicht, das ihn antreibt, er glaubt freiwillig zu handeln.

„Dieser posthypnotische Befehl könnte nun aber zu verbrecherischen Handlungen nur dann benutzt werden, wenn der Antrieb stark genug ist, die moralischen Bedenken des Somnambulen zu überwinden, die sich aber erst im Momente der Ausführung selbst geltend machen werden. Es tritt dann ein Konflikt ein zwischen dem persönlichen Willen des Somnambulen und dem ihm aufgenötigten fremden Willen. Dieser Konflikt aber endet mit dem Siege des fremden Willens.

„Auch davon hatte der Verbrecher, den wir suchen, Kenntnis. Auf seinem Plane finde ich die Notiz: Exposé des cures III. 70. Es ist damit das Buch gemeint, das ich aufschlage. Es ist aus dem Jahre 1787 und führt den Titel: Exposé des cures de Strasbourg. Auf Seite 70 des dritten Bandes berichtet ein Schüler Mesmers, Herr Mouillesaux, ein Experiment dieser Art. Er befahl seiner Somnambulen, zu einer bestimmten Stunde des andern Tages bei einer Dame einen

Besuch zu machen. Dieser Gang mußte der Somnambulen gewisser Verhältnisse halber sehr unangenehm sein. Sie versprach gleichwohl, dem Befehle nachzukommen, wurde dann geweckt und erwachte erinnerungslos. Zur festgesetzten Stunde erwartete Mouillesaux die Somnambule im Hause der Dame. Sie erschien mit dem Glockenschlage, ging ängstlich und unentschlossen mehrmals am Hause vorüber, endlich aber hinein, betrat in sichtbarster Verlegenheit das Zimmer, wo sie sogleich von ihrem Magnetiseur beruhigt und mit dem Vorgange bekannt gemacht wurde. Sie erzählte, daß sie nach dem Erwachen einen Impuls gefühlt habe, diesen Besuch zu machen, und sich vergeblich bemühte, sich ihn auszureden. Zur anbefohlenen Stunde aber sei sie von Unruhe und Angst befallen worden, wovon sie sich nur dadurch zu befreien vermochte, daß sie sich auf den Weg machte.

„Dieser Befehl betraf nun zwar keine verbrecherische Handlung, aber doch eine solche, wobei ein starker Widerstand der Somnambulen überwunden werden mußte. Auf dem Blatt, das mir in die Hand gefallen ist, finde ich kein Citat über einen eine verbrecherische Handlung betreffenden posthypnotischen Befehl. Die Experimentatoren haben offenbar Bedenken getragen, mit ihren Somnambulen so weit gehende Experimente anzustellen, oder sie haben aus Gründen der Vorsicht darüber geschwiegen.[25]) Bekannt aber war ihnen diese Gefahr des Mißbrauches immerhin, und darum hat unser Verbrecher auch einen solchen Hinweis sich notiert. Er führt aus dem Jahre 1825 Deleuze an. Auf Seite 436 seines Buches ‚Instruction pratique du magnétisme animal‘ finde ich eine Stelle angestrichen und abermals am Rande die rätselhafte Silbe Dor. Diese Stelle lautet: ‚Das merkwürdigste Phänomen in Bezug auf Beherrschung des Willens ist ohne Zweifel dieses, daß der Magnetiseur dem schlafenden Somnambulen eine Idee oder einen Willen einzupflanzen vermag, der ihn im wachen

Zustande bestimmen wird, ohne daß er davon die Ursache kennt ... Diese merkwürdige Herrschaft des fremden Willens erstreckt sich sogar auf intellektuelle und moralische Dinge; die angeführte Somnambule ist häufig von Ideen und Gefühlen zurückgebracht und zu Handlungen bestimmt worden, die in Widerspruch mit ihrer momentanen Disposition standen. Man sah alsdann zwei Seelen im Konflikt in der gleichen Person. Zu den merkwürdigsten Phänomenen des Magnetismus gehört dieser moralische Zwang, den die Somnambulen erleiden, und den sie in ihren natürlichen Zustand hinübernehmen, um zu thun, was ihnen unangenehm ist ... Ich habe dieses Phänomen mehr als hundertmal beobachtet; ich habe es von allen Seiten untersucht und nehme mir vor, es in seine elementaren Bestandteile zu zerlegen, um es den Meditationen der Physiologen zu bieten. Ich habe nicht nötig, zu bemerken, welche große Gefahr in diesem Zwange liegen könnte.'"

— „Diese Beschreibung, so faßte nun der Untersuchungsrichter Tiedemanns Ausführungen zusammen, scheint mir ganz auf Theodors Handlungsweise zu passen, und wenn selbst das Manuskript keinen deutlicheren Hinweis mehr bringen sollte, so bezweifle ich doch nicht, daß durch den posthypnotischen Befehl ein Unschuldiger zu einer That verleitet werden kann, deren er im normalen Zustande ganz unfähig wäre. Theodor hat die That gestanden, und doch schwört er, ohne jede derartige Absicht ins Schloß gegangen zu sein. Er hat keine Erinnerung von einem ihm erteilten Befehle. Er behauptet, erst im letzten Augenblicke, als die Gräfin das Zimmer verließ, sich erinnert zu haben, ein Pulver in der Tasche zu tragen, das für sie bestimmt sei. Er weiß nicht zu sagen, wie dasselbe in seine Tasche kam, leugnet die Absicht einer Vergiftung und behauptet im Gegenteil, wohlthätige Folgen von dem Pulver erwartet zu haben. Das alles erklärt sich, wenn wir seiner Handlungsweise einen posthypnotischen Befehl von ent=

sprechendem Wortlaut zu Grunde legen, den wir leider nicht kennen. Ich denke mir aber, daß der Verbrecher den moralischen Widerstand Theodors berücksichtigte, daß er nicht sicher war, ihn überwinden zu können, daß er ihm also ein angebliches Arzneimittel für die Gräfin einhändigte. Er wollte es nicht darauf ankommen lassen, an dem Charakter Theodors zu scheitern, und so gab er ihm ohne Zweifel eine Suggestion, die den Giftmord in eine unschuldige Handlung verwandelte. Theodors Erinnerungslosigkeit bezieht sich auffälligerweise auf alle jene Punkte, die einen Hinweis auf die Person des Verbrechers enthalten. Dies ist der beste Beweis dafür, daß eine solche Person existiert, die Sorge trug, jede Erinnerung in ihm zu löschen, die das Dunkel erhellen könnte. Es frägt sich daher, ob es vielleicht ein Mittel gibt, diese Erinnerung aufzufrischen, und darum möchte ich abermals vorschlagen, Somirof beizuziehen."

— „Das Mittel, entgegnete Tiedemann, die verlorene Erinnerung aufzufrischen, existiert, und in den Aufzeichnungen des Verbrechers selbst ist es mit den Worten bezeichnet: ‚Erinnerungsbrücke verbindet gleichartige Zustände‘.[26]) Er führt einige Stellen an, die Aufschluß geben, wie das gemeint ist. Der Verbrecher wußte, daß die Erinnerung wieder auflebt, wenn die Person in Somnambulismus rückversetzt wird. Er wußte aber leider auch, wie diesem Umstande, der für ihn eine Gefahr barg, vorgebeugt werden kann. In seinen Notizen finde ich unter der Rubrik ‚Abtragung der Erinnerungsbrücke durch Suggestion‘ einige litterarische Hinweisungen. Es genügt, ein solches Citat anzuführen. Hier, in Ricards Traité théorétique et pratique du magnétisme animal, finde ich doppelt angestrichen und abermals mit der Silbe Dor bezeichnet, auf Seite 353 die Worte: ‚Gewöhnlich rede ich meinem Somnambulen im wachen Zustande ab, sich zu Versuchen der bloßen Neugierde magnetisieren zu lassen; wenn

aber mein Zureden zu seinem Entschlusse nicht hinreicht, oder wenn er vermöge besonderer Disposition den magnetischen Einflüssen gewisser Personen nicht widerstehen kann, so befehle ich ihm während seines somnambulen Zustandes, sich durch niemand, wer es auch sei, beeinflussen zu lassen, was fast immer genügt, den Einfluß jedes fremden Magnetiseurs zu paralysieren.'

„Unter diesen Umständen bin ich vorweg überzeugt, daß der Versuch, Theodors Erinnerung aufzufrischen, scheitern würde. Der Verbrecher hat ohne Zweifel vorgenommen, was er als Abtragung der Erinnerungsbrücke bezeichnet hat. Wir werden aber auf die Spur des Verbrechers dennoch kommen, und zwar vermöge seiner eigenen Aufzeichnungen. Wir wissen, daß der Verbrecher die Manuskripte des Grafen Karlstein benutzt hat, daß er die vor mir liegenden Bücher aus der Bibliothek gelesen und nach dieser Anleitung den Plan des Verbrechens entworfen hat. Wir haben die Handschrift des Verbrechers und wissen, daß derselbe längere Zeit in der Bibliothek gearbeitet haben muß. Wir wissen ferner, daß er darin bewandert war, den somnambulen Zustand herbeizuführen und zu Suggestionen zu benutzen. Wenn nun auch der Beweis nicht erbracht werden kann, daß Theodor einem solchen Verfahren unterworfen wurde und durch wen, so läßt sich doch nachweisen, daß eine andre Person in Karlstein einen ähnlichen Einfluß erfahren hat. Diese Person sitzt unter uns; es ist unser würdiger Pfarrer."

Der Pfarrer sprang auf, entsetzt bei dem bloßen Gedanken, daß auch ihm eine verbrecherische Suggestion erteilt worden sein könnte. Aber Tiedemann beruhigte ihn sogleich:

— „Sie haben durchaus nichts zu fürchten, Herr Pfarrer. Der Versuch, der mit Ihnen angestellt wurde, ist in den Aufzeichnungen des Verbrechers ganz klar angegeben. Derselbe ist ganz unschuldiger Natur, und die Ihnen erteilte Sug-

gestion haben Sie bereits ausgeführt, wofür wir Ihnen sehr dankbar sein müssen; denn Ihnen allein, wie Sie sehen werden, verdanken wir die Entdeckung des Verbrechers."

Der Pfarrer atmete erleichtert auf; aber gleich allen übrigen verriet er nun die höchste Spannung für das mit so großer Bestimmtheit Angekündigte.

— „Ich wende mich nun zu einer andern Rubrik der Aufzeichnungen. Sie trägt die Ueberschrift Tor, deren Erklärung ich sogleich geben werde. Hier findet sich das Wort Alibi und ein einziger litterarischer Hinweis: Bertrand 256. Auch diese Stelle findet sich angestrichen, und zum Beweise, daß der Verbrecher sie gelesen hat, finden wir am Rande die gleiche Silbe Tor. Es heißt dort: ‚Der dem Somnambulen eingepflanzte Wille erstreckt seinen Einfluß oft bis ins wache Leben. Jene Person, welche die von mir erwähnten Somnambulen magnetisierte, hörte ich zu denselben sagen: Ich will, daß Sie beim Erwachen keine der im Zimmer anwesenden Personen sehen, daß Sie dagegen diese oder jene Person zu sehen glauben, die bezeichnet wurde und häufig nicht anwesend war. Die Kranke öffnete die Augen und schien keine der Personen zu sehen, von welchen sie umgeben war, dagegen sie ihre Rede an die imaginäre Person richtete. Dieses Experiment hätte für mich keine Ueberzeugungskraft, wenn ich nicht des Charakters der Somnambulen sicher gewesen wäre. Manchmal ließ man die Somnambule abwesende oder längst verstorbene Personen sehen. Wenn sie die Augen öffnete und vor sich ein Gespenst oder Phantom sah, wurde sie davon lebhaft ergriffen und manchmal ergaben sich daraus Scenen, die ihrer Gesundheit hätten Schaden bringen können.‘ [27])

„Es war demnach diesem Arzte Bertrand im Jahre 1825 bereits bekannt, daß man einem Somnambulen durch Suggestion posthypnotische Hallucinationen erwecken kann, und zwar negative Hallucinationen, wodurch anwesende Personen

optisch verschwinden, und positive Hallucinationen, wodurch abwesende Personen zur Erscheinung gebracht werden können. Neben der auf das verlesene Citat hinweisenden Notiz finde ich nun, wie es scheint, im Sinne von Frage und Antwort die Worte: ‚Latenzdauer? Versuch Tor 29. Aug. Viermonatliche Frist.‘

„Sie werden sich nun, Herr Pfarrer, erinnern, daß das Verhör Theodors durch einen Zwischenfall unterbrochen wurde, der sehr merkwürdiger Natur war, ohne daß sich eine Erklärung gefunden hätte. Als nämlich Doktor Somirof bedauerte, gerade bei der plötzlichen Erkrankung der Gräfin abwesend gewesen zu sein, weil er schon am Tage vorher einen Ausflug ins Elendthal antrat, glaubten Sie in dieser Aussage einen Irrtum zu finden, auf den Sie den Vorsitzenden aufmerksam machten. Sie gaben an, am Nachmittage vor dem Todestage der Gräfin den Besuch des Doktor Somirof erhalten zu haben, während doch dieser in der That schon am Vormittage ins Elendthal gegangen war. Doktor Somirof konnte sich diesen Widerspruch nicht anders erklären, als durch eine krankhafte Hallucination, der Sie unterlagen, und schließlich mußten Sie dem selber beistimmen, weil der in Ihrer Hallucination erscheinende Doktor ein Kleidungsstück trug, das er vor Ihren eigenen Augen längst verschenkt hatte, und das zudem nicht der Jahreszeit entsprach.

„Als ich nun in der Rubrik Tor die bereits verlesene Stelle fand, bestätigte mir dieselbe, daß Doktor Somirof ganz richtig eine Hallucination vermutet hatte. Er irrte nur darin, daß er eine krankhafte Hallucination voraussetzte, während Sie nur einer posthypnotischen positiven Hallucination unterlagen, nämlich einer Suggestion, eine abwesende Person zu sehen, ganz so, wie es bei Bertrand angeführt ist. Man hat mit Ihnen ein Experiment angestellt, und wie sich gezeigt hat, ist dasselbe in der That gelungen. Damit erhalten wir aber

ein weiteres, sehr wertvolles Moment: Jene Person, von welcher Theodor eine verbrecherische Suggestion erhielt, ist die gleiche, die Ihnen die an sich unschuldige Suggestion gab, an einem bestimmten Tage den abwesenden Doktor Somirof zu sehen."

— „Ich bin aber niemals in Somnambulismus versetzt worden!" warf der Pfarrer ein.

— „Ihres Wissens vielleicht nicht. Aber ein Verbrecher, der mit solchen Hilfsmitteln arbeitet, wird naturgemäß trachten, die von ihm beeinflußten Personen in Unwissenheit über seine Operationen und den Einfluß zu lassen, unter dem sie stehen. Ich bin aber in der Lage, sogar annähernd die Zeit zu bestimmen, wann Sie in Somnambulismus versetzt wurden und wann Sie die Suggestion erhielten, am 29. August eine abwesende Person zu sehen. Die Notizen des Verbrechers werfen die Frage der Latenzdauer auf und sprechen von einer ‚viermonatlichen Frist'. Sie erwachten aus dem Somnambulismus erinnerungslos, d. h. der Ihnen erteilte Befehl blieb latent in Ihnen. Der Befehl war aber auf viermonatliche Frist gegeben; der Tag, an dem das Experiment angestellt wurde, war demnach — so scheint es — der 29. April. Ihrer Angabe nach trug nun der in Ihrem Zimmer erscheinende Doktor Somirof einen Winterrock, und dieser Umstand ist so rätselhaft, daß er der Erklärung zu spotten scheint. Aber gerade hier müssen wir den Hebel ansetzen, und werden dadurch ins klare kommen. Jener Mann, der Sie in Somnambulismus versetzte, hatte entweder den sonderbaren Einfall, die Hallucination, die Sie haben sollten, näher zu beschreiben, und dann konnte er ihr jede beliebige Toilette geben, [28]) also auch einen Winterrock für den 29. August; oder die Toilette, die das Phantom trug, war die gleiche, die Sie vor Augen hatten in dem Augenblicke, da Ihnen die Suggestion erteilt wurde. Nehmen wir an, die Suggestion am 29. April hätte gelautet: ‚Sie werden

mich von heute an in vier Monaten, am 29. August, mit dem ganzen Scheine der Wirklichkeit in Ihr Zimmer treten sehen,‘ so würde sich Ihnen die Gestalt des vor Ihnen Stehenden eingeprägt haben, der Magnetiseur hat also am 29. April einen Winterrock getragen. Die letzten Apriltage waren nun aber, wie wir uns alle noch erinnern, so kalt, daß der Winterrock die ganz entsprechende Toilette war.“ [29])

— „Ich bin verwirrter, als je, entgegnete der Pfarrer. Es handelt sich ja nicht nur um die Toilette, die ich an dem Phantom sah, sondern auch um Doktor Somirof. Ihrer eigenen Theorie nach hätte ich den unbekannten Magnetiseur sehen müssen, aber nicht Doktor Somirof.“

— „Ganz richtig. Meine Hypothese, wenn anders sie richtig sein soll, erfordert eine sehr schwerwiegende Voraussetzung, die nämlich, daß der unbekannte Magnetiseur identisch ist mit Doktor Somirof.“

Bei diesen mit größter Ruhe gesprochenen Worten fuhr der Pfarrer zurück, und die Augen aller Anwesenden blickten bestürzt auf Tiedemann.

— „Junger Mann, rief der Untersuchungsrichter, lassen Sie sich nicht durch einen bloßen Schein zu einer Anklage hinreißen, die nicht ausgesprochen werden sollte ohne die festeste Begründung. Ihr Beweis gleicht nur allzusehr einem bloßen Spinnengewebe!“

— „Mein Beweis gleicht einer mühsam erdachten Hypothese. Ich gebe das zu. Ich werde ihn aber in jeder wünschenswerten Weise ergänzen, und zwar aus den Aufzeichnungen der Verbrechers selbst. Zunächst bitte ich den Herrn Pfarrer um Aufschluß, ob er am 29. April vielleicht die ärztliche Hilfe des Herrn Doktor Somirof in Anspruch genommen hat.“

— „Ich mußte ihn ein einziges Mal zu mir bemühen, um mir einen schadhaften Zahn zu entfernen. Es könnte das im

April gewesen sein; aber ich erinnere mich genau des Vorganges, also hat Doktor Somirof keinerlei Absicht gehabt, mir durch Suggestion die Erinnerung an diesen Vorgang zu rauben. Was er vornahm, war vollständig normal. Von der Herausnahme des Zahnes wollte er nichts wissen, versprach, denselben zu erhalten, aber den Nerv zu töten, und dazu wollte er mich chloroformieren."

— „Ich dachte mir's," murmelte Tiedemann.

— „Es kam gar nicht dazu, entgegnete der Pfarrer. Chloroform war nicht zur Hand, und nur weil Somirof meinte, der Chloroformgeruch seines Sacktuches könnte vielleicht hinreichend sein, ließ ich es mir vor die Nase halten und holte tief Atem, wie er es wollte, ohne doch einen Geruch zu verspüren."

— „Was sprach Somirof dabei?"

— „Durchaus nichts Auffälliges. Er meinte, ich würde nun gleich einschlafen, daß Müdigkeit in meine Glieder kommen, die Augen mir zufallen und ich das Bewußtsein verlieren würde. Das letzte Wort, dessen ich mich erinnere, war der Befehl: ‚Schlafen Sie ein!' "

— „Die Sache könnte nicht deutlicher sein, Herr Pfarrer. Das Chloroform ist durch die Suggestion ersetzt worden. Sie schliefen darauf ohne Zweifel in der That ein."

— „Ich schlief in der That ein, vermag nicht zu sagen, wie lange; aber von meinen Schmerzen war ich beim Erwachen befreit."

— „Fühlten Sie nach dem Erwachen irgend einen am Zahn geschehenen Eingriff?"

— „Nicht das Geringste."

— „Dann war ohne Zweifel der Zahn unbelästigt geblieben und nur durch Suggestion der Schmerz vertrieben worden."

— „Aber welchen irgendwie denkbaren Vorteil konnte So-

mirof haben, mir durch Suggestion eine Hallucination anzubefehlen, die nach vier Monaten eintreten sollte?"

— „Vielleicht nur den, ein Experiment vorzunehmen. Uebrigens steht, wie schon erwähnt, neben dieser Notiz in der Rubrik Tor das Wort Alibi. Der Experimentator wollte also vielleicht einen Versuch machen, der unter Umständen sich für einen Alibibeweis verwerten ließ, hat aber, weil er des Gelingens nicht sicher war, das wirkliche Alibi vorgezogen und verließ das Schloß."

Der Pfarrer schüttelte noch immer ungläubig das Haupt, und auch der Untersuchungsrichter gab zu verstehen, daß er als Jurist mit solchen Erklärungen sich nicht zufrieden geben könnte. Aber Tiedemann fuhr unbeirrt fort:

— „Da sich das Experiment einer posthypnotischen Hallucination auf unsern würdigen Pfarrer bezog, mußte ich einen Zusammenhang zwischen der Ueberschrift Tor und seiner Persönlichkeit vermuten. Ich glaubte ihn zu finden, indem ich die Silbe als eine Abkürzung von pastor nahm. Die Probe war leicht zu machen. In diesem Falle mußten sich auch die übrigen Ueberschriften Dor — Nor — Ta — Ne — Trus auf bestimmte Persönlichkeiten beziehen. Daß die Silbe Dor die Ergänzung zu Theodor verlangt, ergibt sich leicht aus den von mir verlesenen Citaten, die uns die Handlungsweise Theodors verstehen lehrten. Ebenso lese ich nun Albertine für Ne, Bertha für Ta, Leonore für Nor und Petrus für Trus. Was die betreffenden Rubriken enthalten, paßt vollständig auf die genannten Persönlichkeiten.

„Nehmen wir z. B. die Rubrik Trus. Darin ist auf das schon genannte Buch von Deleuze verwiesen. Wieder finden wir dort auf der bezeichneten Seite 136 den Bleistiftstrich und am Rande die Silbe Trus. Die Stelle lautet: ‚Die von der Außenwelt vollkommen isolierten Somnambulen, deren innere Fähigkeiten einen hohen Grad erreicht haben, befinden sich

häufig in einem Zustande, der sehr gut benutzt werden kann, um sie eine bestimmte Lebensordnung befolgen zu lassen, um sie Dinge thun zu lassen, die ihnen nützlich sind, aber ihren Gewohnheiten und Neigungen zuwiderlaufen. Der Magnetiseur kann nämlich nach getroffener Vereinbarung ihnen im Somnambulismus eine Idee oder einen Willen einpflanzen, worin sie im wachen Zustande bestimmt werden, ohne die Ursache zu kennen. So wird z. B. der Magnetiseur dem Somnambulen sagen: Sie werden zu der Stunde nach Hause zurückkehren; Sie werden diesen Abend nicht ins Theater gehen; Sie werden ohne Widerstand dieses Heilmittel nehmen; Sie werden keine Spirituosen, keinen Kaffee trinken; Sie werden sich mit diesem Gegenstande nicht mehr beschäftigen; Sie werden diese Furcht verlieren, Sie werden dieses oder jenes vergessen u. s. w. Der Somnambule wird sodann die natürliche Neigung haben, zu thun, was ihm vorgeschrieben wurde; er wird sich erinnern, ohne doch zu wissen, daß es eine Erinnerung sei; er wird allem, was ihm geraten wurde, geneigt, allem, was verboten wurde, abgeneigt sein.'"

„Neben diesem Hinweis auf Deleuze finde ich nun die Notiz: Alkoholverbot Trus 5. Mai. Am 5. Mai war in Karlstein Jahrmarkt, wobei sich im Gasthaus zum Elefanten jene widerliche Scene ereignete, an die Sie sich erinnern. Eine Arbeitersfrau holte ihren betrunkenen Mann hinweg, der auf der Straße hinfiel und sich am Kopf verletzte. Dieser Arbeiter, der lange Peter genannt, wurde von Doktor Somirof aufgesucht, und von diesem Tage an war Petrus — so glaube ich lesen zu dürfen — wie umgewandelt. Er hat seither keine berauschenden Getränke mehr getrunken. Damals wunderten wir uns über die Ueberredungskunst des Arztes. Die Sache erklärt sich aber leicht, wenn wir an Stelle der Ueberredung im Wachen die Suggestion im Schlafe setzen, die — in diesem Falle wenigstens — zu einem guten Zweck angewendet wurde.

„Somirof hat thatsächlich einen Trunkenbold geheilt. Der Notizbogen enthält den Hinweis auf das Alkoholverbot, das Petrus am 5. Mai erhielt. Wir können also der Folgerung nicht entgehen, daß Somirof selbst diesen Notizbogen geschrieben hat."

— „Diesen Punkt halte ich für besonders wichtig, bemerkte nun der Untersuchungsrichter. Wenn Somirof diesen Bogen, der den Plan des Verbrechens enthält, mit eigener Hand beschrieben haben sollte, so wäre noch immer nicht bewiesen, daß er nach diesem Plane auch handelte. Dieser Beweis ist nur in einem einzigen Punkte gegeben, im Falle des langen Peter; aber gerade in diesem Falle war die Absicht keine verbrecherische, sondern eine lobenswerte."

— „Ich gebe es zu, entgegnete Tiedemann. Die Identität der Handschrift beweist noch nicht die Identität des Thäters; aber die erstere wenigstens ist unzweifelhaft. Ich habe diesen Blättern einen vier Seiten langen Brief Somirofs an mich beigelegt, durch den er mich überredete, nach Karlstein zu kommen. Die Identität der Handschrift mit derjenigen des Notizbogens ist so vollständig, daß sie auf den ersten Blick in die Augen springt."

Dies gab der Untersuchungsrichter nach kurzer Vergleichung zu, aber er wiederholte, daß damit nur der Schreiber der Notizen entdeckt sei, nicht der Thäter, der den Notizen gemäß handelte, den einzigen Fall des langen Peter ausgenommen. Somirof könnte also ganz ruhig sich als Verfasser der Notizen bekennen und doch jeden Anteil am Verbrechen leugnen. Noch sei ihm nichts nachzuweisen, und noch immer müsse der Jurist sich die Frage stellen, wozu denn Somirof solche Pläne erdacht und ausgeführt haben sollte, die doch keinen Nutzen für ihn enthielten. Was in aller Welt konnte ihm der Tod der Gräfin nutzen?"

Tiedemann ließ sich nicht aus der Fassung bringen und fuhr fort:

— „Dieses Interesse ist ebenfalls nachweisbar. Damit muß ich aber zu einer andern Rubrik übergehen. Sie sehen hier eine mit der Ueberschrift Ne, welche Silbe ich zu Albertine ergänze. Im Interesse unsrer Beratung hat mir Fräulein Albertine erlaubt, Ihnen davon Kenntnis zu geben, daß Somirof seit seinem Eintreffen im Schlosse die deutliche Absicht verriet, ihre Gunst zu erwerben, was ihr um so peinlicher war, als — — als —"

— „Als ich, unterbrach hier Albertine Tiedemanns Rede, als ich mich als die Verlobte Herrn Tiedemanns betrachte, und zwar mit Einwilligung meiner verstorbenen Tante. Ich machte dieser kein Hehl daraus, daß mir Somirofs Bewerbung sehr peinlich sei, und sie versprach mir, ihm einen Wink zu geben, daß sie für mich eine andre Heirat plane. Diesen Wink, wie ich später von ihr erfuhr, hat sie ihm in der That gegeben."

— „Unter diesen Umständen, fuhr Tiedemann fort, war Gräfin Leonore ein Hindernis für Somirofs Pläne, und dieses zu beseitigen, lag in seinem Interesse."

— „Nein, nein, Herr Tiedemann! entgegnete der Untersuchungsrichter fast ungeduldig. Sie lassen sich zu weit hinreißen. Somirof wäre auch nach Beseitigung dieses Hindernisses noch an den Gesinnungen Ihrer Braut gescheitert; auch würde er nicht so thöricht gewesen sein, seinen Nebenbuhler selbst ins Haus zu ziehen."

Der Pfarrer nickte bejahend. Er konnte sich noch immer nicht von Somirofs Schuld überzeugen. Selbst Albertine schien wieder nach der Seite des Untersuchungsrichters zu neigen; sie schaute forschend nach Tiedemann, ob es ihm gelingen würde, auch diesen Einwurf zu parieren. Dieser aber fuhr mit ungeschwächter Zuversicht fort:

— „Somirof hatte seinen Plan bereits fertig, auch dieses Hindernis zu beseitigen. Darüber findet sich in der Rubrik Ne

der Hinweis auf einen von Medizinalrat Kluge berichteten Fall, daß jemand die Neigung eines Mädchens, das seinen Bewerbungen Widerstand entgegensetzte, dadurch gewann, daß er ihr im Schlafe mit Einwilligung ihrer Mutter Suggestionen gab.[30]) Wer, wie im Falle des langen Peter, selbst eingewurzelte fehlerhafte Neigungen durch Suggestionen auszurotten vermag, der wird auch umgekehrt die Abneigung eines jungen Mädchens in ihr Gegenteil verkehren können. In der Notiz selbst ist dieses Verfahren als suggestive Liebe bezeichnet."

Albertine erbleichte bei der Eröffnung, wie nahe sie daran gewesen, um ihr Lebensglück betrogen zu werden, und selbst der Untersuchungsrichter, der einen Einwand nach dem andern widerlegt sah, begann in seinen Zweifeln erschüttert zu werden.

— „Es verbleibt mir noch die Rubrik Ta, fuhr Tiedemann fort, oder — wie ich zu lesen geneigt bin — die Rubrik Bertha. Die Notizen, die sich hier finden, sind durchstrichen und, wie der Vergleich zeigt, identisch mit jenen, die in die Rubrik Dor eingetragen sind. Ich schließe daraus, daß der Verbrecher ursprünglich die Hauptrolle Bertha zugedacht hatte, die ja, weil in der Umgebung der Gräfin lebend, sich dazu am besten eignete. Später schob er Theodor vor, vielleicht nur, weil dieser ihm die Gelegenheit zu Suggestionen bot. Daß dieses wenigstens einmal der Fall war, kann ich bezeugen. Als ich kürzlich mit Theodor von einem unsrer Ausflüge heimkehrte, trug er einen Insektenstich davon, der seinen ganzen Unterarm anschwellen ließ. Geängstigt durch das Schicksal eines Jugendfreundes, der auf diese Weise an Blutvergiftung starb, riet ich ihm, den Arzt aufzusuchen und die Stichwunde desinfizieren zu lassen. Ich begleitete ihn bis ans Haus und erfuhr am andern Tage, Somirof habe einen Einschnitt für nötig befunden, dem Willen Theodors entgegen aber darauf bestanden, ihn zu narkotisieren, da es Pflicht des Arztes sei, seinen Patienten

Schmerz zu ersparen, auch wenn keine Scheu davor vorhanden sei. Die Gelegenheit zu Suggestionen bestand also; daß sie wirklich angewendet wurden, hat Theodors Verhalten gezeigt.

„Den juristischen Wert aller von mir beigebrachten Gründe zu prüfen, ist nun aber nicht meine Sache, sondern die des Fachmannes, der zur Untersuchung des Falles bestellt ist."

Der Untersuchungsrichter nahm die Aufforderung an. Auf ihn richteten sich nun die gespannten Blicke der Anwesenden.

— „Solange Herr Tiedemann in unsrer ersten Beratung sich darauf beschränkte, die Unschuld Theodors nachzuweisen, und zwar aus inneren Gründen, aus seinem psychologischen Verhalten vor und nach der That und insbesondere aus seinen Vernehmungen, bin ich vollständig überzeugt worden. Die Unschuld meines Sohnes stand mir allerdings anfänglich fest, aber ich gestehe, daß seine Selbstanklage meinen Glauben ins Wanken brachte. Der ganze Gedankengang, wodurch es Herrn Tiedemann gelang, ein solches Geständnis doch mit der Unschuld des Gestehenden in Einklang zu bringen, war mir eben ein vollkommen fremder und ließ mich zum erstenmal in eine Welt blicken, von deren Existenz ich keine Ahnung hatte, und die auch meinen Fachkollegen ganz unbekannt ist. Und doch, so scheint es mir, hat niemand ein größeres Interesse, sich in diesen Geheimwissenschaften zu orientieren, als der Jurist. Ich bekenne mich also als großen Schuldner Herrn Tiedemanns, als Vater Theodors wie als Jurist. Was seine heutigen Ausführungen betrifft, so habe ich denselben, wie meine wiederholten Einwürfe zeigten, große Voreingenommenheit entgegengebracht. Es fiel ja uns allen schwer, in Somirof einen Verbrecher zu sehen. Aber die von Herrn Tiedemann vorgebrachten Gründe haben, wenn auch nicht einzeln genommen, so doch in ihrer Gesamtheit mich in die Ueberzeugung ge-

drängt, daß der intellektuelle Urheber des Verbrechens Somirof ist, Theodor dagegen nur das von ihm ausersehene unglückliche Werkzeug.

„Wer hatte Zutritt in die Bibliothek? Somirof.

„Wer hatte Kenntnis von den Manuskripten des Grafen Karlstein? Somirof.

„Wer hat die Notizen zusammengestellt, die den Plan des Verbrechens enthalten? Somirof.

„Wer konnte die darin angedeuteten Kenntnisse praktisch verwerten? Somirof.

„Wer kannte alle die abgekürzt bezeichneten Personen? Somirof.

„Wer hatte in der That Gelegenheit, den Personen, die in den Notizen eine Rolle spielen, Suggestionen zu geben? Somirof.

„Wer hat diese Gelegenheit, und zwar in der in den Notizen bezeichneten Weise in der That benutzt? Somirof. Nachweislich in zwei Fällen, bei unsrem würdigen Pfarrer und beim langen Peter; vermutlich also auch in dem dritten Falle, bei Theodor.

„Wer hatte ein Interesse an dem Tode der Gräfin? Somirof.

„Meine Meinung steht also fest: Theodor ist unschuldig, Somirof der Schuldige. Meine Pflicht verbietet mir, Theodor auf freien Fuß zu setzen, aber sie gebietet mir, Somirof in Verhaft zu nehmen. Der Fall ist indessen so außerordentlich, so einzig in den Kriminalakten der Justiz, daß ich genötigt bin, der obersten Justizbehörde Vortrag zu erstatten, um die Ermächtigung einzuholen, Theodor auf freien Fuß zu setzen. Was den Verbrecher betrifft, so hat er durch Theodors Geständnis den Superlativ seiner Erwartungen erreicht, wird sich also in die größte Sicherheit wiegen, in der wir ihn bis zur Verhaftung belassen müssen.“

Wer von diesem Resultate der Beratung einen geradezu schreckhaften Eindruck erhielt und dem auch Worte verlieh, war der Pfarrer. Er war innerhalb des letzten Halbjahres fast täglich mit Somirof zusammengetroffen, im Schlosse oder im Elefanten oder auch an Krankenbetten. Er war ihm entgegengekommen, wie es dem intimen Freunde des Grafen Karlstein gebührte, und der nähere Umgang hatte ihn den hohen Bildungsgrad Somirofs wie seine Geschicklichkeit als Arzt immer mehr schätzen gelehrt, trotzdem er denselben in Sachen der Religion als Kind eines Jahrhunderts befunden, welches die Sittlichkeit auf dem Wege der Aufklärung erzielen zu können meint. Seine Unterhaltungen mit Somirof waren ihm ein wirklicher Genuß. Und nun stand dieser von ihm verehrte Mann mit einem Male als Verbrecher entlarvt da. Der Pfarrer konnte sich davon nicht freisprechen, selber dem Geiste unsres Jahrhunderts gefolgt zu sein und die Bildung des Verstandes über die des Herzens gestellt zu haben. Nun sah er es, welchen Wert das Wissen hat, wenn es nicht auf einem moralischen Untergrunde ruht. In seinem Umgang vielfach auf die Leute niederen Standes beschränkt, hatte er sich oft nach geistigem Verkehr mit Gleichwertigen gesehnt, und nun, da ihm ein Mann von hohem Wissen entgegengekommen, zeigte sich dieses Wissen in den Dienst eines bis zum Verbrechen gehenden Egoismus gezogen. Seine Bauern dagegen, über deren geistige Beschränktheit er oft geklagt, erschienen ihm nun in anderm Lichte. Einfach in ihrem Empfinden, mit gesundem Verstande, wenn auch nur für ihre beschränkte Lebenssphäre, begabt, erschienen sie ihm doch der eigentlichen Substanz nach in ihrer Art vollkommen. Das Wissen, das ihnen fehlt, wird doch an ihnen nicht vermißt. Somirof dagegen, einer der Bevorzugten dem Geiste nach, zeigte sich des Besten beraubt, was uns zu Menschen macht und uns über die andern Lebewesen erhebt. Seine hohe Bildung konnte ihn nicht vor dem tiefsten moralischen Niedergang bewahren,

weil sie nicht getragen war von der Moral, ja weil dieser Bildung selbst schon das vertiefende Element fehlte, der Glaube an eine höhere Ordnung der Dinge, ohne welchen Glauben, sei es in religiöser oder philosophischer Form, der Mensch als Glied der Gesellschaft nicht zu bestehen vermag.

„Der Mensch, sagte der Pfarrer, der nicht hoch genug von sich denkt, der sich nicht eingegliedert sieht in eine übersinnliche Ordnung der Dinge, in welche mit seinem Geiste einzudringen eine unsrer irdischen Aufgaben ist, der wird trotz aller Bildung sich vor dem moralischen Niedergang nicht bewahren können. Die Welt und sich selbst lediglich vom irdischen Gesichtspunkt betrachtend, kann er im Leben nichts andres sehen, als einen Kampf, in welchem zu siegen derjenige berufen ist, der die größte Macht hat, die Macht des Wissens. Diese Macht aber wird er nicht zum Besten seiner Nebenmenschen verwenden, sondern zur rücksichtslosen Ausbeutung derselben im Sinne seiner Leidenschaften.“

— „Sehr wahr, sehr wahr! entgegnete der Untersuchungsrichter. Mit Schrecken müssen wir der Zeit entgegensehen, in der das Wissen in immer tiefere Schichten des Volkes dringt, ohne daß die moralische Entwicklung damit Schritt hält. Das muß unvermeidlich zu tief gehenden sozialen Schäden führen, die erst dann wieder geheilt werden können, wenn die übersinnliche Seite der Welt wieder anerkannt sein wird. Die Ereignisse werfen ihren Schatten voraus. Somirof steht vor mir als warnendes Beispiel, das uns zeigt, wohin wir kommen, wenn wir das auszeichnende Merkmal des Menschen mehr in seinem Verstande als in seinem Herzen suchen. Als Jurist aber frage ich mich vergeblich, welche Maßregeln die Staatsordnung dem entgegen zu setzen hat, was Graf Karlstein als das Verbrechen der Zukunft bezeichnet hat, und wie dasselbe, das sich in so heimtückischer Weise zu verbergen vermag, der Strafe entgegengeführt werden soll. Fast will es mir scheinen,

als wäre das durch die raffinierteste Verstandesbildung auf seine höchste Stufe gehobene Verbrechen dem Arme des Gesetzes nicht mehr erreichbar, als wäre alsdann die Justiz ihrer Aufgabe nicht mehr gewachsen. Ohne den glücklichen Zufall, dessen Entdeckung wir Herrn Tiedemann verdanken, wäre mein armer Sohn unvermeidlich ein unschuldiges Opfer der Justiz geworden."

— „Aus den Manuskripten des Grafen Karlstein, entgegnete Tiedemann, habe ich einen andern Eindruck gewonnen. Der Kampf, den die Justiz mit dem Verbrechen der Zukunft zu führen haben wird, wird nicht ungleicher sein, als der mit dem naiveren Verbrechen der Gegenwart. Die Kenntnisse, die ein Somirof sich angeeignet hat, stehen auch der Justiz zur Verfügung, und sie wird dieselben in ganz andrer Weise zu ihren Gunsten ausnutzen können, als der Verbrecher. Die Justiz wird also den Kampf mit dem Verbrechen auf höherer Stufe aufnehmen müssen, aber dort werden die Verhältnisse sehr zu Ungunsten des Verbrechens verschoben sein. Ich könnte das aus den Manuskripten des Grafen vielfach und im einzelnen belegen. Die kurze Durchsicht derselben hat mich doch erkennen lassen, daß für jeden Schachzug Somirofs der Gegenzug gegeben wäre. Er hat nur den Vorteil für sich gehabt, eine Wissenschaft zu kennen, die nicht länger mehr Geheimwissenschaft bleiben darf." [31])

— „Dafür werde ich nach Kräften Sorge tragen", schloß der Untersuchungsrichter.

XXXIII.

Die Sache nahm gleichwohl nicht den Verlauf, den man nach dem Vorstehenden hätte erwarten sollen. Der Befehl, Somirof ohne jedes Aufsehen zu verhaften, konnte nicht zur Ausführung kommen. Somirof hatte das Schloß verlassen

und war angeblich nach Graz gereist. Im ersten Augenblick erschien das wie eine Flucht; aber es zeigte sich alsbald, daß dem nicht so war. Somirof dachte nicht entfernt an drohende Gefahr, und er hatte sich nach Graz nur aus, wie er meinte, übertriebener Vorsicht gewendet, um dort, wo der weitere Verlauf des Prozesses sich abspielen sollte, schneller davon unterrichtet zu werden, und in dem kaum denkbaren Falle, daß es nötig würde, schneller und sicherer flüchten zu können. Er fürchtete sich nicht, aber er wollte bis zum letzten Augenblick vorsichtig handeln. Noch wenige Wochen, dann konnte er wieder ins Schloß zurückkehren und der Ausführung seiner weiteren Pläne obliegen.

Somirof, wiewohl seine wirkliche Anwesenheit in Graz in Erfahrung gebracht wurde, blieb dennoch ganz unbehelligt. Als nämlich Theodor verhaftet werden mußte, stellte es sein Vater, wie wir wissen, dem Landesgerichte anheim, seine Funktion als Untersuchungsrichter andern Händen zu übertragen. Das Landesgericht, nicht ohne die gebräuchliche Verschleppung, kam zu der Ansicht, daß der Vater des Angeklagten in der That nicht der geeignete Untersuchungsrichter sei, und verfügte die Ablösung desselben. So sah sich denn Theodors Vater genötigt, im ungeeignetsten Augenblick von weiterer Thätigkeit abzustehen und erst seinen Nachfolger vom Stande der Sache zu unterrichten. Der neue Untersuchungsrichter aber, einer von jenen Aktenmenschen, für welche alle Weisheit in juristischen Schweinslederbänden steckt, sah in der ihm gelieferten Darstellung des Thatbestandes weiter nichts, als das sehr begreifliche Bestreben eines Vaters, seinen Sohn unschuldig zu sehen; er weigerte sich daher, Somirofs Verhaftung anzuordnen. Nun konnte Theodors Vater nur noch auf das Landesgericht selbst seine Hoffnung setzen. Er verabschiedete sich von seinem Sohn, ermahnte ihn, noch kurze Zeit geduldig auszuharren, und reiste unverzüglich nach Graz, um dort Vortrag zu erstatten, und der

Angelegenheit wieder die Wendung zu geben, die er eingeleitet und die sein Nachfolger gestört hatte.

Seine Zuversicht sollte aber bitter getäuscht werden. Die landesgerichtliche Behörde hatte für eine solche Darstellung des Thatbestandes nicht das mindeste Verständnis. Es lag ein Verbrechen vor, das schon wegen seiner Größe und wegen des Ansehens, in dem die Familie Karlstein stand, schnell und strengstens bestraft werden mußte. Es lag das Geständnis des Angeklagten vor, freiwillig, ohne jeden Zwang abgegeben, und damit war für die Herren des Landesgerichts die Sache entschieden. Vergeblich betonte Theodors Vater, daß dem Angeklagten die Willensfreiheit im Sinne des Gesetzes, die Selbstbestimmungsfähigkeit, also die Verantwortlichkeit fehlte, daß derselbe in einem geistig wehrlosen Zustande gehandelt, demnach ebenso unzurechnungsfähig sei, wie etwa ein Geisteskranker. Vergeblich wiederholte er, daß Theodor unter dem Einfluß einer Suggestion, also einer Zwangsvorstellung handelte, der er sich nicht zu entziehen vermochte. Vergeblich berief er sich auf das Zeugnis eines Deleuze und Bertrand. Man bedauerte den unglücklichen Vater, gab ihm aber nicht undeutlich zu verstehen, eine solche Erklärung des Thatbestandes sei rein phantastischer Natur; durch derartige Annahmen würde jede Verfolgung eines Verbrechens unmöglich gemacht. Solche Dinge, wie Somnambulismus und Suggestion, waren eben den Herren des Landesgerichts nicht einmal dem Namen nach bekannt, sie waren unfähig, aus dem gewohnten Vorstellungskreise, in dem sie sich seit Jahrzehnten bewegten, herauszutreten, und ein andrer Untersuchungsmodus, als der nach der alten Schablone, schien ihnen ganz undenkbar. Theodors Vater war in Verzweiflung; er stellte der Behörde das drohende Gespenst eines Justizmordes vor Augen, aber alles, was er zu erreichen vermochte, war, daß man seinem Vorschlag entsprach und einige sogenannte ärztliche Autoritäten beizog, die ihre Meinung über Magnetismns, Somnambulismus

und die Suggestionsfähigkeit der Somnambulen abgeben sollten. Das Gutachten dieser hochweisen Herren war von um so größerer Bestimmtheit, als auch sie von diesen Sachen nichts wußten. Der langen Ausführung kurzer Sinn war: Es gibt keinen tierischen Magnetismus;[32]) Mesmer war ein Charlatan[33]), dessen Lehre von der Pariser Akademie im Jahre 1784 verworfen wurde.[34]) Der Somnambulismus ist eine Krankheit hysterischer Personen; die Suggestionsfähigkeit der Somnambulen ist eine Fabel.[35])

So schien denn Theodor unrettbar verloren zu sein! In seiner Verzweiflung faßte sein Vater den Entschluß, Somirof aufzusuchen und ihn kniefällig anzuflehen, sein Verbrechen einzugestehen, damit nicht ein Unschuldiger für ihn büßen müßte. Es kam aber nicht dahin. Somirof war bereits abgereist, niemand wußte zu sagen, wohin.

Nun blieb für Theodors Vater nichts übrig, als auf eigene Faust als Privatmann zu handeln. Vermöge seiner langjährigen Thätigkeit als Untersuchungsrichter konnte er sich mit einer großen Anzahl seiner Kollegen, die als Bezirksrichter oder Adjunkten in der Umgebung verstreut waren, in Verbindung setzen, um die Spur Somirofs wieder zu finden und ihn dann nicht mehr aus den Augen zu lassen. Er selbst reiste nach Karlstein zurück, um dort in Verbindung mit Tiedemann die Arbeit fortzusetzen und noch weitere Beweise für Somirofs Schuld zu finden.

Bis dahin war Tiedemann in jener gehobenen Stimmung, die den Verhältnissen entsprach. Er verdankte seine Entdeckung nur einem Zufall, aber er war eben doch der Retter in der Not. Er glaubte für den Vater des Angeklagten den Sohn, für Bertha den Geliebten, für sich selbst den Freund gerettet zu haben. Aber auch dem Inbegriff seiner Wünsche war er näher gekommen: auch dem Grafen Karlstein hatte er einen großen Dienst geleistet, der ihm nun die Hand seiner Nichte

nicht versagen würde. In Bezug auf den letzten Punkt freilich überkamen ihn um so mehr Zweifel, je näher der Zeitpunkt herannahte, der die Entscheidung bringen sollte. Gräfin Leonore, auf deren Beistand er hätte rechnen können, lebte nicht mehr; wie aber Graf Karlstein, der letzte Sprosse eines berühmten Geschlechtes, über ihn, den Sproßen von unbekannten Eltern denken würde, das wußte Tiedemann nicht. Er sah daher der Rückkehr des Grafen mit Bangen entgegen, und gar manchmal verdüsterte sich sein Gemüt bei dem Gedanken, daß er vielleicht noch vor dem Ziele seiner Wünsche scheitern könnte. Diese seine schwankende Stimmung machte daher einer völligen Mutlosigkeit Platz, als Theodors Vater eintraf und den Mißerfolg seiner Bemühungen meldete. Nun sah sich Tiedemann aller seiner Hoffnungen beraubt; er hatte keine Ansprüche mehr auf die Dankbarkeit des Grafen Karlstein, und damit war auch die Aussicht verloren, Albertine zu gewinnen.

Albertine suchte ihn zu trösten, so gut sie es vermochte. Sie suchte seine Bedenken zu zerstreuen, fühlte aber selbst die Berechtigung derselben. Sie kannte den Grafen Karlstein nicht, hatte ihn nie gesehen, aber sie setzte ihre Hoffnung darauf, daß ein Mann, der sein ganzes Leben der Ergründung der tiefsten Probleme der Menschheit gewidmet, der viele Jahre hindurch fremde Länder bereiste und fremde Sitten kennen lernte, unmöglich die kleinlichen Vorurteile seiner Heimat und seiner Kaste bewahrt haben könnte. Aber es war doch tief zu bedauern, daß Tiedemann den einzigen Rechtstitel auf die Dankbarkeit des Grafen verloren hatte. Sie quälte sich den ganzen Tag über in Gedanken ab, schließlich aber reifte in ihr ein phantastischer Plan, den sie Tiedemann sogleich mitteilte.

— „Du mußt trachten, teurer Freund, dir einen neuen Anspruch auf die Dankbarkeit meines Onkels zu erwerben. Ich will dir einen Plan mitteilen, der mir in vergangener Nacht

in den Sinn gekommen ist, und wodurch du dem Grafen einen Dienst leisten kannst, der den früheren in den Schatten stellt. Du weißt, daß das von Marietta zurückgelassene Kind verschollen ist. Es ist jahrelang vergeblich gesucht worden; aber wenn überhaupt jemand es finden kann, so bist du es. Nach den Proben, die du abgelegt hast, bin ich davon überzeugt."

— „Die Liebe verblendet dich, mein Kind! Du überschätzest meine Fähigkeiten. Daß ich das Verbrechen Somirofs entdeckte, verdanke ich einem glücklichen Zufall; in einer Angelegenheit aber, auf die schon so viel Scharfsinn vergeblich verwendet wurde, werde ich keinen besseren Erfolg haben, als andre."

— „Lasse mir mein Vertrauen. Es ist darauf begründet, daß du einen glücklichen Zufall so gut zu verwerten verstanden hast. Nicht ich allein habe dein Geschick bewundert. Auch Theodors Vater, der juristische Fachmann, hat dir das größte Lob gespendet. Mit Berufung darauf wird es mir leicht sein, den Grafen Karlstein zu bestimmen, die Nachforschungen nach seinem Sohne in deine Hände zu legen. Er wird dich dabei näher kennen lernen, weil dein Aufenthalt im Schlosse sich dadurch verlängert, und daß er dich lieb gewinnen wird, dessen bin ich sicher. Versprich mir, wenigstens den Versuch zu machen."

— „Den würde ich selbst dann machen, wenn es sich lediglich darum handelte, dir einen Gefallen zu erweisen. Teilt Graf Karlstein dein Vertrauen, so bin ich bereit. Ich muß aber seine Rückkehr abwarten, um mich in alles einweihen zu lassen, was bereits geschehen ist; ich kann nicht ins Blaue hinein eine Aufgabe unternehmen, die ohnehin sehr aussichtslos ist."

Albertine hatte so oft zugehört, wenn die Gräfin von dem verschollenen Kinde Mariettas sprach, daß sie in dieser Sache

gut Bescheid wußte. Sie sprach noch lange mit Tiedemann darüber, der aber in seinen Hoffnungen, ein besseres Resultat zu erreichen, als der Graf selbst, nicht eben gesteigert wurde. Er entdeckte keine Lücke in den Maßregeln, die ergriffen worden waren, das Kind zu finden, und keinen Anhaltspunkt, um in einer neuen Richtung zu forschen.

— „Mein Kopf ist noch ganz wirr von den Eindrücken der letzten Tage, und muß erst wieder zur Ruhe kommen. Theodors Angelegenheit ist ja einstweilen in guten Händen; ich will daher trachten, sie innerlich los zu werden, um die neue Aufgabe überlegen zu können. Eine frische Wanderung thut mir not. Gib mir einen Tag Urlaub. Vielleicht finde ich die Stimmung, an meinen Reiseskizzen weiterzuarbeiten; wenigstens mit diesem kleinen Geschenke will ich dem Grafen entgegentreten."

— „Du hast recht. Verlieren wir den Mut nicht. Eines können wir ja unter allen Umständen für uns geltend machen, den Willen der Gräfin, die ja sozusagen unsre Verlobung schon gefeiert hat. Nun kann sie unsre Sache nicht mehr vertreten, und auch in dieser Hinsicht haben wir einen großen Verlust erlitten. Graf Karlstein aber, ich bin dessen fast sicher, wird den Willen der Verstorbenen achten." — —

Tiedemann hatte sich die Wanderungen in die entferntere Umgebung von Karlstein für die Herbsttage verspart, in welchen sich die Gebirgswelt in ihrem vollen Glanze zeigt, und in plastischen Formen und gesättigten Farben dem Beschauer entgegentritt.

Als er am andern Tage in aller Frühe dem Elendthal zustrebte, wichen ihm unter dem Einfluß der frischen Morgenluft allmählich die trüben Gedanken. Wohl dachte er gar manchmal an Albertine, wie an Theodor, in dessen Begleitung er diese Herbstwanderungen anzutreten gehofft hatte; aber je weiter er vordrang, desto fleißiger schaute er nach allen Seiten,

um festzuhalten, was er bei seinen Schilderungen zu verwerten gedachte. Entgegen dem Laufe des Wildbaches strebte er rüstigen Schrittes vorwärts. Das Gewässer rann nur spärlich in dem steinigen Bett. Da und dort hatten sich darin Tümpel angesammelt, in denen man bis auf den Grund sehen konnte. Immer freier hoben sich vorne die Berge über die Waldrücken empor. Der Neuschnee, von dem sie ein paar Tage lang bedeckt gewesen, war von der Herbstsonne schon wieder aufgezehrt worden, und nur in den Bergfalten waren noch die Schneestreifen sichtbar. Die kräftige Luft ließ bei dem Wanderer keine Ermüdung aufkommen. Ein Ausruf des Entzückens entfuhr ihm, als er aus dem Walde tretend den Abschluß des Thales überblickte, wie eine Welt für sich, auf allen Seiten von einem Gewirre mächtiger Bergformen eingeschlossen. Dort in der Ferne, zu Füßen des phantastisch gegipfelten Flammenberges lag das Doblanerhaus, die Heimat jenes unglücklichen Mädchens, das in das Schicksal des Grafen Karlstein verwebt war. Gegenüber, auf der westlichen Thalseite, stand auf der Teufelskanzel das Steinkreuz und hob sich fast schwarz vom glanzvoll vergletscherten Hintergrund ab. Daneben ragte die Fichte, die, seitdem sie vom Blitze getroffen, nur mehr als aufrechtstehende Baumleiche die scharfgesplitterten blätterlosen Aeste in die Lüfte streckte.

Tiedemann gedachte des thränenreichen Ereignisses, das hier vor zwei Jahrzehnten sich abgespielt hatte, und von dem er so oft hatte reden hören. Er überlegte, wie er, das Andenken der armen Marietta ehrend, die tragische Episode ihres Todes in seine Schilderungen in passender Weise einflechten könnte. Aber auch für den Bilderschmuck seines Buches eignete sich dieses Landschaftsbild vortrefflich. Um für seine Skizze einen geeigneten Vordergrund zu erhalten, schlenderte er nach der Blockhütte und stieß die Thüre auf, ins Innere zu schauen, in dessen Dunkel seine Augen erst allmählich sich

zurechtfanden. In schwülen Luftwellen schlug ihm der Geruch des Heues entgegen, das die Hütte zur Hälfte füllte. Er trat wieder in den Sonnenschein hinaus; auf einen Baumstrunk sich setzend legte er sein Skizzenbuch zurecht, und mit den Umrissen des Flammenberges beginnend, entwarf er das Bild, während die verklärte Gestalt Mariettas vor seiner Phantasie schwebte und er der Form nachsann, in der er ihres Geschickes erwähnen wollte.

Er hielt das flüchtig gezeichnete Bild prüfend vor sich hin. Es war jetzt nur noch seitwärts im Vordergrunde die Blockhütte zu zeichnen, und diese Arbeit ging rasch von statten. Aber mit einem Mal sprang Tiedemann auf, wie entsetzt. Er blickte verstört nach den sich überquerenden Balkenenden. Tief ins Holz geschnitten sah er dort ein Zeichen, und da er mit eiligen Fingern einige Ansätze von Moos entfernte, erkannte er in genauer Uebereinstimmung dieselben Buchstaben und Zahlen, die auf seiner Goldmünze sich fanden. Als hätte er erst noch des Augenscheins bedurft, griff er mit zitternden Händen nach seinem Halse und zog die Münze hervor. Die Uebereinstimmung war vollständig. In grenzenlosem Erstaunen legte er die Hand an die Stirne; sein Gesicht war bleich, er wankte.

Aber nun legte sich ihm ein kräftiger Arm um den Leib, und als Tiedemann aufblickte, sah er in das runzelige Gesicht eines Mannes. Sein Haar war gebleicht, und nur die Augen des Alten blickten noch feurig, wie die eines Jünglings.

— „Sie sind unwohl, junger Mann? Dort liegt mein Haus. Kommen Sie, sich auszuruhen."

— „Wenn Sie Doblaner sind, dann erklären Sie mir um des Himmels willen diese Zeichen."

Er wies nach dem Balkenende und hielt ihm die Münze vor die Augen. Doblaner fuhr zurück. Das war die venezia-

nische Kette aus Rapallo; das war die Münze mit der Madonna und dem Zeichen! Er schaute dem Jüngling starr ins Gesicht, aber nun fand er auch Zug für Zug im ersten Augenblicke die Aehnlichkeit mit der Mutter.

— „Du bist Mariettas Kind! Emanuel, mein Enkel!" rief Doblaner mit zitternd vorgestreckten Armen. Aber Tiedemann trat einen Schritt zurück und fuhr sich verstört über die Stirne.

— „Nein, nein! Das ist nicht möglich! Ich bin nicht Emanuel! Mein Name —"

Er vollendete den Satz nicht; denn schon besann er sich, daß es sich nicht um den Namen seiner Adoptivmutter handelte. Seinen wirklichen Namen führte er nicht, dieser war ja eben das Geheimnis seines Lebens. Doblaner aber bedurfte einer solchen Aufklärung nicht. Er trug das Bild Moideles in seinem Herzen, und hätte er es selbst vergessen gehabt, so würde der Anblick des Jünglings es wieder erweckt haben. Die Aehnlichkeit war ganz unverkennbar, und selbst sein Blondhaar war nur um weniges dunkler, als das Moideles.

— „Du bist es! Du bist es!" rief Doblaner immer wieder und umarmte den wiedergefundenen Enkel.

Aber erst im Verlaufe der eiligen Auseinandersetzungen, die nun folgten, gab Tiedemann allmählich seinen Widerstand auf, der ja ohnehin nicht berechtigten Bedenken entsprang, sondern nur der Wunderbarkeit dieser kaum glaublichen Lösung, durch die er zum Sohne des Grafen Karlstein wurde.

Aber nun gaben sich die beiden Wanderer auch rückhaltlos ihrer Freude hin. Vor wenigen Minuten erst waren sie fremd einander begegnet und schon waren sie unzertrennlich fürs Leben verbunden!

Emanuels nächster Gedanke galt nun aber seiner Geliebten. Albertine hatte versprochen, seine Rückkunft zu erwarten, auch

wenn er erst spät kommen sollte, und er hatte Eile, ihr die Entdeckung mitzuteilen, an der sie ja nicht minder beteiligt war, als er selbst. In Sorgen um ihre gemeinschaftliche Zukunft hatte er sie zurückgelassen, und nun konnte er sie für alle Zeit von dieser Sorge befreien.

Mit kurzen Worten erzählte Emanuel, wie er ins Schloß gekommen, und daß dort die Braut seiner Rückkehr harre, der sie nun beide erzählen müßten, wie wunderbar sich alles gefügt. Doblaner hatte Albertine schon häufig gesehen und ließ sich leicht bereden, mit ins Schloß zu kommen, um sie nun als Braut seines Enkels zu begrüßen. Sie brachen sogleich auf, und Emanuel hatte es nicht nötig, seine Eile zu mäßigen, denn der Großvater schritt, wie verjüngt, an der Seite des Enkels.

In Doblaners Erinnerung stieg ein Bild aus der Vergangenheit auf. Am Strande des südlichen Meeres stand Moidele, und der Sonnenschein lag auf ihrem goldigen Haare. Auf ein Knie niedergelassen, breitete sie die Arme nach einem kleinen Wesen aus, das mit nackten Beinen die ersten schwankenden Schritte versuchte und ängstlich nach der Mutter trachtete, an der es einen Halt finden wollte. Und nun ging dieses kleine Wesen als erwachsener Jüngling neben ihm her, die Mutter aber lag dort oben im Gletscher, von den eisigen Armen des Todes umklammert. In diesem Widerstreit von Empfindungen, nur dann und wann mit großväterlichem Stolze auf Tiedemann blickend, schritt Doblaner vorwärts. Tiedemanns Gedanken aber eilten voraus nach dem Schlosse, wo die Geliebte seiner harrte.

Das Wiedersehen aber gestaltete sich anders, als er erwartet hatte. Nachdem er Doblaner in dem an das seinige anstoßenden Zimmer untergebracht hatte, eilte er zu Albertine hinauf, bei der er nicht nur Bertha traf, sondern trotz der späten Abendstunde auch den Vater Theodors und zu seiner

Verwunderung den neuen Untersuchungsrichter. Sie saßen in angelegentlicher Beratung beisammen und begrüßten in großer Aufregung den Angekommenen, den sie nun eilig von den wichtigen Ereignissen in Kenntnis setzten, die während seiner Abwesenheit eingetreten waren. Der Untersuchungsrichter, gedrängt von Theodors Vater, hatte in dem Wohnzimmer Somirofs Nachforschungen angestellt, die, so eingehend sie auch waren, doch lange kein Resultat bringen wollten. Er war schon im Begriffe, das ohnehin nur widerwillig unternommene Geschäft wieder abzubrechen, als Theodors Vater noch auf einen Stoß Zeitungen hinwies, die der Beachtung nicht wert gehalten worden waren. Die Zeitungsnummern der letzten Monate, wie sie Tag für Tag gekommen waren, lagen aufeinandergeschichtet und wurden nun Blatt für Blatt abgehoben, bis sich eine Nummer fand, von deren Annonceteil ein größeres fehlendes Stück abgerissen war. Theodors Vater hielt an. Die Arabeske, die eine der großen Annoncen einfaßte, war ihm bekannt, und er erinnerte sich sogleich, daß das Bruchstück eines solchen Blattes in den Akten der Voruntersuchung lag und daß er es schon mehrmals in Händen gehalten. Jenes Blatt zeigte innerhalb der Umfassungsarabeske den unteren Teil einer Figur im Kostüm eines mittelalterlichen Trompeters, die um so weniger zu verkennen war, als der Riß, der durch die Trompete ging, die Schallöffnung derselben bewahrt hatte, während das Mundstück und der obere Teil der Figur fehlte. Dieses Blatt war zu den Untersuchungsakten gelegt worden, weil es unter dem Tische gefunden war, an welchem Gräfin Leonore mit Theodor Thee getrunken hatte. Es hatte sich aber daraus kein Anhaltspunkt ergeben, weil diese Annonce, die von der Gründung eines neuen Geschäftes Kunde gab, in einer Mehrzahl von Tagesblättern mehrere Wochen lang Aufnahme gefunden hatte. Jetzt aber, wie Theodors Vater sogleich erkannte, war die Zeitungsnummer gefunden, von der jenes

Bruchstück abgerissen war, und der Zusammenhang mit dem Giftmorde war um so klarer, als das Datum der Zeitung dem Todestage der Gräfin vorausging. Das Bruchstück in den Akten paßte genau in die Lücke des Blattes, und dieses war von eben jenem Tage datiert, an welchem Theodor Somirof aufgesucht hatte, um den Insektenstich untersuchen zu lassen. Nun war es klar, daß Theodor im Wohnzimmer des Arztes in den Besitz des Giftes gelangt war; er hatte es dort entweder ohne Wissen desselben genommen oder von Somirof selbst erhalten. Die erstere Annahme war unwahrscheinlich genug; denn woran hätte Theodor die Natur des Giftes erkennen sollen? Der neue Untersuchungsrichter selbst gab das ganze Gewicht dieses neuen Verdachtsmomentes zu und erklärte Somirofs Verhaftung nunmehr für geboten. Aus der Verlegenheit, in die ihn das Bewußtsein versetzte, daß er selber den Verbrecher hatte entschlüpfen lassen, befreite ihn Theodors Vater, der dank den Aufträgen, die er auf eigene Faust seinen Kollegen in der Umgebung hatte zukommen lassen, die Spur des Verbrechers gefunden hatte. Somirof befand sich zur Stunde in einer Ortschaft am südlichen Abhang der Tauern. Er hatte einen Führer gemietet, um über den Elendgletscher nach Karlstein zu kommen, die Wanderung aber erst für den dritten Tag angesetzt. Es hatte somit den Anschein, als sei Somirof noch immer in vollständige Sicherheit gewiegt und beabsichtige in der That die Rückkehr ins Schloß. Der Grund seines Zauderns war nicht erfindlich, aber der Untersuchungsrichter glaubte alle Vorkehrungen treffen zu sollen, daß Somirof, schon wenn er über den Gletscher ins Thal kam, in Empfang genommen werden konnte.

Dies war der Gegenstand der Beratung gewesen, zu der nun Emanuel eintraf, und die nun rasch zu Ende geführt wurde. Der morgige Tag war es, für den Somirof die Wanderung angesetzt hatte. Brach er früh auf, wie zu er-

warten stand, so konnte er schon in den ersten Nachmittagsstunden den Grat erreichen, und es war anzunehmen, daß er, von der Wanderung ermüdet, im Doblanerhause, in dem er ja bekannt war, zusprechen würde. Dort also sollte er erwartet werden; die Flucht über den Gletscher zurück sollte ihm aber abgeschnitten werden, indem ein paar Gendarmen in die Blockhütte gelegt würden. So wurde denn, spät abends noch, die Gendarmeriestation von Karlstein durch den Untersuchungsrichter aufgeboten, am nächsten Morgen vier Mann zu stellen, die im Doblanerhause auf weitere Befehle warten sollten. Dahin wollte auch der Untersuchungsrichter in Begleitung von Emanuel und dem Vater Theodors frühzeitig aufbrechen.

Erst jetzt konnte Emanuel ungestört mit Albertine reden. Er teilte ihr mit, daß Doblaner im Schlosse sei, führte sie zu ihm, und nun vernahm sie die wunderbare Märe, die in ein zwanzigjähriges Dunkel Licht brachte, aber auch die glücklichsten Aussichten auf ihre Zukunft eröffnete. Heute hatte Emanuel seinen Großvater gefunden, und schon in Bälde sollte Graf Karlstein, dessen Rückkehr man täglich erwartete, seinen lange gesuchten Sohn finden. Er allein fehlte jetzt noch zu dem Glücke der drei Menschen, die bis in die Nacht hinein diese merkwürdige Verflechtung der Umstände besprachen und sich nur mit Rücksicht auf den frühzeitigen morgigen Aufbruch endlich trennten. Albertine bestand aber darauf, ebenfalls ins Doblanerhaus mitzugehen und dort einige Tage mit ihrem Geliebten zu bleiben. Das Bedenken Emanuels, daß der weite Weg sie ermüden könnte, schnitt sie durch die Erklärung ab, auf ihrem Esel, abwechselnd mit Bertha, reiten zu wollen, und Doblaner, indem er mit freudig leuchtenden Augen sein runzeliges Gesicht der Braut seines Enkels zuwendete, dankte ihr für den glücklichen Einfall.

XXXIV.

Die Nachricht, daß Somirof über den Gletscher nach Karlstein kommen wollte, war vollkommen richtig gewesen; den Grund seines Zauderns aber kannte niemand, als er selbst. Er allein wußte, daß der zwanzigste Todestag Mariettas herannahte, jener Tag also, an dem Graf Karlstein auf der Teufelskanzel mit ihm zusammentreffen und dann durch ihn seinen Sohn finden sollte. Der eine Teil der Prophezeiung, so dachte Somirof, sollte sich allerdings erfüllen. Er wußte ja den Todestag Mariettas und wollte den Grafen bei der Teufelskanzel erwarten, denn es war unter allen Umständen ratsam, mit ihm zu sprechen, noch bevor er im Schlosse eintraf. Mit ihm an der Seite wollte Somirof wieder zu Albertine zurückkehren und, auf seine Freundschaft mit dem Grafen gestützt, seine Werbung energisch betreiben. Der Plan der Gräfin war ja vereitelt, und wenn selbst Albertine ihm widerstehen sollte, so kannte er ja das Mittel, durch dessen Anwendung sie ihm geneigt werden mußte.

Was den anderen Teil der Prophezeiung betraf, so war Somirof allerdings entschlossen, ihn nicht in Erfüllung gehen zu lassen. Seinen Sohn sollte der Graf nicht finden; aber in seinem Aberglauben, daß er ihn noch finden würde, wollte ihn Somirof allerdings bestärken, um ihn so in beständiger Abhängigkeit von sich zu erhalten.

Der nächste Tag also, so sagte sich Somirof, sollte die Krönung jenes Planes einleiten, den er in der Zeit seiner tiefsten Erniedrigung in den Bergwerken Sibiriens in schlaflosen Nächten erdacht hatte, und so schlief er denn mit vollkommenster Ruhe ein.

Am gleichen Abende aber traf in einem benachbarten Dorfe, einem der höchsten am südlichen Abhang der Tauern, Graf Karlstein in einem Reisewagen ein. Seit dem Tage, an welchem

Hassan in seiner Vision von dem weißen Berge gesprochen, hatte sich der Graf seine Rückkehr in die Heimat nie anders vorgestellt, als über den Elendgletscher geschehend, und es entsprach ganz seinem Sinne, daß auf diese Weise die Rückkehr zu einer Wallfahrt sich gestaltete, die er dem Andenken Moideles schuldete. Aber noch ein anderer, tieferer, weil jüngerer Schmerz erfüllte ihn noch gänzlich. Als er von Afrika zurückkehrend in Venedig gelandet war und die inzwischen eingelaufenen Briefe in Empfang nahm, fand er die Nachricht vom Tode seiner Schwester. Jenes Wesen war aus der Welt gegangen, an das er die langen Jahre hindurch in ungeschwächter Sehnsucht gedacht hatte. Er hatte sie gemieden, weil Moideles und Morhofs Tod ihm zu beweisen schienen, es ruhe auf ihm der Fluch, die ins Verderben zu ziehen, die er liebte, und diese im Verlaufe der Jahre abgeschwächte krankhafte Vorstellung wollte nun fast wieder aufleben. Schien es denn nicht, als wäre seine bloße Annäherung an die Heimat für Leonore verderblich geworden! Graf Karlstein hatte sich von der Erschütterung noch nicht erholt, in die ihn diese Trauerbotschaft versetzt hatte. Nur der Gedanke an Emanuel hielt ihn aufrecht, den er unter dem Beistande seines bewährten Freundes Somirof schon morgen finden sollte.

Der Reisewagen des Grafen, der vor dem einzigen Gasthause des Ortes anhielt, war eine damals noch seltene Erscheinung. Während der Diener den Schlag öffnete, trat die Wirtin unter das Thor, den zweifellos vornehmen Reisenden nach Gebühr willkommen zu heißen. Eine hohe, breitschultrige Gestalt entstieg dem Wagen; die Augen hatten noch etwas von dem Glanze der Jugend bewahrt, und nur die gebleichten Haare, die ein auffällig gebräuntes Gesicht umrahmten, verrieten das vorgeschrittene Alter des Grafen. Aber seine Gestalt war so kräftig, daß die Wirtin, die ihn in das beste Zimmer des Gasthofes geleitete, nicht überrascht war, als er nach einem Führer

verlangte, um am andern Morgen über den Elendgletscher zu gehen. Sie rief die Treppe hinunter nach ihrem Manne, der, eine Gestalt wie ein Eichenstamm, hereintrat und sich selber als Führer anbot. Erst vor wenigen Tagen hatte er einige Touristen hinüberbegleitet, konnte daher genaue Auskunft über die Beschaffenheit des Weges geben. Die Schneeverhältnisse waren günstiger, als seit vielen Jahren; der Gletscher war noch immer im Rückgang begriffen und brauchte nur auf einer kurzen Strecke betreten zu werden, die keinerlei Gefahr bot.

— „Wie lange werden wir brauchen, Herr Wirt?"

— „In sechs Stunden können wir beim Doblaner sein, das erste Haus unten im Thale."

— „Gut, weiter werde ich überhaupt nicht gehen. Ich will beim Doblaner übernachten."

Graf Karlstein gab noch kurze Anweisung, seinen Diener im Nebenzimmer unterzubringen, der morgen mit dem Wagen nach Karlstein vorausfahren sollte, und nachdem er noch eine einfache Mahlzeit und für den morgigen Tag einigen Proviant bestellt hatte, verabschiedete er die Wirtsleute mit dem Bemerken, daß alles übrige vom Diener besorgt würde.

Am andern Morgen in aller Frühe stieg Graf Karlstein, vom Wirte begleitet, der den Rucksack trug, die Graslehnen hinan, die am Fuße des Berges sich hinaufzogen. Auf den Wiesen der Almen weidete noch das Vieh, das in den nächsten Tagen hinabgetrieben werden sollte, und der Wirt, der es als seine Aufgabe ansah, seinen schweigsamen Begleiter zu unterhalten, knüpfte an jede Herde an, um von ihrem Besitzer zu reden, von häuslichen Verhältnissen, von Weibern und Kindern, Unglücksfällen und nachbarlichen Streiten, kurz von allen jenen Dingen, zwischen welchen das bäuerliche Leben verrinnt. Unter andern Verhältnissen würde Graf Karlstein gutwillig zugehört haben, aber heute ermüdete ihn der redselige Führer, denn er trug ganz andre Dinge im Sinne. Seine Gedanken schweiften

weit zurück in jene Zeit, die mit dem verklärenden Glanze des Vergangenen vor ihm aufstieg. Er dachte der herbstlich-sonnigen Tage, an welchen er mit Moidele an den Abhängen des Gebirges herumgeklettert war, und im Ohre erklang ihm ihre helle Stimme, der er immer mit so großem Entzücken gelauscht hatte. Nun kehrte er zurück zu der Stätte seiner Jugendliebe, ein ergrauter Pilger, und nichts war von jenen glücklichen Tagen geblieben, als der Grabstein, bei dem er noch heute stehen sollte. An ihm vorüber sollte er ins Thal hinabsteigen. Für ihn in der That war es ein Elendthal; denn am Ausgange des Thales stand sein Heimatsschloß, und auch dort, statt Leonore zu umarmen, sollte er an ihrem Grabstein knieen.

Vom unablässigen Geplauder des Führers ermüdet, ging er voraus und stieg langsam bergan. Eine Geröllzunge, hoch oben zwischen steilem Felsengewirre ausstrahlend und in zunehmender Breite herabfließend, war nun zu überqueren. Sie war schon vom Thal aus sichtbar gewesen, wie ein Streifen feinen grauen Flugsandes, von dem der Pfad etwas heller sich abhob. Jetzt dagegen bot sie den Anblick tausendfach zertrümmerten scharfkantigen Gesteins, zwischen dem mühsam fortzukommen war. An wenigen Stellen nur, als letzte Ausläufer der Vegetation, zeigten sich noch ärmliche Ginsterbüsche. Oben, wo die Geröllzunge ansetzte, mündete der Felsenpfad ein und wand sich dann um gigantische Felsblöcke herum. In den Mulden des steinigen Bodens lagen schmutzige Schneereste, mit denen Regen und Südwind noch nicht aufzuräumen vermocht hatten. Schon glaubte Graf Karlstein die Höhe erreicht zu haben, aber an der Schneide angelangt, sah er sich am oberen Rande eines ungeheuren Felsenkessels stehen, in den von allen Seiten die schneebedeckten Felsenkuppen abfielen und bis in die Mitte des Kessels ihre Schneezungen vorschoben, wo sie in einen kleinen eirunden See einmündeten. Die Ränder

des Sees waren vereist, und nur in der Mitte des dunklen Gewässers spielte der Sonnenschein. Glitzernde Punkte, die dort immer wieder sich bildeten und zu Kreisen ausdehnten, die sich dann am Ufer brachen, zeigten an, daß unter der Wasserfläche noch spärliches Leben herrschte.

Nun glaubte Graf Karlstein sich zu erinnern. Dieser ganze Kessel mußte noch ausgegangen werden, erst der jenseitige Rand war die eigentliche Schneide. Der Felsenpfad lag vor ihm, wie er sich um den See herumwand und drüben in schiefer Linie anstieg. Der Weg war schneefrei, wie es der Wirt vorausgesagt hatte. Aber eine bedrückende Stille herrschte hier oben, der Friede eines Kirchhofes, und der Graf fühlte sich aus einem Bangen befreit, als er das Plätschern einer geschwätzigen Quelle vernahm, die, seitwärts zwischen den Felsen entspringend, nach kurzem gewundenen Laufe sich in dem Gewässer verlor, dem sie das Dasein gab. Das war wohl das „Petersbrünnel“, von dem der Wirt geredet hatte und wo er zu rasten vorgeschlagen hatte, um dann mit frischen Kräften den letzten Anstieg zu unternehmen.

Der Graf hielt und der nachkommende Führer fand ihn, den Bergstock zwischen den Füßen, auf einem geglätteten Felsen sitzend, daher er ohne weitere Anfrage den Rucksack herabnahm, aus dessen Tiefe er den Proviant holte: kaltes Huhn auf einem Holzteller und roten Wein in einer lederumhüllten Flasche. Daneben stellte er den aus dem Etui befreiten silbernen Becher.

Der Graf nahm nur wenig zu sich und überließ den Löwenanteil gerne seinem Begleiter, der während dieser praktischeren Verwendung seiner Sprachwerkzeuge einigermaßen von seiner Beredsamkeit abließ. Umherblickend bemerkte er, daß er ein derartiges Abschmelzen der Schneemassen hier noch nie gefunden habe, und daß unter diesen Umständen auch der jenseitige Abstieg ins Thal auf trockenem Felsenpfade geschehen

könnte. Das war dem Grafen sehr willkommen; denn wenn er auch keine Ermüdung verspürte, so steigerte sich doch sein Bedürfnis, mit seinen Gedanken allein zu sein, je näher er der Heimat kam; er beschloß daher, den Führer zurückzusenden. Der weitere Pfad bis zum Grate lag seiner ganzen Ausdehnung nach vor ihm und konnte um so weniger verfehlt werden, als hohe Stangen, auf bequeme Sehweite voneinander entfernt, in den Boden eingesenkt waren. Sie waren aufgerichtet, um als Wegweiser noch aufzuragen, wenn das ganze Joch tief verschneit war und jede andre Orientierung fehlte. Jenseits aber wußte er ja ohnehin genauesten Bescheid, denn kein Bild von dem großen Stücke Welt, das er durchwandert, war so fest seinem Gedächtnisse eingeprägt, als der Schauplatz seiner Jugendliebe. Daß auf dem Nordabhang ungleich größere Eis- und Schneemassen den Boden bedeckten, gab der Wirt selbst zu, aber er fügte auch bei, daß den Wegstangen entlang der Gletscher fast trocken zu umgehen sei.

So entließ denn der Graf seinen Führer reichlich belohnt. Die Sonne stand noch nicht im Zenith, als er langsam die jenseitige Kesselwand überquerte. Lautlose Stille herrschte in der weitgedehnten Runde, aber sie vermochte die Gedanken des einsamen Wanderers nicht zu beruhigen. Die Stunde nahte nun, deren Verlauf er im Bilde seit zwanzig Jahren in sich trug. Binnen kurzem sollte er auf der Teufelskanzel stehen. Sein Herz schnürte sich zusammen bei dem Gedanken an das Mädchen, das dort unten in den Eisklüften lag. Kein Tag war ihm im fernen Oriente verflossen, an dem er nicht einen Seufzer dem Andenken Moideles geweiht hätte, die in ewiger Jugend vor seinem inneren Auge stand; aber auch kein Tag, an dem nicht der Gedanke an Emanuel sein Leitstern gewesen wäre. Nun ging er klopfenden Herzens der Erfüllung jener Vision Hassans entgegen, die er bis ins einzelne in der Erinnerung trug.

Erst in diesem Augenblicke kam es dem Grafen zum Bewußtsein, daß er absichtslos durch Entlassung seines Führers einen weiteren Zug der Uebereinstimmung zwischen der Wirklichkeit und jener Vision geschaffen habe. Nur ihn und den Mann mit der Narbe hatte der Fakir auf dem weißen Berge gesehen; kein dritter war erwähnt worden. Der Schauer des Geheimnisvollen überkam ihn.

In langgezogener Serpentine zog nun der Felsenpfad höher und höher, und nun setzte Graf Karlstein die Spitze seines Bergstockes auf die Schneide, jenseits welcher er nach so vielen Jahren die geliebte Heimat wiedersehen sollte.

Ein Ausruf des Erstaunens und der Bewunderung entfuhr ihm. Ein Anblick, wie er ihn noch nie gesehen, öffnete sich vor seinen Blicken, die nach allen Seiten in ungehinderte Fernen schweiften. In ungeheurer Dehnung sich ausbreitend, lag vor ihm ein milchweißer Ozean, aus dem in weiten Zwischenräumen schwarze Felseninseln und, im intensivsten Sonnenlicht erglänzend, breitgewölbte schneebedeckte Kuppen emporragten. Glatt wie ein Spiegel, lag die weiße See vor ihm, und nur in der Umgebung der Felsenklippen war sie von wütendem Ansturm bewegt; in ungeheurer Brandung schleuderte sie den weißen Gischt gegen die Felsen hinauf, und weither zogen andre Wellen heran, den Ansturm zu verstärken.

Der erste Gedanke des Grafen war, daß er sich verirrt habe. Mit solcher Bestimmtheit drängte sich ihm die Vermutung auf, er habe ein falsches Joch erreicht, daß er sich unwillkürlich umwandte, seinen Führer zurückzurufen. Dieser aber war längst nicht einmal den Blicken mehr erreichbar.

So unbeschreiblich großartig war aber der Anblick, der sich bot, daß der Graf immer wieder über das Nebelmeer hinschaute, ohne zunächst an seine Lage zu denken. Daran ließ sich nicht zweifeln, daß es nur der von oben herab glänzend beleuchtete Nebel war, der alle Thäler bedeckte und hoch herauf-

steigend nur die höchsten Zacken und Kuppen gleich Inseln freiließ. Diese dunklen Klippen und die vereisten Rücken, die selber nur hochgeschwollenem Gewoge glichen, waren nur die höchsten Berghäupter, die seine Heimat überragten. Aber keine Gliederung der Bergketten ließ sich verfolgen, und vollständig desorientiert, vermochte der Graf nicht zu bestimmen, auf welches Joch er geraten war. Nun suchte er in der Form der schwarzen Inseln, die aus dem weißen Ozean aufragten, die Beantwortung seiner Frage. Nur die eine Klippe, gerade vor ihm, aber doch durch weiten Abstand getrennt, erkannte er. Sein Herz schlug höher, als er sich sagte, daß es die abgeschnittene Spitze des Flammenberges sei. Schwarz hob sie sich ab von dem glänzenden Gewoge, das sie umgab. Dort unten auf dem Grunde des Nebelmeeres mußte das Doblanerhaus liegen! Allmählich nun orientierte er sich auch an den Umrissen der übrigen Inseln und suchte in ihnen die Häupter der Berge zu erkennen, die auf allen Seiten das Elendthal umschlossen. Aber so fremdartig war der Anblick, daß er zu keiner Sicherheit kommen wollte.

Jetzt aber drang aus weiter Ferne und wie aus den Tiefen des Nebelozeans der Ton einer Glocke, bald stark anschwellend, und dann wieder durch feindliche Luftströmungen abgeschwächt. Eine zweite und dritte Glocke gesellte sich dazu, und jetzt hörte Graf Karlstein den melodischen Dreiklang der Dorfglocken, der ihn mit einem Male in die ferne Jugendzeit zurückversetzte. Nie in den langen Jahren der Abwesenheit hatte er jenes Geläutes gedacht, und doch erkannte er es jetzt im ersten Augenblick wieder. So hatten die Kirchenglocken getönt, wenn er, ein kleiner Knabe, an der Hand der Schwester den Schloßberg hinabstieg und leise singend den Dreiklang begleitete, der zur Kirche rief.

Jetzt wußte er es, daß er auf seinem heimatlichen Boden stand. Er stieß einen Freudenschrei aus und strengte seine

Augen an, um wenigstens die Spitze des Kirchturmes aufragen zu sehen; aber es war vergeblich, das Dorf lag tief unten auf dem Grunde des Nebelmeeres. Wie ein Strom von ungeheurer Breite ergoß es sich dort in die Ebene hinab, der Senkung folgend, womit das Elendthal abschloß. Jetzt aber kräuselte sich die Oberfläche des breiten Stromes; eine kleine Insel tauchte auf, eine langgestreckte weiße Linie blitzte in greller Beleuchtung, und Sonnenstrahlen, von einem Firste glitzernd zurückgeworfen, trafen das Auge des Wanderers. Thränen entstürzten ihm nun in ungehemmtem Laufe. Er hatte sein Heimatschloß gesehen! Aber nur für einen Augenblick; schon schob sich wieder der wallende Nebel darüber.

Tief zu seinen Füßen kam nun das weiße Meer in langsame Wallung. Dort unten mußte die Teufelskanzel liegen! Hin und her wogte die Nebelmasse, immer mehr sich auflockernd; bald tauchte der Blick in die Tiefe, bald war wieder alles verdeckt. Jetzt aber drang ein kühler Luftzug herauf und lockerte vollends die wallende Masse. Tief durch einen Wolkentrichter hinabblickend, erspähte er nun die vorspringende Kanzel, und im Glanze der Sonne stand darauf das massive Steinkreuz, das dem Andenken Moideles sich erhob.

Nun riß sich der Graf los von dem erhabenen Schauspiele des immer mehr aus der Erstarrung sich lösenden und doch so schweigsamen weißen Ozeans. Eiligen Schrittes tauchte er hinab. Zu beiden Seiten glitzerten die weißen Flächen durch das Gewoge des Nebels, der Pfad selbst aber lief auf dem aus dem Schnee brechenden Gestein fort. Jetzt war die Stelle erreicht, von wo aus er, auf der Höhe stehend, Moidele zum letztenmal gesehen hatte, die ihm die Arme entgegenbreitete; wo er zum letztenmale die Stimme gehört hatte, die ihm entgegenjauchzte. Als er auf den Granitblock des Kreuzes sank, hielt er die Hände vors Gesicht im bittersten Schmerz.

„Wen die Götter lieben, den lassen sie jung sterben.“ So lautete die Inschrift, die er in den Stein hatte meißeln lassen. Er las das Wort mit nassen Augen, aber es verlieh ihm keinen Trost. Hatte auch die Vorstellung des Todes für ihn längst ihre Schrecken verloren, so war es ja doch Moidele selbst, welche hatte sterben müssen, um jene Weltanschauung in ihm zur Reife zu bringen, die über das Grab hinaussieht, wie in ein gelobtes Land. Hier an dieser Stätte, wo sein Jugendglück hinabsank und nun das Steinkreuz gleich einem Symbole seiner gewelkten Hoffnungen aufgerichtet stand, hier hatte der Tod noch immer Schrecken für ihn; er vermochte es nicht, aus seiner Gedankenwelt Trostgründe zu holen, welche die neu erwachte Sehnsucht nach der geliebten Toten hätten beschwichtigen können. Sie stand vor ihm, herrlich in ihrer Jugendblüte, aber das Bild versank, wie einst sie selbst, in dem eisigen Schlund zu seinen Füßen. Es war ihm, als fände hier sein Leben seinen natürlichen Abschluß, als hätte er nichts mehr zu thun auf der Welt, als hier zu sterben. Er schaute hinüber in der Richtung seines Heimathauses; aber auch dort hatte er den treuesten Freund verloren, den er je gefunden, und in der Gruft seiner Ahnen lag nun die Schwester, die beiden nachgefolgt war. Er hatte niemand mehr auf der Welt!

Und doch, eines blieb ihm noch zu thun. Emanuel weilte noch auf der Erde, und heute noch sollte er ihn finden. Stand er denn nicht auf dem weißen Berge, wie Hassan es gesagt hatte? War nicht heute der Todestag Moideles? Noch war das Ziel seiner irdischen Wanderung nicht erreicht. Er spähte hinab durch den wallenden Nebelschleier, durch den der Mann mit der Narbe kommen sollte. Er schaute nach Somirof und horchte gespannt, ob nicht schon das Klirren seines Bergstocks sich vernehmen ließ. Jetzt ballte sich tief unten der Nebel zu einem schattenhaften Etwas zusammen, das langsam wandelnd emporglitt. Allmählich gewann es Gestalt und zeigte die Um=

risse eines Menschen, der langsam, aber stetig sich näherte. Ja, das war Somirof. Er erkannte ihn an dem enganliegenden Leibrock.

Graf Karlstein sprang auf. Er erreichte den Erwarteten in dem Augenblick, da er über das Felsenband eilend die Kanzel betrat. Mit lautem Rufe begrüßten sich die beiden Männer und lagen sich in den Armen.

— „Ich wußte es ja, daß Sie kommen würden. Nun sind Sie da, der Mann mit der Narbe auf dem weißen Berge!"

— „Bei Gott, das ist seltsam, entgegnete Somirof, wie in tiefem Erstaunen. Und doch ist es nur der Zufall, der mich heraufgeführt hat."

— „Gewiß, der Zufall, derselbe, der uns in der schwimmenden Stadt zusammenführte, und der uns gemeinschaftlich Emanuel finden lassen wird."

— „Emanuel? Ich komme mit leeren Händen, Herr Graf; ich weiß nichts von ihm."

— „Hartnäckiger Ungläubiger! Weil eben die Stunde der Erfüllung noch nicht geschlagen hat. Alles ist eingetroffen, wie Hassan es gesagt, es muß also auch der Schluß in Erfüllung gehen. Aber Sie sind ohne Zweifel ermüdet. Ruhen wir hier ein wenig an diesem Grabstein, dann aber lassen Sie uns zunächst Doblaner aufsuchen. Ich sehne mich, ihn zu umarmen. Er erwartet mich nicht für diesen Tag, so wenig als ich im Schlosse für heute erwartet werde."

— „Sie werden ihn stark gealtert finden, Herr Graf. Sein Haar ist weiß, aber sein Gang ist noch immer rüstig."

— „Ich betrete die Heimat voll von Erinnerungen an die Toten; aber ich will mich diesen Gedanken nicht länger hingeben, die mir alle Thatkraft rauben würden. An Emanuel allein will ich jetzt denken, nur von ihm wollen wir sprechen."

— „Ihr Vertrauen in die Zukunft ist ebenso rührend als bewundernswert, Herr Graf. Sollte ich wirklich das

Werkzeug sein, um Emanuel zu finden, so würde damit mein sehnlichster Wunsch in Erfüllung gehen. Noch vermag ich es aber nicht zu denken, daß mir ein solches Glück beschieden sein sollte."

— „Zweifeln Sie nicht daran. Sie werden mir diesen Dienst leisten, und müßten es thun, selbst wenn Sie nicht wollten. So fest bin ich davon überzeugt, daß ich bereits alle Anordnungen getroffen habe, Emanuels Zukunft zu sichern. Ich habe es durch die Gnade des Kaisers erreicht, daß Emanuel, sobald er gefunden sein wird, in die Erbrechte eines ehelichen Sohnes eintritt. Ich werde ihn dann verheiraten und das Schloß Karlstein wird dann wieder seinen männlichen Erben haben."

Von diesen Plänen hatte Somirof schon in Venedig gehört. Sie beunruhigten ihn nicht. Emanuels Heirat war nicht zu fürchten, und da ein solcher Plan bestand, sollte Emanuel erst recht nicht gefunden werden. Somirof lächelte spöttisch bei dem Gedanken, daß er und nicht der Zufall Hassans Prophezeiung zur Erfüllung gebracht habe, und daß nun der Graf auf diesem trügerischen Boden sein weiteres Hoffnungsgebäude errichtete. So wenig als der Gräfin, sollte es dem Grafen erlaubt sein, eine Heirat zu stiften. Aber Somirof wollte nun die Rede zunächst auf Albertine bringen, um vielleicht den ihr von Leonore bestimmten Bräutigam zu erfahren. Er begann daher von Karlstein zu reden, wo die Zimmer des Grafen längst zu seiner Aufnahme bereit seien.

— „Ich weiß es, entgegnete Graf Karlstein. Es war das Letzte, was meine Schwester für mich gethan hat."

— „Auch Fräulein Albertine ist sehr begierig, den geheimnisvollen Grafen kennen zu lernen, von dem sie so viel gehört hat."

— „Das arme Kind hat viel gelitten. Aber für ihren Kummer wenigstens bringe ich einen Balsam mit."

Spielten diese Worte auf den Heiratsplan der Gräfin an? Somirof wußte es nicht; aber um den Grafen zu näherem Eingehen zu verleiten, war es das Beste, wenn er sich als tief im Vertrauen der Gräfin gestanden hinstellte:

— „Die Frau Gräfin hat mich auch in Angelegenheiten der Verheiratung ihrer Nichte mit ihrem Vertrauen beehrt, aber —“

— „Nun, dann kennen Sie ja auch den Bräutigam. Leonore schrieb mir so viel Vorteilhaftes von Tiedemann, daß er mir ganz willkommen sein soll. Die jungen Leute lieben sich ja längst, und ich übernahm es als ein Vermächtnis meiner Schwester, diese Angelegenheit zu Ende zu führen.“

Somirof erbleichte bei diesen Worten, aber nichts verriet seine heftige Bewegung. Eine neue Schwierigkeit türmte sich also vor ihm auf. Er verwünschte die Blindheit, womit er geschlagen gewesen. Nie war ihm der Gedanke gekommen, daß die stolze Gräfin ihre eigene Verwandte einem Manne von unbekannter Herkunft geben könnte. Er verwünschte aber auch seine Thorheit, diesen Tiedemann selber ins Schloß geführt zu haben. Er glaubte am sichersten zu gehen, wenn er ihn beständig unter seinen Händen hatte, und nun zeigte es sich wieder einmal, daß das Bessere der Feind des Guten ist. War Tiedemann einmal durch die Heirat selbst in eine verwandtschaftliche Stellung geraten, so mußte das zu sehr intimen Gesprächen Anlaß geben, und jeder Tag konnte die Identität desselben mit Emanuel herausstellen. Diese Heirat durfte also unter keinen Umständen zu stande kommen, und Somirof war entschlossen, alles daranzusetzen, um sie zu verhindern.

Somirof hörte kaum zu, als der Graf nun auf seine Pläne in Bezug auf die Kuranstalt überging. Er überlegte nur weiter, was nun zu thun sei, und für ihn bedurfte es keiner langen Zeit, um einen klaren Ueberblick über die Situa-

tion zu bekommen. Durch die Verkettung der Umstände war er in seinen verbrecherischen Gedanken immer weiter getrieben. Der nächste Schritt mußte der sein, Tiedemann hinwegzuräumen, und er pries seine Vorsicht, in dem langen Peter sich ein willfähriges Werkzeug gesichert zu haben. Es kam also alles darauf an, die Heirat Tiedemanns zu verschieben. Bestand aber der Graf darauf, dieses Vermächtnis seiner Schwester schnell zur Ausführung zu bringen, dann — ja dann mußte dieser selbst verhindert werden, das Schloß seiner Väter zu betreten. Der Graf oder Tiedemann! Einer von ihnen mußte zuerst aus dem Wege geräumt werden, und von der Antwort des Grafen hing es ab, wie die Entscheidung fallen sollte.

— „So wird also im Schlosse bald ein freudiges Fest gefeiert werden?"

— „Ich denke so. Ich weiß, wie sehr meiner Schwester diese Heirat am Herzen lag, und Albertine hat den Kummer der Ungewißheit lange genug ertragen. Sie ist die Erbin meiner Schwester, und so ist für die Zukunft der jungen Leute hinlänglich gesorgt. Ich denke daher meine Rückkehr ins Schloß damit einzuleiten, ein paar glückliche Menschen zu machen und noch heute in der Stille eine kleine Verlobung zu feiern, der die Heirat demnächst folgen soll."

Somirof richtete seinen Körper mehr und mehr empor, indem er diesen Worten lauschte. Er wandte sich dem Grafen zu, der vorgebeugt neben ihm saß und in den Nebel blickte, als suchte er die Stelle, wo Moidele versunken war. Aber die Nebel schwankten über die Eisfläche; sie stiegen langsam höher und höher empor, und nun war das Steinkreuz vollständig davon eingehüllt, daß die ganze Fernsicht den Blicken entschwand.

— „Sehen Sie, Doktor! Da haben wir den Nebel! Wie der Vision Hassans, so hat er auch denen anderer Seher ein Ende gemacht, so oft ich Gelegenheit fand, solche zu befragen.

Keiner ging über den Augenblick hinaus, in dem wir eben stehen. Wie uns dieser Nebel die ganze Welt verhüllt, so verhüllte er mir in der Vision die nächste Zukunft. Aber gleichviel; jenseits dieses Nebels steht Emanuel."

Vor wenigen Minuten noch hätte Somirof geschwankt. Für einen Augenblick war in der Tiefe des Thales das Doblanerhaus sichtbar geworden, das der Teufelskanzel die beiden Fenster seiner Schmalseite zukehrte, als wären dieselben gleich einem Augenpaar auf ihn gerichtet. Er wollte nicht mehr einlenken in den von ihm abgeschworenen Weg des gewaltsamen Verbrechens, wo ein Zufall die Entdeckung bringen konnte. Als aber dann der Graf selbst darauf hinwies, wie sie nun von aller Welt abgeschlossen seien, als die Nebel so dicht zusammenrannen, daß der Graf nur in schwankenden Umrissen neben ihm sichtbar war, da hörte jedes Schwanken Somirofs auf. Dieser eine Augenblick nur war vielleicht seinem Verbrechen günstig. Ließ er diesen vorübergehen, so waren alle seine Pläne unwiderruflich gescheitert.

— „Jenseits dieses Nebels steht Emanuel." So wiederholte der Graf, indem er aufstand und, auf den Bergstock gestützt, über den Rand der Kanzel hinabschaute.

Diesmal antwortete Somirof nur in Gedanken:

— „Du wirst ihn nicht finden. Du selbst hast dein Todesurteil gesprochen."

Mit einem Satze sprang er auf das Postament und schlang den Arm um den Kreuzesstamm, um einen festen Halt zu gewinnen; dann aber mit aller Kraft, deren er fähig war, den Fuß vorschnellend, stieß er dem Grafen den Absatz in den Rücken. Es war die höchste Zeit gewesen. Schon lichteten sich die Nebel, die die That verborgen hatten.

Nur ein einziger gellender Schrei ließ sich vernehmen. Der Graf fiel zu Füßen der Kanzel schwer auf das Eis und seine Arme griffen nach einem Halt; aber nun fuhr er mit

rasender Geschwindigkeit über die starkgeneigte Eisfläche hinab, überschlug sich in fürchterlichem Bogen in der Luft und flog bis zum jenseitigen Rande der Gletscherspalte, wo der schwere Körper dumpf aufschlug.

Weit vorgebeugt, am Kreuzesstamme sich haltend, stand Somirof oben. Schrecken erfaßte ihn, als er den Körper die Spalte überfliegen sah, und wie nun die Arme des Grafen sich zu bewegen begannen. Schon war es ihnen gelungen, den Leib ein wenig aufzurichten, aber damit schien auch die Kraft des Grafen erschöpft zu sein. Er sank wieder zurück, und damit kam der Körper in gleitende rückläufige Bewegung. Mit kollerndem Geräusche verschwand er in der Eisspalte.

Somirof atmete erleichtert auf. Er schaute ringsum. Die Nebel hatten sich wieder zerteilt, die Sonne war wieder sichtbar, und soweit Somirof um sich blickte, er sah nichts als triefend von Licht die glanzvolle Eiswüste. Kein menschliches Wesen hatte die That gesehen. Nur ein Schneehuhn war, durch den Schrei des Grafen aufgeschreckt, davongeflattert.

Graf Karlstein selbst hatte es gesagt, daß er nicht für heute im Schlosse erwartet werde. Damit war für Somirof sein Verhalten vorgezeichnet. Es bestand für ihn gar kein Anlaß, vom Grafen überhaupt zu reden, wenn er ins Schloß zurückkam. Der Weg, seinem Ziele entgegen, lag nun frei vor ihm. Nun galt es, sich der Seele des Mädchens zu bemächtigen, das er als reiche Braut heimführen wollte. Tiedemann erschien ihm, so sicher war er des Erfolges, als kaum zu beachtendes Hindernis. Somirof stieg leichten Schrittes ins Thal hinab. Er fühlte sich wie verjüngt, und bei dem Gedanken an Albertine überkamen ihn Empfindungen, deren er sich nicht mehr für fähig gehalten hätte. Wie vortrefflich war ihm der im richtigen Augenblicke einfallende Nebel zu statten gekommen. Für den Seher Hassan sollte er die That verborgen haben? Vielleicht, aber jedenfalls auch für jedes andre menschliche Auge. Nie-

mand hatte gesehen, daß er mit dem Grafen überhaupt zusammengetroffen war.

In der That, niemand hatte es gesehen, und auch der gellende Schrei des Grafen war in den Lüften verklungen, ohne ein menschliches Ohr zu erreichen. Als aber Somirof an der Blockhütte vorüberkam, da nahte sich ihm, von der Richtung des Doblanerhauses her eiligen Schrittes eine Gestalt. Er erkannte sie nicht, aber offenbar war es ihre Absicht, ihm, der das Doblanerhaus links liegen lassen wollte, den Weg zu kreuzen.

Es war also doch ein menschliches Wesen in der Nähe gewesen. Gleichviel. Nicht mit den Augen eines Falken hätte es den Nebel durchdringen können, der das Steinkreuz eingehüllt hatte. Es hätte nur Verdacht erregen können, wenn Somirof auswich. Er setzte daher gemächlich seinen Weg fort. Ja er that es auch dann noch, als hinter der heraneilenden Gestalt noch mehrere andre sichtbar wurden, die ebenfalls auf ihn zustrebten. Er behielt sie fest im Auge. Jetzt aber gingen blendende kurze Lichtblitze von der Gruppe aus, und wiederholten sich mehrmals. Nun erst erbleichte Somirof. Das war der Schein im Sonnenlichte blitzender Bajonette!

„Nur ruhig!" sprach er sich selber Mut ein, indem er anhielt. In dieser Entfernung konnte man ihn so wenig erkannt haben, wie er die Leute der Gruppe. Er wandte sich um, wie die Berge betrachtend, und maß die Entfernung zum Gletscher für den Fall der Flucht. Aber schon war sie ihm abgeschnitten. Auch von der Blockhütte her blitzten jetzt Bajonette auf und näherten sich ihm. Der Rückweg war ihm verlegt. Er atmete schwer; aber nur Kaltblütigkeit konnte ihn noch retten. Er ging auf die vordere Gruppe zu, jetzt aber eilenden Schrittes; denn wenn er mit dem Grafen vor der That auch nur einen Augenblick gesehen worden war, dann mußte er denselben als verunglückt hinstellen, sich selbst aber als im Begriffe befindlich, Rettung aufzubieten.

Er winkte der vordersten Gestalt entgegen. Schon erkannte er in ihr Tiedemann, der auf ihn zustürzte:

— „Elender Mörder!“ drang es an Somirofs Ohr.

— „Sind Sie des Teufels, Tiedemann? Ihr Verstand scheint ärztlicher Hilfe zu bedürfen.“

— „Leugnen Sie nicht. Ihre That liegt klar wie Sonnenschein vor uns!“

— „Ich verachte Ihre Narrheiten! junger Mann. Der Graf ist durch sein eigenes Ungeschick verunglückt! Darum eilte ich eben, Hilfe zu holen.“

Tiedemann war viel zu sehr erregt, als daß er diese Worte abgewogen hätte. Aber auch der Untersuchungsrichter hatte sie vernommen. Er war von ihnen verblüfft, aber er zeigte die Besonnenheit seines Amtes, und als Tiedemann, eben den Namen der Gräfin Leonore aussprach und Somirof den Giftmord ins Gesicht schleudern wollte, da fühlte er sich energisch am Arme gefaßt und unsanft zurückgeschoben.

— „Schweigen Sie, Herr Tiedemann!“ rief der Untersuchungsrichter, so daß der Angerufene vor Erstaunen ganz außer sich geriet, Somirof aber in neu erwachender Hoffnung spöttische Blicke auf Tiedemann warf.

Aber diese Täuschung währte nicht lange. Der Untersuchungsrichter trat auf ihn zu:

— „Herr Doktor Somirof! Im Namen des Gesetzes, Sie sind verhaftet!“

— „Begreife die Verblendung, wer kann! Die schnellste Hilfe thut not, und nun halten Sie mich mit den ungereimtesten Dingen von der Welt auf, während Graf Karlstein —“

— „Nicht um ihn handelt es sich!“ rief nun Tiedemann entrüstet. Aber schon drängte ihn der Untersuchungsrichter zurück, bevor das unvorsichtige Wort gesprochen war, das ihm auf der Zunge lag.

— „Ich muß Sie ernstlich auffordern zu schweigen, Herr Tiedemann! Ich allein habe hier meines Amtes zu walten, und befehle Ihnen, mich nicht mehr zu unterbrechen.“

Er wandte sich an Doblaner, der eben so wenig, wie Tiedemann selbst begriff, was vorging, und forderte ihn auf, mit zweien der ihm zugeteilten Gendarmen schleunigst alle Vorbereitungen zur Rettung zu treffen, Tragbahre, Seile und Steigeisen herbeizuschaffen. Dann kehrte er sich Somirof zu.

— „Sie haben recht, Herr Doktor; eilige Hilfe thut not. Sie zu verhaften war aber meine Pflicht, der ich mich nicht entziehen durfte. Nun aber erzählen Sie den Vorgang.“

Somirof atmete erleichtert auf, und mit eiligen Worten erzählte er, daß er zu seinem Erstaunen einen Touristen ohne Führerbegleitung herabkommen sah, in dem er trotz des Nebels den Grafen zu erkennen glaubte, daher er den bereits zurückgelegten Weg wieder anstieg, ihn zu begrüßen. Schneller, als er es selbst vermocht, habe der Graf die Teufelskanzel erreicht. Was vorgegangen, vermöge er nicht zu sagen. Nur ein Schrei sei an sein Ohr gedrungen, und als er hinübergekommen, war die Kanzel leer.

Schon traf Doblaner mit den Rettungsutensilien ein, ihm folgten die Männer mit der Tragbahre, überholt von Albertine und Bertha, die verstörten Blickes und schweratmend heraneilten.

„Eilen wir! rief Somirof. Verlieren wir keine Zeit mit Worten. Gegen Anklagen aber werde ich mich auch später zu verantworten wissen!“

„Mein Vater! mein Vater!“ rief Tiedemann verzweifelt.

Albertine blickte mit Thränen in den Augen nach dem Geliebten, der in dem Augenblick selbst, da er den Vater gefunden, ihn wieder verlieren sollte. Wer aber über den Ausruf Tiedemanns wie versteinert stand, das war Somirof. Daß Tiedemann den Grafen als seinen Vater wußte, das war noch

unbegreiflicher, als alles übrige. Aber er hatte keine Zeit, darüber nachzudenken. Der Untersuchungsrichter trat auf ihn zu. Durch die energische Weise, womit er Tiedemann das Wort abgeschnitten, hatte er aus Somirof eine Erzählung herausgelockt, die — er zweifelte daran nicht — sich auf ein neues Verbrechen bezog. Er konnte daher den leisen Spott nicht unterdrücken, der sich seiner Befriedigung beimischte:

— „Niemand, Herr Somirof, wußte den Grafen Karlstein auch nur in der Nähe. Sie selbst erst haben uns Kunde davon gegeben. Was mich hierher geführt hat, Sie zu verhaften, das ist das Verbrechen, an Gräfin Leonore begangen, dessen Sie angeklagt sind. Ob Graf Karlstein verunglückt ist, oder ob auch in diesem Falle Ihre verbrecherische Hand im Spiele ist, das wird die Untersuchung ergeben."

Unter der Wucht dieser doppelten Anklage wurde Somirof bleicher, als das Firnfeld; er setzte keinen Widerstand entgegen, als auf einen Wink des Untersuchungsrichters die Gendarmen ihm die Handfessel anlegten. Nun war alles verloren! Der Giftmord im Schlosse war auf unbegreifliche Weise entdeckt! Das Geheimnis von Tiedemanns Geburt war aufgehellt! Er selbst aber, dem Untersuchungsrichter in die Falle gegangen, hatte eine That verraten, die niemand gesehen hatte, und die ohne seine Thorheit ewiges Geheimnis geblieben wäre! Die Partie war verloren! Er blickte auf die beiden bewaffneten Männer, die ihm zur Seite standen, und schaudernd kam ihm die Erinnerung an eine Lage, in der er schon einmal gewesen. Er dachte zurück an die langen leidensvollen Jahre der Gefangenschaft, und war entschlossen, lieber ein wertlos gewordenes Leben abzuschütteln, als noch einmal dem Gesetze in die Hände zu fallen. Seine Hände auf dem Rücken waren aneinandergefesselt, aber die Finger waren noch frei. Ein spöttischer Zug umspielte seine Lippen, als er den Ring an seiner Linken be-

fühlte und die Kapsel daran, die einen kurzen Giftstachel barg. Als er aus seiner ersten Gefangenschaft befreit worden, hatte er das Kleinod erworben, und er hielt es wert, wie einen treuen Freund, der ihm aus der Not helfen konnte, wenn er je wieder in die frühere Lage kommen sollte.

Somirof nahm eine trotzige, ja stolze Haltung an, und schaute nach der Gruppe, die bei den Eisspalten bereits in Thätigkeit war. Nur die beiden Frauen waren zurückgeblieben und saßen verstört, Somirof den Rücken wendend, auf einem Stein der Moräne.

Am Rande der Eiskluft bewegten sich die Männer hin und her. Man rief den Namen des Grafen; aber keine Antwort drang herauf. Doblaner legte sich auf den Boden und schob sich so weit vor, um in die Spalte hinabzuschauen, aus der ihm eisige Kälte entgegenschlug. Die vorspringenden Zacken und Flächen verwehrten den Blick in die Tiefe. Aber eine Stelle fand sich, wo eine überhängende Schneewehe sich durchgeschlagen zeigte. Das war unterhalb desselben vereisten Höckers, der eine Stelle des Firnfeldes wölbte, und wo einst auch Moidele beim Herabgleiten in die Höhe geworfen worden war, um dann in schrecklicher Kurve, ohne weiter den Boden zu berühren, in der Spalte zu verschwinden. Doblaner fand den tiefen Eindruck, den der aufschlagende Körper des Grafen zurückgelassen hatte, und der breite Streifen im Schnee, der rückläufig die Spalte erreichte, verriet ihm den Vorgang. Graf Karlstein war am gleichen Platze verunglückt, wie Moidele.

Schnell wand sich Doblaner das Seil um den Leib, und während die übrigen mit vorgestemmtem Fuße es fest gespannt hielten und langsam nachließen, verschwand sein Haupt mit den weißen Haaren in der Spalte.

— „Langsam! langsam!“ tönte es herauf, und immer tiefer glitt das Seil über den Rand. Jetzt aber hörte die Spannung auf, und eine Pause trat ein.

— „Alle Mann an das Seil!“ tönte es aus der Unterwelt herauf, und alle beeilten sich, die Hände anzulegen.

— „Langsam aufziehen!“ ließ sich Doblaner abermals vernehmen. Mit übereinander vorgreifenden Händen wurde Stück um Stück das Seil aufgezogen, um langsam die Last heraufzuziehen, die mit vermehrtem Gewichte daran zu hängen schien. Kein Wort wurde zwischen den Männern gewechselt, aber sie schauten einander an, und ihre Blicke sagten sich, daß der Graf gefunden sei. Ob tot oder lebendig, das allein war noch die Frage.

Jetzt tauchte Doblaners Kopf über der Spalte auf, dann der Oberleib, und nun konnte er mit den Armen sich vom Rande abstoßen, den Aufzug zu erleichtern. Jetzt zeigte sich das Seil, um die doppelte Last geschlungen. Aber nein, — das war nicht der Körper eines Menschen, mit dem Doblaner sich zusammengekoppelt hatte. Eine unkenntliche Bürde, und doch eine Leiche. Dichte Flechten von goldenem Haare hingen hernieder, und da nun alle hinsahen, blickten sie in das mumienhaft verschrumpfte Antlitz eines Mädchens. Die Gewänder waren zerrissen und zerfielen teilweise unter der Berührung, als die Leiche auf das Firnfeld gelegt wurde. Noch war das schwarze Mieder kenntlich, der rotwollene Rock und Bergschuhe, die an den eingeschrumpften Füßen schlotterten. Das war Marietta. Die eisige Kälte ihres Grabes hatte sie vor der Verwesung bewahrt, und der seit einer Reihe von Jahren stetig abschmelzende Gletscher hatte die Leiche aus ihrer Umklammerung befreit.

Doblaner stand nun oben, mit thränenüberströmtem Gesicht; aber er ließ die Leiche liegen und wenige Schritte seitwärts eilend bezeichnete er die Stelle, wo Graf Karlstein liege. Wieder ließ er sich hinabseilen, und wieder wurde er von den fest zugreifenden Händen heraufgezogen. Die Last war schwerer noch, als das erste Mal. Der Gendarm der der Spalte

zunächst stand, gab das Kommando, das die Kräfte der Ziehenden auf den richtigen Augenblick vereinigte. Ein letztes „Auf!" dann tauchte Doblaner wieder empor. Ein bleiches Gesicht lehnte ihm an der Schulter. Die vom Seile gemeinschaftlich umschlungenen Körper wurden gelöst, und unter den Armen und Knieen gehoben, wurde nun Graf Karlstein hinabgetragen und auf die Tragbahre gelegt.

Doblaner benetzte die Lippen des Verunglückten und die Schläfen mit Branntwein und befahl, durch heftige Reibungen den Erstarrten zu erwärmen. Eine Verletzung, von Hautschürfungen abgesehen, war nicht sichtbar. Die Erschütterung durch den heftigen Sturz allein war es, die zu fürchten war.

Nach längeren Bemühungen begann sich das Antlitz des Grafen zu röten. Er schlug die Augen auf, das Bewußtsein kehrte zurück. Er blickte verstört, aber bald erkannte er, daß er in den Händen von Freunden sei, die ihn zu retten bestrebt waren. Er wollte sprechen, aber erst, als ihm eine Decke unter das Haupt geschoben war, flüsterte er:

— „Ich danke euch, meine Freunde! Es ist zu spät. Mein Leben geht dahin."

Der Untersuchungsrichter, mit vorgestrecktem Arme nach dem Gefangenen deutend, stellte nun die Frage:

— „Graf Karlstein, haben Sie eine Anklage gegen diesen Mann vorzubringen?"

— „Somirof ist mein Mörder! Er, den ich für den treuesten der Freunde hielt!"

Die Worte drangen langsam, aber bestimmt an Somirofs Ohr.

— „Können Sie Aufschlüsse geben über die Motive seiner That?"

— „Nein, ich hatte alles Vertrauen in ihn. Mit seiner Hilfe sollte ich Emanuel finden!"

Aber schon kniete Tiedemann neben der Tragbahre des

Grafen, und unter Thränen bedeckte er die Hände desselben mit Küssen:

— „Ich bin Emanuel, dein Sohn!"

Aber plötzlich sich besinnend, daß er dem Sterbenden Unglaubliches zu hören gebe, winkte er Albertine heran, die es noch nicht gewagt hatte, näher zu treten. Sie sank weinend auf der andern Seite der Tragbahre auf die Kniee und gab sich als Nichte zu erkennen.

— „Nimm meinen Segen, liebes Kind, und sei glücklich mit Tiedemann!"

— „Wir knieen beide vor dir, schluchzte sie, indem sie über den Körper des Grafen nach Tiedemanns Hand griff. Tiedemann ist dein Sohn Emanuel und mein Verlobter."

Sie nahm aus Emanuels Hand die Goldmünze, die an der Kette hing, und hielt sie dem Grafen vor.

— „Moidele! Dein Kind!" flüsterte der Graf, und mit liebevollen Blicken Emanuels Haupt an sich ziehend, drückte er einen Kuß auf die Stirne seines Sohnes.

Während dieses Vorgangs war der Untersuchungsrichter hinweggetreten und zog den Vater Theodors mit sich:

— „Wir wollen dem Sterbenden den Anblick seines Mörders ersparen", sprach er und gab Befehl, den Gefangenen abzuführen. Aber Somirof warf dem Manne des Gesetzes einen Blick der Verachtung zu.

— „So stirbt ein Somirof!" entgegnete er, und mit den Worten eines deutschen Dichters fügte er bei: „Ade, verfluchte Welt! Du See voll rauher Stürme!" Totenbläſſe überzog sein Gesicht, das Haupt sank nieder, und, wie vom Blitze getroffen, stürzte er nach vorwärts zusammen. Die Finger der gefesselten Hände lösten sich voneinander, die geöffnete Kapsel wurde sichtbar und Blutstropfen, die von der einen Hand herabsickerten. Der Untersuchungsrichter beugte sich hinab und erkannte, was geschehen war.

— „Er hat das Urteil selber an sich vollzogen. Seine That ist gesühnt! Sie aber, mein lieber Kollege, werden noch heute Ihren Sohn Theodor in Freiheit sehen.“

— „Die einzige Aufgabe, die mir in diesem Drama noch zu thun bleibt!“ entgegnete Theodors Vater. Aber nun trat auch Bertha an seine Seite. Sie hatte das Wort des Untersuchungsrichters vernommen und ließ sich vom Vater ihres Geliebten umarmen.

Von allen unbemerkt hatte inzwischen auch Doblaner sich entfernt. Nachdem er gesehen, daß der sterbende Vater seinen Sohn gefunden, war er die Moräne hinangestiegen, und nun kam er zurück, die Leiche Moideles in den Armen, die er wie ein Kind fest an sich drückte und neben den Grafen auf die Bahre legte. Schluchzend hielt er dem Grafen die Mumienhand entgegen, an der noch der Goldreif mit dem Rubin glänzte. Entsetzt war der Graf ausgewichen; aber nun, da er vernahm, daß es Moideles Leiche sei, flüsterte er ein Wort des Dankes. Sein Gesicht erschien wie von innerem Glücke durchleuchtet. Mit schwacher Hand griff er nach der Goldflechte, drückte sie an seine Lippen, und bewußtlos sank er zurück.

Man hielt ihn für tot, und alle starrten ihm in das Antlitz, das noch immer zu lächeln schien. Noch einmal öffneten sich die Lippen. Die Stimme, die zu einem Geflüster herabsank, nannte Moidele. Die Hand griff nach der von Albertine und vereinigte sie über seiner Brust mit der Emanuels.

— „Seid glücklich! Ich bin es!“ murmelte der Sterbende. Einen liebenden Blick noch warf er auf Doblaner, dann aber gewannen die Züge ein lebloses Ansehen. Die Lippen bewegten sich noch, und als Emanuel sich herabbeugte, das letzte Wort seines Vaters noch zu erhaschen, vernahm er die hauchend gesprochenen Worte: „Alles erscheint versöhnlich im Lichte der Unsterblichkeit!“

Ein langgezogener Atemzug ließ sich vernehmen. Der Körper streckte sich gewaltsam, die Hände des Toten fielen kraftlos herab.

Vom trüben Himmel hernieder durch einen Wolkentrichter warf die Sonne einen Lichtbündel auf die Teufelskanzel, als sei nun der Fluch von dieser Stelle genommen. In Verklärung erglänzte das nebelfeuchte Kreuz am Ferner, um welches, gleich einem Totenkranze, die Geschicke zweier Liebenden sich schlangen.

Anmerkungen.

---

1. (Seite 131.) Vgl. „Les rêves et les moyens de les diriger.“ Paris, Amyot, 1867. Der ungenannte Verfasser dieser Schrift — Hervey — gibt mehrere Verfahren an, unsre Träume, dem allgemeinen Inhalt nach, willkürlich zu regeln, wobei allerdings die Detailarbeit der Traumphantasie überlassen bleibt. Ein zuverlässigeres Mittel, welches aber fremde Hilfe erfordert, bietet die hypnotische Suggestion. Das Thema der künstlichen Träume habe ich ausführlich behandelt in meinen „Studien aus dem Gebiete der Geheimwissenschaften". II, 53–75. (Leipzig, Friedrich, 1891.)

2. (Seite 133.) Vgl. Edward William Lane: „Sitten und Gebräuche der heutigen Aegypter." Deutsch von Dr. Julius Theodor Zenker. (Leipzig, Dyk.) II, 89—98. Die merkwürdigen Berichte Lanes werden auch von andern Orientalisten bestätigt: Quarterly Review Nr. 117 vom Juli 1837; ferner Léon de Laborde in der Revue des deux mondes. 1833, Augustheft. Vgl. Görres: „Die christliche Mystik." III, 598—613.

3. (Seite 147.) Vgl. Eckermann: „Gespräche mit Goethe." (Leipzig, Brockhaus, 1867.) III, 137.

4. (Seite 170.) Kant stellt in den „Träumen eines Geistersehers" die Ansicht auf, der Mensch sei ein Doppelwesen, ein in zwei Personen zerfallendes Subjekt; Gegenstand unsres Bewußtseins sei nur die irdische Person, während die andre Wesenshälfte uns unbewußt sei, „solange alles wohl steht". Daß unsre jenseitige, d. h. jenseits unsrer Empfindungsschwelle liegende Wesenshälfte in abnormen Zu-

ständen teilweise in die Erscheinung tritt, zeigt der Somnambulismus. Kants „Träume eines Geistersehers" sind vielfach mißverstanden worden, ja man hat in ihnen eine bloße Satire auf den Geisterglauben sehen wollen; aber er selbst verficht die obige Anschauung noch entschiedener in seinen von Pölitz herausgegebenen „Vorlesungen über die Metaphysik". (Erfurt 1821.) Diese Vorlesungen haben das unbegreifliche Schicksal gehabt, in gänzliche Vergessenheit zu geraten, und sind erst 1880 durch Professor Hans Vaihinger wieder entdeckt worden; sie fehlen aber in den Gesamtausgaben der Kantschen Werke. Den interessantesten Teil derselben habe ich unter dem Titel „Kants Vorlesungen über Psychologie" neu herausgegeben. (Leipzig, Günther, 1889.)

5. (Seite 172.) Der berühmte Naturforscher Chladni ist für die Realität der Meteorsteine eingetreten in seiner Schrift: „Ueber Feuermeteore und die mit denselben herabgefallenen Massen." (Wien 1819.) Seine Ansichten wurden aber als Thorheit verlacht; ja man ging, wie er selbst berichtet, so weit, „daß man die meisten in öffentlichen Sammlungen aufbewahrten Meteormassen weggeworfen hat, weil man befürchtete, sich lächerlich zu machen und für unaufgeklärt gehalten zu werden, wenn man nur die Möglichkeit der Sache zugebe." Vgl. Zöllner: „Wissenschaftliche Abhandlungen." III, 400—403.

6. (Seite 177.) Vgl. Heliodor: „Aethiopische Geschichten." VI, 14. Dort findet sich die ausführliche Beschreibung einer Totenbeschwörung unter Verwendung organischer Substanzen. Ein neuerer Nekromant, Lazar Baron Hellenbach, hat bei ähnlichen Experimenten die teilweise Aufzehrung von Wasser, Oel, Mehl, Honig und einem rohen Ei beobachtet. Vgl. Hellenbach: „Die neuesten Kundgebungen einer intelligiblen Welt. (Wien, Rosner, 1881.) S. 25.

7. (Seite 189.) Die praktische Verwertung des Somnambulismus zu derartigen Zwecken läßt sich nicht bezweifeln. Eine beträchtliche Anzahl solcher Fälle habe ich zusammengestellt in der Schrift: „Das hypnotische Verbrechen und seine Entdeckung." (München, Verlag der Akademischen Monatshefte, 1889.)

8. (Seite 190.) Puységur: Mémoires pour servir à l'histoire et à l'établissement du magnétisme animal. (Paris, Dentu, 1820.) Derselbe: Du magnétisme animal. (Paris, Dentu, 1820.) Derselbe: Recherches, expériences et observations physiologiques sur l'homme. (Paris, Dentu. 1811.) — Deleuze: Défense du magnétisme animal. (Paris 1819.) Derselbe: Histoire critique du magnétisme animal. (Paris 1819.) Derselbe: Praktischer Unterricht über den tierischen Magnetismus. Aus dem Französischen übersetzt von J. X. Schumacher. (Stuttgart, Hallberger, 1853.) — Kluge: Versuch einer Darstellung des animalischen Magnetismus als Heilmittel. (Berlin 1815.)

9. (Seite 228.) In dem oben erwähnten Buche von Lane (II, 93. 97) sieht der somnambule Knabe vor dem Eintritt der eigentlichen Vision in dem Tintenspiegel einen Mann, der mit einem Besen den Boden fegt; ebenso sieht dort eine junge englische Dame einen Besen, der von selbst den Boden fegt. Dieser Umstand scheint mir beachtenswert zu sein; denn ich finde ihn schon erwähnt bei dem Philologen Casaubonus, der die Tagebücher des Mathematikers John Dee herausgab. Casaubonus: A true and faithfull relation of what passed for many years between Dr. John Dee and some spirits. (London 1659.) Dieses Buch, welches übrigens zu den größten litterarischen Seltenheiten gehört, berichtet über spiritistische Sitzungen, welche John Dee im 16. Jahrhundert (!), zum Teil an europäischen Höfen, hielt. Einen ziemlich ausführlichen Bericht darüber gibt Karl Kiesewetter in den Münchener „Akademischen Monatsheften" Nr. 78—82. Was nun den auch bei Casaubonus (S. 25) vorkommenden Mann mit dem Besen betrifft, der dort eine durch einen Krystall erweckte Vision einleitet, so sieht Kiesewetter darin „die Symbolik des Ausfegens materieller Hindernisse des Fernsehens". Auffällig bleibt aber immerhin das Zusammentreffen dieser Symbolik in so weit auseinanderliegenden Fällen; denn wie schon der Bischof Synesius in seiner Abhandlung über die Träume sagt, ist die Symbolik der Träume und Visionen durchaus individuell, daher denn auch eine allgemein gültige Traumdeutungskunst nicht möglich ist. Den „Mann mit dem Besen" finde ich noch bei Jaffur

Shoureef: „Guanoon-E-Islam“, Translated by G. A. Herklots. (London 1832.) Seite 228 u. 309. Eine Frau mit dem Besen in ähnlichem Sinne kommt vor bei Plutarch: Dion. C. 55. —

10. (Seite 250.) Dieses Phänomen der räumlichen Umkehrung kommt nicht nur beim automatischen Schreiben, sondern bei verschiedenen mystischen Vorgängen häufig vor, so daß ihm wohl ein noch unbekanntes allgemeines Gesetz zu Grunde liegt. Ich habe dieses Phänomen ausführlich behandelt in den „Studien aus dem Gebiete der Geheimwissenschaften.“ II, 179—199.

11. (Seite 252.) Der Knabe Richard, über dessen merkwürdigen Somnambulismus sein Arzt und Bruder Bericht erstattet hat, sagt: „Wenn ich in die Zukunft sehe, so sehe ich die fortlaufenden Ursachen auf einmal voraus und der Geist des Schicksals steht vor mir.“ Bernhard Görwitz: „Richards natürlich-magnetischer Schlaf.“ 115. (Leipzig 1837.) Vgl. Görwitz: „Idiosomnambulismus.“ (Leipzig 1851.) Schopenhauer erklärt die Möglichkeit des zeitlichen Fernsehens daraus, daß die Zeit nur subjektive Erkenntnisform des menschlichen Verstandes sei, andrerseits aber aus der Notwendigkeit alles Geschehens. Diese Notwendigkeit berechtigt uns aber nicht zur Annahme einer Prädestination unsres Schicksals, noch hebt sie unsre Freiheit im transcendenten Sinne auf. Vgl. Kant: „Kritik der reinen Vernunft.“ 369--375. (Ausg. von Kehrbach.) Schopenhauer: „Die Welt als Wille und Vorstellung.“ I, 356. Schopenhauer: „Parerga.“ I, 218; II, 251 u. fg. Dem Problem des Fernsehens habe ich den größeren Teil meiner Schrift „Fernsehen und Fernwirken“ gewidmet.

12. (Seite 259.) Einen solchen Brief reproduziert im Original und in Uebersetzung Hellenbach in seiner Schrift: „Geburt und Tod als Wechsel der Anschauungsform.“ 31—33. (Wien 1885.)

13. (Seite 260.) Dr. Pruner-Bey, geb. 1808 zu Pfreimd in Bayern, gest. 1882 in Pisa, lebte etwa drei Jahrzehnte in Aegypten, wo er sich gelegentlich mehrerer Epidemien hervorragende Verdienste erwarb. Einen Nekrolog dieses ausgezeichneten Mannes findet der Leser in der Münchener „Allgemeinen Zeitung“ (Beilage vom 24. Januar 1883). Als ich einst als elfjähriger Knabe gelegentlich einer Fußreise zu Dr. Pruner-Bey nach Meran kam, traf ich ihn mit einem

Fremden im Gespräche über Phrenologie, und indem er mich selbst zum Objekt seiner phrenologischen Darlegungen machte, sprach er über meine Zukunft Vermutungen aus, die in immerhin merkwürdiger Weise eingetroffen sind. Bei meinem letzten Besuch in Pisa (1880) sprachen wir über ägyptische Magie, und er war es, der mich dabei auf das oben angeführte Buch von Lane aufmerksam machte. Die Realität dieser Magie unterlag für ihn keinem Zweifel; nur wir Europäer — so meinte er — wissen davon nichts.

14. (Seite 266.) Der Fakir Cowindasamy ist keine Erfindung des Autors. Der jüngst verstorbene Orientalist Louis Jacolliot — ein Nekrolog desselben steht in den Annales politiques et littéraires vom 16. November 1890 — hat mit diesem Cowindasamy Experimente der merkwürdigsten Art angestellt, welchen gegenüber die Meinung, die Fakire seien nur geschickte Taschenspieler, sich als ganz hinfällig erweist. Vgl. Jacolliot: Le spiritisme dans le monde. (Paris, Lacroix, 1891.) Die bei den Fakiren auftretenden Phänomene sind dem Wesen nach identisch mit den in neuerer Zeit bei spiritistischen Sitzungen beobachteten. Wir müssen also die Fakire als Medien bezeichnen, aber als solche von außerordentlicher Art, weil sie ihre Fähigkeiten nach einer seit Jahrhunderten anerkannten Methode systematisch ausbilden. Was speziell die Nebelhände betrifft, die ich selbst unter den zwingendsten Bedingungen beobachtet habe, so kommen dieselben bei Jacolliot vor, aber auch in den Berichten von William Crookes über seine spiritistischen Experimente mit einem Medium. Von einem Gelehrten ersten Ranges ausgehend, bilden diese Berichte vielleicht das merkwürdigste Buch unsres Jahrhunderts. Eine vollständige Zusammenstellung derselben in deutscher Sprache existiert nicht, wohl aber in französischer: Nouvelles expériences sur la force psychique. Recherches sur les phénomènes du spiritualisme. Par William Crookes, membre de la Société Royale de Londres. Traduit de l'Anglais par J. Alidel. Paris. Librairie des sciences psychologiques.

15. (Seite 300.) Das Phänomen des forcierten Pflanzenwachstums habe ich zu erklären versucht in den „Studien aus dem Gebiete der Geheimwissenschaften". I, 58—76. Auch dieses Phänomen kommt sowohl bei Fakiren als Medien vor. Ausführliche Schilde-

rungen findet der Leser bei Jacolliot und in dem nicht genug zu empfehlenden Buche von Alexander Aksakof: „Animismus und Spiritismus.“ I, 131—139. (Leipzig, Mutze, 1891.) Skeptische Leser, welche vielleicht dieses und andre Kapitel meiner Erzählung mit Kopfschütteln begleiten, werden ganz anders urteilen, wenn sie das Buch von Aksakof gelesen haben werden, und dann allenfalls noch zur historischen Orientierung das grundlegende Werk von Karl Kiesewetter: „Geschichte des Occultismus.“ (Leipzig, Friedrich, 1891.) Leser, welchen dieses Gebiet aus eigener Erfahrung vertraut ist, werden ohnehin erkennen, daß ich in meinen Schilderungen nicht phantasiere, sondern mich an die Wirklichkeit halte.

16. (Seite 325.) Vgl. W. Preyer: „Die Entdeckung des Hypnotismus“ (Berlin 1881), sowie die Schrift des gleichen Verfassers: „Der Hypnotismus. Ausgewählte Schriften von Braid.“ (Berlin 1882.)

17. (Seite 336.) Die Anschauung, daß wir selbst die Dramaturgen unsres Lebens seien, daß uns also unser Schicksal nicht durch eine fremde Macht — sei es nun die Vorsehung oder der Zufall — auferlegt, sondern die notwendige Folge einer früheren Existenzform sei oder sogar durch eine vorgeburtliche Wahl zum Besten unsres transcendentalen Wesenskernes freiwillig übernommen wurde, — diese Anschauung lautet allerdings im höchsten Grade paradox, aber sie wäre, als Bestandteil einer herrschenden Weltanschauung gedacht, für die Gestaltung unsrer sozialen Verhältnisse von der höchsten Bedeutung. Ihre früheste Form hat diese Anschauung erhalten in der buddhistischen Karmalehre, verbunden mit dem Reinkarnationsglauben. Danach ist in der Reihe unsrer aufeinanderfolgenden Existenzen jede einzelne die notwendige Wirkung aller früheren, je nach dem Verdienste, das wir in diesen gesammelt, oder der Schuld, die wir auf uns geladen. Damit ist das physische Gesetz von der „Erhaltung der Kraft“ auf das moralische Gebiet ausgedehnt. Dieselbe Vorstellung finden wir bei den französischen reinkarnationsgläubigen Spiritisten von der Schule Allen Cardecs. Man kann sogar dieser exoterischen, auf das Verständnis der Massen berechneten Ausdrucksform einer Wahrheit die wohlthätige soziale Wirkung nicht bestreiten, und diejenigen Polizeivorstände, die manchmal schon da und dort gemeint

haben, dem Spiritismus entgegentreten zu müssen, könnten in Paris eines Besseren belehrt werden, wo Cardec sehr viele Anhänger unter den Arbeitern zählt, die sich durch ihren Reinkarnationsglauben zwar nicht von ihren sozialistischen Ideen abhalten lassen, wohl aber von anarchistischen. Unsre deutschen Arbeiter dagegen, die dem Spiritismus noch ganz fremd sind, glauben gleich den russischen Nihilisten an das Evangelium von Ludwig Büchner: „Kraft und Stoff".

In esoterischer Gestalt begegnet man der oben erwähnten Lebensanschauung bei solchen Philosophen, welchen Tiefsinn gewiß nicht abzusprechen ist. Platon drückt seinen bezüglichen Glauben in der mythischen Form aus, daß die Menschen das Leben, das sie führen wollen, und den Schutzgeist, der sie führen soll, selbst w ä h l e n, daß sie aber alsdann g e n ö t i g t sind, das gewählte Schicksal zu erleiden. Platon hat diese Ansicht im Interesse der Ethik aufgestellt und hat erkannt, daß die Verantwortlichkeit des Menschen für sein Thun so besser gewahrt ist, als durch alle Weltanschauungen, in welchen unser Schicksal uns äußerlich auferlegt wird. (Platon: Der Staat, X, c. 15.) Kants Lösung der Antinomie von Notwendigkeit und Freiheit und seine Unterscheidung zwischen empirischem und intelligiblem Charakter kommt im Grunde auf Platons Ansichten hinaus. (Kritik der reinen Vernunft, [Kehrbach] 369—375. Kritik der praktischen Vernunft, 114—121.) Die Lehre vom Schutzgeist, und zwar nicht nur die christliche, hängt ebenfalls mit dieser Vorstellung zusammen, müßte aber esoterisch in dem Sinne gefaßt sein, daß unser eigenes transcendentales Subjekt unser Schutzgeist sei. Mehr oder weniger ist es so verstanden bei Apulejus (De deo Socratis), Jamblichus (De myst. Aegypt. sect. IX, c. 6), Proclus (Kommentar zu Alcibiades), Plutarch (De genio Socratis c. 22) und — wo man es nicht vermuten sollte — bei Theophrastus Paracelsus (Werke II, 36. Straßburg 1603) in der Abhandlung: De fati impressionibus.

Den besten Beweis dafür, daß wir bei tiefem Besinnen über Leben und Schicksal solchen Anschauungen nicht entgehen können, hat Schopenhauer insofern geliefert, als er i m W i d e r s p r u c h m i t s e i n e m e i g e n e n S y s t e m die so klare und tiefe Abhandlung „Ueber die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksale des Einzelnen" schrieb. (Parerga I, 213—238; II, 149.) Man erkennt aus dieser

Abhandlung, wie auch aus seinem „Versuch über das Geistersehen“ (Parerga I, 239—328) den tiefen Einfluß mystischer Studien und wie nahe er daran war, den Ring seines eigenen metaphysischen Systems zu sprengen und in den metaphysischen Individualismus einzumünden, dem in der That keiner entgeht, der in die Tiefen des menschlichen Seelenlebens eindringt. Diese werden aber erst offenbar in den Thatsachen des Somnambulismus. Die offizielle Wissenschaft, die sich auf bloße Bewußtseinspsychologie beschränkt, bringt es zu keinem Seelenbegriffe, der den Angriffen des Materialismus stand halten könnte. Dagegen ist eben das Studium des Somnambulismus sehr geeignet, jenes von Platon und Schopenhauer aufgeworfene Problem uns zum Bewußtsein zu bringen, demgemäß auch unser äußeres Schicksal unser eigenes Werk ist. Dieses Problem im Sinne einer individuellen Vorsehung nach Art des Sokratischen Dämons zu lösen, habe ich versucht in der „Mystik der alten Griechen“, 121—170. Auch der Philosoph Bahnsen in seinem realdialektischen Werke: „Der Widerspruch im Wissen und Wesen der Welt“ (II, 458—497), hat sich mit diesem Probleme beschäftigt.

18. (Seite 337.) Das Verfahren Braids, den Hypnotismus zu erzeugen, ist in neuerer Zeit nicht mehr sehr gebräuchlich. Die medizinische Schule von Nancy — Liébault, Bernheim und Beaunis, sowie Liégeois — verwendet die Suggestion nicht erst innerhalb des hypnotischen Schlafes, sondern schon zur Erzeugung desselben.

19. (Seite 357.) Der Leser, welcher die Entstehungsgeschichte des modernen Hypnotismus nicht kennt, könnte geneigt sein, mir hier einen Anachronismus vorzuwerfen. Mit Unrecht; denn unbeschadet der großen Verdienste, welche sich die Schule von Nancy erworben hat, erfordert doch die Gerechtigkeit, zu sagen, daß schon die Schüler Mesmers im vergangenen Jahrhundert nicht nur die Suggestionsfähigkeit der magnetischen Somnambulen entdeckt, sondern auch die juristische und pädagogische Bedeutung der Suggestion erkannt haben. Zahlreiche Belege für diese Behauptung habe ich aus der Mesmerischen Litteratur zusammengestellt in den „Studien aus dem Gebiete der Geheimwissenschaften“ (I, 185—206). Zschokke in seiner Erzählung „Die Verklärungen“ hat den posthypnotischen Befehl schon vor einem halben Jahrhundert novellistisch verwertet. Die moderne Medizin

verwirft — mit ehrenvollen Ausnahmen — noch heute den Mesmerismus, entdeckt aber nun im Hypnotismus Dinge, die schon seit hundert Jahren bekannt sind.

20. (Seite 383.) So paradox dieser Gedanke ist, so bildet er doch eine unvermeidliche logische Folgerung aus der Präexistenz. Derselbe Gedanke findet sich ausgesprochen bei Kant in seinen „Vorlesungen über die Metaphysik" (251) und bei Swedenborg (Neues Jerusalem, § 148), wie denn überhaupt der deutsche Philosoph und der schwedische Seher in einer ganzen Reihe von Punkten übereinstimmen. Vgl. meine Einleitung „Kants mystische Weltanschauung" (50) zu „Kants Vorlesungen über Psychologie", welche den wichtigsten Teil der eben erwähnten „Vorlesungen über die Metaphysik" bilden. (Leipzig 1889.)

21. (Seite 390.) In neuerer Zeit ist es besonders Professor Forel in Zürich, welcher mit großem Erfolge die Trunksucht durch Suggestion bekämpft. Er rechnet den Alkoholismus und Morphinismus sogar zu denjenigen krankhaften Zuständen, welche der Suggestion „am besten zu weichen scheinen". Vgl. Forel: „Der Hypnotismus", 118. 119. (Stuttgart, Enke, 1891.)

22. (Seite 460.) Der Impuls, mit welchem posthypnotische Befehle — d. h. Suggestionen, die sich auf eine nach dem Erwachen auszuführende Handlung beziehen — ausgeführt werden, ist ungemein heftig, und der Somnambule, den man davon abhalten wollte, könnte schwer geschädigt werden. Hat er dagegen die Handlung ausgeführt, so strahlt sein Gesicht oft von innerer Glückseligkeit, was wiederum nur die Stärke des Triebes beweist, der in ihm lag und von dem er sich durch die Handlung befreit hat.

23. (Seite 461.) Man kann einem Hypnotisierten befehlen, die ihm erteilte Suggestion posthypnotisch erst in dem Augenblick auszuführen, wenn ihm ein bestimmtes Stichwort gegeben wird. Auch eine posthypnotische Hallucination kann man durch ein solches Stichwort entstehen oder verschwinden lassen. Der Leser, der sich für derartige Experimente interessiert, findet solche von teilweise unglaublichem Charakter in meinen „Studien aus dem Gebiete der Geheimwissenschaften" (II, 1—52). Bei allen diesen Experimenten ist die Beweiskraft noch verstärkt und jede Simulation dadurch ausgeschaltet worden, daß die Somnambule alle Suggestionen durch bloße Gedankenüber-

tragung, ohne Berührung und Worte, empfing. Wenn sich innerhalb der offiziellen Wissenschaft noch immer Leute finden, welche diese Gedankenübertragung als unmöglich verwerfen, so kann ich nur sagen, daß es der Gipfel der Thorheit ist, einer wirklichen Thatsache eine hypothetische Unmöglichkeit entgegenzustellen.

24. (Seite 476.) Die im Texte angeführten Citate sind wörtlich den dort angeführten Büchern entnommen. Insofern sind diese Citate für den Leser dokumentarische Belege für meine obige Behauptung, daß die Entdeckung der Suggestion im künstlichen Schlaf den Schülern Mesmers angehört, und nicht der modernen Medizin, welche — um ein Wort von Victorien Sardou zu gebrauchen — „seit einem Jahrhundert die Wahrheit verhöhnt hat, nun aber dieselbe für ihr Eigentum erklärt, wobei sie so vorsichtig war, die Etikette zu verändern.“ (Vgl. Almignana: Du somnambulisme, des tables tournantes et des médiums. 28. Paris 1889.)

25. (Seite 477.) In neuerer Zeit sind diese Experimente so weit getrieben worden, als es überhaupt zulässig ist. Man hat Verbrechen der verschiedensten Art suggeriert, nur daß man ihnen selbstverständlich eine unschuldige Wendung gab, z. B. statt eines wirklichen Giftes eine indifferente Substanz verabreichen ließ. (Vgl. Liégeois: De la suggestion et du somnambulisme dans leurs rapports avec la jurisprudence et la médecine légale. Paris 1889. — Lilienthal: Der Hypnotismus und das Strafrecht. Berlin und Leipzig 1887.) Die Professoren von Nancy, aber auch Forel in Zürich und Bérillon in Paris sind darin einstimmig, daß verbrecherische Suggestionen möglich sind. Dagegen behauptet die Pariser Schule, daß nur solche posthypnotische Suggestionen ausgeführt werden, die dem Charakter des Beeinflußten entsprechen; die Verbrechen bei Liégeois und andern seien lediglich platonischer Natur, und das suggerierte Verbrechen werde niemals die Schwelle der Laboratorien überschreiten. Auf diesen Einwurf antwortet Liégeois mit Recht: „Verlangen denn unsre Gegner, um die verbrecherische Suggestion ernst zu nehmen, daß wir ihnen ein wirkliches Verbrechen, einen wirklichen Leichnam liefern? Das können wir selbstverständlich nicht. Man weiß das, und nun beeilt man sich, darüber zu triumphieren.“ (Revue de l'hypnotisme. Februarheft 1891, S. 246.) Dieser Gegensatz der Meinungen zwischen

den Schulen von Paris und Nancy trat erst jüngst in dem Prozesse Eyraud-Bompard grell zu Tage, in welchem die verbrecherische Suggestion eine Rolle spielte. Aber er fand in Paris statt, und dort siegte natürlich die Schule von Paris. Weil nun aber in Bezug auf diesen Punkt die Meinungen noch geteilt sind, habe ich in der vorliegenden Erzählung der verbrecherischen Suggestion eine solche Form gegeben, wodurch die Handlung im Bewußtsein des Thäters im Momente der Ausführung als zulässig, ja lobenswert erschien. Die Möglichkeit einer solchen verbrecherischen Suggestion muß natürlich auch von der Schule von Paris zugegeben werden. Dadurch entziehe ich meine Erzählung dem noch herrschenden Streite der Meinungen, was ich für meine Recensenten ausdrücklich bemerke. Aber ich beeile mich, beizufügen, daß ich gleichwohl in diesem Streite auf Seite der Schule von Nancy stehe. Das wird jeder thun, der den Hypnotismus nicht isoliert studiert, sondern in Verbindung mit andern Zweigen der Geheimwissenschaften. Wenn die Pariser Aerzte wenigstens in Bezug auf das Problem des Nachtwandelns orientiert wären, würden sie sich hüten, die Möglichkeit des hypnotischen Verbrechens zu leugnen. Es sind mehrfach Fälle konstatiert — und selbst in der medizinischen Litteratur berichtet — daß Nachtwandler unter dem Einflusse entsprechender Traumbilder ein Verbrechen begingen. Kann aber solches geschehen unter dem Einflusse von Autosuggestion, so kann man offenbar auch der Fremdsuggestion die gleiche Leistung nicht bestreiten.

In Deutschland ist die Zerfahrenheit der Meinungen über diesen Punkt noch größer, als in Frankreich. Als jüngst die „Deutsche Dichtung" das Problem der verbrecherischen Suggestion und ihrer Verwertung im Roman aufwarf und von den Koryphäen der Wissenschaft Gutachten darüber einholte, ergab sich der schroffste Gegensatz der Meinungen. Die einen, welche den Gegenstand gründlich kannten, betonten die hohe juristische und pädagogische Bedeutung der Suggestion; die andern, die ihren Mangel an Erfahrung teilweise ganz unumwunden eingestanden, ließen sich gleichwohl nicht abhalten, ein absprechendes Urteil zu fällen. So steht es in Deutschland fünfzig Jahre nach Braid und hundert Jahre nach Mesmer! Eine Darstellung und Beleuchtung der erwähnten Gutachten deutscher Pro-

fessoren findet der Leser in der Berliner „Gegenwart", Nr. 4 und 6 (1891), sowie in der „Sphinx", Aprilheft 1891.

26. (Seite 479.) Der erinnerungslos erwachende Somnambule wird sich, sobald er abermals in Somnambulismus versetzt wird, an alles genau erinnern. Eine ausführliche Darstellung der merkwürdigen Erinnerungsverhältnisse im Somnambulismus findet der Leser in meiner „Philosophie der Mystik" (280—378).

27. (Seite 481.) In neuerer Zeit sind solche Hallucinationen, hypnotisch und posthypnotisch, häufig erzeugt worden, z. B. durch Professor Liébault (Du sommeil. 259), der einem Hypnotisierten seinen verstorbenen Vater erscheinen ließ.

28. (Seite 483.) Meine Somnambule erhielt einst durch bloße Gedankenübertragung die posthypnotische Suggestion, ihren Hypnotiseur in rotem Frack zu sehen. Nach dem Erwachen konnte sie das Lachen nicht unterdrücken, und nach längerem Befragen antwortete sie endlich, der rote Frack sei doch gar zu toll.

29. (Seite 484.) Professor Beaunis berichtet an die Société de psychologie physiologique in Paris: „Am 14. Juli 1884 hypnotisierte ich Fräulein A. E. und machte ihr folgende Eingebung: ‚Am 1. Januar 1885 um 10 Uhr vormittags werden Sie mich sehen. Ich werde Ihnen ein fröhliches Neujahr wünschen und dann verschwinden.‘ Am 1. Januar war ich in Paris. Ich hatte niemand von dieser Eingebung etwas gesagt. An diesem Tage erzählte Fräulein A. E. in Nancy einer Freundin folgenden Hergang: Um 10 Uhr vormittags sei sie in ihrem Zimmer gewesen, als sie an ihre Thür habe klopfen hören. Auf ihr ‚Herein‘ habe sie zu ihrem großen Erstaunen mich eintreten sehen und gehört, wie ich ihr ein glückliches, fröhliches Neujahr wünsche; ich sei aber darauf fast augenblicklich wieder hinausgegangen, und obwohl sie zum Fenster hinausgeschaut habe, um mich fortgehen zu sehen, habe sie doch nichts weiter von mir gesehen. Zu ihrem Erstaunen habe sie auch bemerkt, daß ich mit einem Sommeranzuge bekleidet war, — in der That derselbe, welchen ich trug, als ich ihr die Eingebung machte, welche auf diese Weise erst nach einem Zeitraum von 172 Tagen zur Verwirklichung gelangte." (Vgl. „Sphinx" III, 390.)

30. (Seite 490.) Kluge: „Versuch einer Darstellung des animalischen Magnetismus als Heilmittel." 268. Berlin 1815.

31. (Seite 495.) Als Liégeois zuerst von verbrecherischen Suggestionen sprach, entstand unter den Juristen eine Panik, die sich wiederum nur daraus erklärt, daß unsre Gelehrten den Hypnotismus isoliert studieren, von den übrigen Zweigen der Geheimwissenschaften aber noch immer nichts wissen wollen. Wer bloß den Hypnotismus kennt, könnte allerdings auf die Meinung geraten, daß die verbrecherische Suggestion eine ungeheure Gefahr für die menschliche Gesellschaft bilde, ja die Aufgabe des Untersuchungsrichters und Staatsanwalts unmöglich mache. Wer aber auch in den übrigen Zweigen bewandert ist, erkennt leicht, daß nicht nur diese große Gefahr nicht besteht, sondern im Gegenteile die Vertreter des Gesetzes mit Waffen versehen werden könnten, die der Schrecken der Verbrecherwelt wären. Es gibt kein hypnotisches Verbrechen, das nicht auf hypnotischem Wege entdeckt werden könnte; und es gibt überhaupt kein Verbrechen, dem der Adept der Geheimwissenschaften nicht weit leichter auf die Spur kommen könnte, als der bloße Jurist. Wer sich aus meiner Schrift: „Das hypnotische Verbrechen und seine Entdeckung" (München 1889), diese Ueberzeugung nicht zu holen vermag, wird sie vielleicht aus den bestätigenden Erfahrungen eines Juristen gewinnen, die ich im Aprilheft der „Sphinx" (1891) meinem Aufsatze „Suggestion und Dichtung" beigefügt habe.

32—35. (Seite 498.) So spricht noch heute eine große Anzahl von Gelehrten. Einer derselben hat erst kürzlich den „Charlatan" Mesmer mit Herostratus verglichen! Alle diese Herren berufen sich darauf, daß die Pariser Akademie 1784 den Mesmerismus verwarf, was übrigens nur zum Teile richtig ist; alle aber verschweigen konsequent, daß dieselbe Akademie 1831 jenes frühere Gutachten aufhob und den Magnetismus, wie Somnambulismus vollständig anerkannte. Vgl. meine „Studien auf dem Gebiete der Geheimwissenschaften" I, 204—205 und die von Dr. Gerster mit mir herausgegebene Schrift: „Professor Mendel in Berlin und der Hypnotismus" (Leipzig 1890), S. 1—27.